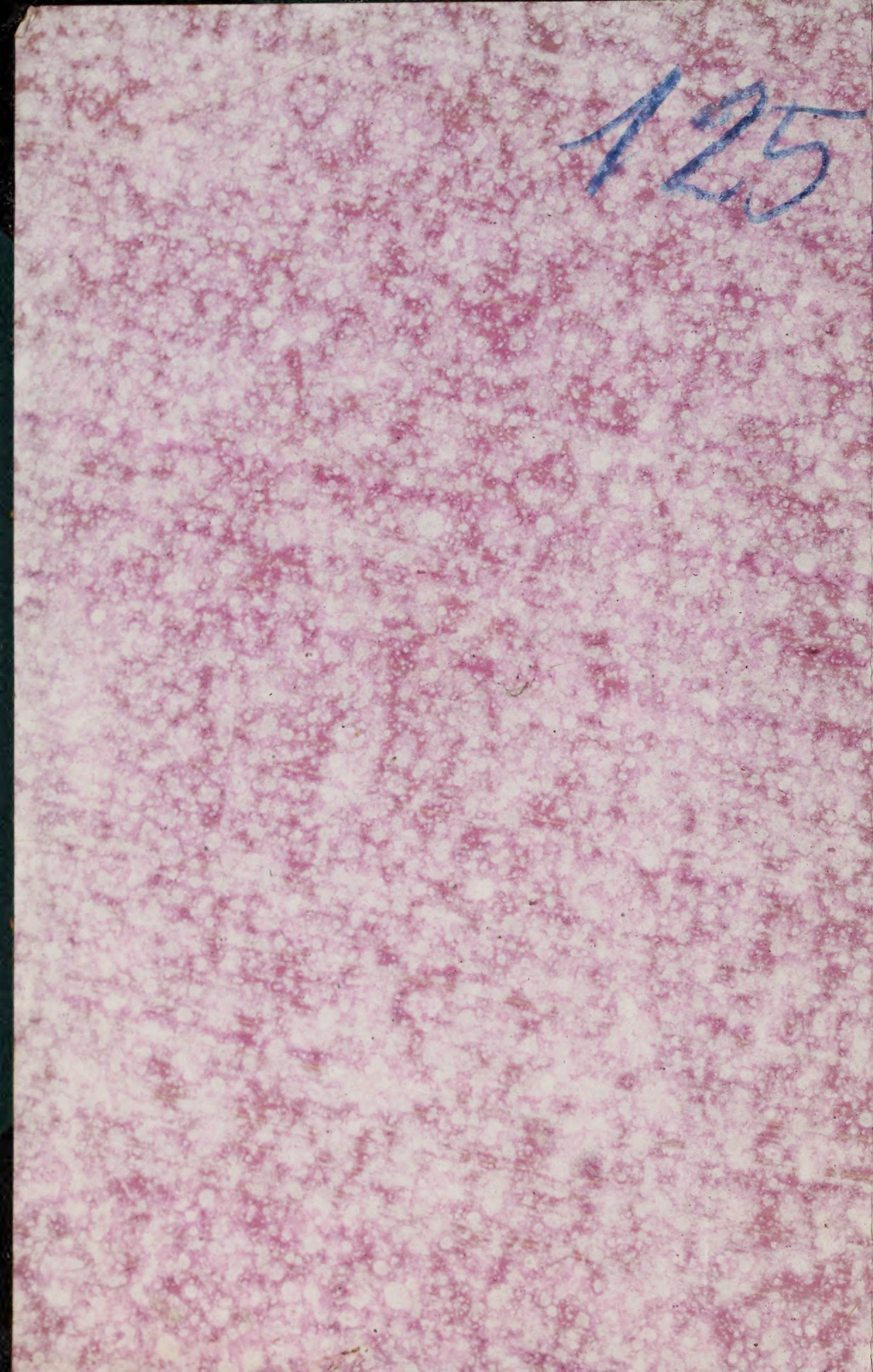
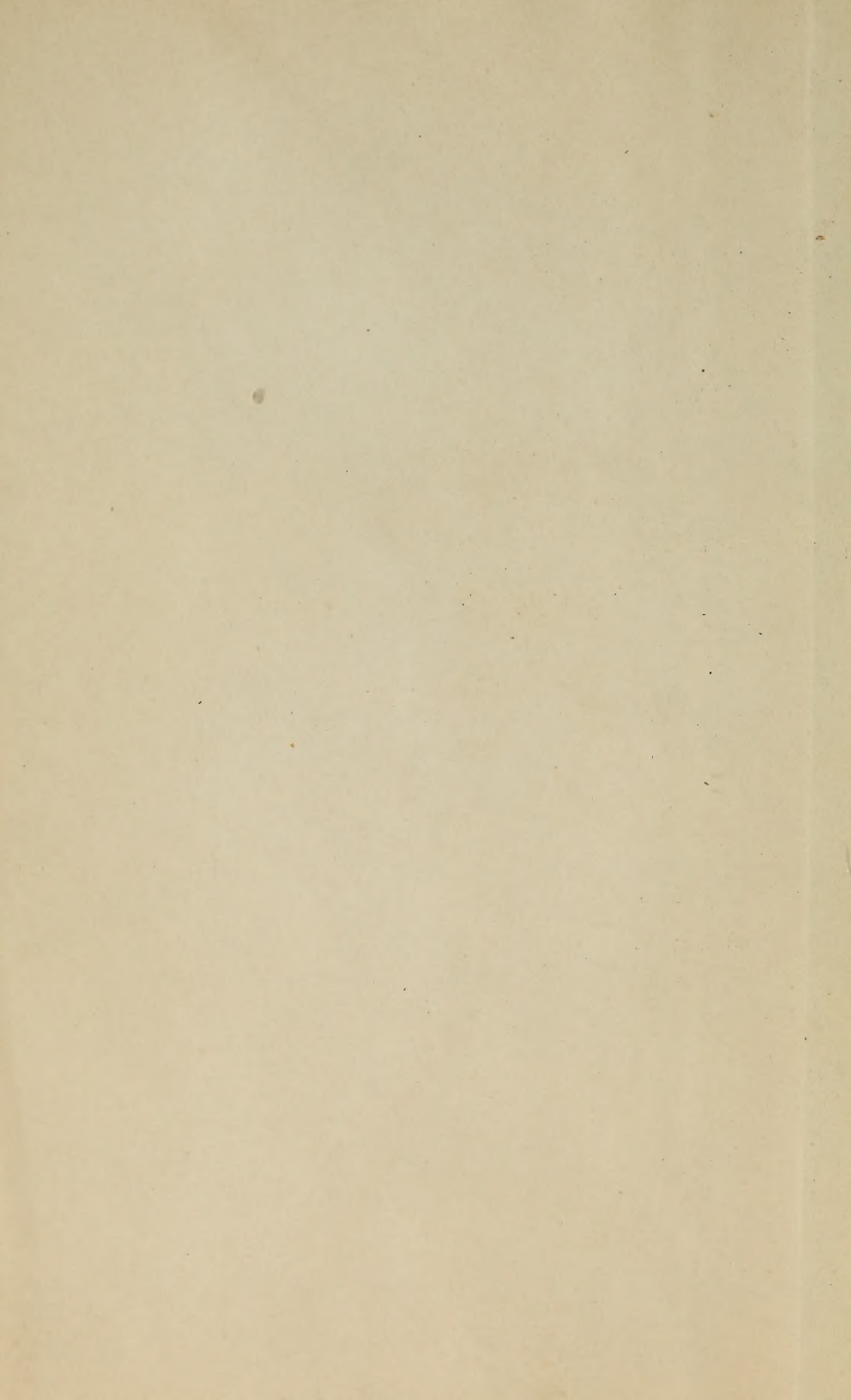



125



Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. VI. Serie.

Heft 121—144.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1892.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Helgoland.

Von

Dr. Gustav Diercks
in Gr. Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die von zahllosen Mythen und Sagen umwobene „Perle der Nordsee", der Gegenstand langer Kämpfe und vieler Unterhandlungen zwischen den Stämmen, Völkern und Mächten, denen im Laufe der Jahrtausende an dem Besitz dieses winzigen meerumrauschten Felsens gelegen war, ist endlich auf Grund des kürzlich zwischen England und Deutschland geschlossenen Abkommens von ersterem an letzteres abgetreten worden. Damit wird ein Wunsch erfüllt, den das deutsche Volk und seine Regierungen gehegt haben, seitdem der Einheitsgedanke verwirklicht, seitdem Deutschland eine Großmacht geworden ist und eine Flotte geschaffen hat, die die Küsten schützen, die Rechte der Deutschen auch zur See und in überseeischen Ländern vertheidigen soll.

Helgoland, das wenig mehr als einen halben Quadratkilometer mißt, hat durch seine günstige Lage, durch seine eigenartige Erscheinung, durch seine merkwürdigen Verhältnisse von jeher das Interesse aller derer in Anspruch genommen, die in seine Nähe gekommen sind und die benachbarten Küstenländer bewohnt haben. Aber es hat zugleich auch durch seine geheimnißvolle Vergangenheit und seine merkwürdigen geologischen Verhältnisse der Phantasie, der Fabelsucht und Mythendichtung früherer Generationen so reiche Nahrung gegeben, daß es heute zum Theil unmöglich ist, die geschichtliche Wahrheit von der Dichtung der alten Chronisten zu trennen. So übt das kleine

Stückchen Land denn nicht nur eine außerordentliche Anziehungskraft auf die besonders zum Romantizismus neigenden deutschen Touristen und Badegäste aus, sondern ist auch für den Naturforscher, den Historiker und Kulturhistoriker, ja selbst für den Politiker und den Juristen ein mit seiner Winzigkeit in gar keinem Verhältniß stehender ungemein interessanter und beinahe unerschöpflicher Studiengegenstand. Trotzdem beispielsweise das kleine Eiland der europäischen Welt seit einem Jahrtausend scheinbar ganz genau bekannt gewesen ist; trotzdem wir eine Fülle von Karten von der Insel haben, Karten, deren Angaben keinen Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit aufkommen zu lassen scheinen, so ist merkwürdigerweise diese Insel doch gerade für die Geologen und Geographen ein Räthsel und bietet ihnen zahlreiche Probleme, deren versuchte Lösungen sich zum Theil selbst heute noch diametral gegenüberstehen und einander ausschließen. Ebenso sehen sich die Geschichts- und Kulturgeschichtsforscher vor einer ungemein schwierigen Aufgabe, wenn sie einen klaren Ueberblick über die Geschichte der Insel zu erhalten wünschen. Die Verfassungen und die Rechtsverhältnisse, unter denen die Bewohner der Insel bisher gelebt haben, sind nicht minder unklar und so verwickelt, daß die scharfsinnigsten Juristen sich vergebens bemüht haben, sich in dem Chaos von Gesetzen zurechtzufinden, die der Theorie gemäß für Helgoland in Kraft stehen.

Diese Schwierigkeiten sind in der That so groß, daß wenn der Zufall uns nicht noch in Zukunft irgend welche vollständig zuverlässige Nachrichten über die frühere Größe und die Geschichte der Insel zugänglich macht, eine sichere Lösung aller auf Helgoland bezüglichen Streitfragen schwerlich jemals zu erzielen sein dürfte. Eine solche kann nach Maßgabe der vorhandenen Materialien auch in den folgenden Ausführungen nicht erstrebt werden, die nur den Zweck haben, dem Interesse entgegenzukommen, das an der nunmehr deutschen Insel bei allen Deutschen besteht, und

die hauptsächlich bestimmt sind, ein gedrängtes Bild der drei früheren Perioden der natürlichen, der politischen und der Kulturgeschichte der Insel zu geben.

Die Nachrichten, welche wir über die Geographie und die Bevölkerung der Küstengebiete des nördlichen Deutschland haben, reichen allerdings weit in das römische und griechische Alterthum zurück, sie sind aber zu dürftig und unbestimmt, um der Interpretation nicht den breitesten Spielraum zu gewähren. Welche Inseln die Karthager mit den Kassitoriden, Pytheas mit den Bernsteininseln, Ptolemäus mit den drei Sachseninseln gemeint haben, können wir nur vermuthen, nicht aber sicher feststellen. Für Helgoland lassen uns die ältesten Mittheilungen ganz im Stich, und erst Tacitus hat mit der in seiner Germania gegebenen Beschreibung jener Insel, die den Sitz des Herthakultus bildete, den mittelalterlichen und den neueren Geschichtsforschern Anlaß zu ungemein gelehrten Untersuchungen über die Frage gegeben, ob diese Herthainsel nicht mit dem rothen Felseneiland der Nordsee identisch sein könnte. Dieser Streit ist unentschieden geblieben, obgleich zahlreiche Argumente dafür sprechen, daß der „keusche Hain" der Hertha viel mehr auf Rügen oder anderen Inseln der Ostsee als auf denen der Nordsee zu suchen ist. Aber die phantasievollen Chronisten, und in diesem Falle noch mehr die Geographen und Kartographen des Mittelalters, haben das Ihrige dazu beigetragen, die Entscheidung in dieser Streitfrage zu erschweren, indem sie Helgolaud, um es den Berichten des Tacitus anzupassen, eine hundert und mehr Male größere Gestalt verliehen haben als es heute hat. Sie haben damit aber noch mehr Unheil angerichtet, indem sie die Streitfrage über die frühere Größe Helgolands, über seinen Zusammenhang mit dem Festlande und der cimbrischen Halbinsel aufgeworfen haben; zugleich sind damit im Anschluß an die zweifellose Thatsache, daß die Felseninsel stetig kleiner wird, die übertriebensten Besorgnisse hinsichtlich ihres

Verschwindens von der Seeoberfläche erzeugt worden. Jene wenigen Worte des Tacitus über die Herthainsel, mit der Helgoland sicherlich nicht das Geringste zu thun hat, haben somit für die moderne Wissenschaft dieselbe Wirkung gehabt, die der kleine Kieselstein hat, der in ein stilles Wasser geworfen wird: Die Insel ist der Mittelpunkt einer beinahe alle Wissenschaften beschäftigenden Untersuchung und Litteratur geworden ohne daß diese jedoch im allgemeinen abschließende und befriedigende Resultate ergeben hätten.

Daß die Bodenverhältnisse der friesischen und schleswig-holsteinischen Küste sich in historischer Zeit verändert haben, dafür liefern nicht nur die Berichte der Alten, sondern zahlreiche andre Mittheilungen und in beschränktem Maße sogar die Beobachtungen der letzten Generationen den Beweis. Plinius spricht von 23 Inseln, die der friesischen Küste vorgelagert waren, während wir heute nur neun kennen, von denen mehrere im Laufe des letzten Jahrhunderts noch um ein beträchtliches zusammengeschrumpft sind und nur dank den kostspieligen Deichen und andren Schutzarbeiten vor dem Untergange bewahrt werden. Auch Sylt, Föhr und die andern Inseln an der holsteinischen Küste sind Veränderungen unterworfen und nehmen die Aufmerksamkeit ihrer Bewohner und der Behörden auf die Erhaltung der Schutzvorrichtungen gegen die Sturmfluthen und andere schädigende äußere Einwirkungen in hohem Grade in Anspruch. Wie verheerend und umgestaltend die großen Sturmfluthen des verflossenen Jahrtausends in der Südostecke der Nordsee und ihren angrenzenden Küstenstrichen gewirkt haben, können wir aus den geschichtlichen Aufzeichnungen darüber mit ziemlich großer Sicherheit ersehen, wenngleich dabei manche Uebertreibungen mit untergelaufen sein mögen. So sollen 1216 beinahe 10 000 Menschen auf Nordstrand, Eyderstedt und Dithmarsen umgekommen sein, in einem andern Falle sogar 400000. Im 13. und

14. Jahrhundert scheinen überhaupt sehr viele große Sturmfluthen die Nordseegebiete heimgesucht zu haben, denen denn auch die bedeutendsten Veränderungen zugeschrieben werden, wie die Lostrennung der Inseln Sylt und Forn vom Festlande im Jahre 1362.

Die an diesen Küsten entlang ziehenden starken Strömungen können im Laufe der Zeit im Verein mit Stürmen und Sturmfluthen allerdings beträchtliche Veränderungen des Seebodens wie der in ihrem Bereich liegenden Inseln und Gestade erzielt haben. Auch die aus irgend welchen Gründen erfolgten Abweichungen der Meeresströmungen von ihrer gewöhnlichen Richtung mögen auf die Umgestaltung der Ländermassen eingewirkt haben. Wie wandelbar gerade der Boden dieses Theiles der Nordsee ist, dafür haben wir nun dieser Tage einen neuen kleinen Beweis erhalten. Die Fischer von Hamburg, Glückstadt und Cuxhaven glaubten in den letzten Wochen eine Abflachung des vor der Elbmündung gelegenen Theiles der Nordsee bemerkt zu haben, und diese Beobachtung haben theilweise nun die Ingenieure bestätigt, welche das Kabel von Cuxhaven nach Helgoland auszubessern berufen waren. In den letzten Monaten ist aber keine Sturmfluth zu verzeichnen gewesen, der man etwa diese an sich zwar unbedeutende, aber immerhin wahrnehmbare Veränderung des Meeresbodens zuschreiben könnte.

Daß in Anbetracht derartiger Erfahrungsthatsachen, wie sie die Bewohner der Nordseeküsten zu allen Zeiten haben beobachten können, die auf die einstige räumliche Ausdehnung Helgolands bezüglichen Fabeln haben geschaffen werden können, ist leicht begreiflich. Daß es aber Fabeln waren, wenn frühere Chronisten behaupteten, Helgoland sei einst mit der friesischen Küste verbunden, von Dithmarsen und Eyderstedt nur so weit entfernt gewesen, daß eine Fähre zwischen diesen Orten den Verkehr vermittelte, oder gar von der schleswig-holsteinischen Küste nur durch einen so schmalen Kanal getrennt gewesen, daß ein darüber

gelegtes Brett als Brücke diente — versteht sich für die geschichtliche Zeit von selbst.

Hieran schließt sich nun die Frage, ob die Insel in historischer Zeit wirklich um so viel kleiner geworden ist, als es nach der von dem königl. Dänischen Mathematikus Johannes Meyer um 1650 hergestellten vergleichenden Karte von 800, 1300 und 1640 der Fall sein müßte. Diese von Dr. Kaspar Dankwerth seiner Beschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein vom Jahre 1694 hinzugefügte Karte läßt die Insel im Jahre 800 als ein großes Land mit vielen Häfen, Flüssen, Wäldern, Tempeln, Burgen und Ortschaften erscheinen, deren Existenz aus älteren Schriften erhellte. Gründliche Forscher, namentlich Geologen, haben die Möglichkeit der auf dieser Karte gezeigten Ausdehnung mit aller Bestimmtheit in Abrede gestellt, und zwar haben sie sich hauptsächlich darauf gestützt, daß das heutige Helgoland, der rothe thonartige Keuperfels, ganz verschieden ist von den vielen Felsenriffen, welche als Ueberreste des vermeintlichen früheren Landes die Insel umgeben; daß der eigentliche Inselkörper somit infolge einer vulkanischen Bewegung die sehr viel jüngeren darüber gelagerten Kalk- und Kreidemassen durchbrochen hat. Die letztern sind bei seite geschoben worden und haben die Brünne gebildet, die Riffe nämlich, welche die Insel umgeben, an denen das Meer seine Gewalt bricht und die auch die Annäherung an Helgoland so sehr gefahrvoll machen. Daß der Inselfelsen an Umfang eingebüßt hat, wird natürlich auch von Wiebel nicht geleugnet, dessen geologische Forschungen über Helgoland bis heute noch maßgebend sind, nur beschränkt er denselben bis auf diejenigen Riffe, welche, im Norden und Westen gelegen, das gleiche Gestein aufweisen, aus dem die Insel besteht.

Das schließt nun freilich nicht aus, daß auch die Umgebung der rothen Felsmasse früher in mehr oder minder großer Ausdehnung über den Meeresspiegel hinausgeragt habe. Die

im Osten in ungefährer Entfernung von 1200 m vom helgoländer Unterlande gelegene Düne ist vielmehr der Beweis dafür, daß dies thatsächlich der Fall gewesen ist, denn die Düne ist bis zum Jahre 1711 nachweislich mit der Insel verbunden gewesen und der Ueberrest einer früher sehr ansehnlichen Sandinsel, deren Kern ein Kreidefelsen von mehr als 20 m Höhe bildete, die „Wittklipp", die weiße Klippe, deren alle älteren Beschreibungen von Helgoland ausdrücklich Erwähnung thun. Diese weiße Klippe wurde von Helgoländern, nachdem in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Haupteinnahmequelle derselben, der Heringsfang, plötzlich, vermuthlich wegen einer Veränderung der Meeresströmung, versiegt war, als Steinbruch benutzt und schließlich vollständig abgetragen. Die Düne verlor damit ihren Schutz und ihren Stützpunkt und wurde, nachdem am 1. November 1711 die Ueberreste der Wittklipp durch eine Sturmfluth beseitigt worden, durch eine weitere vom 31. Dezember 1720 von der Insel Helgoland getrennt. Zwar versuchte man in den folgenden Jahren die Verbindung wiederherzustellen, und bei Ebbe soll man die Landzunge noch bis 1730 haben überschreiten können, die Macht des Wassers war aber stärker, als die schwache Kraft der Menschen, die Meereswogen wuschen dieses Bindeglied vollständig fort. Die ununterbrochenen Klippenzüge, welche in der Längsrichtung der Düne nach Nordwesten die Fortsetzung derselben um das Dreifache ihrer Länge bis zu den äußersten Spitzen der Seehundsklippen markiren, haben möglicherweise in früherer Zeit die Grundlage für die an Größe Helgoland vielleicht übertreffende Zwillingsinsel gebildet. Zwischen diesen Klippenzügen und der Nordostseite der Insel liegt der einstige Nordhafen, der auch für tiefgehende Kriegsschiffe Raum bietet, während sich der Südhafen südlich von der früheren, die Insel und die Düne verbindenden Landzunge, zwischen der Ostseite von Helgoland und der Südspitze der Düne, dem Ade-Brunnen,

erstreckt. Die Einfahrt in diesen Hafen wird durch die Danskermann- und einige andre vereinzelte Klippen sehr erschwert. Hinter diesem weitreichenden Gürtel von Klippen, Untiefen und Sandbänken fällt der Meeresgrund beinahe unvermittelt zu beträchtlicher Tiefe ab. Damit ist aber zugleich auch die äußerste Ausdehnung angegeben, welche die Insel in geschichtlicher Zeit gehabt haben kann, und wir könnten ihr danach allenfalls das Doppelte ihrer heutigen Größe, nicht aber das Hundertfache der Meyerschen Karte von 800 zuschreiben. Doch selbst der Annahme der Möglichkeit ihrer Ausdehnung bis an die Danskermannklippe und den Fellebrunnen steht viel entgegen. Es sei nur der eine Umstand erwähnt, daß man in dem kleinen, am Fuße der östlichen schmalen Seite des Felsens theils angeschwemmten, theils mühsam dem Meere abgerungenen Unterlande, das jetzt etwa 900 Meter im Umfang mißt, in beträchtlicher Entfernung von dem heutigen Strande und nahe an der Treppe, welche zum Oberlande führt, steinerne Pallisaden aufgefunden hat, die nur dem Zwecke gedient haben können, die Meereswogen abzuhalten. Es erhellt hieraus, daß dieses Vorland früher sehr viel kleiner gewesen ist als jetzt, daß jeder Fuß Land dem Meere abgewonnen werden mußte, statt daß dasselbe vom Lande große Stücke abriß.

Was die Gefahr baldigen Verschwindens der Insel anbetrifft, so ist dieselbe nicht annähernd so groß, wie sie meist geschildert wird. Die Wetterseite des gegenwärtig noch auf 3978 Meter Umfang berechneten Oberlandes, zu dem eine Treppe von 190 Stufen und seit 1885 auch ein Aufzug hinaufführt, ist die nach Südwesten gerichtete, und sie hat natürlich die meiste Einbuße erlitten. Der Anblick, den sie dem Beschauer bietet, der sie auf einer Rundfahrt um die Insel vom Meere aus betrachtet, ist denn auch ungleich anziehender als der der Nordostseite. Das Gestein ist hier tief gespalten und zerklüftet,

das Wasser hat hier große Grotten ausgehöhlt, Felsenthore geschaffen und wieder zerstört, während die nordöstliche Wand im Vergleich dazu beinahe glatt erscheint, und doch ist auch auf dieser das bloßliegende Gestein vollständig verwittert, und sie verliert beinahe ebensoviel als die Südwestseite. Allerdings sind die zersetzenden Ursachen nicht auf beiden Seiten die gleichen. Auf der südwestlichen übt hauptsächlich das Meer seine zerstörende Kraft auf den Felsen aus und wäscht allmählich die leichter löslichen Bestandtheile ab; auf der Nordostseite dagegen, die durch die Brünne der vorgelagerten Felsenriffe gegen die Wellen ungleich mehr geschützt ist, sind es überwiegend die atmosphärischen Einflüsse, die das Gestein zersetzen, und zwar um so nachdrücklicher, als der Felsen sich auch von Südwesten nach Nordosten abdacht, so daß das den Boden benetzende Regenwasser auch nach dieser Seite abfließt. Wäre die letztere in ihrem heutigen Zustande nur einige Jahrzehnte in gleicher Weise dem Ansturm der Wellen ausgesetzt wie die andere Seite, so würde die Existenz der Insel allerdings in hohem Grade bedroht sein. Wie morsch überhaupt das Gestein der Insel ist, davon kann man sich leicht überzeugen. Ein schwacher Schlag mit einem Hammer genügt oft, um größere Blöcke, die am Strande liegen, vollständig zu zertrümmern. Auch der Umstand, daß die zerriebenen Steine unter einfacher Behandlung mit Wasser zur Herstellung von Terrakotten verwandt werden, spricht nicht gerade für seine Festigkeit.

Am meisten bedroht ist die Nordspitze der Insel, sie verliert auch verhältnißmäßig am meisten von ihrem Gestein und weist an einigen Stellen auf beiden Seiten so tiefe Einschnitte auf, daß ein Durchbruch hier früher oder später zu erwarten ist. Dieser Theil ist auch stark untergraben.

Immerhin berechnet der jetzige Badearzt Dr. Lindemann auf Grund seiner genauen Messungen und Vergleiche mit denen

Wiebels, daß die Insel, wenn nicht unvorhergesehene Umstände eintreten, die ihren Verfall beschleunigen, mindestens 600 bis 700 Jahre den Wellen Widerstand bieten kann.

Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß diesem Verfall durch Menschenkraft Einhalt gethan werden könnte, sowohl auf der Insel wie auf der Düne. Wenn selbst eine so primitive Schutzwehr, wie sie die Helgoländer mit ihrer schwachen Kraft an der Nordostseite des Unterlandes 1864—66 geschaffen haben, bis heute mit vollem Erfolg standgehalten hat, so darf man wohl annehmen, daß die moderne Ingenieurwissenschaft und Wasserbaukunst noch ganz andere Resultate erzielen könnten.

Wenn die frühere größere räumliche Ausdehnung Helgolands geleugnet wird, so fällt damit auch die Möglichkeit der Identität dieser Insel mit der Herthainsel des Tacitus. Das Plateau der Insel hat nur eine dünne Humusschicht, und bei allen daselbst vorgenommenen Feldarbeiten, Tiefbauten und Untersuchungen sind keine Baumstümpfe, Wurzelmassen oder andre Anzeichen einer ehemaligen Bewaldung aufgefunden worden. Bei den ewigen starken Luftströmungen und Stürmen hätte ein Hain von alten Buchen oder Eichen dort nur im Schutze großer Mauern entstehen können. Wir finden auch jetzt auf dem Oberlande größere Bäume nur im Schutze der eng aneinander gebauten Häuser, alte, kräftig entwickelte Ulmen jedoch nur im Unterland, und zwar an der Treppe, die nach oben führt, also dicht an der Steinwand, ferner in der Bindfadenallee und an einigen andern Stellen, die den Winden wenig oder gar nicht ausgesetzt sind.

Der Herthakult aber war nach dem, was wir darüber wissen, an das Vorhandensein alter Bäume, Quellen und Waldseen gebunden, von denen auf Helgoland jedoch nicht die Rede sein konnte, wenn man nicht den Untergang der bewaldeten Theile voraussetzen will. Aber auch die Untersuchungen des

Seebodens in der Nachbarschaft der Insel haben keine Spuren von dem Vorhandensein untergegangener Wälder aufgewiesen.

Die ersten wirklich zuverlässigen Nachrichten über die Insel, nämlich die Adams von Bremen von ca. 1072 schildern dieselbe als baumlos, wissen nichts von früherer Bewaldung, gedenken auch mit keiner Silbe des einstigen Herthakults.

Der Name der Insel hat bisher allen Versuchen seiner Erklärung und Deutung Trotz geboten, und wie bei denen vieler andrer alter Ortschaften sind selbst Mythen und Sagen geschaffen worden, um denselben zu erklären.

Der älteste Name, unter dem Helgoland in der Litteratur des Mittelalters erscheint, ist Fosites oder Fosetesland, wenigstens hat man guten Grund, die von Alkuin und von Bischof Altfried so bezeichnete, „auf der Grenze zwischen den Friesen und Dänen gelegene Insel" für Helgoland zu halten. Diesen Namen erhielt sie, weil sie der Sitz des heidnischen Fositekultus war, den die mittelalterlichen Erklärer natürlich mit dem Herthakult in Beziehung zu bringen, ja sogar zu identifiziren suchten, indem sie Fosite in Foste, Foseta, Fosta und schließlich in den Namen der römischen Vesta umgestalteten, die der nordischen Hertha entsprechen sollte. Man kümmerte sich dabei wenig darum, daß Fosite, den Jakob Grimm für den Forseti der Edda hielt, und der von allen friesischen Stämmen offenbar hoch verehrt wurde, ohne Zweifel eine männliche, Hertha dagegen eine weibliche Gottheit war. Fosite ist nebenbei auch zum Enkel der Hertha gemacht worden, hauptsächlich wohl zu dem Zwecke, die These aufstellen zu können, daß der Kultus der Hertha im Laufe der Zeit auf ihren göttlichen Nachkommen übertragen worden ist. Was wir über diesen Kultus erfahren, läßt denselben allerdings dem der Hertha ähnlich erscheinen. Da ist von einer Quelle die Rede, aus der nur stillschweigend Wasser geschöpft werden durfte. Die heiligen Thiere, überhaupt alles, was zu dem Heiligthum gehörte, durfte nicht berührt werden.

Adam von Bremen, dessen Beschreibung von Helgoland keinen Zweifel darüber läßt, daß er diese Insel im Auge hat, weil sie der heutigen Erscheinung derselben beinahe ganz entspricht, ist der Hauptgewährsmann dafür, daß sie mit dem Fosetisland identisch ist, denn er sagt dies ausdrücklich, nennt die Insel aber „Farria“ und stellt den Erklärern damit eine neue schwierige Aufgabe. Einige haben sich zu helfen gesucht, indem sie, nach Voraussetzung eines Schreibfehlers, die Satzkonstruktion verändert und Farria nicht auf Helgoland bezogen haben, weil dieser Name sonst niemals wieder für die Insel angewandt worden ist. Andre haben dieses Wort selbst zu erklären versucht und sind dabei zu einer „Fährinsel“, zu einer „Schafinsel“, „Tanginsel“, „Schiffsinsel“ und andern noch weniger wahrscheinlichen Uebersetzungen gelangt.

Adam von Bremen theilt aber ferner mit, nach der Einführung des Christenthums habe die Insel den Namen Heiligland erhalten. Diese Schreibweise des Namens erscheint dann neben mehr als einem Dutzend andrer als Helligenland, Helgenland, Hildigland, Hilgarland, Helgeland, Halegland, Halaglun ꝛc., bei mehreren älteren Schriftstellern auch schon als Helgoland, während Heinrich von Ranzau in seiner Beschreibung des cimbrischen Chersones im 16. Jahrhundert diese germanischen Namen lateinisch mit insula sacra wiedergiebt.

Damit war und ist den Sprachforschern eine weitere große Aufgabe gestellt worden. Erhielt die Insel ihren Namen von einer männlichen oder weiblichen Persönlichkeit, z. B. Helgo oder Hildgard, oder wurde sie heiliges Land genannt?

Die Sage war schnell bei der Hand und berichtete von einem dänischen König Helgo, der im 6. Jahrhundert in sächsische Lande einfiel und sich um die dortige Königin Olufa bewarb, von ihr schnöde zurückgewiesen wurde, sich dann schwer rächte und sich mit ihr verband. Dieses sächsische Land soll

nun die Insel Helgoland gewesen sein und letztere diesen Namen von dem König erhalten haben, der nach andern Sagen dann überhaupt dort geherrscht hat.

Warum die Insel andrerseits den Namen der heiligen erhalten haben sollte, ist auch nicht leicht einzusehen. In erster Linie dachte man wieder an den Hertha-, dann an den Fosetekultus, die dem Eiland bei den friesischen Stämmen wohl das Beiwort heilig verschafft haben können. Die Bekehrung der Einwohner der Insel zum Christenthum war dagegen wohl kein hinreichender Grund, sie für heilig zu erklären, obgleich spätere Chronisten sie mit zahlreichen Kirchen und Klöstern bedeckten und in neun Kirchsprengel eintheilten.

Mehr gerechtfertigt war der Name jedenfalls dadurch, daß sie nicht nur bedrängten Schiffern eine Zuflucht bot, sondern auch manchen Königen der Nachbarländer als solche gedient hat, überhaupt selbst bis in die bewegten Zeiten der Mitte unseres Jahrhunderts als eine Art Freistatt galt. Aber auch der von vielen alten Beschreibern ausdrücklich erwähnte Umstand, daß sie einen Süßwasserquell besaß, konnte, und vielleicht mit besserem Recht als irgend ein anderer, Veranlassung sein, die Insel für heilig zu erklären. Was für einen Werth eine Süßwasserquelle mitten im Meere hat, das werden die alten cimbrischen, friesischen, sächsischen und normannischen Fischer und Schiffer wohl noch mehr zu würdigen gewußt haben, als die Seefahrer späterer Zeiten und der Gegenwart.

Die Insel hatte aber auch neben dem Namen der „heiligen" den der „heiligen Ursula und ihrer 11000 Jungfrauen". Wie sie zu dieser Ehre gekommen ist, wissen die Chronisten freilich sehr einfach zu erklären, indem sie versichern, die englische Prinzessin sei mit ihrer Mädchenschar, deren Fußspuren noch den Gläubigen später Zeiten auf der Insel gezeigt wurden, auf ihrer Romfahrt nach Helgoland gekommen, aber allerdings so schlecht behandelt

worden, daß sie bald wieder abgezogen sei. Zur Strafe für das gottlose Verhalten der Helgoländer habe Gott dann einen großen Theil ihrer Insel vernichtet und viele Gegenstände in Stein verwandelt. So erzählt der 1630 gestorbene Pfarrer von Büsum, Neokorus, daß er noch „ein Endelin vom Waßlichte, welches tho Stene geworden, im Vorwharing" habe. Da die Heiligengeschichte die legendäre Gestalt der heiligen Ursula in die Zeit der Hunnen versetzt und sie wie ihre 11000 Jungfrauen von diesen vor Köln vernichtet werden läßt, so erhellt hieraus, daß die Chronisten sich erst sehr spät des Besuches dieses großen Heeres von weiblichen Heiligen auf Helgoland erinnert haben.

Dankwerth und viele Andere haben den Namen auch von der Lage der Insel und ihrer einstigen vermeintlichen Zusammengehörigkeit mit dem Festlande herleiten wollen, indem sie ihn auf denselben Wortstamm wie die Halligen zurückgeführt haben. Dankwerth sagt: „Halligland, das ist ein Meer- oder Seeland, weil es in der See belegen, denn so werden heut noch bei uns Haliger diejenigen Wasserländer benannt, so unbedeicht liegen."

Beiläufig erwähnt sei schließlich noch, daß auch ein Theil von Norwegen in alten Zeiten mit Helge- oder Haldgaland bezeichnet, die Norweger aber gelegentlich Söhne der Helgoländer genannt wurden.

Die Bevölkerung der Insel ist überwiegend friesisch, hat sich aber offenbar nicht entfernt so rein und unvermischt erhalten, wie sie selbst von sich behauptet. Ein einheitlicher Typus ist heute kaum zu bemerken, die Haarfarbe variirt zwischen Hellblond und dem tiefsten Schwarzbraun, die Farbe der Augen zwischen Blau, Grau, Braun in allen Schattirungen. Die hieraus erhellende Mischung dürfte allerdings in älteren Zeiten erfolgt sein, da in den der Gegenwart näher liegenden erwiesenermaßen streng auf Erhaltung der Stammesreinheit gehalten, die eheliche Verbindung der Helgoländer und besonders der Helgoländerinnen mit Fremden

als ein Verbrechen gegen das kleine Vaterland und die Landsleute betrachtet wurde. So durfte denn auch ein Fremder, der einer Helgoländerin die Ehe versprochen hatte, die Insel nicht verlassen, sondern wurde in den Stammverband aufgenommen; anderseits durfte kein Ausländer Bürgerrecht erlangen, wenn und so lange er nicht mit einer Helgoländerin verheirathet war.

Wie überall sind in neuester Zeit allerdings auch auf Helgoland, besonders seitdem es ein vielbesuchter Badeort geworden ist, die alten Sitten, Gebräuche, Trachten verschwunden und mit ihnen die alten Gesetze in Vergessenheit gerathen. Das starke numerische Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts über das männliche hat überdies dazu beigetragen, daß manche Helgoländerin an der Seite eines fremden Gatten oder im Dienst einer vornehmen Dame die Insel verläßt.

Wie verschwägert die 1881 auf 2001 Personen, nämlich 1084 weibliche, 917 männliche, bezifferte Gesamtbevölkerung der eingebornen Helgoländer ist, erhellt wohl am deutlichsten aus einem Blick in das diesjährige Adreßbuch. Dasselbe enthält im ganzen 552 Namen, und zwar vertheilt auf 134 verschiedene Familiennamen. Es erscheint aber der Name Aenckens 22, Bartz 11, Bock 11, Bother 15, Dreyer 11, Franz 10, Friedrichs 32, Haas 11, Hamckens 10, Hornsmann 13, Kröger 11, Krüß 18, Lorenzen 12, Michels 11, Nickels 9, Ohlsen 11, Ohlrichs 9, Ralfs 9, Reimers 11, Rickmers 28 mal. Diese 21 verschiedenen Namen vertheilen sich auf 290 Familien, d. h. bei weitem die größere Hälfte der ganzen Bevölkerung, während die kleinere Hälfte, 262 Familien, 113 verschiedene Namen aufweist.

Trotz dieser eigenthümlichen Verhältnisse ist die Helgoländer Bevölkerung im ganzen eine recht kräftige. Das Mittelmaß wird selten überschritten, und zwar nur bei den Männern; die Frauen sind vielmehr durchweg klein, schmächtig, von sehr zarter

Gestalt, sehen vielfach bleichsüchtig und krank aus, was dem Umstande der im allgemeinen sehr frühen Verheirathung und dem ihrer schweren Arbeit zuzuschreiben ist; sie sind jedoch trotzdem im allgemeinen sehr zäher, widerstandsfähiger Natur und erreichen ein hohes Alter. Die Männer beschäftigen sich ausschließlich mit Fischfang und Schiffahrt; die Frauen dagegen besorgen nicht nur die Hausarbeit, sondern auch die des Feldes, die Zubereitung der Fische zum Versand und zum Trocknen, die Ausbesserung der Netze und dienten in früherer Zeit auch dazu, die schweren Lasten der Fische, der Lebensmittel und Waren auf das Oberland zu tragen.

Ueber den Charakter gehen die Meinungen der Fremden sehr auseinander. Im allgemeinen ist er dem der übrigen Friesen gleich, nur daß er sich auf diesem Insellande ursprünglicher und reiner erhalten hat als auf dem Festlande. Der Helgoländer erscheint rauh und unfreundlich, ist aber treu und zuverlässig, gegen den Fremden allerdings wortkarg und mißtrauisch. Er gilt als verschmitzt selbstsüchtig und habgierig; seine dürftigen Erwerbsquellen, sein spärlicher Verdienst zwingen ihn jedoch, überall seinen Vortheil so weit wahrzunehmen, als es sich mit dem Gesetz verträgt. Diebstahl gilt als ein höchst verächtliches, gemeines Verbrechen und soll unter den Insulanern sehr selten vorkommen; ein Gefängniß hat auf der Insel in neuester Zeit nie existirt. Stolz auf seinen cimbrischen oder altfriesischen Ursprung, von unbegrenztem Freiheitsdrang beseelt, will er von Rangunterschieden, von einem Dienstverhältniß nichts wissen. Dienstboten sollen daher zu Anfang der Periode, in der der Fremdenverkehr sehr stark wurde, vom Festlande hinübergeholt sein, jetzt indessen scheinen die Mädchen der ärmsten Klassen der Bevölkerung es doch für vortheilhaft genug zu erachten, sich in den Pensionshäusern zur Bedienung der Badegäste zu vermiethen.

Zur See ist der Helgoländer von einem an Tollkühnheit

grenzenden Muth; er scheut keine Gefahr, selbst wenn sie beinahe sicheren Tod droht; auf dem festen Lande dagegen gilt er als vorsichtig, da der Begriff feig, der in diesem Falle von oberflächlichen Beurtheilern oft vorschnell auf ihn angewandt wird, wahrlich nicht für ihn paßt. Das Meer, und nicht das Land, ist sein Lebenselement, und wenn er nur in diesem alle seine Fähigkeiten zu voller Entwickelung bringt, so ist das ganz natürlich. Wie alle Fischer und Schiffer liebt er starke Getränke und leistet in ihrem Genuß Bedeutendes, ohne dabei jedoch wie der Südländer händelsüchtig und gefährlich zu werden; sein natürliches Phlegma tritt auch im Rausch zu Tage.

Sein Lokalpatriotismus ist unbegrenzt; der Helgoländer hängt mit inniger Liebe an seinem kleinen Vaterland und kehrt immer wieder dorthin zurück, wenn er selbst im Auslande ein besseres Los haben könnte. Dagegen wird ihm vorgeworfen, daß er für seine Herren keine Liebe hegt. Es hängt dies mit der Geschichte seiner Insel und mit dem obenerwähnten Freiheitssinn zusammen. Die Helgoländer haben sich, selbst in den Zeiten ihrer Abhängigkeit, doch immer selbst regiert, und die fremden Besitzer der Insel haben die Eigenart der Bewohner derselben auch immer respektirt und an ihrer republikanischen Selbstverwaltung selten gerührt. Die fremden Regierungen haben andrerseits für die Insel selbst immer sehr wenig gethan, diese nur für ihre Sonderzwecke benutzt, hauptsächlich als Stützpunkt für ihre Unternehmungen zur See, für ihre Kriege, als Zufluchtsstätte im Unglück, als Stapelplatz für ihre Waren.

Den klugen, scharfbeobachtenden Helgoländern ist das Alles nicht entgangen, und es ist nicht zu verwundern, daß sie für die Dänen, die Schleswiger, die Hanseaten, die Engländer niemals Liebe gewonnen, an ihren Schicksalen nie Antheil genommen haben. Sie verlangen nur, ihre alten Rechte und Freiheiten unangetastet zu erhalten, im übrigen ist es ihnen völlig gleich-

gültig, zu welchem Lande sie gezählt werden. Mit Indifferentismus sehen sie denn auch jetzt den Besitzwechsel sich vollziehen, dem ihre Insel und sie selbst ohne ihr Zuthun unterworfen werden. Von der deutschen Regierung wird es abhängen, ob sie sich die Liebe und Anhänglichkeit der selbstbewußten Helgoländer erwerben kann und wird.

Die Mädchen und Frauen neigen zum Frohsinn, sind gutherzig und hülfsbereit, ordnungsliebend, fleißig und sparsam.

Die Sprache der Helgoländer wird von diesen selbst als „hollunder" bezeichnet, und ist von Ausländern meist für eine Mischung von Dänisch, Deutsch, Plattdeutsch und Englisch gehalten worden. Obgleich aus allen diesen Sprachen wohl einzelne Worte in das hollunder aufgenommen sein mögen, so ist sie als ganzes doch kein Mischprodukt, sondern die direkte Nachkommin des Altfriesischen, das sich auf dieser rings vom Meer umgebenen Insel beinahe unverändert erhalten hat. Für die Schrift wird es selten benutzt, für diese dient das Hochdeutsch, das ziemlich rein gesprochen wird und dessen jeder Helgoländer mächtig ist, während das Englische nur Denen bekannt ist, welche als Matrosen oder in andrer Thätigkeit lange unter Engländern gelebt haben. Die herrschende Münze ist in diesem Jahrhundert die hamburgische, seit 1891 die deutsche gewesen.

Die älteste Geschichte der Insel ist völlig sagenhaft; die ersten zuverlässigen Nachrichten finden sich in den Lebensbeschreibungen der christlichen Missionäre und Bischöfe, welche in friesischen Landen den heidnischen Glauben auszurotten suchten und diese Aufgabe auch auf Helgoland zu erfüllen bemüht waren. Daß diese Insel damals, wie die sehr lückenhaften und ungenauen Angaben der Chronisten jener und späterer Zeit vermuthen lassen, der Herrschersitz der friesischen Könige gewesen, ist mehr als unwahrscheinlich. Mit einiger Sicherheit kann man nur annehmen, daß König Radbod, dessen Tod in das Jahr 718 fällt,

dort längere Zeit anwesend gewesen ist, wenngleich die Schlösser und Burgen, welche als seine hauptsächlichsten Residenzen bezeichnet und auf den ältesten Karten nach Helgoland verlegt werden, wohl schwerlich dort existirt haben.

Die ersten Bekehrungsversuche wurden auf Helgoland von den Sendboten des Erzbischofs Wilfrid von York Wigbert und Willibrord gegen Ende des 7. Jahrhunderts angestellt. Es gelang denselben auch, einen Theil der Helgoländer zu taufen und die Heiligthümer des Fosete zu zerstören, König Radbod, der sich vor Pipin von Heristall nach einer 692 erlittenen Niederlage nach Helgoland zurückgezogen hatte, weigerte sich jedoch, die Taufe an sich vollziehen zu lassen, als er auf Befragen hörte, daß seine Vorfahren in der Hölle wären, er mit ihnen somit nach seinem Tode nicht zusammen sein könnte. Die vollständige Bekehrung der Helgoländer zum Christenthum wurde erst um 785 von dem Bischof von Münster Liudger bewirkt. Für die nächsten Jahrhunderte verschwindet die Insel vollständig aus dem historischen Gesichtskreis, bis der 1072 verstorbene Adam von Bremen in seiner historia ecclesiastica die erste wirklich zuverlässige Beschreibung von Helgoland giebt, die bei ihrer Wichtigkeit für die Kenntniß der Insel in jener Zeit hier in der Uebersetzung folgen mag:

„Der Erzbischof,“ nämlich Adalbert von Hamburg 1043 bis 1072, „ordinirte für Fünen den Eilbert, welcher, von Seeräubern gejagt, die Insel Farria, die in weiter Entfernung von der Mündung der Elbe im Meere verborgen liegt, zuerst wieder aufgefunden und durch Errichtung eines Klosters daselbst bewohnbar gemacht haben soll. Diese Insel liegt dem Lande Hadeln gegenüber. Ihre Länge beträgt kaum 8, ihre Breite 4 Milliarien, und ihre Einwohner benutzen Streu und Schiffstrümmer zur Feuerung. Es geht die Sage, daß Seeräuber, wenn sie auch nur die geringfügigste Beute von dort mit-

genommen haben, entweder bald durch Schiffbruch umgekommen oder von irgend Jemand erschlagen worden seien; keiner sei unbeschadet heimgekehrt. Deshalb pflegen die Seeräuber den dort lebenden Eremiten mit großer Ehrfurcht Zehnten von ihrer Beute darzubieten. Diese Insel ist nämlich sehr fruchtbar an Feldfrüchten, sehr reich an Geflügel und nährt Weidevieh; sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von den rauhesten Felsen eingeschlossen, hat nur einen einzigen Zugang, wo auch süßes Wasser ist, ein allen Schiffern, besonders aber den Seeräubern ehrwürdiger Ort. Daher hat sie denn auch den Namen Heiligland erhalten. Wir wissen, daß sie, im Grenzbezirk der Dänen und Friesen gelegen, im Leben des Heiligen Willibrord Fosetisland benannt ist. Es giebt auch noch andere Inseln gegen Friesland und Dänemark hin, aber keine von ihnen ist so merkwürdig.

Die Westsee .... berührt gegen Mittag die Friesen mit demjenigen Theile der Sachsen, welche zu unserm hamburger Sprengel gehören. (In diesem Meere liegt die kleine Insel Heiligland, von welcher oben die Rede gewesen ist.)"

Mit den hier erwähnten Seeräubern sind zunächst wahrscheinlich die Normannen gemeint, denen damals Helgoland entweder gehört hat oder die dasselbe als Stützpunkt für ihre kühnen Seefahrten benutzten. Aber auch in den nächsten Jahrhunderten, aus denen wieder keine Nachrichten vorliegen, wird Helgoland wohl hauptsächlich von Seeraub gelebt haben; jedenfalls finden wir zu Ende des 14. Jahrhunderts dort die Vitalienbrüder oder Lekendiler (Gleichtheiler) und unter ihnen Klaus Störtebeker vor, der mit seinen Freunden die Hanseaten gehörig brandschatzte, ihre Schiffe plünderte, dafür dann freilich 1402 von den Hamburgern hingerichtet wurde. Alle Schiffahrt treibenden Völker des nördlichen Deutschlands scheinen gegen die verwegenen Seeräuber Krieg geführt zu haben; 1356 hatte sich dann Dänemark der

Insel Helgoland bemächtigt und daselbst eine Burg zum Schutze der jene gefährliche Gegend befahrenden Kauffahrer errichtet. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde die Insel vorübergehend an Hamburg verpfändet, und von jener Zeit an beginnen die Streitigkeiten zwischen Dänemark, den Hanseaten und den Herzögen von Schleswig-Holstein um ihren Besitz. Die Letzteren hatten ein Anrecht darauf erhalten durch die Schenkung, die König Christian I. von Dänemark mit Helgoland 1470 an die Domkirche von Schleswig „zu ewigem Besitz" gemacht hatte. Dieses Besitzrecht ging bald auf die Herzöge von Schleswig über, die auf Helgoland um 1495 Zollhäuser bauten. Hiergegen protestirten hauptsächlich die Bremer, indem sie behaupteten, Helgoland sei frei wie das Meer, in dem es gelegen ist, die Bremer hätten dort seit unvordenklichen Zeiten ihre Faktoreien. Herzog Friedrich erklärte dagegen, seine Vorfahren hätten die Insel seit 755 Jahren besessen, und es sei unstreitig und von allen Geographen erwiesen, daß Helgoland für ewige Zeiten zum Herzogthum Schleswig gehöre; er ließ das bremische Zollhaus verbrennen und ein eigenes errichten. Die Bremer zögerten nicht, sich dafür zu rächen, verbrannten ihrerseits 1497 wieder die herzoglichen Zollhäuser und sonstigen Gebäude, nahmen die Geschütze weg und setzten sich wieder auf der Insel fest. Im nächsten Jahre aber erschien Jarth Nielsen mit schleswigschen Truppen und schlug die Hanseaten aus dem Felde.

1517 machte der unter dem Namen der „lange Peter" bekannte Seeräuber Helgoland zu seinem Hauptquartier und beunruhigte von dort aus die Befahrer der Nordsee. Die Helgoländer erlitten bald darauf eine schwere Einbuße, denn während 1530 noch 3000 Menschen auf der Insel vom Heringsfang gelebt haben sollen, hörten die Heringszüge plötzlich ganz auf — weil, wie die Sage berichtet, der alte Beschützer der Fischerei, das geschnitzte Bild des heiligen „Tiets", bei einer dem Heringsfang vorauf-

gehenden Prozession durchgeprügelt worden war; und weil bei andrer Gelegenheit ein altes Weib die Heringe, welche durchaus selbst die Treppe nach dem Oberlande hatten erklimmen wollen, mit Ruthen gestrichen hatte. Beide Vergehen nahmen die Heringe, welche seit alten Zeiten in das Wappen von Helgoland aufgenommen worden waren, so übel, daß sie nie wieder dorthin zurückkehrten.

Um dieselbe Zeit, 1539 nämlich, wurde Helgoland mit Genehmigung des Herzogs von Schleswig von dem König von Dänemark mit Truppen besetzt, mit einer Batterie versehen und sonst befestigt, um als Schutz gegen den Pfalzgrafen Friedrich zu dienen, der die Dänen mit Krieg überzogen hatte. 20 Jahre später verfolgten dann die Dithmarsen einen Verbrecher, der sich nach Helgoland geflüchtet hatte, dorthin und erschlugen ihn in der Kirche, wo er Schutz gesucht hatte. Herzog Adolf von Schleswig benutzte diesen Anlaß, um im Verein mit dem dänischen König über die Dithmarsen herzufallen und ihr Land zu erobern.

Da die Helgoländer, seitdem sie mit dem Ausbleiben der Heringe ihren Lebensunterhalt verloren hatten, im Seeraub, namentlich aber in der ziemlich rücksichtslosen Handhabung ihres „Strandrechts" einen Ersatz suchten und dadurch die benachbarten großen Handelsplätze sehr schädigten und zu Reklamationen gegen die Herzöge von Schleswig zwangen, die an den „Einnahmen" der Helgoländer auch in bedeutendem Maße partizipirten, so sahen sich die Herzöge doch schließlich gezwungen, im Jahre 1584 das Strandrecht der Helgoländer etwas einzuschränken. Sie mußten Letzteren allerdings dafür bald darauf weitere bürgerliche Freiheiten gewähren, so daß die Inselbewohner, obgleich immer unter schleswigscher Oberhoheit stehend, doch beinahe ganz unabhängig lebten. 1615 scheint dann die Pest auf Helgoland furchtbar gewüthet zu haben, denn die Bevölkerungsziffer sinkt in diesem Jahre auf 200 herab. 1670

wurde den Hamburgern gestattet, an Stelle der Laterne, die bis dahin des Nachts angezündet worden war, um den Schiffern als Merkmal zu dienen, eine „Feuerblüse", einen Leuchtthurm zu errichten, dessen Fundamente heute noch vorhanden sind.

1684 bemächtigten sich die Dänen Helgolands, gaben dasselbe jedoch schon im Frieden von Altona an den Herzog von Gottorp zurück, nahmen es aber 1714 nach kurzem Bombardement von neuem, um es dann bis zum Jahre 1807 zu behalten. Am 5. September dieses Jahres erschien eine englische Flotte vor der Insel und besetzte dieselbe ohne ernstlichen Widerstand des dänischen Gouverneurs. Während der von Napoleon zur Schädigung der Engländer angeordneten Kontinentalsperre nahm Helgoland nun einen riesigen Aufschwung, denn es wurde zum Stapelplatz für alle Waren, welche zwischen England und Nordeuropa ausgetauscht wurden, und seine Bewohner betrieben einen außerordentlich einträglichen Schleichhandel.

Erst durch den Kieler Vertrag ging 1814 Helgoland förmlich in den Besitz Englands über, das 1810 daselbst den neuen Leuchtthurm bauen ließ und im Laufe dieses Jahrhunderts die Insel mit sehr vielen der Schiffahrt dienenden Einrichtungen versehen hat. Eigentlichen Nutzen hatten die Engländer von diesem Besitz nur im Jahre 1855, in dem sie die in Deutschland für den Krimkrieg geworbenen 4000 Rekruten heimlich nach Helgoland überführen und dort ausbilden ließen.

1868 hoben sie zwar die alte Helgoländer Verfassung und Verwaltung ganz auf, verliehen ihren Gouverneuren völlig unumschränkte Gewalt, doch diente diese Maßregel eigentlich nur dazu, die Helgoländer gegen sich selbst zu schützen, denn die Zwistigkeiten der aus Eingebornen bestehenden Behörden untereinander drohten Unruhen zu erzeugen und die Interessen der zu einem beliebten Badeorte gewordenen Insel empfindlich zu schädigen. Mit der verfügten Neuerung wurde die Freiheit und

Unabhängigkeit der Helgoländer jedoch so wenig eingeschränkt, daß letztere vielmehr seitdem kaum etwas von einer fremden Regierung merkten.

Die Lage Helgolands inmitten des Meeres, die Abgeschiedenheit der Insel von dem Leben und Treiben des Festlandes sind die Erklärungen dafür, daß sich auf diesem baumlosen kleinen Felseneiland viele Einrichtungen, Sitten und Gebräuche alter Zeiten und früherer Kulturen bis in unsere Zeit erhalten haben und das Interesse aller Derjenigen fesseln, die gewohnt sind, die Kulturerscheinungen der Gegenwart in ihrem ursächlichen Zusammenhange mit denen früherer Perioden zu betrachten.

Von einer eigentlichen Kulturgeschichte kann für Helgoland nicht die Rede sein, denn die Lücken sind hier noch größer, als in der politischen und natürlichen Geschichte der Insel. Wir sind auf die dürftigen Einzelheiten angewiesen, die uns die früheren Chronisten beiläufig über das Leben der Helgoländer mittheilen, und auf das, was vertrauenswürdige Reiseschriftsteller des verflossenen Jahrhunderts über die Sitten der Insulaner mittheilen.

Aus vorhistorischer Zeit sind keine Ueberreste erhalten, denn wenn auch in einigen der auf dem Oberlande vorhanden gewesenen Grabhügel Urnen, Knochen und andre Dinge gefunden sein sollen, so hat doch offenbar Niemand auf dieselben geachtet. Ein auf dem Moderberg, der Südspitze des Oberlandes, 1845 geöffnetes Grab hat außer einem zwischen zwei Gipsplatten vorgefundenen Skelett nichts Besonderes ergeben. Man glaubte in diesem Grabe das des Königs Radbod erblicken zu dürfen; diese Annahme ist aber durch die neuesten Geschichtsforschungen hinfällig geworden, denen zufolge der genannte König auf dem Festlande gestorben sein soll.

Einige alterthümliche Münzen dürften aus den Gräbern

des alten jetzt längst untergegangenen Kirchhofs herrühren. So bleiben denn nur die „Sapskuhlen“, drei jetzt verschüttete Cisternen des Oberlandes, als Zeugen der Thätigkeit der alten cimbrischen oder friesischen Bewohner übrig und bestätigen, was wir auch sonst überall auf der Insel bemerken, daß das Regenwasser sorgfältig gesammelt wurde, um zum Trinken und Kochen zu dienen. Diese Cisternen erschüttern auch die von den ältesten Chronisten aufgestellte Behauptung, daß die Insel das Heiligthum der Hertha gewesen ist und eine Süßwasserquelle gehabt hat. Allerdings erwähnt auch Adam von Bremen das Vorhandensein derselben und begründet damit die Benennung der Insel als Heiligenland. Alle in neuerer Zeit vorgefundenen Quellen enthalten jedoch Brackwasser, nur für die Düne haben sich die Traditionen von Süßwasserquellen immer erhalten. Der Salzgehalt mehrerer im Unterlande vorhandener Quellen ist freilich nicht groß, und es ist nicht ausgeschlossen, daß es früher unter andern Bodenverhältnissen noch geringer gewesen ist, so daß das Wasser derselben getrunken werden konnte.

Von alten Bauten sind keine Spuren vorhanden; die neueren bekunden, wie die andrer friesischer Ortschaften, das Bestreben der äußersten räumlichen Beschränkung und der entsprechenden Ausnutzung des vorhandenen Raumes. Zugleich zeugen selbst die ärmlichsten Hütten von der Ordnungsliebe, der Reinlichkeit und der Wirthschaftlichkeit ihrer Bewohner. Eine den ältesten Straßen des Oberlandes anhaftende Eigenthümlichkeit ist die, daß die Thüren der Häuser nur nach Süden angebracht sind, derart, daß diese Straßen also nur auf einer Seite Eingänge in die Häuser haben. Diese Erscheinung wird auf eine entsprechende Gewohnheit der Normannen zurückgeführt, sie dürfte indessen wohl eher in klimatischen und atmosphärischen Ursachen ihren Grund haben. Daß die ältesten Häuser nur einstöckig, daß die Straßen sehr eng sind und im Oberlande

wie im Unterlande hauptsächlich in der Richtung von Ost nach West laufen, ist ebenfalls auf natürliche Ursachen, auf die stete starke Luftströmung und die Richtung der vorherrschenden Winde zurückzuführen.

Die Liebe der Helgoländer für Blumen, namentlich für Rosen, die in dem sehr gleichmäßigen Seeklima der Insel prachtvoll gedeihen, äußert sich in der Anlage der kleinen Gärtchen, die in deu älteren Theilen des Oberlandes bei allen Häusern zu finden sind.

Daß die Thätigkeit der männlichen Bevölkerung Helgolands seit den frühesten Zeiten auf Fischfang und Seefahrt gerichtet gewesen sein muß, versteht sich beinahe von selbst. Adam von Bremen bestätigt allerdings die Nachricht, daß die Helgoländer auch Ackerbau und Viehzucht getrieben haben. Dies kann, soweit unsre Kenntniß von der Bodenbeschaffenheit der Insel reicht, nur auf dem räumlich sehr beschränkten, heute 1792 Meter Länge, 660 Meter Breite messenden Oberlande geschehen sein. Vom Jahre 1764 wird berichtet, daß jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerste geerntet wurden, und die vielen kleinen Mühlsteine beweisen, daß das Getreide auch auf der Insel selbst in größeren Häusern für den privaten Gebrauch gemahlen worden ist. Heute ist der Getreidebau fast ganz dem Gemüsebau, besonders dem der Kartoffeln, gewichen.

Was die Viehzucht anbetrifft, so erhellt, daß dieselbe bis 1649 ziemlich eifrig betrieben wurde und sich namentlich auch auf Rindvieh erstreckte. Letzteres konnte später aber nicht mehr ernährt werden, und in früheren Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wurden für die Badesaison eine oder zwei Kühe vom Festlande herübergeholt. Die Viehzucht beschränkt sich heute ganz auf etwa 200 Schafe, die, auf dem Oberlande an eisernen Pflöcken angebunden, während des Sommers im Freien hausen. Wenn in älteren Beschreibungen von Geflügelreichthum die Rede ist,

so ist dies wahrscheinlich so zu verstehen, wie es uns heute der Augenschein lehrt. Das zerklüftete, grottenreiche Gestein der Insel bietet einer großen Anzahl von Seevögeln eine bequeme Brutstätte, und diese Vögel werden hauptsächlich für gewerbliche Zwecke in Massen geschossen. Außerdem aber dient die Insel als Ruhepunkt für die Zugvögel, die im Herbst und Frühjahr dort in großen Mengen gefangen werden. Auch der Helgoländer, wie so viele andere Leuchtthürme, zieht viele Vögel an, die in ihrem Fluge gegen das hellglänzende Licht an den starken Glasscheiben meist ihren Tod finden. Geflügelzucht im eigentlichen Sinne dieses Wortes ist auf Helgoland nicht zu finden; sie würde sich, als zu kostspielig, nicht rentiren.

Die Haupteinnahmequelle bildete jedenfalls zu allen Zeiten der Fischfang, und zwar der auf Schellfisch und Dorsch, und im 14. und 15. Jahrhundert der auf Heringe. Und die waghalsigen Helgoländer scheuten hierbei nicht vor weiten Fahrten zurück, ist es doch bekannt, daß sie zeitenweise sogar mit ihren kleinen Schniggs und Schiffen auf den Walfischfang auszogen. Als die Heringe dann von der Insel fernblieben, wurde im Dienste der Seeräuber, wohl auch auf eigene Rechnung, der Seeraub in großem Maßstabe betrieben. Die zahllosen, die Nachbarschaft der in so ungemein günstiger Lage gelegenen Insel gefährdenden Klippen brachten bei jedem stärkeren Sturm fremde Kauffahrer in ihrer Nähe zum Scheitern, und unaufhörlich wurden an den Helgoländer Strand Waren geschwemmt, die der damaligen Rechtsauffassung gemäß einfach als Eigenthum der Insulaner betrachtet wurden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurden indessen hierüber strengere Bestimmungen getroffen, und die hierdurch von neuem geschädigten Helgoländer mußten nach neue Einnahmen suchen. So wurde der Hummerfang eifriger betrieben, der schon 1615 einer genauen Angabe zufolge die beträchtliche Summe von 36 900 Stück ergeben hatte. Die Wittklipp wurde

als Kalkbruch ausgebeutet. Hauptsächlich aber wurde auch das Lotsenwesen ausgebildet, und mit solchem Erfolg, daß die Helgoländer bald von der Weser- bis zur Eidermündung und darüber hinaus den Lotsendienst ganz ausschließlich in ihren Händen hatten. Da aber gelegentlich schwere Anklagen gegen sie erhoben wurden, so kamen die betheiligten Staaten dahin überein, daß die Berechtigung, als Lotse zu fungiren, von einem bezüglichen Examen abhängig gemacht werden sollte. Für die Elblotsen wurde diese Bestimmung 1685 zum erstenmal in Kraft gesetzt, für die Weserlotsen dagegen erst 1789

Bemerkenswerth war, daß bei der Ausübung des Lotsendienstes in jedem gegebenen Fall die für denselben erforderlichen Personen durch das Los bestimmt wurden. Diese Art der Entscheidung war überhaupt bei den Helgoländern immer und bei allen nur erdenklichen Gelegenheiten die übliche; sie weist wie so manche andere Erscheinungen auf das germanische Alterthum zurück.

Die Helgoländer konnten sich jedoch bei dem wachsenden Schiffsverkehr das Privilegium des Lotsendienstes nicht auf die Dauer erhalten; 1711 war außerdem die Wittklippe bereits abgetragen; und wieder trat nun an die Insulaner die Noth heran. Da kam zu Anfang dieses Jahrhunderts die Kontinentalsperre und mit ihr ein ungeahnter Aufschwung. Tausende von Schiffen brachten ihre Waren dorthin, und viele Helgoländer wurden durch den Schleichhandel, den sie nun trieben, in kurzer Zeit zu reichen Leuten. Aber auch dieses Glück dauerte nicht lange, und um so empfindlicher machte sich der Rückschlag fühlbar. Um 1820 sahen die Helgoländer sich beinahe ganz ausschließlich auf den Fischfang hingewiesen, den jedoch auch alle andren, die Nordseeküsten bewohnenden Fischer betrieben, und der bei der wachsenden Konkurrenz immer geringeren Ertrag lieferte. Angesichts des bevorstehenden furchtbaren Nothstandes entschlossen sich

viele Helgoländer in ihrer Verzweiflung zur Auswanderung, besonders nach Nordamerika. Da kam der Schiffbauer Jakob Andresen Siemens 1823 auf den Gedanken, eine Badeanstalt auf Helgoland einzurichten. Drei Jahre vergingen, ehe er einige Männer fand, welche die kleine Summe daran wagen wollten, die hierzu erforderlich war, und welche dann mit ihm eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von etwa 2000 hamburger Mark bildeten, und 1826 die vier ersten Badekarren auf der Düne aufstelten. Aber schon nach zehn Jahren konnten an 40% Dividende an die Aktionäre vertheilt werden. Die 1830 ertheilte Konzession zur Errichtung einer Spielbank trug nicht wenig dazu bei, den Fremdenverkehr rasch zu erhöhen, und es begann für Helgoland eine neue Periode des Wohlstandes. 1871 wurde die Spielbank zwar aufgehoben, aber der Besuch steigerte sich trotzdem, da die Gleichmäßigkeit des Klimas, die Reinheit und der Ozongehalt der Luft, die Heilwirkung des helgoländer Seebades zahllose Kranke zuführten.

Jetzt waltet allerdings die Besorgniß vor, daß die Düne, d. h. der Badestrand durch eine Sturmfluth unversehens vernichtet und Helgoland damit dem Verfall preisgegeben werden könnte, und je eher die deutsche Regierung nun etwas thun wird, um die Düne zu befestigen und ihre Existenz zu sichern, desto eher werdeu die Helgoländer ihr freundliche Gesinnungen entgegenbringen.

Die Grundlagen der Verfassung und des Rechts der Helgoländer bildeten die altfriesischen demokratischen Traditionen, zu denen im Laufe der Zeit dann noch die Gesetze und Verordnungen der Völker kamen, welche über Helgoland geherrscht haben. Daraus ist denn nun ein Gemisch entstanden, in dem sich Niemand zurechtfinden kann, wenn es einmal nothwendig ist — was allerdings äußerst selten der Fall — das geschriebene Gesetz zu konsultiren. Es ist alsdann thatsächlich vorgekommen, daß eine Rechtssache einfach niedergeschlagen werden mußte, weil

die obersten Appellhöfe sich in dem Chaos nicht zurechtfinden, angesichts der zu Recht bestehenden, einander oft ganz entgegengesetzten Bestimmungen keinen Urtheilsspruch fällen konnten.

Für gewöhnlich ist das Rechtsverfahren, das früher in Anwendung war und jetzt noch ist, so einfach, daß es keiner Juristen und keiner Gesetzbücher bedurfte. Die Vollstreckung der Urtheile unterblieb überdies oft genug, weil Niemand da war, der sie erzwingen konnte. Der Versuch, für solche Fälle Polizei einzuführen, schlug ganz fehl; denn als bei einer derartigen Gelegenheit einmal ein Konstabler von London verschrieben wurde und ankam, war er außer stande, den hierüber empörten starrköpfigen Helgoländern gegenüber, die ihn verspotteten, seine Autorität geltend zu machen, und der Gouverneur mußte ihn so schnell als möglich zurückschicken.

Die Verwaltung ruhte in der Hand von sechs Rathsherren, acht Quartiermeistern und sechszehn Aeltesten, von denen die beiden ersten Kategorien auf acht Jahre, die letzte auf Lebenszeit gewählt wurden. Diese Körperschaften, deren Berathungen die obersten fremdländischen Beamten, die Vögte und Gouverneure beiwohnen sollten, dies aber gewöhnlich nicht thaten, entschieden in den meisten Fällen völlig souverän; in wichtigeren Angelegenheiten bedurften ihre Beschlüsse allerdings der Bestätigung der Vögte und Gouverneure. Dies war jedoch nur Formsache, denn die Macht der Vögte und Gouverneure war immer äußerst gering, und die Grundsätze der englischen Regierung namentlich waren, die Selbstverwaltung der Helgoländer in keiner Weise zu beschränken.

Die Kosten der Verwaltung wurden unter den Engländern durch eine geringfügige Abgabe, die den Helgoländern auferlegt war, und durch eine Staatsunterstützung gedeckt. Eine eigentliche Staatssteuer wurde nicht erhoben.

Von den alten Gebräuchen ist wenig mehr übrig geblieben unter dem Einfluß der Berührung der Helgoländer mit der

heutigen Kultur. Es hat sich eigentlich nur noch der allerdings sehr hübsche Gebrauch erhalten, der die kirchliche Taufhandlung so anziehend macht. Das Kind wird gewöhnlich durch ein junges Mädchen in die Kirche gebracht, und zwar gefolgt von einer Schar festlich geschmückter Kinder, die in kleinen Bechern und Gläsern das Wasser zum Becken bringen, in dem der junge Erdenbürger getauft wird.

Die einfachen Vorschriften für die Schließung der Ehe auf Helgoland sind Veranlassung gewesen, daß viele junge deutsche Paare nach jener Insel gegangen sind, um sich daselbst trauen zu lassen. Es ist dabei jedoch in sehr vielen Fällen außer acht geblieben, daß für die Eheschließung daselbst dieselben Papiere und Legitimationen verlangt werden, als in Deutschland, und daß lediglich die lange Wartezeit des Aufgebots vermieden wurde. Es ist daher sehr oft vorgekommen, daß die Eheschließung nicht vollzogen wurde, weil die Papiere des Brautpaares nicht in Ordnung waren.

Die alten Trachten sind auch beinahe ganz verschwunden; nur bei alten Frauen findet man noch den rothen, mit gelben Streifen am unteren Ende versehenen Oberrock, den sogenannten Peik, über den zum Schutze die ihn großentheils bedeckende chwarze Schürze gebunden wurde. Der helgoländer Hut ist dem Kopftuch oder dem modernen Frauenhut gewichen, und ebenso die andern geschmackvollen und kleidsamen Kopfbedeckungen, die früher getragen wurden.

Die Zukunft dieser Insel, die des Interessanten so ungemein viel bietet, ist nun dem Deutschen Reiche anvertraut; die Nationalfarben, das Grün der Felder des Oberlandes, das Roth der Felswand, das Weiß der Sanddüne, weichen jetzt den deutschen Reichsfarben; möge das kleine Eiland unter diesen zu der Bedeutung gelangen, die man für dasselbe erhofft.



Eine deutsche Stadt

im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance.

Von

Dr. Christian Meyer

in Breslau.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Als eine der dankbarsten Aufgaben erscheint es mir, die großen kulturgeschichtlichen Umwandlungsprozesse an dem Beispiele eines hierzu vorzüglich geeigneten engsten Kreises zu verfolgen. Ich habe als einen solchen Umwandlungsprozeß den Uebergang des Mittelalters zur Neuzeit, als Beispiel zur Deutlichmachung desselben die Stadt Augsburg gewählt. Aus dem Zeitalter der Renaissance hat unsere gesamte moderne Kultur ihren Ausgangspunkt genommen. Andererseits dürfte es nur wenige Städte geben, die wie Augsburg alle die bewegenden Ideen der Neuzeit, die großen Erfindungen und Entdeckungen, den Humanismus, die Bezwingung und Verjüngung ausgelebter germanischer Einseitigkeit durch den Romanismus und die Antike, die Reformation, wie in einem Brennpunkte sammeln, festhalten und im Kleinen charaktervoll verkörpern. Der verstorbene Archivar Herberger hat ein lehrreiches Büchlein geschrieben: „Augsburg und seine frühere Industrie", worin er unter anderem ungekannte Verdienste Augsburgs um die wichtigsten Thatsachen der Gewerbegeschichte nach neuen Quellen ans Licht zu ziehen sucht. Hiernach soll dieser Stadt vorweg gar die Ehre der drei deutschen Kapitalerfindungen, des Schießpulvers, des Buchdrucks und des Linnenpapiers, gebühren. Denn nicht der fabelhafte Mönch Berthold Schwarz hat nach Herberger das Pulver erfunden, sondern der Augsburger Jude Typsiles im Jahre 1353, während schon 1407

ein Augsburger Pfarrer, Meister Johannes, mit Holzstempeln druckte und die Linnenpapierurkunden Augsburgs die ältesten in Deutschland und Europa sind, indem sie schon mit dem Jahre 1320 beginnen. So geht Herberger Schritt für Schritt durch alle möglichen Kunstfertigkeiten, so daß wir am Schlusse der Lektüre überzeugt sind, im späteren Mittelalter und in der Renaissance sei fast jeder Fortschritt in diesen Dingen aus Augsburg gekommen.

Mag sich nun auch der verdienstvolle Verfasser in manchen Punkten von seinem Lokalpatriotismus über die Grenze des streng Nachweisbaren haben fortreißen lassen — so viel steht fest, daß Augsburg am Ausgang des Mittelalters eine der blühendsten, gewerbthätigsten und reichsten Städte Deutschlands war. Das echt republikanische Stadtregiment hielt die schöne Mitte zwischen Geschlechter- und Zünfteherrschaft. Freie Reichsstadt war Augsburg schon seit Konradins Zeit, unter dem es um vieles Geld die Oberhoheit der schwäbischen Herzöge abgelöst hatte. Und auch gegen den Kaiser stand es ziemlich unabhängig da, wenngleich das Malefiz- und Halsgericht noch bis 1447 bei dessen Vögten war. Jahrhundertelange Kämpfe mit den Bischöfen und den benachbarten Herzögen von Bayern hatten die Kraft und das Selbstbewußtsein der Bürger zu seltener Höhe entwickelt. Unausgesetzte Zwistigkeiten mußten namentlich mit der Geistlichkeit vorkommen. Zwei selbständige Mächte waren von den nämlichen Mauern umschlossen; der Bischof ging nicht mit den Interessen der Stadt, sondern verfolgte besondere Zwecke, die jenen Interessen oft schnurgerade entgegenliefen. Hierzu kamen die großen Einnahmen und die noch größere Habsucht des Klerus, das müßige Wohlleben, welches zu der angestrengten Thätigkeit der Bürger in starkem Gegensatze stand. Dieser innere Unfriede hatte einen besonders hohen Grad zu Anfang des 15. Jahrhunderts erreicht, zur Zeit der kirchlichen Spaltung, welche das

Konzil von Kostnitz hervorrief. Wie Gegenpäpste, gab es auch in Augsburg Gegenbischöfe, und Klerus wie Bürgerschaft waren in zwei Parteien geschieden. Solche Verhältnisse ließen natürlich die Zuchtlosigkeit den äußersten Grad erreichen; das verruchte Leben der Geistlichen steigerte sich immer mehr; ihrer wahren Bestimmung vergaßen sie vollkommen; die Domherren lagen sich gegenseitig in den Haaren und ließen sich wiederholt zur offenen Gewalt hinreißen, so daß sie in ihre Konsistorien nicht im leinenen Chorrock gingen, sondern einen Panzer unter den Kleidern trugen und statt der Gebetbücher und Paternoster Dolche und Schwerter an der Seite hatten.

Als im Jahre 1490 die Geistlichkeit wieder einmal nach allerlei Händeln ungerechterweise den Bann verhängt und die Stadt verlassen hatte, aber weil der Bann nicht mehr die alte Wirkung that, wieder zurückkehren wollte, ließ sie den schwäbischen Bund um sicheres Geleit bitten. Vom Augsburger Rath aber erfolgte auf die Verwendung des Bundes der kostbare Bescheid: „es sei nicht in seinem Vermögen, solche heiligen Leute bei ihrer großen Frechheit vor einem Jeden zu beschützen".

Die alte Macht und Stellung, deren Hauptstütze doch die öffentliche Meinung war, hatte bereits die heftigste Erschütterung erfahren. Schon kommen in der Fastnacht 1503 Aufzüge vor, welche die gottesdienstlichen Gebräuche öffentlich verspotteten. Hier freilich wird nicht nur Kirchenbuße, sondern auch Gefängniß von der weltlichen Obrigkeit verhängt. Diese hält auch sonst mit großer Strenge auf Beobachtung der äußeren religiösen Gebräuche. Auch die Opferwilligkeit gegen die Kirche bleibt auf gleicher Höhe stehen. Religiöser Sinn lebt im ganzen Volk und schlägt in den hellsten Flammen der Inbrunst und Begeisterung auf, wenn wirklich einmal das religiöse Bedürfniß befriedigt wird. Als Capistrano, der berühmte Bußprediger, bei seinem Zuge Augsburg berührt, schlägt sein Wort mächtig

ein. Ihren Putz, ihre Würfel und Spielkarten warfen die Leute auf den Scheiterhaufen, den er anzündet. Und als Bischof Friedrich von Zollern, um der mit großem Unfleiß betriebenen Predigt des Evangeliums wieder aufzuhelfen, 1487 seinen Freund und Lehrer Johann Geiler von Kaisersberg aus Straßburg beruft, ist die Wirkung eine gewaltige. Dieser Mann gehörte freilich auch der freieren religiösen Richtung an, ja bildete den Mittelpunkt derselben im ganzen südlichen Deutschland. Er wußte Eindruck zu machen auf den gemeinen Mann, weil er in Wort und Auffassung ganz volksthümlich war. Auch gegen die Laster der Geistlichen nahm er kein Blatt vor den Mund; er predigte frei, unverhohlen und rund heraus. Vier Monate lang predigte er in Augsburg, und als ihn dann die Straßburger nicht mehr entbehren mochten, wollte man ihn kaum ziehen lassen. Sein Beispiel fand Nacheiferung, seine freiere Richtung in der Stadt selbst Bekenner. In demselben Jahre schrieb dort der Priester Wolfgang Aitinger gegen die Trägheit in Verrichtung des Gottesdienstes, wie gegen den unehrbaren Wandel des Klerus. Johann Faber, Prior bei den Dominikanern, und Veit Bild, ein ausgezeichneter Mönch im St. Ulrichskloster, gehörten ebenfalls zur fortgeschrittenen theologischen Partei.

Der mächtige religiöse Drang des Volkes, welcher so selten durch die Kirche Befriedigung findet, mußte sich natürlich der Opposition gegen die Kirche bald schwächer, bald entschiedener zuneigen. Schon Wicliffe's Lehre hatte seit dem Schlusse des 14. Jahrhunderts viele Anhänger in Augsburg. Mochten sie auch noch so still, ehrbar und eingezogen leben, die Ketzermeister verfolgten sie auf das heftigste und überlieferten sie dem Feuertode. Auch die Lehre des Huß fand viele Bekenner, die niemals gänzlich auszurotten waren.

Als endlich Luther auftrat, gewann die Reformation ganz allgemein Boden, nicht nur beim gemeinen Mann, sondern gerade

bei Denen, die vorzugsweise für verständig und gelehrt galten, bei den Rathsverwandten und in den höchsten Kreisen der Stadt, ja selbst unter den Geistlichen und Domherren. Sie war vorbereitet genug, denn diejenige Richtung, welche neben der reformatorischen stand und im Bunde mit ihr den Kampf gegen das alte System unternahm, die humanistische, hatte hier so entschieden wie an wenigen Orten des Reiches Fuß gefaßt. Augsburg war freilich nicht der Sitz einer Universität, auch ein Gymnasium wurde erst viel später gegründet, aber zahlreiche Privatmänner gaben sich dort den klassischen Studien hin und förderten sie auf jede Weise. Unter diesen haben zwei in den höchsten Aemtern des städtischen Gemeinwesens gewirkt und auch weiterhin in den Geschäften des Reiches Anerkennung und Einfluß sich erworben. Der ältere, Konrad Peutinger (1465—1547), war als die bedeutendste juristische Kapazität früher schon in dem öffentlichen Dienst verwendet, unter dem bescheidenen Titel eines Stadtschreibers lange die Seele des Regiments, in allen auswärtigen Beziehungen Augsburgs erprobter und gewandter Anwalt, infolge seiner ausgezeichneten Eigenschaften kaiserlicher Rath und vertrauter Freund Maximilians I., der ihn bei seinen häufigen Besuchen der geliebten Augusta allen Andern vorzog und kaum einen wichtigen Beschluß faßte, ohne sein mündliches oder schriftliches Gutachten eingeholt zu haben. Gleich anderen höher strebenden Jünglingen jener Zeit hatte er seine Studien in Italien gemacht und war dort zu so ausgezeichneten Männern, wie Pico della Mirandula, in ein freundschaftliches Verhältniß getreten. Von den Ideen des Humanismus und dem reformatorischen Umschwung in der Welt der Gedanken wurde er mächtig ergriffen. Nach seiner Rückkehr, auch unter dem Drange der Geschäfte mit den klassischen Alten fortwährend eifrigst beschäftigt, fand er sich zu den Vorkämpfern der freien unbefangenen Richtung hingezogen, die für eine bessere Gestaltung der Dinge in der

Wissenschaft, in der Kirche, auf dem Gebiete des staatlichen Lebens in die Schranke traten. Ulrich von Hutten nahm er, da er das zweite Mal aus Italien zurückkam, in sein, den Pflegern der Wissenschaft und Kunst allzeit offenstehendes Haus auf, schilderte inmitten einer glänzenden Umgebung vor Maximilian mit warmer Theilnahme seine ungewöhnliche Begabung, die Mühsal seiner Wanderungen und setzte es durch, daß ihn das Reichsoberhaupt sofort zum Dichter krönte, wozu Peutingers anmuthsvolle Tochter Konstanze den Lorbeerkranz flocht, die Schwester jener frühreifen und früh gestorbenen Juliana, die dreizehn Jahre vorher als vierjähriges Kind denselben Kaiser bei seinem Einzug in die Stadt mit einer lateinischen Anrede begrüßt und, als Maximilian sie liebkosend aufgefordert, sich etwas zu erbitten, um eine „schöne Docken" gebeten hatte. Luther war mehreremale sein Tischgenosse, als er vor Kajetan sich verantwortete, und stets seines Schutzes theilhaftig. Mit welcher Entrüstung aber sein deutsches Herz durch die damals schon hervortretenden französischen Gelüste nach dem linken Rheinufer und den Verrath erfüllt wurde, der im Solde des Auslandes den vollen Bestand und die Kraft des Reiches gefährdete, geht aus seinen gedruckten und weitverbreiteten Tischreden hervor. Und wie hiernach seine Wirksamkeit über den engen Kreis der Vaterstadt hinaus sich erstreckte, so weckte er in dieser insbesondere nicht nur den Sinn für die humanistische Bildung, sondern war auch auf die Mittel bedacht, die ihr eine nachhaltige Dauer sichern sollten. Ein ganz besonderes Augenmerk richtete er auf die Reste des Alterthums, die bis dahin unbeachtet in Stein und Erz innerhalb der Stadt und in ihrer Umgegend aus der Zeit der Römerherrschaft sich erhalten hatten. Was davon beweglich war und sich erwerben ließ, wurde in seinem Haus, Hofraum und Garten vor der Zerstörung geborgen.

Nächst Peutinger ist es Markus Welser, welcher nicht über-

gangen werden darf, wenn man von der Renaissance des deutschen Geistes spricht. Gleich dem erstgenannten stand auch dieser auf der Höhe äußerer Würden, indem er sich viele Jahre lang an der Spitze der Stadt als einer ihrer verdienstvollsten Stadtpfleger auszeichnete. Die Zeit, in die sein Leben fiel, die zweite Hälfte des 16. und der Anfang des 17. Jahrhunderts, war eine andere geworden. Die jugendfrische humanistische Begeisterung hatte sich in den ersten Kämpfen um die kirchlichen Güter abgekühlt. Es machte sich jetzt die konfessionelle Scheidewand in den persönlichen Beziehungen der Männer bemerkbar, die früher als eine engverbundene geistige Macht in einem Lager vereinigt waren. Welser war es vor allem darum zu thun, die reale Seite des antiken Lebens zu erkennen und die Ausbeute dieser Erkenntniß der modernen Kultur zuzuwenden. Der Beweis hierfür liegt in den Erzeugnissen seines gelehrten Fleißes, namentlich in den größeren Werken über die älteste Geschichte Bayerns und Augsburgs, deren fabelhaftes Dunkel er durch das Licht aufzuhellen suchte, das eine nüchterne Prüfung der Quellen verbreitete. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß reiche pekuniäre Beiträge aus den höheren Kreisen der Gesellschaft die Kosten zur Errichtung einer eigenen Druckerei deckten, die in den Jahren 1595—1614 eine Fülle von Erstlingsausgaben aus der alten Litteratur zu Tage förderte. Diese Ausgaben wetteifern in den gefälligen Formen der Typen, wie durch die Güte und weiße Farbe des Papiers mit den besten holländischen und italienischen Drucken. Selbst den Schluß seines Lebens krönte der ruhmreiche Stadtpfleger mit einem Akte wissenschaftlicher Fürsorge: seine ganze Bibliothek, auch mit ihrem seltenen musikalischen und artistischen Inhalt, ging nach seiner letztwilligen Verfügung in das Eigenthum der Stadt zu dem Zwecke höherer Bildung über. Es fand sich damals noch ein regeres Interesse und eine tiefere Empfänglichkeit für die idealen Güter des Lebens.

War es auch im großen und ganzen eine Zeit des Verfalls, in der sich die bedenklichsten Zeichen der Abkehr von dem Gewinn der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kundgaben, so konnte man sich doch der Erbschaft aus derselben nicht auf einmal entschlagen, zumal da der Nachwuchs in den Instituten unterrichtet wurde, die in den alten Bahnen sich bewegten. Seit ein paar Menschenaltern traf es sich aber, daß die Schule bei St. Anna in Hieronymus Wolf und David Höschel ihre tüchtigsten und geachtetsten Lehrkräfte hatte. Dieses Gymnasium verdankt seine Entstehung gleichfalls der Reformation. Unter den Auspizien derselben fand schon in den zwanziger Jahren der höhere Unterricht im Karmeliterkloster zu St. Anna seine erste Stätte. 1523 übergaben die Mönche ihr Kloster der Stadt, und der Magistrat gründete im Jahre 1531 eine Lateinschule, zu welcher er als ersten Schulmeister mit 60 fl. Gehalt den gelehrten Gerhard Geldenhauer aus Nymwegen berief. Den rechten Aufschwung nahm die Anstalt jedoch erst mit der im Jahre 1557 erfolgten Berufung des Fuggerschen Bibliothekars Hieronymus Wolf, der sich bereits als ausgezeichneter Kenner der griechischen Sprache einen Ruf erworben hatte. Es begann jetzt ihre Blüthezeit, in der sie, von dem Vertrauen des Publikums gehoben, auf Pfleglinge hinweisen konnte, die vor Anderen durch Kenntnisse und Fertigkeiten sich hervorthaten. Der von Wolf entworfene Lehrplan, im wesentlichen dem mehrbekannten Sturmschen ähnlich, hat doch den Vorzug, daß er den Lehrstoff in einer schärferen Abstufung vertheilte und auch dem Unterricht in der Mathematik Rechnung trug. Offenbar schwebte Wolf ein höheres Ziel in seinem Beruf vor Augen, als man sonst und anderwärts anstrebte, weil er mit dem Treiben der Universitäten unzufrieden war, die nach seiner Meinung von der edeln, freien philosophischen Bildung nichts mehr wissen wollten und sich zu traurigen Abrichtungsanstalten für den gemeinen Fachbedarf erniedrigt hatten.

Neben dem Amte eines Rektors und Lehrers verwaltete Wolf mit gleicher Treue und Umsicht das Stadtbibliothekariat. Wie das Gymnasium, so verdankt auch die Bibliothek ihre Gründung der Reformation. Als durch die Verbreitung derselben die hiesigen Klöster von ihren Bewohnern verlassen worden waren, ließ der Magistrat aus ihren Bibliotheken die besseren Werke aussuchen und zu einer neuen städtischen Büchersammlung vorerst in dem Dominikanerkloster zusammenstellen. Die Besorgung der Bibliothekgeschäfte wurde dem jeweiligen Rektor von St. Anna übertragen und zugleich ein jährlicher Beitrag von 50 fl. aus dem städtischen Aerar zur Disposition gestellt, um damit neue Werke auf der Frankfurter Messe anzukaufen. Den ersten kostbaren Zuwachs erhielt die Bibliothek durch die Erwerbung einer großen Sammlung griechischer Handschriften, welche die Stadt durch ihren Geschäftsträger bei der Republik Venedig, Philipp Walter, von dem vertriebenen Bischof von Korcyra, Antonius Eparchus, um 800 Dukaten ankaufen ließ. Alle diese Handschriften samt vielen anderen später erworbenen litterarischen Schätzen, welche der Augsburger Bibliothek einen ausgezeichneten Ruf erworben hatten und ihre schönste Zierde gewesen waren, wanderten im Jahre 1806 nach München, da man dort der Meinung war, daß in Augsburg nur eine Büchersammlung für Geschäftsmänner, nicht aber für Liebhaber der Wissenschaft nöthig sei. Durch vielfache Ankäufe und Schenkungen waren die im Dominikanerkloster angewiesenen Räumlichkeiten allmählich zu eng geworden: der Magistrat räumte daher im Jahre 1562 der Stadtbibliothek das jetzige im St. Annahof gelegene Gebäude ein, das bis dahin dem Bischof Anton von Arras, dem Sohne des Kardinals Granvella, als Ballhaus gedient hatte.

Derselbe Geist, welcher die Blüthe humanistischer Bildung in Augsburg erzeugt hatte, weckte auch um dieselbe Zeit die

schaffenden Künste zu neuem reichen Leben. Der dem schwäbischen Volksstamm eigenthümliche Kunstsinn, der durch den lebhaften Handelsverkehr nach den bedeutendsten Kunststätten Italiens immer wieder neue Anregung gewann, hatte schon im 14. Jahrhundert ein reges Kunstleben wachgerufen, das allerdings mehr dem Kunsthandwerk als der eigentlichen Kunst zu gute gekommen war. Was sich an monumentalen Werken aus der gothischen Periode erhalten hatte, konnte sich kaum mit denjenigen anderer Städte messen. Augsburg hatte daher am Ausgang des Mittelalters in monumentalem künstlerischen Schmuck einiges nachzuholen. In einer bruchsteinlosen Gegend gelegen, war es mit seinen Bauten hinter anderen Städten zurückgeblieben, und erst 1385 wurde das Rathhaus aus einem Holzbau in einen ziemlich unbedeutenden Steinbau verwandelt. Der Schwerpunkt der Kunstgeschichte Augsburgs ruht in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur neueren Zeit. Je weiter es in das 15. Jahrhundert hinein und in das 16. Jahrhundert hinübergeht, desto mehr tritt alles, was sonst Hauptinhalt der Chroniken bildete, gegen die Nachrichten über öffentliche Bauunternehmungen in den Hintergrund. Viel wird besonders für gottesdienstliche Zwecke gebaut, mit der Bürgerschaft Handreichung und Steuer. Der Dom, St. Moriz und andere Kirchen werden erweitert oder in einzelnen Theilen bereichert, andere Kirchen und Klöster, wie die zu St. Katharina und St. Anna, das Dominikanerkloster, die Kreuzkirche, werden ganz neu gebaut, es beginnen die großartigen Arbeiten an St. Ulrich, namentlich der Neubau des Chores, zu dem Kaiser Max selbst den Grundstein legt, und 1512 wird von den Fuggern ihre kostbare Begräbnißkapelle von St. Anna errichtet, das erste Denkmal modernen Stiles. Aber nicht bloß in kirchlichem, auch in bürgerlichem Interesse wird gebaut. Der Perlachthurm wird 1437 mit einem Bleidach und mit Wandmalereien geziert; 1450 endigt ein prächtiger

Ausbau des Rathhauses, zu welchem die eingerissene Schule und der Friedhof der vertriebenen Juden größtentheils das Material liefern müssen. 1456 wird dasselbe Gebäude mit einem nach allen Seiten hin durchsichtigen Thürmlein versehen und bald darauf außen mit lustigen Gemälden geschmückt. 1501 wird das große Zeughaus, 1505 das Kornhaus hinter St. Moriz, an dessen Stelle das jetzige Zeughaus steht, gebaut. Zünfte und Geschlechter richten sich ihre Trinkstuben her. Tanzhäuser der Patrizier werden gebaut und, wenn sie abbrennen, wieder erneuert; 1508 wird der erste öffentliche Brunnen aus behauenen Steinen vom Baumeister Burkhart Engelberger angelegt.

Von keinen Bauunternehmungen ist soviel die Rede, als von denen, welche Zwecken der Befestigung dienen; denn je mehr der Wohlstand der Reichsstadt wächst, desto stolzer muß sie ihr Haupt erheben, desto sorgfältiger auf Schutz und Vertheidigung bedacht sein. Basteien werden angelegt, Thürme an den Thoren errichtet oder ansehnlich erhöht, die Mauern ausgedehnt und gebessert. Doch auch dem Verkehr werden, wo es an der Zeit ist, Zugeständnisse gemacht; schon 1454, wo es mit Ausnahme der hussitischen Bewegung ganz ruhig ist, läßt der Rath bei verschiedenen Thoren die alten Zugbrücken durch gewölbte Steinbrücken ersetzen.

Gleich zu Anfang des 16. Jahrhunderts beginnen die Einflüsse italienischer Renaissance in der Architektur der Stadt sich geltend zu machen. Die öffentlichen Bauten sind späterhin von Holl im Stile der späteren Renaissance umgebaut worden; sie geben daher zur Beleuchtung der älteren Architektur kein Material an die Hand. Auch von Privatbauten ist außer dem Fugger- und Welserhaus und dem Maximilian-Museum wenig mehr vorhanden. Das Innere des Fuggerhauses bewahrt noch Spuren ursprünglicher Pracht. Besonders glänzend muß der erste Hof

gewesen sein. Der heutige architektonische Charakter der Stadt läßt nur lückenhaft die damalige Pracht erkennen. Als Michel de Montaigne 1580 die Stadt besuchte, waren die imposanten Bauten des Elias Holl noch nicht vorhanden; dennoch erklärt er Augsburg für die schönste Stadt Deutschlands. Die breite Anlage und die Sauberkeit der Straßen, die vielen prächtigen Springbrunnen fallen ihm auf, obwohl die jetzt vorhandenen Springbrunnen damals noch nicht standen. Die Häuser seien weit größer, höher und schöner als in irgend einer Stadt Frankreichs. Der Palast der Fugger sei ganz mit Kupfer gedeckt und habe zwei Säle, der eine groß, hoch, mit Marmorfußboden, der andere niedriger, reich an antiken und modernen Medaillen. Es seien die reichsten Gemächer, die er je gesehen. Auch den Garten mit seinen Sommerpavillons und Vogelhäusern, seinen Springbrunnen und Vexirwassern rühmt er höchlich.

Ebenso reich und glänzend entfalteten sich die nicht an die Naturverhältnisse des Bodens gebundenen Künste. Den höchsten Ruhm erlangte das Augsburg der Renaissance durch eine Reihe großer, in seinen Mauern geborner Maler. Schon im 15. Jahrhundert hatte die Malerei einen bedeutsamen Aufschwung genommen, ohne daß sich jedoch aus dieser Periode ansehnlichere Denkmale erhalten haben; nur die zahlreich auftretenden Künstlernamen, sowie die Aufzählung ihrer Leistungen in den Baurechnungen der Stadt und in dem Malerzunftbuch lassen auf eine hohe Blüthe der Malerei schließen. Kein Augsburger Künstlername aber hat einen helleren Klang, als der der Holbein. Es war im Spätherbst des Jahres 1448, als der Großvater Michael Holbein von dem benachbarten Dorfe Schönefeld nach Augsburg hereinzog und hier bis zum Jahre 1488 als Gerber ein kümmerliches Brot verdiente. Aus seiner Ehe mit Anna Holbein entsprossen drei Töchter, von denen die

dritte, Margaretha, die Stammmutter der Familie Herwarth von Bittenfeld wurde, und zwei Söhne, Hans und Siegmund. Diese beiden widmeten sich der Malerei: der erstere ist unter dem Namen Hans Holbein der ältere einer der tüchtigsten Meister der älteren deutschen Kunst geworden. Einen besseren Lehrmeister konnte der junge Hans sich nicht wünschen, und er hat sich auch den Vater zum Vorbild genommen. Schon frühe mag der Knabe durch sein unverkennbares Talent dem Vater zur größten Freude gereicht haben, besonders wenn wir der Sage Glauben schenken dürfen, welche in drei Figuren auf der Basilika des heiligen Paulus das eigene Bildniß des Künstlers mit seinen beiden Söhnen erkennen will. Da steht Meister Holbein, so redlich, bescheiden und treu, der Taufe des Apostels Paulus zusehend, zu dessen Verherrlichung er die Tafel gemalt, vor ihm die Söhne, auf deren kleineren, unseren Hans, der kaum älter sein kann, als vier Jahre, er mit solch inniger Vaterfreude hinweist, als wollte er uns sagen, daß der gewiß einmal etwas recht Tüchtiges leisten und seiner Familie Ehre machen werde in dieser ihrer Kunst.

Nächst dem Vater ist aber noch ein anderer Künstler auf Holbeins Entwickelung von erheblichem Einfluß gewesen: Hans Burgkmair. Schon diesen zog ein ganz anderer Geist an, als derjenige war, der bis dahin bei den Augsburger Malern gewirkt hatte. Seiner Heimath Augsburg lag die Straße nach dem Süden zu nahe; von ferne erblickte man hier die weißen Häupter der Alpen, zu denen hin die Kaufleute zogen und von wo sie reich beladen zurückkehrten, aus Italien, woher alles Neue und Schöne kam. Auch Burgkmair lockte es zur Vollendung seiner Studien nach diesem Wunderland. Als er im Jahre 1508 zurückkam, war der junge Holbein 13 Jahre, bei seiner frühen Entwickelung alt genug, um für Neues und Großes empfänglich zu sein. Glänzende Vielseitigkeit, sichere

Kunstfertigkeit, alles Große und Hinreißende der wiedergebornen Kunst brachte Burgkmair aus Welschland mit zurück. Aber nahm er auch von den Italienern alles, was er brauchte, so behielt er doch, unbeirrt wie wenige seiner Landsleute, die in dem verlockenden Süden geweilt, seine kernige deutsche Gediegenheit, wie sie war, und somit konnte er für Holbein das passendste Vorbild sein. Unter solchen Einflüssen wuchs der Knabe heran. Ein flüchtiger Blick auf das damalige Augsburg genügt, um uns die Thatsache zu erklären, wie es möglich war, daß innerhalb seiner Mauern der größte künstlerische Genius der germanischen Rasse sich zu seinem Weltberufe heranbilden konnte. Es waren größere Verhältnisse, die, über spießbürgerliche Lokalinteressen hinaus, einen weiteren Gesichtskreis gestatteten. Hier war ein Boden, wie er ihn sich nicht besser hätte wünschen können. Die Heimkehr der Augsburger von ihrem großartigen Handelszuge nach Ostindien gehörte zu den frühesten Nachrichten, die an das Ohr des Knaben schlugen. Das große Schießen von 1509, die verschiedenen Reichstage, die der Kaiser hier abhielt, zählten zu den ersten frohen und glänzenden Eindrücken seiner Jugend. Viel von dem, was in die Geschicke des gesamten Reiches bestimmend eingriff, hatte in Augsburg seinen Schauplatz oder wurde hier wenigstens mit erlebt. Bedeutende Persönlichkeiten, heimische wie fremde, wandelten hier. Es war eine rührige Bevölkerung, thätig und geschickt in Handel und Gewerbe, mannhaft, wenn es die Wahrung des eigenen und Gemeinwohles, selbst mit den Waffen, galt; dabei sinnlich frisch und kräftig, der Freude und dem Lebensgenuß ohne Scheu und Rückhalt sich hinzugeben gewohnt. Reich und glänzend standen die Kirchen und Klöster da, und doch waren die Bürger durch Kämpfe und Erfahrungen zu unabhängigeren religiösen Gesinnungen gelangt. Ein weltlicher Geist, der sie zu Söhnen der neuen Zeit machte, war hier mehr als an anderen Orten aus-

gebildet. Glanz und Bewegtheit mehrte der häufige Aufenthalt des Kaisers und seines Hofes in der Reichsstadt, welche dennoch, von allen Nachtheilen einer eigentlichen Residenz verschont, immer eine freie Stadt in jedem Sinne blieb. Ergötzen für das Auge, Nahrung für die Einbildungskraft gab es überall; es war ein buntes, wechselndes Treiben, das besonders durch Augsburgs großartige, merkantile Stellung, welche es stets lebendig erhielt, stets mit der Ferne in Berührung brachte, in seinem Charakter bestimmt ward. Augsburg war der Ort, aus welchem der Künstler hervorgehen mußte, dem es allein von seinen deutschen Zeitgenossen gelang, alle Fesseln zu lösen, welcher allein kirchlichen Zwang und vaterländische Kleinlichkeit und Sprödigkeit abstreifte, mit seinem ersten Schritte schon so frei, kühn und unbefangen wie keiner in das Leben hinaustrat und mit Lust sich fühlen konnte als ein neuer Mensch in einer neuen Welt. Es ist überflüssig, hier auf die Bedeutung Holbeins für die deutsche Kulturgeschichte näher einzugehen. Gleich seinem großen Geistesbruder Dürer zerbrach er die Schranken der mittelalterlichen Malerei und eroberte, ohne der vaterländischen Tradition untreu zu werden, für seine Kunst eine neue Welt des Naturstudiums, der klassischen Formenanmuth und der freien modernen Gedankenfülle. Nur auf einen Punkt möchte ich noch aufmerksam machen. Ist Holbeins äußeres Leben gleich nicht so eng an seine Vaterstadt Augsburg gefesselt, wie z. B. Dürers an Nürnberg, so war doch seine künstlerische Entfaltung eine ebenso charakteristisch altaugsburgische, als er zu den wahren Propheten der Renaissance im edelsten Sinne zählt. Der Kampf ums materielle Dasein hatte ihn und den Vater frühzeitig aus der Vaterstadt in die Fremde getrieben. Dort raffte ihn im blühendsten Mannesalter die Seuche hin, und eine Fülle von Plänen und Hoffnungen ward mit ihm begraben.

Wenn ich eine Kunstgeschichte Augsburgs geben wollte,

müßte ich nunmehr eine Reihe bedeutender Meister nennen, welche, in die Fußtapfen der Holbein getreten, während des ganzen 16. Jahrhunderts die Augsburger Malerei auf hoher Blüthe hielten. Eine solche Aufzählung würde jedoch den Leser um so mehr ermüden, als verhältnißmäßig nur wenig von den Schöpfungen derselben auf unsere Zeit gekommen ist. Nur bei einem Felde der Malerei der Renaissanceperiode möchte ich noch einen Augenblick verweilen, da dasselbe nicht nur zu den charakteristischen Merkmalen unserer Renaissance gerechnet, sondern auch in einer Vollständigkeit wie nirgends anderswo bis auf unsere Tage erhalten geblieben ist. Ich meine die Hausfresken. Keine deutsche Stadt hat darin Augsburg von ferne erreicht; es ist das deutsche Verona gewesen. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird uns hier die Anwendung des Fresko bezeugt. Die Augsburger Hausfresken bekunden zuvörderst eine merkwürdige kunstgeschichtliche Thatsache. Ausgezeichnete Meister versuchten sich in ihnen, vor allen Hans Burgkmair, Albrecht Altdorfer, Hans Rottenhammer, Mathias Kager, Johann Holzer, Jul. Pordenone, Antonio Ponzano. Sie malten aber fast alle diese Fresken mit weit mehr Genie und Tüchtigkeit, als ihre übrigen Bilder, so daß man sagen kann, sie stellten ihre Meisterstücke auf die Gasse zum Schmucke schlichter Bürgerhäuser. Namentlich gilt dies von den fünf Letztgenannten. Die Staffeleibilder Rottenhammers in der Münchener Pinakothek sind kalt und manierirt, während seine Fresken in der Grottenau gewiß zu dem Edelsten und Anmuthigsten gehören, was je im Geiste der venetianischen Schule von einem Deutschen gemalt worden ist. Und diese Perle der Augsburger Hausfresken befindet sich in einem engen, dunkeln Gäßchen, wo kein Mensch venetianische Schule an den rauchigen alten Häusern sucht. Pordenone war ein arger Manierist und würde mit Recht ganz vergessen sein, wenn er seine Augsburger Fresken nicht gemalt

hätte, ein kolossales mythologisch-allegorisches Werk an einem Hause der Philippine-Welser-Straße, ein Rokokostück voll der abenteuerlichsten Phantasie, dessen Sinn und Verstand gewiß kein Sterblicher mehr enträthseln kann, aber bei aller barocken Manier so übermüthig keck und mit so flottem, breitem Pinsel auf den Kalk geworfen, daß man vor Staunen über des Meisters Muth und Vermessenheit und über manchen wahrhaft pompösen Einzelzug erst nachträglich dazu kommt, sich über die Geschmacklosigkeit des Ganzen zu ärgern. Aehnlich ergeht es mit Antonio Ponzano, einem sonst kaum genannten Meister. Seine Fresken in den jetzigen Räumen des Kunstvereins galten lange für Werke Tizians. Erst in neuerer Zeit hat man durch äußere Beweise dargethan, daß jene höchst geistvollen und lieblichen Kompositionen, die gar mancher Kenner als Zeugnisse der Anwesenheit des großen Venetianers in Augsburg gläubig bewunderte, nur von dessen Schüler Ponzano herrühren.

Mathias Kager hat, als ein echter Bürgermeister der kunstreichen Reichsstadt, das Rathhaus, das Weberhaus, das Stadtgefängniß und zwei Stadtthürme mit seinen Fresken geschmückt. So edel stilisirte historische Kompositionen aus der jammervollen Periode des dreißigjährigen Krieges giebt es in Deutschland wahrlich nicht viele. Es ist dazu eine originelle Geschichte, daß der Bürgermeister von Augsburg an den Häuserwänden Fresko malte, während draußen schon der Donner des dreißigjährigen Krieges heranrollte.

Der Reichthum Augsburgs an solchen Hausfresken muß in der Glanzzeit der Renaissance ein enormer gewesen sein: noch im Anfang unseres Jahrhunderts sollen die Straßen einem aufgeschlagenen großen Bilderbuch geglichen haben, dessen Blätter die mit Fresken bedeckten Häuserwände waren. Man kann sich daraus unschwer einen Rückschluß auf den Glanz und die Farbenpracht der Straßen im 16. Jahrhundert machen. Rechnet

man dazu die herrlichen Brunnen, die stattlichen Häuserfronten, die großartige Anlage der Straßen, den Luxus und die Ueppigkeit, welche durch den auf den Märkten wogenden Weltverkehr stets neue Nahrung und Anregung erhielt, so kann man sich ein ungefähres Bild der Stadt im Zeitalter der Renaissance machen. Von dem Glanze der Fugger schreibt um das Jahr 1531 Beatus Rhenanus: „Welch eine Pracht ist nicht in Anton Fuggers Haus. Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläufigen und zierlichen Säulen und Zimmern sagen, welche sowohl wegen des vergoldeten Gebälkes als der übrigen Zieraten hervorleuchten? Es stößt daran eine dem heiligen Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holz sehr künstlich gemacht sind. Alles aber zieren vortreffliche Malereien von außen und innen. Raymund Fuggers Haus ist gleichfalls köstlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind! Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Theil des Hauses! Mir gefielen die königlichen französischen Gärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir ins Haus hinaufgegangen, beobachteten wir sehr breite Stuben, weitläufige Säle und Zimmer, die mit Kaminen, aber auf sehr zierliche Weise, versehen waren. Alle Thüren gehen aufeinander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, so viele und große Denkmale des Alterthums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehrere bei einem Manne finden. In einem Zimmer die ehernen und gegossenen Bilder und Münzen, in anderen die

steinernen, einige von kolossaler Größe. Man erzählte uns, diese Denkmale des Alterthums seien fast aus allen Theilen der Welt, vornehmlich aus Griechenland und Sizilien, mit großen Kosten zusammengebracht." Auch Graf Wolrad von Waldeck, der 1580 auf dem Reichstag zu Augsburg war, weiß von dem Glanz der dortigen Patrizierhäuser zu berichten. Von Anton Fuggers Haus sagt er, es könnte eine königliche Wohnung sein. Er rühmt die Kamine aus Marmor, die Vertäfelung der Wände aus verschiedenen Holzarten, die vergoldeten Decken, die bunten Labyrinthe von eingelegter Arbeit auf den Fußböden. Besonders ergötzlich ist die Schilderung, welche fast dreißig Jahre später Hans von Schweinichen von dem Hause eines Fugger entwirft. Das Bankett, zu welchem sein Herr, Herzog Heinrich von Liegnitz, von dem reichen Kaufmann eingeladen war, erschien dem Berichterstatter von wahrhaft kaiserlicher Pracht. „Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmor und so glatt, als wenn man auf dem Eise ginge. Es war ein Kredenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal; der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen, schönen venetianischen Gläsern. Nun gab Herr Fugger Seiner Fürstlichen Gnaden einen Willkomm, ein künstliches Schiff von venetianischem Glas. Wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen aus, falle mitten im Saale auf den Rücken und gieße mir den Wein auf den Hals; das neue, roth damastische Kleid, welches ich an hatte, ging mir ganz zu Schanden, aber auch das schöne Schiff zerbrach in tausend Stücke. Es geschah jedoch ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich später einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel hernach kein einziges Mal auch im Tanze nicht. Der Herr Fugger führte sodann Seine Fürstl. Gnaden im Hause spazieren, einem gewaltig großen

Hause, so daß der römische Kaiser auf dem Reichstag mit seinem ganzen Hof darin Raum gehabt hat."

Wie die Stadt, so ändert auch die Einwohnerschaft ihre Physiognomie durch die Umwandlungen der Trachten, welche das sicherste Kennzeichen von Umwandlungen der Sitten sind. Da scheint im Jahre 1496 den Bürgern der Anzug burgundischer Reiter zierlicher als der eigene zu sein. Sie entlehnen von ihnen namentlich die weiten, gebogenen Schuhe statt der geschnäbelten. Gleichzeitig kommen die Sohlen oder Pantoffeln statt der Holzschuhe in Gebrauch. 1497 kommt eine neue Kleidung für die Bräute auf: den Schleier vertritt der Kranz auf bloßem Kopf mit niederhängenden Zöpfen. 1507 ändert sich die Trauerkleidung; 1517 werden zuerst die Barette getragen. In ganz Süddeutschland wird allmählich die Augsburger Tracht getragen. 1503, sagen die Chroniken, fingen die Bürger erstmals an, das Haar auf dem Haupte kurz abzuscheren, und da sie zuvor die Bärte kurz gestutzt getragen, jetzunder lang wachsen zu lassen, während man früher, wie es an einer anderen Stelle heißt, es für ein sicheres Anzeichen hielt, daß Derjenige, so einen langen Bart hätte und doch kein Kriegsmann wäre, entweder eines Bubenstücks sich bewußt oder doch nichts Gutes im Sinn haben müßte.

Eines Lobes voll sind die zeitgenössischen Schriftsteller von der Anmuth und dem Liebreiz der Augsburgerinnen. Frank nennt sie „ein leutselig, freundlich, redsprächig und grüßbar Völklein, ein schön weiblich Bild, das wohl mit der Hofart kann, daß ich auch ein Sprüchlein davon gehört hab: Hofart ist allenthalben Sünd', aber in Augsburg ist es ein Wohlstand, denn sie konnten sich so artlich drin schicken, daß sie gleich an Hofart demüthig sein und in großem Pracht und Reichthum an Pracht". Den gekrönten Dichter Salomon Frenzl aus Breslau haben sie auch zu folgenden Versen begeistert:

Wie ganz holdselig und wie mild
Sich da erzeigt ein Frauenbild:
Schertzlich mit Worten und dabey
Redsprechig, wie sie auch so frey
Ein jeden zu bescheiden wiß
In Züchten doch und hoff ich dieß.
Wie Milch und Blut ihr Antlitz schön
Als Röslein unter Lilien stehen,
Ja wie ein zarter Marmelstein,
Vermischt mit Purpur schön und rein.
Ihr Bäcklein zart, ihr Aeuglein klar
Gleicht den Karfunkeln, das ist wahr
u. s. w.

Augsburg war durch den Handel groß und blühend geworden und dankte demselben die Mittel zu seinem luxuriösen Leben. Schon Aeneas Sylvius nimmt keinen Anstand, sie die reichste Stadt der Welt zu nennen. Unter den eigenen Erzeugnissen des Kunstfleißes standen die des Webstuhls obenan, wie denn die Weberzunft als die erste gleich nach den Kaufleuten kam. Ueber dritthalbtausend Meister arbeiteten am Anfang des 16. Jahrhunderts hier und in den nächsten Orten, und jährlich passirten mehr denn 400 000 Stück Barchent die obrigkeitliche Schau auf dem hierfür eigens erbauten Weberhause. Eine alte Sage läßt diese Zunft schon 955 sehr mächtig sein, Siege über die Hunnen erfechten und als Kampfpreis einen erbeuteten Schild zum Wappen nehmen. Erweislich ist, daß die Weber schon 1368 die einflußreichste und größte Zunft bildeten. Vorzüglich durch Mitglieder dieser Zunft wurde das altaristokratische Element überwältigt und das demokratische zur Geltung gebracht. Ob es mit den glänzenden Erzählungen vom Bereichern der Fugger durch Webereien und den Handel mit Barchent seine Richtigkeit habe, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls wurden die Fugger durch den Kupferhandel in Ungarn viel höher und schneller emporgehoben, als durch die Weberei. Diese legte des Handwerks goldenen Boden, aber den großen Reichthum brachte

erst der Bergbau in Ungarn, Steiermark und Tirol. Nächst den Augsburger Weberarbeiten, zu denen später die großartigsten Färbereien kamen, haben die der dortigen Silberschmiede ihren Ruf bis heute behauptet. Schon im 14. Jahrhundert prangte die Stadt mit den Arbeiten in Silber, die ihre Bürger lieferten, bei Verehrungen an Fürsten. Bei jeder Gelegenheit reichte man die Becher und Schalen, die das Schönste waren, das man zu bieten vermochte.

Augsburg tritt dem heutigen Besucher noch in so ausgeprägtem Charakter wie wenige Städte des Vaterlandes entgegen. Auf Schritt und Tritt sprechen die Erinnerungen einer großartigen Vergangenheit uns an. Aber nicht etwa, wie in Nürnberg, an das Mittelalter, sondern an die Periode, welche dem Mittelalter folgte, werden wir gemahnt. Ein geistvoller Schriftsteller, der über Leben und Kultur der ehrwürdigen Reichsstadt uns köstliche Studien mitgetheilt, hat Augsburg das deutsche Pompeji der Renaissance genannt. In der That, das eine Wort Renaissance sagt Alles zusammen, was uns noch heute als Charakter der Stadt entgegentritt. Die Renaissance hat sich hier so bald und so vollständig Bahn gebrochen, wie an keinem andern Flecke des Reichs, hat mit solcher Entschiedenheit und Nachhaltigkeit hier Fuß gefaßt, daß ihre Kultur und Kunst bald die Alleinherrschaft behauptete, beinahe alle Spuren der vergangenen Perioden verwischend, allem Einfluß der späteren trotzend und noch jetzt vor unseren Augen so wohlerhalten und lebenskräftig, als wäre auch hier die mehrhundertjährige Decke eines Aschengrabes schützend darüber gebreitet gewesen. Wenn wir die Straßen durchwandern, so fühlen wir fast ungestört uns in eine Zeit zurückversetzt, von der wir deutlich erkennen, daß sie die größte Zeit Augsburgs war, daß in ihr aber auch Augsburg groß dastand vor allen anderen berühmten und mächtigen Freistädten. Fast nirgend werden wir an das Mittel-

alter gemahnt, selbst durch die großen kirchlichen Bauwerke nicht, denn sie treten überall gegen das Moderne und Weltliche zurück. Weder in Anlage noch Ausführung von besonderer Originalität, sind sie nicht bedeutend genug, um sich bemerklich zu machen. Auch werden die Thürme sämtlicher Kirchen durch keine Spitzpyramiden gekrönt. Diese sind dem modernen Sinn zum Opfer gefallen, der sich alles anzupassen bestrebt war und sie durch zwiebelförmige Helme ersetzte. Das that Elias Holl, der größten deutschen Baumeister einer, der rüstige Vorkämpfer des neuen, weltumbildenden Geschmackes.

Kein heimischer Künstler lebt in gleicher Stärke im Volksmunde seiner Vaterstadt fort wie Holl. Lübke hat in seiner Geschichte der deutschen Renaissance die Bauthätigkeit des Meisters in eingehender Weise geschildert, Riehl in seinen Augsburger Studien eine geistvolle Charakteristik desselben entworfen: aber am lebendigsten und in seinem vollen Gehalt tritt uns der Meister, wenn man seine Bauten gesehen hat, aus seiner Selbstbiographie entgegen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, in diesem dem Aufhellen unserer alten Kulturverhältnisse gewidmeten Blättern etwas näher auf jene interessante Lebensaufzeichnung einzugehen.

Das baukünstlerische Talent steckte unserm Elias Holl schon von seinen Voreltern her tief im Fleisch, denn schon sein Urgroßvater Jakob Holl, der im Jahre 1487 starb, war zu seiner Zeit ein geschickter Maurermeister. Der Großvater, Sebastian Holl, war ebenfalls Maurer und machte sich namentlich durch das alte Pfarrhaus von St. Ulrich einen tüchtigen Namen. Bedeutender war sodann Johannes Holl, der Vater des noch größeren Sohnes, der bis zum Jahre 1594 lebte. Seine beiden Frauen beschenkten ihn nach und nach mit einer stattlichen Anzahl Kinder, dreizehn Söhnen und sieben Töchtern. Elias war der erste Sohn aus der zweiten Ehe und wurde am

28. Februar 1573 geboren. Man wird von wahrer Ehrfurcht für den ehrlichen Alten ergriffen, wenn man in der Biographie liest, mit welch herzlichen Ausdrücken er die Ankunft eines jeden ihm von der lieben Hausfrau neu geschenkten Kindes begrüßte. So heißt es z. B.: „am Montag nach St. Michaelis (1548) bescherte mir Gott das siebente Kind, einen Sohn, Namens Abraham." „Den 13. August 1557 genadete mich Gott mit dem zwölften Kinde, so ein Sohn und Tobias genannt." Elf Kinder aus der ersten Ehe lebten, als Johannes Holl zum zweitenmale heirathete, und als ihm seine Hausfrau im fünften Ehestandsjahr das fünfte Kind gebar, da schrieb er mit frohem Muth, unbekümmert, wie die vielen genährt werden sollten, in die Hauschronik: „Den 19. December 1573 erfreute mich der Höchste mit dem fünften Kinde, einem Sohn, der Sebastian genannt ward." Und doch war die Zeit Holls, gegen die unsrige gehalten, eine ungleich härtere und strengere; der Kampf um das materielle Dasein absorbirte vorweg die beste Kraft und hemmte dadurch die Entfaltung der idealen und geistigen Keime der Menschennatur.

Holls Geburtsjahr fiel gerade mit dem Tode Vignolas, des einen Schülers Michel Angelos zusammen, welcher nach großer Thätigkeit zu Bologna, Pisa und andern Orten in Rom wirksam wurde, während Vasari, der andere Schüler und Freund Michel Angelos, Erbauer der Uffizien zu Florenz, um ein Jahr später starb. Beide hatten sich wieder, im Gegensatz zu ihrem Meister, den Regeln der reineren Renaissance zugewendet, welche gleichzeitig in Frankreich blühte, während damals in Deutschland die klassischen Formen noch mit gothischen vermischt wurden, bis dann zu Anfang des 17. Jahrhunderts das Rathhaus zu Nürnberg einen mehr mustergültigen Renaissancebau vor Augen stellte.

Holls Vater baute noch rein gothisch, während der Sohn

in seinen Bauwerken auch nicht die geringste Hindeutung auf gothische Formen hat. Dafür hat er vom Vater das Technische seiner Kunst in einem vorzüglichen Grade erlernt.

Am Neujahrstag 1594 verlor Elias seinen trefflichen Vater: sein ganzes Leben gewann durch diesen Todesfall eine andere Richtung. Der Vater hatte mehrere Gebäude unvollendet zurückgelassen; es war natürlich, daß der damals zwanzigjährige Sohn sie fertig zu bauen trachtete. Allein die Maurermeister wollten ihn nicht selbständig arbeiten lassen. „Es haben mich" — schreibt Holl in seiner Selbstbiographie — „die Meister der Maurer als einen ledigen Gesellen diese Arbeit nicht wollen verstatten auszumachen, sonderlich weil ich die Meisterstücke nicht vorgerissen hatte. War also bedacht zu wandern und weg zu ziehen. Aber Gott schickt's anderst, dann mir eine schöne Jungfrau begegnet, Namens Marie Burckartin, des Christian Burckarts, Kuttelwäschers sel., so ein vermöglicher Mann war, hinterlassene Tochter, deren Mutter am hintern Lech wohnte, oberhalb der Schleifmühl am Barfüßerthor. Sie benahm mir all mein Vornehmen und Wandersgedanken, ich setzte all meinen Sinn auf diese holde Jungfrau, wie ich solche zu meiner Ehegattin haben und bekommen möchte. Derhalben hab' ich auch nicht ruhen können, bis mir solche ehelich zugesagt und versprochen. Darauf nach viel gehabten Unterreden mit der Jungfer Mutter und Befreundeten wurde mir diese meine liebste Jungfrau Marie zugesagt und versprochen. Da wir dann diß bemeldte 1595ste Jahr den 11. Februar unser Abrede und darauf den 2. Maii die Hochzeit bei Martin Kollinger am Predigerberg in des alten Scheurlens Behaußung gehalten; seynd in des Herrn Sebastian hoher Behaußung aus und zu St. Anna in die Kirchen gegangen und wurden durch M. Riederer eingesegnet. Ich war damahl 22 und meine Liebste 20 Jahre alt." Zehn Jahre verbrachte Holl in dieser Freud und Leid in gleichem

Maß mit sich führenden Ehe. Gegen schwere Schicksalsschläge wappnete ihn eine seltene Gottergebenheit und tief innerliche Religiosität. Seine Frau gebar ihm während der kurzen Zeit acht Kinder, von denen aber nur eine Tochter die Mutter überlebte. Nach dem letzten Wochenbett hatte sich eine bedeutende Schwäche bei der erst dreißigjährigen Frau eingestellt. Die „Herren Doktors schickten die Frau zum Sauerbrunnen nach Ueberkingen, dann in das Lederbad, hat aber auch nichts gefruchtet, nach ihrer Heimkunft aus diesem Bad ist sie noch bis in die 9 Wochen lang krank gewesen, starb also anno 1608 den 30. Januar in Christo selig. Nachdem ich nun 10 Wochen ein traurig und betrübter Wittwer war, sahe ich mich, um mein Haushaben recht zu führen, wiederum um eine ehrliche Haußmutter um und bat Gott herzlich, daß er mir eine recht taugliche bescheeren wolle. Kam mir, ohne Männiglichs Antrag, des Herrn Tobias Reischlens Tochter Rosina eine rechte Liebe sie zu begehren ins Herz. Begehrte also durch etliche Leut und Handlung ihrer, also daß es durch solche richtig ward und sie mir versprochen wurde. Habe darauf in Gottes Namen anno 1608 den 14. April mein Abred und darauf den 17. dieß die Stuelvest, den 20. Maii aber am Aftermontag in Pfingsten die Hochzeit gehabt. Der Kirchgang ging aus bei Herrn Zähen zu St. Anna in die Kirchen, die Hochzeit beym Kreiten im Sachsengäßlein." Diese zweite Frau gebar ihm 13 Kinder, von denen 12 den Vater überlebten.

Ein reges arbeitsvolles Leben begann nun für den jungen Meister, und manches hatte er schon für reiche Private ausgeführt, als im Jahre 1600 Anton Garb, ein angesehener Kaufherr, Bauten ihn mit nach Venedig nahm, wo er besonders an den großen Bauten Palladios sich bildete. „Besahe mir" — erzählt er — „dort alles wohl und wunderliche Sachen, die mir zu meinen Bauwerken ferner ersprießlich waren." Nach seiner Heimkehr

war es sein glühendes Verlangen, seine Vaterstadt nach dem Muster der großen italienischen Städte mit Bauten eines streng klassischen Stils zu verherrlichen. Der tiefe und nachhaltige Eindruck, den die gerade in Venedig zum lebendigsten Ausdruck gelangte Renaissance auf den jungen und empfänglichen Baumeister machen mußte, zeigt sich insbesondere in den Modellen zum neuen Rathhause, von denen eines den venetianischen Palaststil mit seiner ganzen dekorativen Pracht repräsentirt. Noch zwölfmal kam Holl in der Folgezeit nach Italien.

Zuerst übertrug der Rath ihm den Neubau des Gießhauses, weil „die Herren die Gebäu zu Venedig gesehen, die ihnen wohlgefallen". Dem jungen Meister gab man also besonders wegen seiner Vertrautheit mit dem Renaissancestil Italiens den Vorzug. Der Bau wurde ihm um 900 fl. verdungen; daß man mit seinem Werke zufrieden war, geht aus der weiteren Belohnung von 250 fl. hervor, die man ihm verehrte. Ein zweiter öffentlicher Bau war das neue Zunfthaus der Bäcker; für den Abbruch des alten Bäckerhauses und den Aufbau des neuen erhielt Holl vom Rath 1750 fl., mußte aber mit dieser Summe die sämtlichen Material- und Tagwerkerkosten bestreiten. „Hat dieser Bau" — schreibt er — „meinen Herren wohl beliebet und sind mit mir wohl zufrieden gewest, und haben mir über ernannte 1750 fl. 250 fl. verehrt, um wegen der mühsamen Gesims, so auf welsche Manier daran und viel Mühe gekostet." Die mühsamen welschen Gesimse sind noch zu sehen, denn das Haus mit seiner schmalen hoch emporgeführten Fassade, die durch drei Pilasterordnungen gegliedert wird, ist noch vorhanden.

Kaum war dieses Gebäude vollendet, so starb der alte Stadtbaumeister Jakob Erschey, und Holl rückte in seine Stelle ein. Erschey hatte zur Besoldung jährlich 80 fl., dann einen Rock zu 5 fl., für Hauszins 10 fl., dazu 12 Klafter Holz und 52 fl. Wartegeld bezogen. Holl, dem das zu wenig schien und

der glaubte, als Civilbaumeister mehr verdienen zu können, erhielt 150 fl. Jahresgehalt, den Rock, den Hauszins, das Holz, dann die sämtlichen Schaufeln, die man bisher an die Kalkhütte geliefert hatte, das Wartegeld und endlich 6 Pfund Karpfen und 5 Pfund Forellen, nebst der Erlaubniß, auf städtische Kosten zwei Lehrjungen um den halben Lohn aufnehmen zu dürfen. Er entwarf zuerst eine neue Visirung zum Zeughaus, welches Erschey begonnen und fehlerhaft konstruirt hatte. Holl fand, daß ohne baldige Abhülfe der Einsturz des Gebäudes unausbleiblich erfolgen müsse; er trug daher den angefangenen Bau ab und stellte einen neuen her, der noch jetzt für ein Meisterstück gilt und eines der schönsten öffentlichen Gebäude Augsburgs ist.

Ich übergehe eine ganze Reihe von öffentlichen Bauten (Stadtmetzg, Wasserthürme, Münze, Thorthürme, Gymnasium zu St. Anna) und wende mich zu dem Hauptwerk seines Lebens, dem Rathhaus. Er selbst war es, der die Rathsherren dazu antrieb, an Stelle des alten, baufälligen Rathhauses vom Jahre 1385 ein neues erbauen zu lassen. „Diß Jahr" (1614) — schreibt er in seinem Tagebuch — „aß ich einmal mit Herrn Johann Jakob Rembold, Stadtpfleger, zu Mittag. Wurden des alten Rathhauses hier zu Red, und sagte ich: Ihr gestrengen Herren solltet daran seyn, als ein bauverständiger Herr Obmann, das alte und auf einer Seiten sehr baufällige Rathhaus möchte verändern, abbrechen und an dessen Statt ein schönes, neues, wohl proportionirtes Rathhaus erbauen lassen. Vermelte auch dabey, ich hätte große Lust dazu, ein schönes bequemes zu bauen, welches wohl wäre. Dachte Herr Stadtpfleger nicht übel zu seyn, und antwortet: er wolle mit seinen Herrn Mitkollegii, Bauherrn und andern des Raths davon reden und ihre Gedanken darüber vernehmen, ich sollte ein Visier und Abriß machen, in was Form und Größe ich ihn stellen wölte, und

meinen Herrn hernach vorweisen, so könnte man weiter die Sache nachdenken. Ich machte gleich etliche Visiren, bis daß dieser, wie jetzt ist, meinen Herrn gefallen hat. Da trieb ich diesen Bau immer bey den Herren Stadtpflegern, da wurd mir eine Antwort von Herrn Rembolden folgendergestalt: Ihr treibt mich immer mit dem neuen Rathhausbau an, solches ist aber hochbedenklich Sache; zudem ist unser Schlagwerk in dem Rathhausthurm wohl geordnet und sehr nützlich; also bis Ihr mir einen Ort saget, da man das Schlagwerk zuvor und ehe dieser Bau angefangen wird, füglich einrichten könnte, da es bestendig bleiben könnte, so will ich zu diesem Bau mithelfen. Da sprach ich: Wenn es nur an diesem fehlt, so wolt ich bald einen tauglichen Ort dazu finden oder ersehen. War bald bedacht und ging auf den Perlachthurm, besah mir darinnen in allem wohl und befand diesen gar tauglich dazu, allein mit der Schlagglocken wußte ich noch nicht, wie dieselbe recht möchte geordnet werden. Steig also zu oberst in den Perlachthurm unter das Dach und gedacht ihm nach, machte ein Visier, daß man wohl 20′ von lauter Steinwerk auf diesen Thurm setzen sollte, es werde aber mit zimlichen Fleiß und Kunst geschehen müssen, denn das Mauerwerk vom Wachhäuselein, so gleichwohl auch von Steinwerk, war nur 15″ dick und vom Gang bis ans Dach 20′ hoch. Ich wagte es und brachte diese Visier zu meinen Herren. Diese sprachen: es würde dieser Thurm wohl schön und lustig stehen, wäre aber nicht wohl zu wagen, weil dieser Thurm schmal und ganz frei stünde. Sie wollten mir zwar vertrauen, ich sollte aber zusehen, daß weder mir noch gemeiner Stadt kein Schad noch Spott daraus entstünde. Ich sprach: liebe Herren! Ich habe meine Hoffnung zu Gott, daß es mir wohl gerathen solle; dachte ihm ferner nach eine gute Zeit und habe ein solches Rüstung erfunden, wie man bald hören wird. Meine Herren sollen mir nur diesen Bau ver-

trauen, ich hätte eine herzliche Lust dazu, uud es werde meine Herren auch nicht gereuen, auch gemeiner Stadt wohl anstehen."

Mit ebenso großer Kühnheit als Umsicht ging Holl Ende des Jahres 1614 ans Werk. Das gewagte Unternehmen, das er bis ins einzelne fesselnd beschrieben hat, wurde glücklich zu Ende geführt unter dem staunenden Zuschauen der Stadt. Holl schreibt darüber: „Den 17. August (1615) habe ich den Knopf selbst auf den Thurm gesetzt. War zwar der alte Knopf, so zuvor darauf gestanden, aber erneuert und verguldt. Geschah am Abend um 4 Uhr. Habe meinen Sohn Elias, so eben vier Jahre alt war, in diesen Knopf gesetzt und denselben ob ihme zugedeckt. Ist eine gute Weil ohne Forcht darin gesessen, hernach hat er zu mir gesagt: Sieh Vater! wie viel Buben sind drunten auf der Gassen! Seine Mutter forchte sich sehr, die war im Thurm bei der Glocken und war übel zufrieden, weinete sehr und fürchtet, es möchte dem Kinde etwas geschehen. Der Bub war fast eine Stund bei mir auf dem Gerüst, habe ihn darauf heimgeschickt zu seinem Ahnherrn, er solle ihm sagen, was er gesehen habe und wo er geseßen." Als der kühne Bau so wohl vollendet war, kamen die Bauherren in eigener Person auf den Thurm, um Holl Glück zu wünschen. Als Erwiderung schenkte Holl ein Glas Wein ein und trank dasselbe, auf dem Knopfe stehend, auf die Gesundheit des Rathes aus. An die vier Seiten des Thurmes zeichnete Holl Sonnenuhren, die der Bürgermeister und Freskenmaler Kager der Zeichnung gemäß malte. „Hab auch den Engel Michael, so alle Jahr am St. Michaelistag herausgehet, durch die Schlaguhr also geordnet, daß er herausgehet und den Drachen in den Rachen sticht."

Am 15. August 1615 legte Holl den Grundstein zum neuen Rathhaus, wobei wieder der kleine Elias mit in die Baugrube mußte, was den Rathsherren so wohl gefiel, daß sie ihm „12 ganze Augsburger Gulden dazu in seine Hosen verehrten"

Fünf Jahre währte es, bis der ganze herrliche Bau vollendet war. Am 3. August 1620 wurde die erste feierliche Rathswahl in demselben gehalten. Die Gesamtkosten (ohne die innere Ausschmückung) beliefen sich auf 13 211 fl. 15 kr. Holl selbst erhielt vom Rath einen vergoldeten Becher mit 300 Goldgulden. Es war der Glanzpunkt im Schaffen des Meisters. Als der Bau vollendet war, legte er den großen Folioband an, in welchem wir seine Lebensbeschreibung finden. Anno 1620 — schreibt er im Eingang — als er durch Gottes Gnad und Beistand das neue Rathhaus vollendet und ausgebaut, da habe er seiner obliegenden Geschäft halber etwas mehr Weil und Zeit bekommen und sich gleich im Namen Gottes fürgenommen, in diesem Buche etwas Weniges aufzureißen, was er etwan von Jugend auf gestudirt und gelernt habe, und was er auch in seinen Werken für einen Gebrauch gehabt dies und jenes zu bauen, obwohl er nunmehr in dem fünfzigsten Jahre des Alters, und sein Gesicht der Hand nicht mehr wie früher folge. Er thue es aber nicht, um sich einen Ruhm damit zu machen, sondern auf daß seine Söhne und Nachkommen einen Nutzen davon hätten.

Der Ruf des Meisters hatte sich bald weithin verbreitet. Das gräflich Schwarzenbergsche Schloß zu Scheinfeld in Franken ward nach seinen Plänen erbaut, ebenso die Kirche des heiligen Grabes in Eichstädt und das Schloß für den dortigen Bischof am Willibaldsberg. Sein letzter Bau von Bedeutung in seiner Vaterstadt war das von 1625—1630 errichtete neue Spital. Wie sein Zeit- und Kunstgenosse Schickhardt, wenngleich in anderer Weise, sollte auch er in den Stürmen des Krieges zu Grunde gehen. Das bekannte Restitutionsedikt Ferdinands II. vom Jahre 1629 ließ den Stadtbediensteten nur die Wahl, katholisch zu werden oder den Dienst aufzugeben. Diese Nothwendigkeit trat auch an Holl heran. „Dieses 1630. Jahr" — schreibt er — „haben meine Herren mich Elias Holl, der ich

durch göttlichen Beistand in das 30. Jahr allhier zu Augsburg bestellter Werkmeister gewesen, nur wegen daß ich nicht in die päbstlichen Kirchen gehen, meine wahre Religion verläugnen und, wie man es genennt, mich bequemen wollte, beurlaubt". Das noch erhaltene Entlassungsdekret lautet wörtlich: „Wir Pfleger, Baumeister und Räthe des heiligen römischen Reichs Stadt Augsburg bekennen und thun kund männiglich mit diesem Brief, wie daß Elias Holl Uns und gemeiner Stadt als ein Werkmeister in das 30. Jahr treulich, aufrecht, redlich, fleißig und willig gedienet, ansehnliche Gebäu allhier geführt und in seiner anbefohlenen Verrichtung sich also verhalten, daß Uns seinethalb kein Klag fürkommen. Demnach er aber deren kaiserlich Mandat mit Besuchung und Anhörung der katholischen Predigten kein schuldigen Gehorsam leisten wollen, so ist er vermög kaiserlichem Befehl der obberührten Werkmeisterstell, doch in allweg seinem ehrlichen, guten hergebrachten Namen ohne Schaden, entlassen und ihm auf sein Begehren dieser Abschied unter gemeiner Stadt Insiegel mitgetheilt worden. Geben den 14. Januar als man zelt nach Christi unsers liebreichen Erlösers und Seligmachers Geburt 1631."

Das war der Lohn für dreißigjährige treue Dienste. Doch es kam noch schlimmer. Obwohl Holl schon 58 Jahre zählte, entschloß er sich dennoch, die Vaterstadt zu verlassen und seine Thätigkeit an einen ruhigerem Orte fortzusetzen. Er hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit nach und nach ein Vermögen von 12000 fl. erworben und bei der Stadtkasse verzinslich angelegt. Als er nun das Geld zurückverlangte, wurde ihm dasselbe unter nichtigen Gründen vorenthalten, so daß er endlich froh sein mußte, den sechsten Theil der Summe aus dem Sturme zu retten.

Nun begann eine Zeit der ärgsten Noth für den Künstler. Um Frau und zwölf Kinder zu ernähren, sah er sich gezwungen, als ein gewöhnlicher Maurer um Tagelohn zu arbeiten. Dies

dauerte bis zum Jahre 1632, „da uns Gott durch sonderbare Gnad und starken Arm die Königliche Majestät in Schweden gesandt und aus der grausamen Gewissensbedrängniß wieder befreyet hat." Am 24. April 1632 zog Gustav Adolf in Augsburg ein. Sofort wurde das Restitutionsedikt aufgehoben und sämtliche städtische Aemter wieder mit Protestanten besetzt. Auch Holl erhielt die Stelle eines Stadtbaumeisters wieder. Die kriegerischen Zeiten ließen ihn jedoch zu keiner ruhigen Thätigkeit mehr kommen: „neben dem Bauwerk bin ich von dem schwedischen Ingenieur zu allerhand mühsamen Fortifikationen stark angetrieben worden, daß ich fast weder Tag noch Nacht in Ruhe gewesen." 1635 erlitt die Stadt eine furchtbare Belagerung durch die Kaiserlichen: Pest und Hungersnoth dezimirten die Einwohner, so daß bei der endlichen Uebergabe die Einwohnerzahl auf 18000 herabgesunken war. Nun verlor Holl seine Stelle zum zweitenmale; dazu wurde er „dermaßen mit starker Einquartirung und Contribution gelohnet, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Bin dadurch um alle meine Lebensmittel kommen und ausgesogen worden. — Der Höchste ergötze mich und die Meinigen" — das sind die letzten Worte seines Tagebuchs — „wie auch alle anderen meine lieben Mitchristen, so ebenmäßig hierunter viel erlitten, ihres zeitlichen Schadens und Verlusts, wo nit allhie in diesem Leben vollkommentlich, so geschehe es doch in jener Welt mit ewiger Freud und erwünschter Seligkeit, Amen!"

Damit schließt die Aufzeichnung. Ich füge nur hinzu, daß Holl nicht, wie man bisher annahm, 1637 am Ostertag, sondern erst am 6. Januar 1646 gestorben ist, wie der neuerdings aufgefundene Grabstein bezeugt.

Holl gehörte zu den größten Baumeistern der späteren Renaissance. Sein Einfluß — bemerkte Riehl treffend — ist so schlaghaft und einzig, daß wir den Mann recht als den kühnsten Revo-

lutionär unter den Architekten anstaunen müssen. Fast genau in denselben vier Jahren, da Holl das Augsburger Rathhaus aufführte, hat Eucharius Holzschuher das neue Rathhaus zu Nürnberg errichtet, gleichfalls ein Renaissancewerk und an Kunstwerth dem ersteren wohl ebenbürtig. Aber Nürnberg blieb trotz dieses Rathhauses dieselbe mittelalterliche Stadt, die es gewesen; Holl dagegen baute mit seinem Rathhaus zugleich ganz Augsburg um. Den gothischen Thürmen nahm er die spitzen Hüte ab und setzte ihnen runde welsche Kappen auf, so daß in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige gothische Thurmpyramide mehr geblieben ist; Zuchthäuser und Kirchen, Paläste und Festungsthürme wurden binnen wenigen Jahrzehnten so massenhaft in den Renaissancestil umgeschmolzen, daß die halbe Stadt wie uniformirt erscheint bis auf diesen Tag. Was Holl selber stehen ließ, das bewältigten rasch seine Nachfolger; denn in Revolutionszeiten des Geschmackes wie der Politik hat man keinen Pardon für geschichtliche Ueberlieferungen. Die Volksbauart in den einzelnen Quartieren, die mittelalterliche Anlage mußte erstarren, seit ein solcher Gewaltsmeister wie Elias Holl die Architektonik nach akademischen Heften in die Hand nahm. Wie die Volkspoesie gegen die Kunstpoesie, so tritt das alte Augsburg jetzt gegen das neue zurück. Ich kenne keine zweite Stadt, wo dieser Umschwung gleich rasch und entschieden erfolgt wäre, und so siegesgewaltig durch einen einzigen Mann. Dafür lebt aber auch Elias Holl im Volksmund seiner Vaterstadt, wie wohl selten ein Baumeister, und die malerische Physiognomie Augsburgs stereotypirte sich in den Zügen, die Holl so keck umrissen, daß es heute noch drein schaut, wie aus dem Grabe des siebzehnten Jahrhunderts erstanden, das deutsche Pompeji der Renaissance.

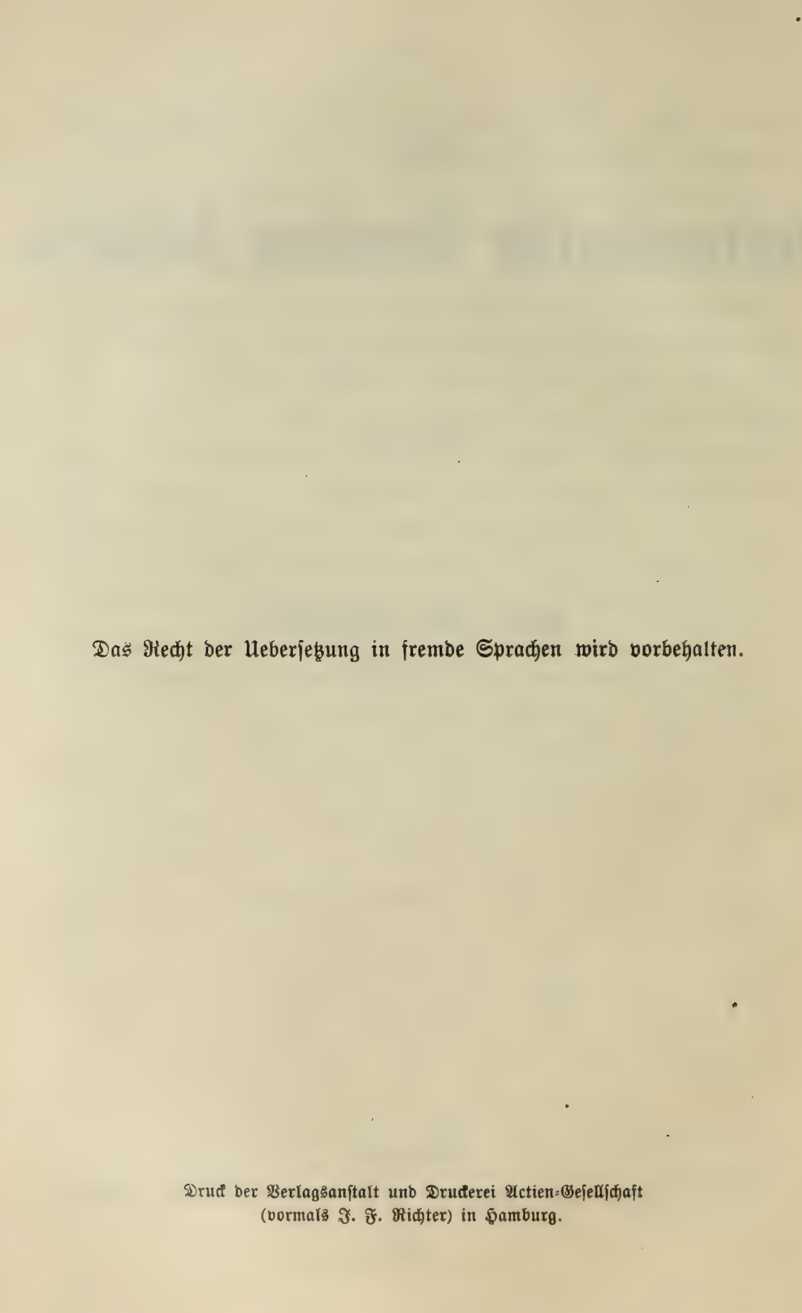
Die
Kulturhistorische Bedeutung Voltaires.

Vortrag

von

Prof. Dr. Hagmann
in St. Gallen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

I.

Der geistreichste Biograph Voltaires, der gelehrte und scharfsinnige Gustave Desnoiresterres, beginnt seine umfangreichen Forschungen über Voltaire und die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mit den denkwürdigen Worten:

„Es wäre endlich an der Zeit sich zu befreien von allem Haß wie von aller Vorliebe, aber nicht von einer Bewunderung, die nicht mehr als gerecht ist, für diesen blendenden und bezaubernden Geist und die Wahrheit zu sagen über seine Person, seine Gesellschaft, sein Jahrhundert und sein Werk."

Wenn der beste Kenner der Voltairelitteratur im Jahre 1871 noch so zu sprechen wagt, so ist es gerechtfertigt über den geistreichsten französischen Schriftsteller die Vorurtheile sowohl als die Voreingenommenheit zu beseitigen und die wahren Kenntnisse über ihn geltend zu machen. Dieses Ziel ist einzig zu erringen, wenn wir das *positiv Große*, welches Voltaire leistete, in Erwägung ziehen und in Zusammenhang bringen mit der allgemeinen Entwickelung des 18. Jahrhunderts.

Da diese positiven Leistungen Voltaires uns vollauf beschäftigen werden, lassen wir die Lebensumstände, so weit sie auf seine Werke von unwesentlichem Einfluß sind, beiseite.

Auch alle jene Streitschriften und anderweitigen Erzeugnisse, welche vorübergehend zum Angriff, zur Abwehr und zur Unterhaltung gedient haben, ohne von einer weittragenden Idee durchdrungen zu sein, bleiben hier unerwähnt. Wie sollten wir auch allen Streit und Haß, alle Leidenschaften und Schattenseiten wieder aufdecken und sie, deren Urheber Tausende waren, einem Einzigen aufbürden? — Wie sollten wir alle jene persönlichen Empfindungen und Interessen wieder ans Licht ziehen und alle peinlichen Nachempfindungen in uns aufwecken, da sie mit ihren Trägern nun im Grabe schweigen und vergessen sind! Nur zu oft hat man Voltaire und seine Zeit in dunkeln Farben gezeichnet, die Dinge und Ereignisse bis zum Abscheu übertrieben und entstellt. Bringen wir einmal das dauerhafte Gute, das an Voltaires Erscheinung sich knüpft, in gedrängtem Rahmen in die Erinnerung zurück!

Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zwecke den geistigen Zustand in Frankreich vor dem Eingreifen der litterarischen Thätigkeit Voltaires. Er war gekennzeichnet durch die Regierung Louis XIV. Die Zeit von ca. 1650—1715 ist dadurch für Frankreich verhängnißvoll geworden, daß ein selbständiges Denken nahezu erlosch. Ludwig XIV. hatte leider nicht nur die Staatsgewalt in sich vereinigt, sondern auch das geistige Leben zu beherrschen gesucht. Sorbonne, Parlament, Akademie und Hof, alles stand sklavenhaft in seinen Diensten. Eine geistige Bevormundung ging durch Frankreich wie nie zuvor und nie nachher.

Diese Beherrschung des geistigen Lebens machte zwar nach außen hin den Eindruck der Höhe und Einheit der Kultur und blendete ganz Europa. Aber im Innern betrachtet, waren Litteratur, Philosophie und Kunst einseitig und der Weiterentwickelung unfähig. In kirchlichen Dingen galt einzig die Scholastik, in Rechtsfragen des Königs Wort, in der Philosophie

der Cartesianismus, in der Litteratur das Geschmeichel der Hofdichter und die Regeln eines Boileau. So war der freiere Zug, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geweht hatte, längst merklos geworden.

Erwäge man demgegenüber den Unterschied, durch den in dieser Zeit England bemerkbar wurde und allmählich glänzend hervortrat, um Frankreich zu verdunkeln. Dort hatte der Protestantismus den freieren Geist genährt. Die Kämpfe der politischen Parteien riefen die freie Diskussion über alle Fragen wach; der anhaltende Kampf Wilhelms III. von Oranien gegen Ludwig XIV., der den Kampf des Protestantismus gegen die katholische Uebermacht bedeutete, erhöhte den bewußten Gegensatz des freien, englischen Denkens gegenüber der französischen Bevormundung des Geistes, und dieser Gegensatz wurde vor allem verstärkt durch die Tausende von Flüchtlingen, welche die Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) nach England trieb. Beim Tode Louis XIV. war der äußere Druck in Frankreich immer noch bestehend, während Englands Geist dem breitesten Strome einer neuen Entwickelung Bahn geschaffen hatte. Schon schrieb ein Toland über die Toleranz der Meinungen, ein Collins über die Freidenkerei.

Nun denke man sich die Oede, die Leere, den peinlichen Rückstand, in dem die Gebildeten Frankreichs zu Anfang des 18. Jahrhunderts sich versetzt sahen. So wie Louis XIV. die Augen schloß, athmete alles auf; denn der Druck bestand nicht länger und der Geist wurde frei. Ueber fünfzig Schriftsteller und Gelehrte, über hundertfünfzig Mathematiker und Naturwissenschafter hatten indessen und bald nachher England theils persönlich gesehen und es studirt, theils daheim sich in seine Werke vertieft. Alles warf sich der neuen Richtung in die Arme und athmete zu neuem Leben auf, ob dem frischen Luftzuge, der über das Meer her wehte. Die Aufklärung Englands hatte den

Deïsmus geboren und dieser wurde nun nach Frankreich verpflanzt.

Auf Keinen wohl hat der Aufenthalt in England so nachhaltigen Einfluß gehabt, wie auf Voltaire. Die drei Jahre (15. Mai 1726 bis 15. März 1729), die er in jenem Lande zubrachte, haben seinem späteren geistigen Schaffen die Bahnen vorgezeichnet. Als ein Verbannter mußte er die Salons von Paris meiden und kam nach London mit der vielseitigen Ausbildung, die er sich schon in der Jugend angeeignet hatte. Er kam mit dem Drange nach Neuem und dem Durste nach Wissen und bahnte sich den Weg in die ersten Kreise der englischen Welt. Er kam mit dem leichten, geschmeidigen französischen Naturell, mit der unvergleichlichen Frische, Raschheit und Eigenthümlichkeit seiner Auffassungsweise, mit der unversiegbaren Arbeitskraft und der rüstigen Unternehmungsfreude eines Mannes, mit der Ausdauer und dem Ehrgeize, die sich stets einen Namen schaffen werden.

Gerade als Voltaire den englischen Boden betrat, wurde durch einen politischen Umsturz und das Ministerium Walpole einem Manne Muße geschaffen, der schon früher (1723 in Blois) auf Voltaire gewirkt hatte. Es war Viscount Bolingbroke, der durch den Sturz der Toristen aus dem politischen Leben zurücktrat und die Musen zu pflegen beschloß. Ein solcher Mann voll Witz und Frivolität, voll Bildung und weltmännischer Gewandtheit wurde nun der tägliche Genosse Voltaires; denn in seinem Hause ging Voltaire aus und ein. Wundern wir uns nicht, wenn Bolingbroke den weittrageudsten Einfluß auf seinen französischen Gast ausübte.

Bei Bolingbroke wurde er ermuthigt zu der beißenden und frivolen Kritik über die hebräische Litteratur, zur Verachtung der pedantischen Bewunderung der Alten. Bolingbroke war es, der da meinte, die Geschichtschreibung müsse halb Wahrheit,

halb Roman sein; er war es, der Voltaire mit der deïstischen Richtung näher vertraut machte und ihm die Werke von Shaftesbury unterbreitete, die Bolingbroke kommentirt hatte. Er empfahl ihm Locke und eiferte gegen Leibniz. Was Voltaire da hörte und in sich aufnahm, dem begegnen wir nur zu oft wieder in seinen Schriften. Einstweilen legte er seine Eindrücke in den „Philosophischen Briefen über die Engländer" nieder (1733).

Bedeutender und nachhaltiger aber war Voltaires Einfluß, wie er nach seiner Rückkehr aus England, verfolgt, bei seiner nachmaligen Freundin, der schöngeistigen Marquise de Châtelet, seinen Aufenthalt nahm (1733—49) und nun daran ging das in England Erworbene seinem Vaterlande zu übermitteln; denn wenn er den Gegensatz sah, in dem die modernen Bestrebungen, Wissenschaften und das freie Denken Englands zu Frankreich standen, so ergriffen ihn frohe Unternehmungslust, oppositioneller Geist und heftiger Ehrgeiz der Verkünder der neuen Wahrheiten in Frankreich zu sein. Das konnte nicht ohne gewaltige Anstrengung geschehen; denn nicht leicht löst ein Volk sich los von seinen Anschauungen, um sich dem Geiste einer fremden Nation hinzugeben, wo religiöse, politische, nationale Gegensätze die Opposition noch verschärfen. Es ist denn auch das Bild eines großartigen geistigen Kampfes, das vor uns sich entrollt, eines Prozesses, der die Kultur Frankreichs durchdringt und darum jene Heftigkeit und Vielgestaltung, jene Neuheit und Kraftanstrengung an sich trägt, und darum alles so eigenthümlich kennzeichnet, was das 18. Jahrhundert in Frankreich geschaffen hat. In diesem Kampfe bleibt Voltaire beinahe ein halbes Jahrhundert der Führer und der heftigste Kämpfer zugleich und zieht sich dadurch selbstverständlich ebenso viel Haß beim Gegner, als Bewunderung im eignen Lager zu.

II.

Trennen wir nun die Gebiete, auf welchen Voltaire einflußreich wird, so tritt uns für seine Zeit unstreitig am eingreifendsten sein Kampf auf dem Boden der Philosophie entgegen. Erlauben Sie mir den Begriff Philosophie näher zu bestimmen. Wir verstehen darunter im allgemeinen das Studium über die letzten Grundwahrheiten; das Forschen nach den Ursachen des Daseins der Dinge und unseres eigenen Denkens.

Im 18. Jahrhundert aber nahm man den Begriff spezieller. Man verstand unter Philosophie die Ideen, welche die hergebrachten Meinungen und Systeme auf dem Boden der Politik und Religion sowohl als der Wissenschaften angriffen und die Aufklärung predigten. Wenn z. B. Diderot und d'Alembert ein Werk, die „Encyclopédie", verfaßten, um darin alle Wissenschaften und Künste zu besprechen, so nannte man diese Männer Philosophen. Kurz, wer damals seine Beobachtungen und Ideen auf dem Boden staatlicher, gesellschaftlicher und religiöser Fragen kundthat, oder die Wissenschaften und Künste im ganzen studirte, wurde Philosoph geheißen.

Die Gegensätze, welche damals auf dem Boden der Philosophie bestanden, gipfelten in dem Verhältniß der französischen zur englischen Weltanschauung. Die Jesuiten, als die Vertreter der philosophischen Lehrstühle in Frankreich, lehnten sich an Descartes und Malebranche an. Die Engländer, welche mit dem Auftreten Bacons die Zeit der Aufklärung einleiteten, scharten sich um Locke und Newton. Der Gegensatz der beiden Richtungen war ein grundsätzlicher nach Inhalt und Methode.

Descartes geht von unserem Bewußtsein aus und macht die Vernunft zur Erklärerin aller Dinge. Locke hingegen sucht durch die äußeren Erscheinungen sich den Weg zur Erkenntniß zu bahnen und geht von der Erfahrung aus. Jener

stellt zuerst Grundsätze auf und erklärt durch sie die Welt. Dieser sammelt Erfahrungen und Beobachtungen, um zu Grundsätzen zu gelangen. Also ist auch ihre Methode verschieden. Der Eine geht von der darlegenden, erklärenden, zergliedernden oder *deduktiven* Methode aus, der Andere von der herleitenden, aufbauenden, erfahrungsgemäßen oder *induktiven*. Descartes hat noch vieles mit der mittelalterlichen, scholastisch-kirchlichen Weltanschauung gemein. Darum stellen die Jesuiten sich auf seine Seite und vertheidigen ihn gegen die neuere Philosophie. Wenn Descartes (und nach ihm Leibniz) die *Mathematik* zur Grundwissenschaft erhebt, so ahmt ihm darin das philosophische Frankreich nach: nicht umsonst hat seit Descartes dieses Land so viele Mathematiker hervorgebracht.

Ganz anders die Engländer. Bacon, Locke, Newton machen die *Naturwissenschaften* zur Grundlage der Philosophie. Sie gehen von dem Versuch und der Beobachtung aus. Sie entwickeln Physik, Mechanik, Chemie, Astronomie und fühlen sich in diesen Wissenszweigen überlegen bis zur Stunde.

Besonders wichtig ist der Unterschied in den Anschauungen über unsere Seele.

Descartes (1596—1650) meint, die Seele sei durchaus verschieden vom Körperlichen, nur in vorübergehender Berührung damit. Er meint, sie denke immer und das Bewußtsein sei ihr angeboren. Er trennt daher die Wissenschaften Physik und Philosophie vollständig. Sein Schüler Malebranche (1638—1715) geht bis zur mystischen Weltanschauung des heiligen Augustin. Für einen Anhänger des Descartes hielt man im 18. Jahrhundert auch Leibniz (1646—1716).

Der Gegensatz der Engländer zu diesen psychologischen Abstraktionen kann kaum größer gedacht werden.

Locke (1632—1704) verbindet das Leben der Seele unzertrennlich mit ihrem Körper und der Sinnenwelt. Der Seele

ist keine Idee angeboren. Durch die Einwirkungen von außen beginnt ihr Leben; sie wächst geistig, wie der Leib körperlich; das Bewußtsein ist nicht der Anfang, sondern der Abschluß der seelischen Entwickelung. Da Seele und Körper so innig miteinander verbunden sind, so müssen auch die einschlägigen Wissenschaften miteinander verwandt sein.

Die Physik mit der Philosophie verschwistert zu haben, ist das Verdienst von Isaak Newton (1642—1727). Er geht geradezu von der Naturwissenschaft aus, um sich die Dinge zu erklären; ja, wenn Descartes wieder aus dem inneren Bewußtsein auf die Existenz Gottes schließt, so ersieht Newton den besten Beweis für das Dasein Gottes in der Zweckmäßigkeit der Schöpfung.

Stärker kann man sich die Differenzen nicht denken, welche derart zwischen der französischen und englischen Philosophie bestanden. Hier Empirik und Versuch, dort Rationalismus und Spekulation! Die englische Philosophie Mutter der Aufklärung und des Deïsmus, die französische Tochter der kirchlich-scholastischen Richtung.

Es wird nicht schwer zu errathen sein, zu welcher Weltanschauung Voltaire bei seinem Aufenthalte in England sich wandte. Was konnte einen skeptischen jugendlichen Geist, müde der fruchtlosen Spekulation und der zweifelhaften Systeme, mehr anziehen, als die Erfahrungswissenschaften, die Versuche, die Thatsachen? Was konnte einfacher und solider sein, als diese englische Denkweise, und was mußte in Frankreich selbst, wo man bis dorthin die englische Philosophie weder kannte noch studirte, mehr Aufsehen erregen und leichteren Eingang finden?

So warf sich denn Voltaire unbedingt auf die Seite von Newton und Locke und machte Front gegen Descartes und Leibniz.

Es war im Jahre 1737, daß die Akademie von Paris einen Preis ausschrieb: „Ueber die Natur und Fortpflanzung

des Feuers." Außer dem nachmals berühmten Mathematiker Euler trugen zwei andere Konkurrenten Preise davon, die, den Lehren von Malebranche und Cartesius getreu, die Frage zu lösen versucht hatten. Voltaire aber, der, sich in seiner Preisschrift auf Newton stützend, den experimentellen Weg eingeschlagen hatte, wurde mit einer Empfehlung abgewiesen (1738).

Daß man von dem großen Newton nichts wußte und nichts wollte, das reizte den Ehrgeiz Voltaires. Er hatte dessen Schriften in England studirt, die Großartigkeit seiner neuen Ideen bewundert, hatte begeistert für sie Partei genommen und hoffte, daß man mit Bewunderung Newtons Lehren aus seinem Munde empfangen würde. Anstatt dessen dieses voreingenommene Urtheil der Akademie zu Gunsten des alten Systems! Außer den jungen Gelehrten Maupertuis und Clairaut nahm kaum Einer Partei für Newton. So beschloß denn er, für sich allein aufs neue eine Lanze für den großen Engländer einzulegen. Schon 1741 gab er die „Éléments sur la Philosophie de Newton" heraus. „Das Werk war bald in allen Händen; der Preis schreckte Niemanden ab; man nahm das Buch sich gegenseitig, man riß es sich aus den Händen." Eine gleichzeitige Kritik sagt: „Ganz Paris ertönt von Newton; ganz Paris stottert Newton, ganz Paris studirt und lernt Newton."

Keiner zu seiner Zeit verstand aber auch so gut wie Voltaire Newton aller Welt zugänglich zu machen.

In einem nicht allzustarken Bande (ca. 200 Seiten) weiß Voltaire das ganze Systems Newtons in seinen Hauptgedanken vorzuführen; einfach und bündig; in kurzen Kapiteln, damit sie nicht allzustark ermüden; das Ganze angenehm durchwoben durch die Schilderung des Kampfes, welche die Ideen von Locke, Newton, Collins gegenüber denen von Cartesius, Malebranche und Leibniz hervorgerufen haben. Die Sprache ist ruhig und leidenschaftslos; nie hat er wohl den wissenschaftlich belehrenden

Ton besser getroffen. Er entscheidet sich stets für seinen Meister aus wohlbedachten Gründen.

Die „Éléments“ haben Voltaire in der Kulturgeschichte Frankreichs einen bleibenden Namen gesichert. Er hat dem heranwogenden Strom neuer Ideen in der Naturforschung einen natürlichen Abfluß verschafft; er hat Newton in Frankreich eingeführt. Zwar haben Andere sofort, erst einzeln, dann zu Dutzenden, für Newton Partei genommen und ihn verbreitet, und man könnte einwerfen, daß wohl auch ohne Voltaire bald ein Gleiches geschehen wäre. Aber das ist eben der ewig gleiche Umstand wie mit dem Ei des Kolumbus: Sie hättens gekonnt, und er hats gethan!

In der wunderbaren Gabe Allen zu lehren, was bis anhin nur Einigen zugänglich gewesen war, darin that es ihm kein Zeitgenosse gleich, und mit diesem eigenen Talente hat er Frankreich und der Welt gedient. Zwar geht sein Wissen nirgends tief. Aber er hat für die Menge mehr als genug, um ihr zu bieten, soviel sie verstehen kann, und nicht zuviel, um Anforderungen an sie zu stellen, die über ihren Horizont gehen. Aber gerade für diese Menge, die nie aus eigenem Antriebe denkt, braucht es einen scharfsinnigen Lehrer, um in ihr zur bewußten Klarheit zu bringen, was sonst ewig für sie dunkel bliebe. Dies Eine und Schwierigste so glänzend erreicht zu haben, ist wohl nicht der geringste Ruhm, den man seiner Bedeutung zu zollen hat.

Es möchte eigenthümlich erscheinen, daß Voltaire, der mit den „Éléments“ einen solchen Erfolg erzielt hatte, doch das Gebiet der Naturwissenschaften bleibend verließ.

Condorcet berichtet uns darüber. Als Voltaire nämlich den hochgelehrten Clairaut um das Urtheil seiner naturwissenschaftlichen Leistungen anging, hatte dieser die Freiheit ihm zu bemerken, er, Voltaire, würde jedenfalls auf diesem Gebiete nur

ein mittelmäßiger Gelehrter werden und er thue besser, dort zu wirken, wo der Ruhm ihn erwarte: auf dem Gebiete der Philosophie und Poesie.

Folgen wir ihm also auf das Gebiet der engeren Philosophie.

Vom Anfang seiner Wirksamkeit bis zum Lebensende bleibt Voltaire prinzipiell seiner Stellung nach dem Deïsmus treu. Darunter haben wir die Aufklärung zu verstehen, die auf allen Gebieten durch Natur und Vernunft zur Wahrheit zu gelangen sucht. Den Deïsmus hat er in sich aufgenommen in England, beim Studium von Toland, Collins, Locke, Newton, Shaftesbury. Diese Namen stehen auf der Fahne geschrieben, die er ins Feld führt, und auf der Waffe, die er schwingt, steht eingeätzt: Bolingbroke, d. h. den Ideen dieser Männer sucht er Geltung zu verschaffen und in der Weise Bolingbrokes kämpft er.

Mit zwei Feinden kommt er sofort in heißen, polemischen Streit. Einerseits mit der bestehenden Orthodoxie, anderseits mit dem aufstrebenden Materialismus. Diese Gegner sind so einander entgegengesetzt und ihr Kampf geht um so diverse Fragen, daß wir die ganz verschiedene Stellung, die Voltaire zu seinen Gegnern einnimmt, einzeln beleuchten müssen, und das um so mehr, weil nirgends in der Voltaire-Kritik sich so irrthümliche Ansichten und solche Entstellungen eingeschlichen haben wie hier.

Um dem Deïsmus in Frankreich Eingang zu verschaffen, suchte er gegenüber dem bestehenden System zwei Dinge zu erstreben. Erstens die kirchlich-scholastische Autorität zu erschüttern; zweitens die Kritik der Dogmen allen gebildeten Ständen zu unterbreiten. Das haben Andere in Frankreich auch versucht, aber keiner mit so viel Erfolg. Dabei hat man ja nicht zu vergessen, daß in dem Bunde des absoluten Königthums mit

der Hierarchie die letztere den Angriffen der Polemik zuerst ausgesetzt war. In England hatte die Aufklärung in Staat und Kirche den Kampf zugleich geführt und beendet. In Frankreich war dies anders.

Mit 1715 beginnt erstlich der Kampf mit dem Klerus, um dann unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. sich gegen den Staat zu wenden. Die französische Aufklärung, unter dem Drucke des staatlichen und kirchlichen Despotismus, warf sich, wie das immer geschieht, zuerst auf die Seite des Leugnens oder der Skepsis. Voltaire, selbst von dieser skeptischen Aufklärung erfüllt, war zudem noch weiter getrieben durch das extreme Wesen seiner ersten litterarischen Epoche. So und zwar einzig so ist es erklärlich, wenn seine Angriffe auf die Hierarchie in der That gefährlich wurden. Hier sind auch die Ursachen zu suchen, warum er mit der Achtung vor dem damaligen Klerus auch die Achtung vor dem Christenthum untergrub. Der gewaltige Irrthum war der, daß er stets die Hierarchie mit dem Christenthum identifizirte.

Zu dem Kampfe, den er nun in den ersten Reihen zu führen begann, trägt er seine scharfen Waffen zu Felde: die philosophische Abhandlung, kleine Essais, leichte Plaudereien, den traulichen Brief, die heftige Satyre, das beißende Pamphlet.

Zum Muster nimmt er sich Bolingbroke. Dessen Werke waren 1754 herausgegeben worden. Sie enthalten die heftigsten Angriffe gegen Hierarchie und Christenthum. Voltaire hatte stets den Ehrgeiz seine Vorbilder zu übertreffen und so auch hier. Sein Examen important de M. Bolingbroke (1767) trägt denn auch alle Vorzüge und Schattenseiten jener hochbewegten Zeit an sich. Dieser Angriff auf Juden- und Christenthum ist lebendig, kühn, derb, bitter, aber auch frech, wohlfeil und leichtfertig. Er ist und bleibt schwach vor der Kritik und wird nie eine ernstliche Vertheidigung finden. Aber es darf hinwiederum

nie vergessen werden, daß Voltaire in allen diesen Schriften, die negativ gewirkt haben, auch große, positive Forderungen an seine Zeit stellt, und hier ist der bleibende Werth dieser Polemik zu suchen. Als Deïst kämpft er unaufhörlich für die Vernunftreligion, für Toleranz und Gedankenfreiheit. Die Kritik der religiösen Fragen sucht er der Wissenschaft enger einzuverleiben. Kurz, was wir heutzutage Glaubens- und Gewissensfreiheit nennen und was wir in unserer Gesetzgebung als eine Perle gesichert haben, für das hat er damals zu kämpfen begonnen.

Wir sind so gerne bereit, wir, die wir in vollem Besitze genießen, was damals zu besitzen erst Sehnsucht und Hoffnung war, Diejenigen, welche heftig und übereifrig dafür gerungen haben, der Uebertreibung und Frivolität anzuklagen. Aber so schwer es damals hielt in der Mitte des Kampfes das Wesentliche stets im Auge zu behalten, so schwer wird es uns jene Zeit uns recht zu vergegenwärtigen. Wenn Voltaire so oft gegen Fabeln und Märchen, gegen Aberglaube und Irrthum, gegen Heuchelei, Inhumanität, gegen Vorurtheil und Dummheit loszieht, in Form der Entrüstung und Empörung, der Verachtung, des Hohnes und Spottes, so ist's eben darum, weil diese Wucherpflanzen der Kultur vollauf gediehen. So war der Gegensatz zwischen dem Altüberkommenen und der skeptischen Aufklärung Voltaires riesenhaft groß und darum die verzweifelte Energie und nachhaltige Heftigkeit seiner Angriffe. Es ist indes nicht zu verkennen, daß auch er in höherem Alter ruhiger wurde, und wir haben in seinem Dict. philosophique würdige Proben seiner Auffassung des Christenthums.

Von ganz anderer Art ist der Kampf gegen die Materialisten. La Harpe hat gemeint, Voltaire habe darin eine persönliche Schwäche gezeigt, daß er sich mit den Anhängern der alten Ordnung überhaupt eingelassen habe, da sie ihm ja an Talent und Geist so unendlich nachstanden. Hier ist das

allerdings anders. Voltaire begegnet hier gewiegten Männern und feinen Köpfen, so daß es all seines Geistes bedarf, um seinen Deïsmus ihnen siegreich entgegen zu stellen. Er hat es gewagt, und je älter er wurde, desto entschiedener trat er dem Materialismus der sogenannten „Atheisten" entgegen. Der Kampf drehte sich zumeist um den Gottesbegriff und seine Existenz. Während nämlich Voltaire beim Deïsmus der Engländer treu verblieb, gingen Andere, zumeist jüngere Geister, mit mehr Kühnheit als Konsequenz zum Aeußersten. Wir nennen hier La Metrie und seine „Histoire naturelle" (1745); Diderot und d'Alembert und ihre „Encyclopédie" (1751—1772); Helvetius und sein Buch „De l'esprit" (1758) und endlich d'Holbach und sein „Système de la nature" (1770).

Diesen Allen ist der Deïsmus nur eine Vermittlung zwischen dem Alten und ihren Ansichten. Sie verkünden den Materialismus und verneinen laut die Existenz Gottes.

Es ist nichts unrichtiger, als zu behaupten, Voltaire habe ihre Ansichten getheilt, und doch hat man dies ihm schon zu seiner Zeit böswillig vorgeworfen. Friedrich II. sagt sehr richtig in seinem „Éloge de Voltaire" (1778): „Der gleiche Voltaire, welcher alle Hülfsquellen seines Genius angewandt hatte, um die Existenz Gottes eindringlich darzuthun, fand sich zu seinem größten Erstaunen angeklagt, dessen Bestehen geleugnet zu haben." Thatsache aber ist, daß er seine deïstische Gottesanschauung geltend machte und mit Ueberzeugung so that. Er stützte sich dabei auf gewaltige Autoritäten. Mit Newton begeisterte er sich für den teleologischen Beweis für das Dasein Gottes. Dieses zweckmäßige Wunderwerk der Natur kann er sich nicht denken ohne einen bewußten Schöpfer desselben. Mit Shaftesbury nimmt er an, daß die Moral, besonders die Ideen des Guten und Schlechten, in uns unverwüstlich sich geltend machen und Zeugniß ablegen für die Güte und Gerechtigkeit Gottes. Die

hervorragendsten Engländer läßt er Zeugniß ablegen für seinen Deïsmus.

Aber an Keinen hat er sich dabei so enge angeschlossen wie an John Locke. Der Philosophie dieses Empirikers giebt er sich unbedingt und für sein ganzes Leben hin.

„Nach so vielen unglücklichen Versuchen, ermüdet, abgehetzt, beschämt, so viele Wahrheiten gesucht und so viele Märchen gefunden zu haben, bin ich zu Locke zurückgekehrt wie der verlorene Sohn zu seinem Vater; ich habe mich in die Arme eines bescheidenen Mannes geworfen, der nie vorgiebt zu wissen, was er nicht weiß; der in der That nicht unerschöpfliche Reichthümer besitzt; aber dessen Güter wohl versichert sind und der ihrer genießt, ohne mit ihnen je groß zu thun.“ In einer Reihe von Schriften von 1735—74 hat nun Voltaire vermocht der Philosophie von Locke in Frankreich Geltung zu verschaffen. Er hat sie popularisirt, ähnlich wie einst die Naturphilosophie von Newton. Der Kampf, den er hier führt, wird, um es nur anzudeuten, am lebhaftesten und klarsten vor uns treten in seinem Antheil an der Encyklopädie und im Briefwechsel mit seinem Freunde d'Alembert.

Aber nicht nur an den Verstand appellirt er bei seinen Beweisen für das Dasein Gottes. Er sucht darzuthun, daß unser Gewissen, unser moralisches Bewußtsein nothgedrungen eine Gottheit ahnen und festhalten müsse. Er appellirt an die tiefere Stimme unseres Menschengemüthes.

Seine „Histoire de Jenny“ ist dafür ein treffender Beweis. Er schreibt sie in Versen und will unser Herz gewinnen. Der Held dieser Handlung sucht einen Atheisten zu überzeugen: „Glauben wir den Gott, der sein Ebenbild in uns erzeugt, der vor unsere Seele tritt in den gesegneten Stunden der Betrachtung und tiefernster Zurückgezogenheit, wo wir, des irdischen Nichts vergessend, unsere Seele erfüllen von Sehnsucht und

Liebe nach dem Unendlichen. Alle Weisen haben einen ewigen Meister, Richter und Vater verehrt. Diese Ergebung ist das heilige Band der Gesellschaft und die Schranke des Bösen. Könnten einmal nur die Himmel aufhören, durch ihre erhabene Größe von Gott zu zeugen, wenn Gott nicht existirte, man müßte ihn erfinden! Der Weise verkünde ihn, die Könige sollen ihn fürchten."

Solchen und ähnlichen Stellen hat man in seinen Werken keine einzige entgegenzustellen, in welcher er das Dasein Gottes verneint hätte, und doch macht man ihn gewisserseits noch jeden Tag zum Atheisten.

Ueberblicken wir den Kampf gegen die Materialisten, so ist das Verdienst Voltaires dasjenige, dem Fortschreiten der extremen Richtung einen wirkungsvollen Damm entgegengestellt und ferner als der treueste Schüler Lockes dieser Philosophie in Frankreich Eingang verschafft zu haben. Wenn wir aber seine allgemeine Bedeutung, die er durch Verkündung seines Deïsmus erreichte, betonen wollen, so geht sein Einfluß viel weiter. Er hat die politisch-religiösen und philosophischen Ideen von England wie kaum Einer zum Allgemeingut erhoben. Da er für die gebildeten Kreise schrieb, hat er laut betont, daß das kecke Urtheil des Weltmannes über die Spekulation der Schule gehe und hat allerdings persönlich dafür den glänzendsten Beweis geliefert; denn wenn er der Tiefe ermangelt, so bleibt er in Klarheit, Mannigfaltigkeit und Frische unübertroffen.

III.

Legen wir nun den Einfluß klar, den Voltaire speziell auf die Litteratur ausübte. Dabei müssen wir jedoch bemerken, daß wir seine Bedeutung als Stilistiker nicht in Erwägung ziehen können. Es geht fast über die Kraft eines Menschen, dies vollständig zu würdigen. Die 71 Bände, die noch lange

nicht alles enthalten, was er geschrieben, sind nicht in Vergleich zu ziehen mit irgend einem Produkt der französischen Litteratur. Der Stil Voltaires ist unnachahmbar und wird es bleiben. Er kann nur bewundert, in seiner Art aber nie übertroffen werden.

Auch nicht die Satyre, das Pamphlet, die Erzählung und Legende, die Novelle und der Roman können unsere Betrachtung auf sich ziehen, obwohl er in all diesen Gattungen die Zeitgenossen übertraf oder ihnen sich mindestens ebenbürtig stellte. Zwar haben französische Litteraten, ich erwähne hier nur Condorcet und La Harpe, von Voltaire gerühmt, er habe in der „Henriade“ den Franzosen das erste Epos geliefert. Sie hätten sagen sollen: das erste moderne Epos; denn sie fielen in den gleichen Irrthum, wie wenn wir Deutsche Klopstock als den ersten deutschen Epiker anführen.

Doch beeilen wir uns zu sagen, daß die Dramatik das Gebiet ist, auf dem Voltaire für Frankreich bedeutungsvoll wurde. Ein Kampf ist es wieder, der sich aufthut vor unsern Blicken. Dieser „Legionenmensch“, wie Desnoiresterres ihn sehr treffend nennt, dominirt eben in allen Fragen, die das 18. Jahrhundert bewegen. — Es war wieder in England, diesmal in Wandworth, bei seinem freundlichen Gastgeber Mr. Falkener, daß Voltaire mit einem Heroen der englischen Litteratur vertraut wurde. Es war Shakespeare. In seinem „Essai sur la poésie épique“ (1726) und in den „Lettres philosophiques“ im 18. Briefe liefert er dem Ruhme Shakespeares den ersten Tribut.

„Er schuf das Theater; er war ein Genie voll Kraft und Fruchtbarkeit, voll Natur und Erhabenheit.“

Das erste Mal, als Voltaire „Julius Cäsar“ aufführen sah, bekennt er selbst das Entzücken, das ihn dabei ergriff. Er hofft sogar, daß man die Franzosen daran gewöhnen könnte,

ähnliche Dinge vor ihnen aufzuführen, selbst wenn „Todte“ auf die Bühne gebracht würden.

Aber sein Lob fließt anderorts noch reicher. „Man findet Stücke, welche die Phantasie erheben und ins Herz dringen. Es ist die Wahrheit, es ist die Natur selbst, welche ihre Sprache wiedergiebt, ohne irgend eine Mischung der Kunst. Es ist das Erhabene, das der Autor keineswegs suchte.“

Was nun Voltaire besonders packt, das sucht er dem französischen Drama einzuverleiben. Er ahmt Shakespeare förmlich nach.

Sein „Brutus“ (1730), sein „Mort de César“ (1735) lehnen sich an „Julius Cäsar“ von Shakespeare an. „Eriphile“ (1732) und „Semiramis“ (1748) erinnern sofort an „Hamlet“. „Zaïre“ (1732) und „Adélaïde de Gueselin“ (1734) entlehnen aus „Othello“.

Aber merke man wohl, es sind nur Aeußerlichkeiten, in denen er Shakespeare zu seinem Meister erwählt. Er bringt das Pathetische ins Drama, vermehrt die Illusion der Scenerie, erhöht die theatralische Aktion und somit die Effekte, erhebt sich gegen die krankhafte Empfindlichkeit des französischen Auditoriums. La Harpe meint sogar, und nicht mit Unrecht, er habe Philosophie und Moral auf der Bühne zu verwerthen gesucht. Aber nicht darauf ist ein großer Werth zu legen, daß er das internationale Drama schuf, wie La Harpe meinte, sondern daß er den Anstoß zum national-historischen Drama gab und dasselbe in Frankreich einführte. Und sagen wir es mit einem Worte: er hat den Franzosen Shakespeare entdeckt.

Aber Voltaire gab sich einem großen Irrthum hin, und aus ihm wurde der Kampf gegen Shakespeare geboren. Er glaubte, bei diesen nur äußerlichen Reformen den Bedürfnissen der Bühne Genüge zu leisten. Dem Wesen nach sollte die Bühne konservativ bei den Ueberlieferungen aus der Zeit Ludwigs XIV.

verbleiben. Die drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung sollten nach wie vor dem Drama zu Grunde liegen und nach wie vor die Sprache des Hofes diejenige der Bühne sein. Er selbst gedachte, wie einst Boileau, tonangebend die Dramatik zu beherrschen. Aber auch er hatte Geister gerufen, die seinem Befehl sich entwanden, ohne daß er sie los wurde.

Nachdem er geraume achtzehn Jahre aus Shakespeare geschöpft, muß er seinen Meister verleugnen und in Opposition zu ihm treten.

Haben schon Destouches im „Prodigue“ (1737) und Hénault in „François II.“ sich frei an Shakespeare angeschlossen, so erscheint 1746 sogar ein Buch von Laplace, benannt „Le théâtre anglais“. Darin wird Shakespeare gar den Franzosen als Muster hingestellt.

In einer Reihe von Schriften, besonders aber in seiner Korrespondenz an d'Argental, La Harpe, d'Alembert erhebt sich nun Voltaire. Und wie sollte er nicht? Das, was er mühsam den Franzosen überbracht, wird ihm vorweggenommen, und die jüngere Generation, ohne Voltaires zu gedenken, geht zu neuen nun eingreifenden Reformen. In diesem Sinne schreibt Sebastian Mercier 1773 über das Theater, und unser Lessing führt in seiner „Hamburger Dramaturgie“ gegen Voltaire seine wuchtigen Schläge. Anno 1769 feiert der große Wiedererwecker Shakespeares, der Schauspieler David Garrick, mit seinen Gesinnungsgenossen das berühmte Shakespearefest zu Stratford. Sofort macht sich die Nachwirkung auch in Frankreich bemerkbar und ist kaum mehr zu entkräften. Hatte schon vorher Horace Walpole in seinem „Otranto“ (1765) die Erklärung abgegeben, es sei Shakespeare dem französischen Dichterpaar Racine und Corneille vorzuziehen, so begann jetzt Jean Fr. Ducis (1769—92) geradezu mit seinen Shakespeare-Uebersetzungen.

Hatten englische Schriftsteller von Namen angefangen, an dem litterarischen Streit gegen Voltaire Antheil zu nehmen, so wandte sich 1769 Lady Montague (1720—1800) mit beißendem Spott und sachlicher Ueberlegenheit gegen Voltaire. In allen diesen Schriften ist der Gegensatz zu Voltaire ein offenbarer. Der französische Klassizismus, dessen Vertreter Voltaire ist, wird überflügelt von dem englischen Realismus. Die Prosa, der reimlose Vers, der freiere Sprachgebrauch treten an die Stelle der Schwierigkeiten, die Boilaus „Art poétique" seinen Landsleuten auferlegt hat. Kann Voltaire, der Protektor der Klassizität, das Eindringen dieses „Barbarismus", wie er sagt, leiden? So leicht soll es den Reformsüchtigen nicht werden.

Persönliches Interesse, Ehrgeiz, Parteinahme, nationale Vorliebe, aber auch grundsätzliche Meinungsverschiedenheit, andere Geschmacksrichtung und Ueberzeugung rüsten ihn zum Streite. Schon 1760 fügt er in seinem Kommentar zu Corneille eine Uebersetzung des Shakespeareschen „Cäsar" bei, um durch komische Zusammenstellung der Gegensätze zu zeigen, wie weit der Franzose den Engländer übertreffe. Im folgenden Jahre (1761) erscheint von Voltaire das Pamphlet „Le théâtre anglais", das er einem Jérome Carré zuschreibt. Die Spitze dieser Streitschrift ist gegen die Verbreiter von Shakespeare gerichtet. Indem er aus „Hamlet" und „Othello" jene Stellen herausgreift, die dem französischen Geschmack bizarr genug erscheinen, sucht er Shakespeare zum Barbaren zu machen und meint, weil die Engländer nichts Besseres hätten, so vermuthen sie in Shakespeare ein Genie zu besitzen, aber wo sind die Regeln des Aristoteles, wo die drei Einheiten, der Wohlanstand, die Nothwendigkeit die Scene nie leer zu lassen, noch Personen ohne Grund ein- und abtreten zu sehen; wo ist die künstliche Intrigue, die feine Sprache und der noble Ton? Das sind die Einwürfe Voltaires gegen Shakespeare in ebenso vielen Fragen.

Derart wird uns klar, daß die Gegensätze unversöhnlich werden und der Kampf heftiger entbrennt. Mit 1776 beginnt die große Shakespeare-Uebersetzung von Letourneur, die nachträglich auf 20 Bände stieg. Damit soll der englische Dichter mit allen seinen Werken in der französischen Litteratur gleichsam ansässig werden. In der Einleitung sagt der Uebersetzer: „Shakespeare war der göttliche Schöpfer der dramatischen Kunst; sie erhielt von seinen Händen Leben und Vollendung." Voltaire geräth außer sich vor Zorn über diese Publikation. Seine eigene Stellung und Bedeutung als Dramatiker, sein Ruhm Shakespeare in Frankreich eingeführt zu haben, die französische Litteratur, den guten Geschmack, alles sieht er in Gefahr. Die Briefe an d'Alembert, die mit dem 26. Juli 1776 über diese Angelegenheit beginnen, geben davon den beredtesten Ausdruck. Man sieht es den Briefen voll Feuer und Leben nicht an, daß der Verfasser ein Greis von 82 Jahren ist; man wähnt ihn im Kraftgefühl der stürmischen Jugend. Mit dem ersten Briefe übersendet er an d'Alembert ein Manuskript. Es enthält den berühmten Brief an die französische Akademie [Oeuvres 49, 315—340]. Voltaire verlangt, daß die höchste wissenschaftliche Instanz von Frankreich entscheide zwischen ihm und dem Shakespeare-Uebersetzer Letourneur. Am 13. August 1776 schreibt er an d'Alembert: „Der Hauptpunkt, mein lieber Philosoph, ist derjenige, der Nation Abscheu und Schreck einzuflößen gegen Letourneur, den Lobhudler von Shakespeare; unsere jungen Leute abzulenken von dem scheußlichen Sumpf, in welchen sie sich stürzen, unsere Ehre zu retten, wenn wir deren noch haben."

D'Alembert in Erwiderung lobt diesen Zweck, übernimmt die Durchsicht der Arbeit und kündet Voltaire an, daß am 25. August 1776 sein Schreiben in feierlicher Sitzung der Akademie vorgelesen werde. D'Alembert selbst, der wunderschön vorzulesen wußte, übernahm diese Aufgabe.

Der Brief an die Akademie, nachdem er diese als unparteiischen Richter angerufen, klagt darüber, daß gewisse Leute in Frankreich Shakespeare auf die Bühne bringen wollen und sich rühmen darin die Ersten zu sein. Voltaire erinnert aber daran, daß er längst die Engländer Pope, Dryden, Milton, Newton, Locke und so auch Shakespeare in Frankreich eingeführt habe; daß er Corneille kommentirte und ihn mit Shakespeare verglich.

Nun nimmt er die Werke Shakespeares selbst vor. Aus Cäsar, Othello, Macbeth, Henry V., Hamlet, Romeo und Julia und Lear weiß er so zu citiren und zusammenzustellen, daß die Stellen Gelächter erregen oder Abscheu erwecken sollen. Die große Anklage aber ist die: Shakespeare hält die drei Einheiten nicht inne; Shakespeare verletzt den guten Geschmack. Wohl hat er Funken von Genie; aber als er lebte, war seine Zeit ohne Geschmack, während man in Frankreich mit Weisheit und Reinheit schreiben lernte.

Der Schluß des Briefes ist ein Effekt. „Denken Sie sich, meine Herren, Louis XIV. in seinem Saale zu Versailles, umgeben von seinem glänzenden Hofe. Ein Hanswurst, bedeckt mit Lumpen, drängt sich durch die Menge der Helden, der großen Männer und Schönheiten, die diesen Hof bilden; er schlägt ihnen vor, Corneille, Racine und Molière zu verlassen für einen Seiltänzer, welcher glückliche Einfälle hat und Verdrehungen macht. Wie, glauben Sie, würde dieses Anerbieten aufgenommen?"

Das las d'Alembert der Akademie und allen Neugierigen vor. Ein La Harpe, ein Marmontel nickten Beifall, und die Menge nahm Partei. D'Alembert rühmt sich selbst alles in die Lektüre gelegt zu haben, um Effekt zu machen. Schon am 27. August meldet er dem Patriarchen von Ferney den durchschlagenden Erfolg. Voltaire glaubte gesiegt zu haben. Aber

wie arg täuschte er sich. Er selbst, seine Partei, seine Geschmacksrichtung gehörten bald der Vergangenheit an. Seine Gegner schritten auf der Bahn der Neuerung über ihn weg. Letourneurs Uebersetzungen fanden selbst am Hofe Subskriptionen. Joseph Baretti, ein Italiener, griff 1777 Voltaire in einer Schrift an und entschied zu Gunsten des englischen Dramas. Lady Montague ergriff ihre Feder wieder und schrieb eine Apologie über Shakespeare. Madame Necker und der begeisterte Diderot huldigten dem neuen Geschmacke. Und wenn wir heute aufblicken, so zeigt uns Frankreich die vortreffliche Shakespeare-Uebersetzung von François Viktor Hugo und beweist, daß es im Shakespearestudium nicht müßig blieb. Voltaire begegnete eben das, was Manchem geschah, der reformirte: die Zeit bemächtigte sich seiner Ideen und führte sie weiter. Was die Franzosen auch ihrerseits an Shakespeare anerkennen müssen, bleibt doch die Hauptsache: „Die großen Bewegungen der Seele, die wahre Leidenschaft in den Qualen und Freuden des Herzens" empfunden und wieder gegeben zu haben.

IV.

Das Buch, das heute noch immer neue Auflagen erlebt und in allen Schulen Frankreichs, auch bei uns, gelesen wird und immer gleichen Anklang findet, sei es wegen seines leichten fließenden Stiles, sei es wegen der rapiden, immer frischen Darstellung der Ereignisse, ist die Ihnen Allen bekannte „Histoire de Charles XII." Sie ist ein Jugendwerk Voltaires. Gestatten Sie mir, damit auf die historische Bedeutung des Verfassers einzutreten. Die Frage, welchen Einfluß Voltaire auf das Geschichtsstudium in Frankreich und sodann im allgemeinen ausübte, ist keineswegs vollständig gelöst. So sei uns denn hier nur die Aufgabe gestellt, in zusammenfassender

Weise darzuthun, was für Errungenschaften ihm in der Geschichtsforschung einen bleibenden Namen gesichert haben.

Zum besseren Verständniß dieser Aufgabe sind aber hier besonders einige subjektive Seiten Voltaires in Betracht zu ziehen. Bis hierher haben wir ihn verwickelt gesehen in die großartigen Bewegungen und in die litterarischen Kämpfe seiner Zeit. Die äußeren Verhältnisse, die ihm entgegentreten, sind ebenso viele Impulse seiner litterarischen Thätigkeit. Er ist kein Träumer, der in innerer einsamer Beschaulichkeit sich eine Welt ausbildet. Er tritt vielmehr mit klarem Sinn und offenem Wesen ins Leben hinein und mengt sich in den Kampf mit einem Feuereifer und einem Selbstvergessen, daß er jeden Augenblick die mäßige Selbstbeherrschung verliert und der Gefahr ausgesetzt ist.

So unendlich viel er gearbeitet hat, so riesenhaft aktiv sein Geist war, so können wir ihn doch nicht schöpferisch nennen. Er ist eine durchaus reproduktive Natur, aber dies im genialsten, weitesten und umfassendsten Sinne des Wortes. Daher kommt es, daß man mit so vielem Rechte sagen kann, er sei das vollendete Bild der französischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert, eben weil er spiegelklar alles reflektirt, was jene Zeit so bewegt, so interessant, so geistreich, aber auch so leidenschaftlich, frivol und extrem macht.

Hier liegt auch der wesentliche und sachliche Grund, warum es so lächerlich und einfältig ist, Voltaire verantwortlich zu machen für sich und seine ganze Zeit.

Denn der Genius, der mit unverwüstlicher Treue und Wahrheit alle Eindrücke wiedergiebt, die auf ihn einwirken, ist gleich dem Spiegel, der die Objekte uns zeigt, wie sie sich zu ihm stellen. Wir haben gesagt, Voltaire sei reproduktiv, und ziehen diesen Schluß eben aus seinen Werken. Bei jedem derselben ist unwiderleglich nachzuweisen, welche persönlichen Er-

fahrungen, Beziehungen, Meinungsunterschiede sie erzeugt haben. Wen die Natur so angelegt und begabt hat, dem muß der Genius seine höhere Weihe verleihen, wenn er nicht in der Alltäglichkeit untergehen soll. So ist es in fast beispielloser Weise mit Voltaire. Die Verhältnisse hatten ihn in die große Gesellschaft und in die vornehmste Welt hineingestellt. Von ihr empfing er, und für sie schrieb er wieder. Was ihn aber über die meisten Zeitgenossen emporhob und bleibend geadelt hat, das war sein urgewaltiger Drang nach Wahrheit und sein leidenschaftlicher Sinn für Gerechtigkeit. Seine Verirrungen sowohl als seine Tugenden fußen in seiner Individualität.

Der Drang nach Wahrheit hat denn auch in ihm die Vorliebe für das Studium der Geschichte erzeugt. Wenn er bei den naturwissenschaftlichen Bestrebungen am liebsten die Veränderungen betrachtete, welche unser Globus muthmaßlich erfahren hat, so sollte ihm die Geschichte hinwiederum die Wandlungen vor Augen führen, welche die Menschheit im Laufe der Zeiten bestand.

Die Anregung, welche Voltaire für die Geschichtschreibung empfing, führt uns noch einmal nach England hinüber. Es ist in erster Linie das Verdienst Lord Bolingbrokes, den jungen Franzosen für ein modernes Geschichtsstudium begeistert zu haben. Was Bolingbroke über diese Wissenschaft dachte, das legte er 1735 in seinen „Briefen über das Studium der Geschichte" nieder. So tendenziös diese Briefe im Grunde genommen sind, so enthalten sie doch schon die wesentlichsten Gesichtspunkte der heutigen Geschichtsschreibung.

Sie empfehlen kritisches Quellenstudium und geben darum dem Zweifel sein Recht. Sie finden, daß bei philosophischer Betrachtung der Geschichte die Thatsachen einen kausalen Zusammenhang aufweisen und daß ein ernstes Studium moralisch veredelnd wirke.

Diese Briefe lobt Voltaire noch später mit Feuereifer. Die Hauptgedanken derselben wurden Ausgangspunkte seiner eigenen Geschichtsschreibung. Zwar erhebt er sich nur allmählich zur Höhe seiner Leistungen. Sein „Charles XII.“ (1731), sein „Louis XIV.“ (1752) machen vorerst ihr Verdienst noch anderweitig geltend. Ihr Hauptwerth, obwohl sie den kritischen Anforderungen viel mehr entsprechen, als man gewöhnlich angenommen hat, ist der, die Geschichte in schöner Art und packend vorzutragen. Er hat mit diesen Werken das Interesse der gebildeten Welt, und besonders der vornehmen Welt, geweckt. So schön und elegant, so fließend und gewandt sind obige Werke geschrieben, daß Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts sie nur als romanhaft, formgewandt, aber nicht als wissenschaftlich ernst darthut. Dieser Einwurf wurde später widerlegt und mit Recht geltend gemacht, daß sie zur Zeit ihres Bestehens weitaus das Beste waren, was man in der Historik besaß. — Das verdienstvollste Werk dieser Gattung ist Voltaires „Essai sur les moeurs“ (1756). Voltaire selbst hat auf dieses hin den Anspruch erhoben, der Erste gewesen zu sein, der dem neuen Geiste gemäß Geschichte geschrieben. Hettner hat ihn bereitwillig als den Vater der modernen Geschichte und Buckle als den größten Historiker bezeichnet. Das alles sind entschieden viel zu starke Behauptungen. In England sind Bolingbroke und D. Hume, in Frankreich Bayle (1696), Montesquieu (1734) und Turgot (1750) vor dem Erscheinen des „Essai“ mit Produkten aufgetreten, welche schon den neuen Anforderungen entsprechen und den Geist der Aufklärung atmen. Aber das Verdienst Voltaires ist auch hier wieder das Bedürfniß seiner Zeit am besten verstanden und ihm im weitesten Sinne und mit feinem Gefühle entgegengekommen zu sein. Die Zeit verlangte nach einer zusammenfassenden Behandlung der Weltgeschichte, und er hat sie geliefert.

In der „Philosophie de l'histoire“, die als besondere Schrift entstanden, jetzt einen Theil des „Essai“ ausmacht, behandelt er die morgenländischen Völker mit den Griechen und Römern. Der eigentliche „Essai“ aber, bei Karl dem Großen beginnend, führt bis Louis XIII., woran sich die anderen historischen Schriften Voltaires anreihen. Das ganze Werk aber widerlegt die kirchlich-scholastische Richtung, welche Bossuet seinem „Discours sur l'histoire universelle“ (1681) zu Grunde gelegt hatte. Also noch einmal eine Streitschrift! Dies wird uns sofort verständlich, wenn wir die Ideen des „Essai“ näher verfolgen. Nicht die zusammenhängende, fortlaufende Behandlung der Epochen, nicht die kulturhistorischen Bilder, nicht die Gruppirung des Stoffes, die Beseitigung so vieler Irrthümer, die scharfsinnige Aufdeckung so mancher Fehlschlüsse hat seiner Zeit imponirt, wenn sie den „Essai“ las, sondern die tendenziöse, deïstische Aufklärung, welche er in das Studium der Geschichte hinein verlegt!

Da macht er zu Triebfedern der menschlichen Gesellschaft Natur und Gewohnheit, und zeigt die einflußreiche Macht der Meinungen, die nur einen relativen Fortschritt zulassen. Da wird ihm die Usurpation zu einem Grundsatz der Politik und der Standes- und Rechtsverschiedenheiten. Da meint er, daß nur der günstige Erfolg und nicht so sehr das Recht die Handlungen der Geschichte in den Augen der Menschen sanktionire. Aber neben diesen fast skeptischen Anschauungen sind positive, große Gedanken. Man hat stets den freien, weiten Blick gelobt, der bei ihm jeden Vorbehalt ausschließe. Diesem Verdienste ist ferner beizufügen, daß er die kritische Methode nun wirklich anlegte, daß er die Sprachvergleichung zu Hülfe zog und daß er sein Hauptaugenmerk auf die Kulturgeschichte gerichtet hat. Kurz, die allgemeine Auffassung der Geschichte, die Methode, die er ihr zu Grunde legte, der freie Geist, der in ihr waltet,

sind bahnbrechend geworden, und hier haben wir auch die Verdienste zu suchen, welche wir Voltaire auf dem Boden der Geschichte schulden.

Und nun noch einen letzten Punkt. Wir haben oben gezeigt, wie der Kampf, der mit 1715 sich gegen die Kirche erhob, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine feindliche Richtung gegen den Staat einzunehmen begann. War der Staat schon an den Rand des Abgrundes getrieben durch die Politik Ludwigs XIV., durch die unglücklichen Kriege und den verschwenderischen Hof Ludwigs XV., so wurde er dem Verderben noch näher gebracht, weil eine Reform nicht angebahnt wurde. Wohl nahm sich die Litteratur in energischer Weise die Aufgabe, die dringend gewordenen Staatsfragen zu lösen. Aber anstatt diese Regung zu fördern, unterdrückte die Regierung vielmehr mit allen Mitteln der Zensur die freie Entwickelung staatsrechtlicher Fragen. So wenden sich besonders die vom englischen Geiste erfüllten Schriftsteller noch nachdrucksvoller gegen den Staat. Bedenken wir nur, daß Montesquieu bereits seinen „Esprit des lois“ (1748) veröffentlichte, der es wagt, die konstitutionelle Monarchie Englands als Muster der Staatsform hinzustellen.

An diesem Kampfe nahm Voltaire lebhaften Antheil. Der Rückstand Frankreichs gegenüber England machte sich besonders geltend in der Gerichtsbarkeit. Alles schrie nach Abhülfe der barbarischen Willkürzustände oder ertrug den Druck in passiv dumpfem Widerstande. Voltaire, welcher nicht bloß in der Philosophie gelehrt hatte, daß die Ideen des Rechten und Unrechten in uns eingepflanzt seien, sondern auch bis zum Extrem ein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit hatte, warf sich mit dem ganzen Feuereifer auf die Verurtheilung der Rechtszustände, und zwar in so herausfordernder Weise, daß wir erst bei den Revolutionsmännern wieder eine ähnliche Sprache

finden. Erst in seinem hohen Alter, er ist ein Greis von siebenzig Jahren, verfaßt er seinen „Commentaire sur les délits“ (1766) und später (1777) seinen „Prix de la justice de l'humanité“. Die Ideen dieser Schriften, wenn man bedenkt, daß Leibeigenschaft und Standesunterschied, Lettres de cachet, Kerker und Tortur noch in vollem Bestand und Gebrauch sind, wirkten ganz revolutionär. Jetzt ist alles, was er damals verfochten hat, Gemeingut; damals war es sträflich dieses auch nur zu fordern.

Die Hauptgedanken obiger und anderer Schriften sind folgende. Durch barbarische Strafen machen wir die Menschen nicht besser, sondern roher. Staatsaufgabe ist sich die Unterthanen nutzbar zu machen. Konfiszirt nicht die Güter den Kindern, wenn ihr Vater kriminell bestraft wird oder Hand an sein Leben legt, da die Kinder keine Schuld daran tragen. Straft nicht die Mutter, die aus Noth ihr Kind aussetzt, um es vor Hunger zu bewahren, sondern schaffet, daß das Volk zu arbeiten und zu leben hat. Strafet nicht Die, welche des Un- und Aberglaubens und der Zauberei angeklagt werden, sondern bildet das Volk und belehrt es. Erlaubet die gemischten Ehen als eine erweiterte Toleranz. Gestattet, daß jeder Angeklagte einen Vertheidiger habe. Höret über einen Kriminalfall alle Zeugen und unterscheidet als Richter den Werth der Aussagen. Weiset nicht nach Willkür die Einen ab und ziehet die Andern herbei, um der Parteileidenschaft zu dienen.

Tortur, Kerker, Rad, Holzstoß, raffinirte Todesarten und nachheriger Einzug der Güter des Verbrechers sind abzuschaffen. Schaffet Moral, damit Ehrgefühl und Sitte großgezogen werde. Lohnet lieber Tugend und Leistung, als daß ihr die Vergehen überall aufsuchet und unmenschlich brandmarkt.

Gegen solche bestehenden Zustände und obwaltenden Mißbräuche eifert Voltaire als einer der Ersten und am heftigsten.

Aber alle diese schönen Lehren und Wahrheiten hätten der Nation die Augen noch lange nicht geöffnet, wenn sie nicht der lebendige Ausfluß der frappantesten Erfahrungen gewesen wären, und wenn nicht Voltaire in thatsächlicher Weise für Gerechtigkeit und Menschlichkeit Opfer gebracht hätte, die seinen Namen vor aller Welt unsterblich machten.

Eine düstere Doppeltragödie ist es, welche wir vor Ihren Augen zum Schlusse enthüllen möchten, eine Tragödie, deren Ablauf die ganze gebildete Gesellschaft zur Zeit Voltaires mit gehobener Spannung erwartete, eine Tragödie, die er nicht nur in seinem „Traité de la tolérance“ (1763) verewigte, sondern in welcher er selbst eine der Heldenrollen übernimmt und sie zu Ende führt mit so viel Adel und Würde, daß wir, die wir an seinem Genie nie zweifelten, dadurch auch mit dem Menschen Voltaire uns aussöhnen.

Wir sprechen von Voltaire als dem Beschützer und Vertheidiger der Familien Calas und Sirven; denn nirgends sonst wird uns die Wirksamkeit für Recht und Gerechtigkeit an Voltaire so einleuchtend.

Der junge Marc Antoine Calas, ein talentvoller Jüngling voll Ehrgeiz und Strebsamkeit, hatte, weil ihm, als einem Protestanten, nach französischem Gesetz die Advokaten-Carriere, für die er die Studien glänzend absolvirt hatte, verschlossen war, sich aus Mißmuth das Leben genommen (13. Okt. 1761). Nun wurde die hugenottische Familie Calas durch die unsinnigste Prozedur und die maßloseste Willkür von dem fanatischen Gerichtshof von Toulouse angeklagt, den Sohn absichtlich ermordet zu haben, weil er habe zum Katholizismus übertreten wollen. Die Zeugenschaft, welche in unantastbarer Weise die Unschuld der Familie darthun konnte, wurde abgewiesen, die Klage auf Kindermord gestellt, der Vater Calas als Thäter, die Familienglieder als Mitschuldige angeklagt, in Kerkern herum-

geschleppt und gepeinigt. Der arme Vater Calas, seine Unschuld bis zum letzten Augenblick seines Bewußtseins betheuernd, wurde gerädert, die Güter der Familie konfiszirt, diese der Schande preisgegeben. Die Töchter und ein Sohn wurden in Klöster gesteckt; Donat Calas, der Jüngste, floh nach der Schweiz; die Mutter Calas, der Kinder, der Lebensmittel, der Hülfe beraubt, beweinte in einsamer Verborgenheit ihren unsäglichen Jammer.

Voltaire, von dem Prozesse hörend, wurde aufmerksam und wandte ihm bald ein erhöhtes Interesse zu. Er unterrichtet sich bei seinen Freunden in Paris über den Stand der Dinge und erfährt, Calas sei schuldig gewesen. Kaufleute von Toulouse kommen nach Genf und betheuern hinwiederum die Unschuld des Hingerichteten. Das macht Voltaire muthiger. Er schreibt an Richter und Rechtsgelehrte und wird abgewiesen. Er läßt endlich den geflohenen Donat Calas vor sich kommen und erfährt nun den schrecklichen Thatbestand und wird überzeugt von der Unschuld des gemordeten Calas und seiner Familie. Und von jetzt an unternimmt er zum Schutze und für das Recht dieser von aller Welt verlassenen Familie eine Titanenarbeit, die ihresgleichen wohl kaum je gesehen; denn tiefer als der Armen Elend geht ihm die himmelschreiende Ungerechtigkeit, die da gewaltet hatte. Er forscht nach Madame Calas und überredet sie endlich, wenn auch mit Mühe, nach Paris zu eilen, um Recht zu verlangen. Er schreibt an seine Freunde, an Richter und Juristen, an Minister und einflußreiche Frauen, an alle Höfe Europas.

Er klärt die allerwärts hochgespannte, gebildete Welt in Schriften über den Sachverhalt auf.

Die Briefe dieser Zeit leben von Feuer, von Entrüstung, von Hingabe. Zwischenhinein erklingt in tiefen Klagetönen der Hülferuf der unglücklich Ueberbliebenen.

Wie rührend ist es zu lesen, wenn der junge Donat Calas in einem Briefe an seine einsame Mutter sie zu trösten sucht, dann aber selbst, übernommen von dem zu Boden drückenden Elend, sie anruft:

„Hilf mir, o Mutter, in diesem Augenblick, wo ich dir mit Zittern schreibe, und gieb mir deinen Muth; er gleicht deinem schrecklichen Zustande. Deine Kinder zerstreut, dein ältester Sohn gestorben vor deinen Augen, dein Gemahl, mein Vater den grausamsten Tod erleidend, deine Habe verloren. Noth und Schmach folgend der Ehre und dem Wohlstande. Das ist dein Geschick! Aber Gott bleibt dir, er hat dich nicht verlassen; die Ehre meines Vaters ist dir theuer, du erträgst die Schrecken der Armuth, der Krankheit, der Schmach selbst, um zweihundert Meilen weit hereilend, am Fuße des Thrones die Gerechtigkeit des Königs anzurufen."

Voltaire rastet indessen keinen Augenblick. Keine Mühe, keine Arbeit, keines der Hindernisse, die unübersteigbar sich aufthürmen, keine Auslagen schrecken ihn ab; denn was ihn immer wieder anspornt und den siebzigjährigen Greis rüstig erhält, das ist sein warmer Antheil an der Familie und das bittere Gefühl gegen Intoleranz und Rechtslosigkeit. Es stehen ihm in dieser guten Sache alle Geistesgaben wundersam zu Gebote: die Ruhe, die Geduld, die Kaltblütigkeit, der Scharfsinn, der feine Takt, die Ausdauer.

Seine Briefe, der lebendige Kommentar des Ereignisses, wissen den Einen zu ermuthigen, den Andern zu bitten, den Dritten zu rühren. Er wendet sich in glühenden Worten an seine intimen Freunde d'Argental, Cideville, Damilaville, d'Alembert und empfiehlt ihnen die in Paris weilende arme Witwe Calas zur fürsorglichen Pflege.

Er unterhält mit Elie de Beaumont, der den Prozeß der Rehabilitirung zu führen hat, einen engen Verkehr und leistet

ihm die wesentlichsten Dienste. Endlich am 9. März 1765, genau vier Jahre nach der Hinrichtung des Vaters Calas, wurde durch einstimmigen Beschluß des Gerichtshofes von Paris der Familie ihr Recht. Dem Vater wurde dadurch das ehrenhafte Andenken, der Mutter die Kinder und der gute Name, den Kindern das Gut und die Heimath wieder zurückerstattet.

„In Paris war die Freude allgemein," berichtet Voltaire; „man sammelte sich auf öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden: man eilte die so unglückliche und nun gerechtfertigte Familie zu sehen, man klatschte laut, als man die Richter sah, man häufte auf sie die Segnungen." Der König selbst beschenkte die Familie reichlich.

Der Sieg, welchen Toleranz und Gerechtigkeit davongetragen, ermuthigte Voltaire zu einem neuen, noch schwierigeren Werke der Wohlthätigkeit.

Zu Castres, im Süden Frankreichs, lebte die wohlangesehene hugenottische Familie des Pierre Paul Sirven. Die jüngste Tochter Elisabeth, geisteskrank seit der Jugend, wurde den Eltern gewaltsam entführt und in ein Kloster gebracht, um sie zu bekehren. Das Leiden vermehrte sich dabei; ins väterliche Haus unheilbar geistesverwirrt zurückgekehrt, pflegte sie allein in der Nacht umherzuirren, verunglückte einst in der Dunkelheit und ertrank (4. Dezember 1761). Die unglücklichen Eltern, nachdem sie einen Monat später nach vieler Seelenangst ihr Kind so wiederfanden, wurden fanatischerweise angeklagt, die Tochter erwürgt zu haben, um sie der Konversion zu entziehen. Alle Zeugen, 45 an der Zahl, sowie der Augenschein eines Arztes, die einstimmig die Unmöglichkeit der That und die Augenscheinlichkeit des Vorganges klarlegten, vermochten nicht die Familie zu retten.

In der Angst ergriffen der alte Sirven, seine Frau und seine zwei Töchter mitten im Winter die Flucht (19. Jannar 1762).

Tags mußten sie verborgen bleiben; nachts konnten sie wandern. Was sie da in Regen und Schnee (denn das Wetter entlud in jenen Tagen all seine Schrecken), auf ungewohnten Pfaden in der Dunkelheit, bei Hunger und Erschöpfung auszustehen hatten, war noch gelinde gegen den Schmerz, sich voneinander trennen zu müssen, um leichter zu entrinnen. Sirven war ein Greis, die Mutter 63 Jahre alt, eine Tochter, die von ihrem Gemahl hatte fliehen müssen, war der Niederkunft nahe. Nach unbeschreiblichen Qualen, Mühen und Entbehrungen, Kummer und Gram gewannen die Fliehenden nach zwei und einem halben Monat endlich die Schweiz und fanden Hülfe und Schutz zu Lausanne.

Indessen ging das Gericht von Toulouse zu Unerhörtem vor. Die Flucht der Sirven wurde als voller Beweis der Schuld erachtet, durch falsche Zeugen Sirven zum Mörder gestempelt und zum Strange verurtheilt.

Schon längst hatte sich Voltaire der armen Familie angenommen und sie unterstützt. Aber erst nachdem die Angelegenheit Calas erledigt war, machte er sich daran (1765), auch dieser Familie in ihrer Unschuld wieder zum Recht zu verhelfen. „Ich weiß wohl," schrieb er an d'Argental, „daß dies Werk nicht so viel Aufsehen macht wie die Tragödie Calas. Aber ich will nicht den Ruhm; ich will nur Gerechtigkeit."

Und sie wurde ihm. Aber erst nach über neunjähriger Anstrengung, die jener der Calas gleichkommt. Indessen unterstützt er die arme Familie; auf seine Bitte verwenden sich Kaiserin Catharina II. von Rußland, Friedrich der Große, Christian VII. von Dänemark mit Summen für die Sirven. Aber erst nachdem Sirven und seine Familie sich in Toulouse gestellt, nachdem unparteiische Männer zu Richtern ernannt worden, bekam Sirven (November 1771) volles und ganzes Recht und wurden die ungerechten Fanatiker der Strafe überwiesen. „Denken

Sie," schreibt Voltaire, nachdem er auch dies erreicht, „nur zwei Stunden hat's gedauert, um diese Familie zum Tode zu verurtheilen und neun Jahre, um der Unschuld zum Recht zu verhelfen."

Die Anerkennung, daß Voltaire diese zwei Familien gerettet hatte, war allgemein. Madame Calas selbst und Sirven mit seinen Kindern kamen, dem Patriarchen von Ferney zu danken, nicht in Worten, denn die Sprache der Ueberglücklichen war zu arm, sondern mit dem Danke der Freudenthränen.

Der begeisterte Diderot schreibt über Voltaire an Mademoiselle Voland: „O meine Freundin, der schöne Gebrauch des Genius! Dieser Mensch muß ein Herz, ein Gefühl haben, daß die Ungerechtigkeit ihn so empört, die Tugend ihn so anzieht. . . . . . Wenn ein Christus lebt, ich versichere Sie, wird Voltaire erlöst sein!"

Und nicht das Einzige ist es, was er hier für Menschlichkeit und Recht that. Der Antheil, welchen er an Chaumont, De la Barre, Montbeilli, Morangiés, d'Etallonde nahm, bleibt nicht vergessen; was er für die Leibeigenen im Jura und für sein Ländchen Gex, besonders bei der Hungersnoth, die im Winter 1771 wüthete, gethan hat, wird ruhmvoll bleiben, so lange die Geschichte große menschliche Thaten verzeichnen wird.

Bis zum letzten Augenblicke hat er für Freiheit, Recht und Humanität gekämpft. Wir scheiden von dem 84jährigen Greise, wie er, auf dem Todbette, in einem der letzten lichtvollen Augenblicke, die Rehabilitirung eines ihm theuren, ungerecht Verurtheilten vernehmend, ausruft: „Ich sehe, daß der König der Vertheidiger der Gerechtigkeit ist; ich sterbe zufrieden."

So steht Voltaire vor uns als der Ueberbringer der englischen Aufklärung auf den Boden Frankreichs. Er lebt und fühlt ganz mit seiner Zeit; er versteht ihre Bedürfnisse und kommt diesen in so mannigfacher und geistreicher Art entgegen,

daß er zum glänzendsten Vertreter der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts wird. In ihm spiegelt sich in der genialsten und umfassendsten Weise der Entwickelungsprozeß wieder, der in Frankreich das Alte, es zuerst zersetzend, zu einem neuen lebensfähigen Organismus umzuschaffen beginnt, und in diesem damals begonnenen Prozesse lebt die konstitutionelle Gesellschaft des 19. Jahrhunderts und arbeitet weiter für Wahrheit und Menschlichkeit.

Quellenverzeichniß.

Baretti Joseph, Discours sur Shakespeare et Mr. de Voltaire. London 1777.

Bolingbroke, Viscount, Letters on the study and use of history. Basel 1791.

Bornhak, Geschichte der französischen Litteratur.

Brosch Moritz, Lord Bolingbroke, Frankfurt a. M. 1883.

Buckle H. Ph, Geschichte der Civilisation in England. I². 191 ff.

Condorcet, Vie de Voltaire. Siehe Oeuvres de Voltaire t. 71, 19. ff.

Desnoiresterres Gustave, Voltaire et la société au 18. siècle. II. éd. 8. vols. Paris 1871—76.

Friedrich der Große, Eloge de Voltaire. Siehe Oeuvres de Voltaire t. 70, 337.

A. Geffroy. Le Charles XII. de Voltaire et le Charles XII. de l'histoire. „Revue des deux mondes". 1869. t. 84, 360. ff.

König W. jun., Voltaire und Shakespeare. Siehe Shakespeare-Jahrbuch". X. 259 ff.

La Harpe, Eloge sur Voltaire. Siehe Oeuvres de Voltaire t. 70, 398 ff.

Lessing, „Hamburger Dramaturgie". (1767—69.) Stück 10—12, 15, 16, 21, 36—50.

Prévost Fr., „Le pour et le contre", Zeitschrift erschienen von 1733—40.

Schlosser, Geschichte des 18 Jahrhunderts. 1853. Bd. I., 413 ff. II. 422. ff.

Schmidt Alex., „Ueber Voltaires Verdienste um die Einführung Shakespeares in Frankreich." Siehe Gesammelte Abhandlungen Berlin 1889.

Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 1880. pag. 46, 95, 110, 120.

Voltaire, Oeuvres. Ausgabe von Basel 1784—90 in 71 Bänden.

Wachler Ludwig, Geschichte der historischen Forschung und Kunst. Göttingen 1812—20.

Windelband, Geschichte der neueren Philosophie 1878. Bd. I. 234 ff., 273 ff.

Die Naturkräfte im Dienste des Menschen.

Vortrag,

gehalten am 7. August 1889 in der Aula des Fürstl. Gymnasiums zu Sondershausen

von

Prof. Dr. Toepfer

in Sondershausen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vieles Gewaltige lebt auf Erden,
Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!

So beginnt das Hohelied von der Macht des Menschen, welches der Chor in Sophokles Antigone anstimmt, und vielhundertstimmig zu allen Zeiten und unter allen Völkern hallt wider der stolze Lobgesang.[1] Denn darin sind sie Alle einig, die streitliebenden Menschen, daß der Mensch die Krone der Schöpfung sei und darum berufen, über die Erde zu herrschen.

Die ältesten, ehrwürdigsten Urkunden des Menschengeschlechts stellen diesen Anspruch auf Herrschaft als göttliche Einrichtung hin.[2] Und so zieht sich gleichsam als Leitmotiv der Gedanke, daß der Mensch bestimmt sei, über die Materie, über die Erde Herr zu werden, durch die ganze Kulturentwickelung und läßt sich als treibende Kraft verfolgen von den ersten Anfängen der Geschichte bis auf den heutigen Tag.

Hat aber der Mensch das ihm vorschwebende Ziel erreicht? Fast könnten wir die Frage bejahen, wenn wir den Maßstab vergangener Jahrhunderte an das Erreichte anlegen wollten. Denn seht hin: Wohin er gelangte, der Mensch, auf seinen rastlosen Wanderzügen, überall hat er dem Antlitz der Erde sein Mal aufgedrückt. Er hat den Urwald gelichtet, Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, weite Strecken machte er zu Getreidefluren, die Grassteppe und Heide versucht er mit Wald zu bedecken. Indem er aus dem Schoß der Erde das belebende Naß hervorsprudeln ließ, hat er in Wüsten und Einöden, fast auf

nacktem Fels Gärten und fruchttragende Oasen hervorgezaubert. Er hat Dämme aufgeworfen, den Ueberfluthungen der Ströme zu steuern, Deiche hinaus ins Meer geführt, neuen fruchtbaren Boden zu gewinnen.[3] Er hat Flüssen ein neues Bett gegraben, Kanäle gezogen, Landengen durchstochen, Berge durchbohrt und über die Erde hin ein dichtes Netz von Verkehrswegen gesponnen. Und nicht allein die unbelebte Welt hat er zu bezwingen gesucht, er führte Thiere und Pflanzen aus einem Himmelsstrich in den anderen und hat auch an sie seine modelnde Hand gelegt, um sie seinen Zwecken dienstbarer zu machen. Und weiter, weiter strebt der Menschengeist in die Tiefen der Erde, in den Abgrund der See, auf die Spitzen der Gebirge, in den umgebenden Luftkreis. Wer will ein Ende absehen?

Wie und wodurch aber ist der Mensch fähig geworden, zu leisten, was er bisher gewirkt, und wodurch ist er in den Stand gesetzt, noch Größeres zu erstreben?

Nicht willig erträgt die Erde das Joch des Menschen, nicht willig verleiht sie ihm ihre Gaben. Wo er die Hände sinken ließ, wo er zurückwich, da nahm die Wildniß wieder Besitz von dem abgerungenen Boden: die Fruchtfelder bedeckten sich mit Unkraut und Gestrüpp, wieder bildeten sich Sümpfe und Schilfdickichte, und die See breitete von neuem ihre Grenzen aus.[4] Und zuweilen erhebt sich die Natur zu gewaltigem Ansturm gegen das Werk des Menschen, in unbändigem Groll gleichsam, gegen den Uebermuth des fürwitzigen Zwerges.

Der Sturm braust heulend über Feld und Flur, reißt schonungslos nieder, was sich seinem Grimm entgegenstellt, Bäume und Wälder und festgegründete Bauten der Menschenhand, wühlt die See auf, und haushohe Wogen thürmend wirft er das stolze, meerdurchfurchende Schiff gegen die Klippen. Dunkel und drohend zieht die Wetterwolke herauf, grelle Blitze fahren nach allen Richtungen der Windrose dahin, lauter und

lauter ertönt der Donner, Schlag auf Schlag erfolgt, und dann fährt nieder der zuckende Strahl, Menschenleben vernichtend und Menschengebilde zerschmetternd oder in Flammen setzend. Unendlicher Regen fällt, prasselnd stürzt der Hagel herab, und die Früchte des Feldes werden zerschlagen. Vom schmelzenden Schnee schwellen die Gebirgswässer an, rollen Felsen nieder ins Thal, füllen die Strombetten höher und höher, und die Wasser treten übers Ufer; die wilden Fluthen ergießen sich, alles mit fortreißend, ziellos weit über das Gelände. Vom Anprall der Gezeitenströmung unter dem Einfluß kosmischer Kräfte bersten in dunkler Sturmnacht die schützenden Dämme, und die salzige Meerfluth stürzt sich wieder auf das ihr einst entrissene Gebiet.

Die Kräfte des Erdinnern brechen sich Bahn, treiben himmelhoch die feurige Lohe, verheerende Lavamassen ergießen sich, und der feste Boden, das Sinnbild des Beständigen, wankt und bebt unter unseren Füßen.

Solchen Gewalten gegenüber, die in Stunden zerstören, was Jahrhunderte geschaffen haben, erfaßt freilich den Menschen Bangen und Grausen, willig und demüthig erkennt er die höhere Macht. Er weicht auch zurück, — doch nicht auf immer; geduldig wartet er ab, bis der Sturm sich ausgetobt, bis die Wasser verlaufen, bis die Feuer erloschen sind, und beginnt emsig sein Werk von neuem, bildet es nur stärker und widerstandsfähiger.

Aber freilich, mit seiner geringen Leibeskraft allein wäre der Mensch nicht weit gekommen in dem Streben, seine Herrschaft weiter und weiter auszubreiten und fester zu begründen. Er mußte sich Gehülfen suchen, die ihn unterstützten, die mächtiger und gewaltiger waren, als er selber. Das sind die Naturkräfte, die er nach und nach in seinen Dienst bannen lernte; indem er ihrer Herr wurde, ward er Herr der Erde.

Es ist schwer, sich einen wirklichen Urzustand des Menschen vorzustellen, einen Zustand, in dem er rein auf sich selber

angewiesen ein Leben führte, wie die Thiere des Waldes. Und doch muß es eine Zeit gegeben haben, da er noch sein Leben fristete mit den zufällig aufgefundenen Früchten und Samenkörnern, oder mit den Schalthieren, die das Meer an den Strand warf, da er noch ohne alle Werkzeuge und Waffen auf seine flüchtigen Füße angewiesen war, den Nachstellungen der reißenden Thiere zu entgehen, ihnen nur mit seinen schwachen Armen entgegentreten konnte; es muß eine Zeit gegeben haben, da er noch nicht das Feuer kannte, die rohen Nahrungsstoffe genießbar zu machen oder sich gegen die Kälte zu schützen. — Noch sind auf der Erde die allerverschiedensten Kulturzustände vertreten, aber auch der niedrigste ist weit von jenem Urzustande entfernt. Selbst die armseligen Bewohner des inneren Australien, der Südspitze von Amerika, besitzen Waffen, die wilden Thiere zu jagen, bauen sich Hütten, benutzen das Fell der erbeuteten Thiere zur Kleidung, vor allem haben sie das Feuer.

Mit dem Feuer aber, durch welches er die in den Brennstoffen aufgespeicherte Naturkraft in die Hand nahm, schwang sich der Mensch mit einem Male zu einer Stufe auf, die ihn für alle Zeiten weit, weit auch von dem höchstentwickelten Thiere trennt. Wann und auf welche Weise die Menschen zuerst die Benutzung des Feuers lernten, das entzieht sich vollständig unserer Kenntniß. Die Mythen aller Völker schreiben ihm göttlichen Ursprung zu.[5] Prometheus bringt es gegen den Willen des Zeus vom Sitze der Götter zur Erde und muß dafür unendliche Qual dulden; denn die Himmlischen neiden den Staubgeborenen die göttliche Gabe. Kann deutlicher die hohe Bedeutung, welche die Menschheit mit Recht dem mächtigen Elemente zuschrieb, das in seinem Entstehen und Vergehen so räthselhaft erschien, gekennzeichnet werden?

Zunächst, und jedenfalls für lange Zeit, diente das Feuer nur dem häuslichen Gebrauch, zur Bereitung der einfachen

Speisen und zur Erwärmung in den kühleren Nächten. Die oben erwähnten Australier und Feuerländer und, wie uns erst jüngst Dr. von Steinen erzählte, die noch vollständig im Steinzeitalter lebenden Anwohner des Schingu im Innern Brasiliens wissen auch heute noch keinen weiteren Gebrauch von ihm zu machen. Aber schon diese beschränkte Verwendung mußte für die Ausbreitung des Menschengeschlechts von der größten Bedeutung werden. In den tropischen und subtropischen Zonen, wo wir doch wohl die Wiege des Menschengeschlechts zu suchen haben, konnte man zur Noth künstliche Erwärmung entbehren, nicht so in den ungastlichen Regionen, zu denen auch unsere Heimath gehört, wo die Kälte des Winters zu Zeiten alles Leben zu zerstören droht. Erst als sie sich in den Besitz des Feuers gesetzt hatten, durften die Menschen daran denken, auch diese nur in der Sommerzeit verlockenden Länder aufzusuchen und zu besiedeln, selbst in die eisstarrenden Regionen des hohen Nordens vorzudringen. Nur das Feuer hat es dem Menschen möglich gemacht, sich über die ganze Erde zu verbreiten und sie in dauernden Besitz zu nehmen. Wie nun weiter das Feuer die Anfänge und die immer weitere Ausbildung der keramischen Kunst im Gefolge hatte, wie die gebrannten Thonmassen da, wo festes Gestein fehlte, die Aufführung von dauerhaften Wohnungen, Tempeln und Grabdenkmälern ermöglichten, das brauche ich nicht weiter auseinanderzusetzen; vom Thurm zu Babel, der jedenfalls aus gebrannten Steinen hergestellt war, haben wir schon als Kinder gehört.

Der Mensch ist angewiesen, sich zu den einfachsten Verrichtungen des täglichen Lebens verschiedener Werkzeuge zu bedienen; zum Kampfe gegen seinesgleichen oder gegen die reißenden Thiere, zur Verfolgung des Wildes bedurfte er der Waffen. Das Material für diese Werkzeuge und Waffen lieferten ihm zunächst das Holz und die Knochen der getödteten Thiere, lieferten Muschelschalen

und Steine, die er nach und nach in mühseliger Arbeit zu der ihm passenden Form schleifen und umgestalten lernte. Von den vergänglichen Holzwerkzeugen jener vorgeschichtlichen Zeit ist uns natürlich nichts übrig geblieben, aber bearbeitete Knochen und Steine von den verschiedensten Formen haben sich, als Zeugen uralter Kunstfertigkeit und Arbeitsausdauer, in unübersehbarer Zahl erhalten. So gut nun bearbeitete Holzstücke, Knochen und Steine dem augenblicklichen Bedürfniß entsprechen mochten — es waren doch nur Stoffe, die sich leicht abnutzten oder beim Gebrauche zersprangen. — Da war es ein neuer überaus großer Fortschritt, daß man endlich lernte, dem Schoße der Erde widerstandsfähigere Stoffe abzugewinnen und weiter zu verarbeiten. Wohl waren schon zur Steinzeit die in gediegenem Zustande vorkommenden Metalle Gold, Silber und Kupfer zu Schmuckgegenständen benutzt worden; aber zu spärlich ist solch Vorkommen, als daß ihr Gebrauch ein allgemeiner hätte werden können. Ein glücklicher Zufall mag es gewesen sein, der darauf führte, sie und andere noch viel nutzbarere Metalle aus unscheinbarem Gestein mit des Feuers Gewalt darzustellen. Kupfer ist verhältnißmäßig leicht aus seinen Erzen zu gewinnen; es war darum natürlich, daß wenigstens da, wo solche Erze reichlicher vorkamen, auch das Kupfer und besonders seine nutzbare Zinnlegirung, die Bronze, vor allen übrigen Metallen Darstellung und Verwendung fand. So hat man in ganz Nordamerika bis zur Zeit der europäischen Einwanderung nur Kupfer zu Waffen und Werkzeugen benutzt, und lange Zeit war in den Mittelmeerländern Bronze das hauptsächlichste Material für Waffen, Werkzeuge und Schmuck. Aber doch war hier schon in dieser sogenannten Bronzezeit das Eisen bekannt und geschätzt, hören wir doch von den mythischen Chalibäern, daß sie Stahl zu bereiten wußten; ja die Aegypter benutzten stählerne Werkzeuge schon 3000 v. Chr.[6] Es ist überhaupt ein Irrthum,

wenn man annimmt, daß überall eine Kupfer- oder Bronzezeit der Eisenzeit vorhergegangen sein müsse; im Innern Afrikas wenigstens verstehen die Eingeborenen sehr wohl, Eisen zu gewinnen; Kupfer und Messing erhalten sie jedoch auch heute noch nur durch Vermittelung des Handels. Als dem wachsenden Bedürfniß nach Metall die auszubeutenden Lagerstellen der Kupfererze nicht länger genügten, mußte man sich auch in Europa mehr und mehr zu der schwierigeren Darstellung des Eisens bequemen. Nach und nach vervollkommneten sich die Herstellungsmethoden, und man erkannte immer mehr, wie gerade das Eisen sich zu den verschiedensten Verwendungen eigne. Vor allem trat Stahl an die Stelle der bronzenen Waffen, mit denen allein die Völker des Alterthums ihre Schlachten geschlagen haben; und für den täglichen Lebensbedarf wurden schon eiserne Geräthe aller Art gefertigt.

Wie die Metallförderung im Mittelalter zunahm, wie insbesondere die Gewinnung des Eisens in unseren Tagen zu einer enormen Höhe stieg, wie dann die Verwerthung der Naturkraft der Brennmaterialien in der Dampfmaschine eine noch weit höhere Bedeutung gewann, das lasse ich jetzt — um der geschichtlichen Entwickelung nicht allzuweit vorzugreifen — vorläufig bei Seite.

Vielleicht noch vor der Verwendung des Feuers hat der Mensch gelernt, sich die Thiere des Waldes und der Steppe unterthan zu machen und je nach ihren Kräften zu den verschiedensten Diensten zu brauchen. Er zähmte den Büffel und das Rind, legte ihnen das Joch auf,

> Die unerschöpfliche Erde, die ewige,
> Kreisenden Pfluges von Jahr zu Jahr zu furchen,

wie es weiter in jenem Chorliede heißt, ließ sie den ungefügen Wagen ziehen, wenn er als Nomade neue Weidegründe für seine Herden aufsuchte. Er zwang in seinen Dienst das genügsame

Kamel, das ihn selbst und Lasten tragen mußte durch die unwirthliche Wüste; sogar den Waldkoloß, den Elefanten, machte er sich unterthan, wie den geduldigen Esel. Er fing das wilde Roß der Steppe; mit List und Gewalt spannte er es vor den Pflug oder vor den Streitwagen und lernte es später auch als Reitthier benutzen, mit dem er dem Sturme gleich über die Ebene dahinflog. Noch jetzt benutzen wir dieselben Hausthiere wie die Alten als Genossen der Arbeit. Sie sind mit dem europäischen Ansiedler über den Ozean gezogen; mit ihrer Hülfe hat er die weiten Strecken der Prärien und Pampas, der australischen Wüste durchquert und Gebirge überstiegen; noch heute muß ihm das Lastthier Erzlager in unwirthbarer Einöde nutzbar machen.[7]

Die Zähmung der Hausthiere, welche so weit in die graue Vorzeit zurückreicht, daß wir von den meisten gar nicht mehr die wilde Urform angeben können, bildet einen sehr wesentlichen Schritt in der Kulturentwickelung, wie uns der tiefe Stand derjenigen Völker beweist, welche niemals Hausthiere besaßen. Das gilt namentlich von den Ureinwohnern Australiens und der pacifischen Inseln, wo freilich auch die größeren Thiere fehlten, die sich hätten nutzbar verwenden lassen. Es gilt auch von den alten Bewohnern Nordamerikas; als die Europäer an seiner Ostküste landeten, waren die Eingeborenen, die weder den Bison noch eine der vorhandenen Hirscharten zu zähmen gewußt hatten, noch ohne staatliche Ordnung, ohne Ackerbau, ohne alle Kunstübung, zur Erhaltung ihres Lebens hauptsächlich auf den Ertrag der Jagd angewiesen.

Und es liegt nahe genug, warum gerade die Zähmung der Thiere einen Fortschritt des Menschengeschlechts bedingen muß. Wie kann der Mensch zum Ackerbau und mit ihm zu einer seßhaften Lebensweise, zu staatlicher Ordnung kommen, wenn er auf seine Kraft allein angewiesen ist, den Boden zur Aufnahme des Samenkorns umzuroden? Wie soll er die Lasten schleppen

können, um einen Austausch der Erzeugnisse der verschiedenen Länder zu vermitteln? Solche und alle anderen schweren Arbeiten, endlich auch das Mahlen des Getreides nahmen ihm die Thiere ab, und ihm blieb Zeit und Gelegenheit, seine geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, sein Dasein menschenwürdiger zu gestalten. Freilich kam im Alterthume, und noch weit in die neue Zeit hinein, dieses menschenwürdige Dasein nicht allen Menschen, häufig nur einer Minderzahl zu gute. Noch lange sah es der Starke und Mächtige, der Kluge und Gebildete als sein Recht an, seinesgleichen zum Last- und Arbeitsthier, zum willenlosen Sklaven zu entwürdigen. Weiter mußte die geistige Entwickelung vorschreiten, und andere Naturkräfte mußten in den Dienst des Menschen treten, um nach und nach und immer mehr die offene und die verhüllte Sklavenarbeit dem Menschengeschlechte abzunehmen.

Die Leistungen der Griechen und Römer auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften sind im ganzen gering; ihr Sinn, gerichtet auf die Pflege des Schönen und einzelner Geisteswissenschaften, auf das staatliche Leben und kriegerische Erfolge, war mit nur wenig Ausnahmen weit abgewandt von der Beschäftigung mit den Naturdingen —, so war es denn natürlich, daß sie in der Technik, in der Beherrschung und Verwerthung der Naturkräfte schließlich nicht viel weiter gekommen sind, als lange vor ihnen schon die Aegypter und vielleicht die Inder. Da sie die Beschäftigung mit Handel und Gewerbe als eines freien Mannes unwürdig betrachteten, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn sie auch nur herzlich wenig von den ihnen wie uns gebotenen Naturkräften in Anspruch nahmen.

Wohl mag die so naheliegende Verwendung des fließenden Wassers, Holz und Baumstämme aus den Gebirgswäldern in die Ebene zu flößen, in die graueften Zeiten zurückreichen, recht lange aber blieb sie auch die einzige. Da begann man endlich,

die schwere Arbeit des Getreidemahlens, welche überall in weiten Landstrecken den Weibern und Sklaven obgelegen hatte, für die man wohl auch die Kraft der Zugthiere verwandte, dem strömenden Wasser zu übertragen. In Rom wurde die erste Wassermühle zur Zeit des Kaisers Augustus angelegt, und nur langsam fand die neue Maschine Eingang; erst im vierten Jahrhundert war sie in Italien allgemein verbreitet.

Ganz ähnlich ging es mit der zweiten gewaltigen Naturkraft, die sich dem Menschen ohne alles Entgelt bietet, mit der Bewegung der Luft.

Die Schiffe der Alten, wenn sie auch in ihrer äußeren Form den heutigen glichen, waren zu ihrer Fortbewegung wesentlich auf die Ruder angewiesen und benutzten nur in sehr beschränktem Maße den Wind; die Kunst, zu kreuzen, d. h. durch besondere Segelstellung auch widrigen Wind zur Fahrt zu benutzen, kannten weder die Griechen noch die Römer.

Hätte nun freilich eine ruhige Weiterentwickelung des Kulturlebens der alten Welt stattgefunden, so würde von selber auch ein stetiger, schneller zu den Errungenschaften der neuen Zeit führender Fortschritt eingetreten sein. Aber ein langer Zeitraum voll Krieg und Kampf, voll Verwüstung und Zerstörung, voll Roheit und Barbarei liegt zwischen der alten und neuen Zeit. Und bloß eine Erfindung, und dazu eine Erfindung, die zunächst nur den kriegerischen und rohen Instinkten jener Zeit dienstbar wurde, wenn sie auch in späteren Jahrhunderten eine hohe kulturelle Bedeutung erlangte, hat das Mittelalter der Neuzeit überliefert.

Fast von vorn anfangend erhob sich die Menschheit mühsam aus dem Abgrunde der Unwissenheit und des Aberglaubens, in den sie versunken war, und erst im fünfzehnten Jahrhundert beginnt für die Völker des Abendlandes eine neue, sagen wir, die neue Zeit. Die Buchdruckerkunst eröffnete endlich die

Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen; die folgenreiche Entdeckung des neuen Welttheils, das Auffinden des Seeweges nach dem indischen Wunderlande erweiterte den geistigen Horizont und brachte eine Fülle neuer Anschauungen und Aufgaben. Mit der kirchlichen Reformation, mit ihr und durch sie vollzog sich auch eine Reformation in der Pflege der Wissenschaften und Künste. Die Naturwissenschaft feierte ihr Erwachen. Selbständiges, zielbewußtes Forschen trat an die Stelle gedankenlosen Nachbetens alter oft mißverstandener Ueberlieferungen; und was noch viel wichtiger war, die Wissenschaft von den Naturdingen trat nach und nach heraus aus der engen Studirstube des Gelehrten, sie befruchtete die Praxis und empfing von dieser wiederum die werthvollsten Anregungen.

Die Zahl der eigentlichen Naturkräfte, wenn wir als solche die von der Natur gebotenen Mittel zur Leistung von Arbeit bezeichnen, ist nicht groß — es war auch weniger die Auffindung neuer solcher Kräfte oder Arbeitsvorräthe, welche unsere Zeit vor der alten auszeichnet und ihre unzweifelhaften Fortschritte bedingt hat, sondern vorzugsweise die geschickte neue Verwendung des schon Bekannten und Vorhandenen, des zum Theil Verkannten. Unendliches aber verdanken wir der lange Zeit nur praktisch geübten, jetzt oft theoretisch begründeten Erkenntniß von der Wandelbarkeit der Kräfte, von der Möglichkeit, sie ineinander überzuführen, ihnen gleichsam die für die verschiedensten Zwecke passende Gestalt geben zu können.

Lebten wir im vorigen Jahrhundert, so müßte ich hier einem seiner Zeit sehr verbreiteten und bedenklichen Irrthume entgegentreten: der Vorstellung, daß durch irgend eine Maschine, irgend eine künstlich ausgesonnene Vorrichtung Kraft erzeugt werden könne. Glücklicherweise ist heute der Traum von einem Perpetuum mobile ausgeträumt oder spukt nur noch in unklaren Köpfen. So wenig der Chemiker mit all seinen Retorten

und Tiegeln und Röhren, mit all seiner Synthese und Analyse auch nur das kleinste Atom Materie schaffen kann, so wenig vermag der Mechaniker mit all den tausend und abertausend der wunderbarsten Maschinen, die oft eben so voll Leben scheinen, wie ein Organismus, auch nur so viel Kraft zu erzeugen, als zum Heben einer Stecknadel erforderlich ist. Eine jede Maschine, die einfachste, wie die komplizirteste, — kann nur eben eine gegebene Kraft in besonderer Weise zur Verwendung bringen. Aber weil wir bloß in den seltensten Fällen irgend eine Kraft unmittelbar, d. h. so wie sie uns geboten wird, verbrauchen können, sind uns Maschinen so wichtig und geradezu unentbehrlich.

Ich sprach von einer Erfindung, welche noch dem Mittelalter angehört, ihre wahre und volle Verwerthung aber erst in der neuen Zeit gefunden hat. Ich meinte natürlich die Erfindung des Schießpulvers.

Als eine leicht entzündliche und Feuer verbreitende Masse mögen schon in entlegenster Zeit Chinesen und Inder ein Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel benutzt haben, und das sogenannte griechische Feuer, welches im siebenten Jahrhundert n. Chr. als Kriegsmittel erwähnt wird, das namentlich zur Zeit der ersten Einfälle der Osmanen bei der Vertheidigung von Konstantinopel verwendet wurde, war nach Marcus Gräcus aus sechs Theilen Salpeter, zwei Theilen Kohle und einem Theil Schwefel — unserm heutigen Pulver ganz ähnlich — zusammengesetzt. Auch im Abendlande war schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts — wie uns Roger Baco berichtet — diese Zündmasse bekannt. Sonach kann also der Freiburger Franziskanermönch Berthold Schwarz, der um das Jahr 1320 lebte, die ihm vom Volksglauben zuerkannte Ehre, das Schießpulver erfunden zu haben, nicht in Anspruch nehmen; vielleicht hat er aber — und das wäre freilich die Hauptsache — die

treibende Kraft desselben gekannt und seine entsprechende Verwendung zum Schleudern von Geschossen gelehrt. Das sei nun, wie es wolle; sicher ist, daß schon 1346 in der Schlacht von Crecy mit Feuerwaffen gekämpft wurde und daß schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an verschiedenen Orten Deutschlands Pulverfabriken bestanden. [8]

Ich bin weit entfernt, auf alle die weitreichenden Folgen einzugehen, welche die Einführung des Schießpulvers nach sich zog, wie sich durch die Anwendung der Feuerwaffe alle staatlichen und ständischen Verhältnisse nach und nach umgestaltet haben. Hier habe ich das Schießpulver und die ihm verwandten zahllosen Explosivstoffe nur als Kraftquelle zu betrachten, die dem Menschen zur Lösung der Aufgabe zufloß, über die Natur Herr zu werden.

Worin besteht das Wesen der Explosivkörper? Die verschiedenen Elemente, aus denen nach unseren jetzigen Kenntnissen der materielle Theil der Welt zusammengesetzt ist, sind in einer uns ganz unbegreiflichen Weise mit der Fähigkeit ausgerüstet, sich untereinander zu verbinden und neue Körper zu bilden, Körper mit meist ganz neuen Eigenschaften. Die Energie, mit welcher bei gebotener Gelegenheit diese Vereinigung erfolgt, ist sehr verschieden; manche Elemente bedürfen künstlicher Veranstaltungen, gleichsam eines Zwanges, um die von uns gewünschte Verbindung einzugehen, andere brauchen nur einen leisen, mechanischen Anstoß, eine sekundenlange Einwirkung des Lichtes, eine geringe Erwärmung. Ebenso geschieht es in einzelnen Fällen, daß sich die Verbindungen rasch und plötzlich lösen. Sind nun die neu entstandenen Körper, Verbindungen oder Zersetzungsprodukte gasförmiger Natur, so suchen sie — häufig begünstigt durch die sich gleichzeitig entwickelnde Wärme — einen Raum einzunehmen, der im Vergleich zu dem des festen Stoffes, aus welchem sie entstanden sind, meist ungeheuer groß ist. Das

Plötzliche der Ausdehnung bedingt die Erscheinung, welche wir Explosion nennen, das Zerschmettern der Wände des einschließenden Gefäßes, oder das Fortschleudern der minder widerstandsfähigen Theile des Verschlusses, das von einem mehr oder minder lebhaften Knall begleitete Zusammenstürzen der zurückgestoßenen Luft. Die immer staunenswerthe Kraftentwickelung läßt sich berechnen, wenn wir die Ausdehnung des Gases kennen. Nach den eingehenden Versuchen von Nobel und Abel verwandelt sich Schießpulver bei der Entzündung in eine Gasmasse, die unter gewöhnlichem Luftdruck und einer Temperatur von 0° mindestens den 250fachen Raum einnehmen würde. Nun entwickelt sich aber gleichzeitig eine Wärme von 2200° C.; diese muß das Gas weiter auf den achtmaligen, im ganzen also auf den 2000fachen Raum ausdehnen. Der hierbei erreichte größte Druck auf den Quadratcentimeter beträgt mindestens 6,4 Tonnen oder 128 Centner![9]

Das Schießpulver ist ein Schwächling gegenüber anderen Sprengstoffen, der Schießbaumwolle, dem Nitroglycerin, Melinit u. s. w., wie sie alle heißen. Ich habe also nicht zu viel gesagt, wenn ich betonte, daß mit den Explosivkörpern eine ganz außerordentliche Kraft in die Hand des Menschen gelegt ist.

Ihrer Natur nach ist es vorzugsweise die Thätigkeit des Trennens, des Zerschmetterns und Zerstörens, die wir mit ihrer Hülfe ausüben. Nun ist zu allen Zeiten der Mensch des Menschen größter Feind gewesen, und zu aller Zeit war er bestrebt, Einer dem Andern den größten Schaden zuzufügen. Wie bereitwillig leistete das Pulver diesem Streben Vorschub! An die Stelle des Bogens und der Armbrust trat die Feuerwaffe, die mit größerer Sicherheit und auf weitere Entfernung das tödtliche Blei entsandte; die Katapulten und die anderen ungefügen Belagerungsmaschinen wurden ersetzt durch das Geschütz, das immer mehr und mehr vervollkommnet, jetzt auf

Meilenentfernung seine centnerschweren Geschosse schickt, Tod und Verderben weiter verbreitet, als das Auge reicht.[10] So ist das Pulver seiner ersten Verwendung treu geblieben, aber doch ist es mit den übrigen, zum Theil noch wirksameren Zerstörungsmitteln ein Kulturfaktor geworden, dem wir großentheils die ungeheuren Fortschritte verdanken, welche Handel und Verkehr in unseren Tagen aufweisen. Wie wäre es möglich gewesen, ohne Hülfe der Sprengstoffe die Arbeiten auszuführen, die ein Stolz der Neuzeit sind, die Kunststraßen und Eisenbahnen, die über Berg und Thal dahinführen und in meilenlangen Tunneln das Gebirge durchsetzen? Pulver und Dynamit ermöglichte, was die Alten vergebens versucht hatten: die Verbindung des Mittelmeeres mit dem Rothen Meere, wie die Durchstechung der Landenge von Korinth. Mit Pulver und Dynamit werden Arbeiten gleicher Art: die Verbindung des Baltischen Meeres mit der Nordsee, gewiß auch die Durchbohrung der Panama-Landenge in nicht zu ferner Zeit zu stande kommen. Nicht mehr hindert das Höllenthor den Zugang zum Hafen von Newyork, und bald wird auch das Eiserne Thor weit seine Pforten öffnen. Wenn der Bergmann tief im Schoße der Erde in früheren Zeiten sein mühseliges Werk nur mit Fäustel und Spitzhacke betrieb, so benutzt er jetzt zur Lösung der Felsmassen, des tauben Gesteins, das ihn von dem begehrten Erze, der nutzbaren Kohle, trennt, Pulver und Dynamit.

Ja überall, wo gewaltige Massen, die aller Menschen- und Maschinenkräfte spotten, aus dem Wege geschafft, zerrissen und zermalmt werden müssen, da tritt die Kraft des Pulvers ein, die schier unwiderstehliche Riesenkraft, welche doch der Menschengeist in ihren Wirkungen abmessen und nach seinem Willen lenken kann.[11]

Wer einmal einer Sprengung in größerem Maßstabe beigewohnt hat, vergißt nicht den mächtigen Eindruck, den die

Erschütterung des Bodens, die hoch in Garbenform emporgeschleuderten Felsbrocken, der verhüllende Dampf und das Getöse der aufeinander folgenden Entladungen auf ihn ausübten. Ein gewisses, dem Stolze ähnliches Hochgefühl erfüllt ihn, wenn er sieht, wie der kleine Mensch der Massen Herr wird.

Man macht sich in der Regel eine falsche Vorstellung vom Verbrauche des Pulvers und schätzt die Menge des zu rein militärischen Zwecken Verwandten gegenüber dem der Industrie dienenden viel zu hoch. Während des letzten Bürgerkrieges in Amerika nahm die Pulverfabrikation in diesem Lande ab, nur weil die Weiterführung von Sprengarbeiten stockte. Dieselbe Beobachtung machte man während des Krimkrieges in Frankreich. Das wird erklärlich, wenn nachgewiesen wird, daß nur zur Herstellung des Mont Cenistunnels eine Pulvermenge nöthig war, die zur Füllung von mehr als 200 Millionen Musketenpatronen ausgereicht hätte.

Im ganzen kann man annehmen, daß nur 10 Prozent des jährlich fabrizirten Pulvers im Militär- und Kriegsdienste verbraucht werden.[12] Ich denke, das ist für den Menschenfreund auch ein Trost, und so mag dem mythischen Pulvererfinder sein Standbild gegönnt sein.

Die gewaltige Druckkraft der bei einer Explosion wirkenden Gase zum Betriebe von Maschinen zu verwenden, hat man bis jetzt erst einen schüchternen Anfang gemacht, aber immerhin einen Anfang. In dem Ottoschen Gasmotor leistet einzig die Sprengwirkung einer in bestimmten Verhältnissen erfolgten Mischung von Leuchtgas oder von Dämpfen flüchtiger Kohlenwasserstoffe mit atmosphärischer Luft nützliche Arbeit. Wenn es einst gelingt, und es wird sicherlich gelingen, die gar zu plötzliche Ausdehnung zu verlangsamen, die rohe Naturkraft gleichsam noch weiter zu zähmen, dann werden die Sprengstoffe ein gewaltiges Betriebsmittel für Maschinen aller Art liefern.

Ich habe das Schießpulver einen Kulturfaktor genannt; in noch viel höherem Grade verdient diesen Ehrennamen der den Explosionskörpern verwandte, aber sie in Benutzungsfähigkeit unendlich überragende Wasserdampf.

Auch der Dampf leistet die ihm aufgelegte Arbeit durch die Eigenschaft, sich auszudehnen. Während aber beim Pulver und den ihm ähnlichen Stoffen die Gasbildung mit Einem Male ihre höchste Wirkungsfähigkeit erreicht, haben wir es bei dem Wasserdampf in der Hand, ihm eine Spannung, eine Druckkraft zu verleihen, die unseren Bedürfnissen entspricht, ohne sie in gefahrdrohender Weise zu überschreiten. In hohem Grade erfüllt also der Dampf die für die allgemeinere Verwendung der Sprengstoffe gestellten Bedingungen. Der Dampf wird eben zu dem mächtigen Agens, das wir Alle kennen, nur durch seine Fähigkeit, eine ihm von außen zugeführte Kraft aufzunehmen, zu tragen und in uns passender Weise in Thätigkeit zu setzen. — Diese zugeführte Kraft ist die Wärme, und diese selber ist nur ein Erzeugniß, oder besser, eine Umwandlungsform der chemischen Kraft, der Anziehung, mit welcher Kohlenstoff, frei oder gebunden, und der Sauerstoff der Atmosphäre aufeinander einwirken.

Mit jeder Schaufel Kohle, die der Heizer in den Feuerraum seiner Maschine wirft, ertheilt er dem eingeschlossenen Dampfe eine erhöhte Temperatur, und durch dieselbe vermehrt er in einem genau abzumessenden Betrage die Spannung. Er kann sie zu jeder beliebigen Höhe steigern und ihr endlich auch die alles zerstörende Wirkung der gefährlichsten Sprengstoffe ertheilen. Sonach ist aber auch der Dampf nicht eine dem Menschen unmittelbar zu Gebote stehende Naturkraft; er muß ja erst erzeugt werden, und seine Energie ist nur das Umwandlungsprodukt der in den Brennmaterialien schlummernden Kraft.

Im ganzen Alterthum findet sich keine Spur, daß jemals ein anderes Heizmaterial als Holz benutzt worden sei, nur hier und da mag auch Bitumen und Erdharz zur Verwendung gekommen sein. Das günstige Klima der Mittelmeergestade nöthigte nicht in dem Maße, wie die rauhe Luft der nördlichen Länder, auf künstlichem Wege für Erwärmung zu sorgen. Auch heute noch entbehrt der Italiener und Spanier und Grieche größtentheils der Oefen, und selbst der Kamine — freilich um wenigstens an einzelnen Tagen recht gehörig zu frieren. Und wenn zum Kochen der Speisen, und namentlich zur Gewinnung der Metalle Brennstoffe gebraucht wurden, so lieferte zunächst der Wald ausreichendes Material. Schonungslos ging man mit ihm um, und Niemand dachte daran, daß man in ihm einen kostbaren Regulator des Klimas vernichtete. Die heutige Waldarmuth des südlichen Europas, die theilweise Verödung und Ungesundheit weiter Strecken am tyrrhenischen Meere ist zum großen Theil eine böse Erbschaft aus früheren Zeiten. Auch Mitteleuropa würde unausbleiblich ähnlichem Lose verfallen sein, wenn das mit wachsender Bevölkerung immer mehr steigende Bedürfniß nicht nur an Baumaterial, sondern mehr noch an Heiz- und Feurungsstoffen, bloß durch die Erzeugnisse des Waldes, hätte befriedigt werden müssen. Dies Schicksal ist uns glücklich abgewandt dadurch, daß man lernte, einen im Schoße der Erde schlummernden Schatz zu heben, den die Natur als das Erzeugniß längst vergangener Jahrtausende aufgespeichert hat. Es sind die Kohlen, welche uns nicht nur die in der rauhen Jahreszeit nöthige Zimmerwärme gewähren und unsere Speisen kochen, sondern auch den ungeheuren Verbrauch unserer Maschinen decken. Die Steinkohle wurde zuerst in England verwandt, und schon 1183 mußten die Hammerschmiede von Wearmouth und Sheffield einen Kohlenzins entrichten, aber nicht eher als im 13. Jahrhundert wurde ihr Gebrauch allgemeiner, und

noch lange bediente man sich für den häuslichen Gebrauch ausschließlich des Holzes.[13] Wer hätte im Ausgange des Mittelalters wohl daran gedacht, daß die Kohle England zum reichsten Lande der Erde, zur Führerin auf dem Gebiete der Industrie und des Handels machen würde! Die Kohle allein ermöglichte eben den Betrieb der Dampfmaschinen in der heutigen kolossalen Ausdehnung.

Die Verwendung des Dampfes zur Leistung mechanischer Arbeit wird meist für eine englische Erfindung angesehen, mit Unrecht, wie kürzlich Gerland unwiderleglich nachgewiesen hat.[14] Denn schon im Jahre 1706 setzte der in den Diensten des Landgrafen Karl von Hessen stehende Papin eine nach seinen eigensten Ideen gefertigte Dampfmaschine in Thätigkeit, während Newcomen erst 1712, und zwar mit Benutzung der Papinschen Angaben, eine solche zu stande brachte.

Nun freilich haben sich die Engländer um die Ausgestaltung der ursprünglich nicht ihnen angehörenden Erfindung die größten Verdienste erworben, sie haben nach und nach das zuerst so unhandliche Werkzeug zu höherer Leistungsfähigkeit gebracht In Deutschland, wo die Papinsche Erfindung vergessen war, wurde erst wieder im Jahre 1785 eine aus deutschem Material gefertigte Dampfmaschine in Betrieb gesetzt; es geschah das für die Zwecke des Mansfeldischen Bergbaus zu Rothenburg an der Saale. Somit sind es nicht viel mehr als 100 Jahre, seit der Dampf als Maschinenkraft seinen Triumphzug durch die Welt angetreten hat, einen Triumphzug ohnegleichen.

Es waren freilich auch Riesenkräfte, die dem Menschengeschlechte mit der Einführung des neuen Betriebsmittels zuwuchsen, größer, als das ganze organische Leben der Erde erzeugen konnte. Schätzte man doch schon vor 25 Jahren die Gesamtstärke aller Dampfmaschinen auf 15—20 Millionen Pferdekräfte. Das würde der täglich 12stündigen Arbeit von

100 Millionen Menschen entsprechen; man kann aber die Zahl der in der Industrie beschäftigten Arbeiter höchstens zu 8 Millionen anschlagen. Wie viel die Zahl und die Stärke der Dampfmaschinen in dem letzten Vierteljahrhundert gewachsen ist, weiß ich nicht; ihre Arbeitsleistung dürfte sich aber immerhin auf das Doppelte gesteigert haben.

Nach den verschiedensten Richtungen hin machte sich die außerordentliche Kraftzunahme geltend. Durch sie wurde das Menschenthum, wie vordem durch Zähmung der Arbeitsthiere, aber in viel ausgedehnterem Maße, von einem großen Theile niederer, rein mechanischer Thätigkeit entlastet, und einen gewaltigen Schritt that es vorwärts in der Beherrschung der Natur. Die Schätze der Erde konnten jetzt da ausgebeutet werden, wo früher unübersteigliche Hindernisse entgegenstanden, oder wo jene Schätze zu spärlich vertheilt waren, um die Arbeit zu lohnen. Ich erinnere an die vortheilhafte Ausbeutung der Halden verlassener griechischer Silbergruben, an die Ausdehnung, welche allerorts die Bergwerks- und Hütteninduſtrie erreicht. Und welchen Aufschwung nahm der Verkehr durch die Eisenbahnen, durch die das Meer durcheilenden Dampfschiffe! Nun erst konnte auch der Austausch minder werthvoller Erzeugnisse der einzelnen Länder beginnen und sich zu dem staunenswerthen Umfange entwickeln, den wir heute in jeder Seestadt bewundern. Die Rohmaterialien sanken durch leichtere Gewinnung und den rascheren Transport im Preise, und gleichzeitig stand zu ihrer Verwerthung eine überreiche Arbeitskraft zu Gebote. So wurden die Erzeugnisse des Gewerbfleißes immer massenhafter, immer mannigfaltiger und jedem Bedürfniß entgegenkommend; sie wurden billig genug, um in die ärmste Hütte zu dringen. Zugleich aber wurden die Geisteskräfte geweckt, denn bei dem lebhaften Wettbetriebe galt es, nicht bloß immer Neues, sondern auch Zweckmäßiges und Schönes zu erfinden.

Eben habe ich erwähnt, wie durch die Einführung der Dampfmaschinen in den Bergbau sich die Ausbeutung der unterirdischen Schätze gesteigert hat. Was nützten aber die ungeheuren zu Tage geförderten Erzmassen, wenn uns die Mittel fehlten, aus ihnen das kostbare Metall zu gewinnen? Und diese Mittel würden uns sicher fehlen, wenn wir bei ihrer Verarbeitung noch wie die Alten auf die Holzkohle angewiesen wären. Nur indem die Steinkohle an die Stelle des immer seltener und theurer werdenden Holzes trat, ward es möglich, daß z. B. die Eisenerzeugung auf eine Höhe stieg, welche sich vorher die ausschweifendste Phantasie niemals hätte träumen lassen. Gewiß gewinnt man jetzt in einem einzigen Jahre mehr an Metallen, als das ganze Alterthum überhaupt zu Tage gefördert hat.[15] Und nun vergleiche man die Leistungsfähigkeit eines Erzeugnisses aus Holz oder Stein mit der eines stählernen, das an seine Stelle tritt! Welcher Kraftzuwachs, oder vielmehr, welche Kraftersparung kommt dem Menschen durch ein jedes solches bessere Werkzeug zu gute!

Ich will hier kein Lob des Eisens singen: mit Recht könnte mir entgegnet werden, daß alle Welt von der Unentbehrlichkeit desselben für unser ganzes heutiges Leben überzeugt ist, daß alle Welt den ungeheuern Fortschritt zu schätzen weiß, den die allgemeinere Verwendung desselben mit sich führte. Eisen und Dampfmaschinen sind in der That in materieller Beziehung die Hauptfaktoren der modernen Kultur.

Nun erkenne ich recht wohl an, daß die Steigerung des materiellen Wohlbefindens, der erhöhte Lebensgenuß, von vielfachen Uebeln begleitet ist, daß nach manchen Richtungen hin die Schattenseiten der Menschennatur hervorgetreten sind in Unzufriedenheit und Ueberhebung, — aber doch wird Niemand leugnen, daß im großen und ganzen der Mensch, wenigstens unter den Kulturvölkern, eine höhere Stufe, ein menschenwürdigeres

Dasein erreicht hat. Und das verdankt er vorzugsweise den in seinen Dienst getretenen Naturkräften, zuletzt der Wärme und Kraft spendenden Steinkohle.

Doch es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die in dem Boden schlummernden Schätze sind nicht unerschöpflich. Schon erheben sich in England beängstigende Kassandra-Rufe. Es werden Nachweise geführt, daß in nicht viel mehr als hundert Jahren die Flötze abgebaut sind.[16]

Und wenn auch wir in Deutschland in der beneidenswerthen Lage sind, voraussichtlich noch viele Jahrhunderte unseren Bedarf an Kohlen decken zu können, wenn namentlich Nordamerika über ganz ungeheure, noch unangetastete Kohlenfelder verfügt, einst muß der Tag kommen, hier früher, dort später, wo die Menschheit die bisher für unerschöpflich gehaltene Kraftquelle eingebüßt hat. Was dann?

Man mag ja jenen Tag vielleicht hinausschieben können, wenn etwa Sparsamkeit an die Stelle der heutigen maßlosen Verschwendung tritt, oder durch Verbesserung der Maschinen selber. Und in der That steht in letzterer Beziehung dem Erfindungsgeist noch ein weites Feld offen. Die heutige Dampfmaschine, — so sehr wir ihre kunstreiche Einrichtung bewundern, — nutzt die ihr zugeführte Wärme nur höchst unvollkommen aus; selbst die beste liefert kaum 16 Prozent Nutzeffekt, während sich für andere Kraftmaschinen ein solcher von 75 Prozent herausrechnen läßt. Es ist indes keine Aussicht, die Leistungsfähigkeit des Dampfes auf diese Höhe zu bringen, weil außerordentlich viel Wärme verloren geht und verloren gehen muß. Höchstens darf man hoffen, 20 bis 25 Prozent zu gewinnen, und das wäre ja freilich ein außerordentlicher Fortschritt, denn die erste praktisch angewandte Maschine ergab bloß ½ Prozent Kraftverwerthung. Aber immerhin wird man hierdurch nur einen Aufschub gewinnen. Und wieder stehen wir vor der Frage:

Was soll geschehen, wenn endlich die letzte Kohle verbraucht ist? Sollen wir an der Zukunft des Menschengeschlechtes verzweifeln? Nein, es gilt nur die übrigen noch vorhandenen und in der That unerschöpflichen Naturkräfte auszubeuten, zunächst die Kräfte des strömenden Wassers und der bewegten Luft.

Wohl haben wir auf diesem Gebiete den Alten gegenüber schon große Fortschritte gemacht. Wir zwingen das Wasser Mühlen zu treiben, die nicht bloß Getreide, sondern auch das härteste Gestein zu Pulver zerreiben, die Sägewerke und Schleifmaschinen in Gang setzen, wir benutzen das strömende Wasser zum Heben von Soole auf die Gradirhäuser und in den bekannten Künsten der Bergwerke, um diese zu entwässern, wohl auch, um Erze zu Tage zu fördern. Eine eigenthümliche Verwendung, die übrigens schon Plinius bei Erwähnung der Goldbergwerke in Spanien andeutet, findet der Wasserstrom heutzutage in Kalifornien bei dem sogenannten hydraulischen Bergbau. Bäche mit beträchtlicher Wassermasse werden aus dem Gebirge von ihrem natürlichen Laufe abgelenkt, auf weite Entfernungen fortgeführt und dann gegen ganze Hügel und weit ausgedehnte Erhebungen gerichtet. Die unwiderstehliche Gewalt des herabstürzenden Wassers soll sie wegschwemmen, damit man bequemer zu den goldführenden Schichten gelange, oder dient unmittelbar zur Goldwäsche.[17] Da der zum Betriebe der Maschinen zu Gebote stehende Wasserzufluß in den verschiedenen Jahreszeiten sehr verschieden ist, baute man Stauwehre, den Ueberschuß für die Zeit des Mangels zurückzuhalten, und so ist es auch gelungen einen geregelteren Betrieb der Wasserwerke zu ermöglichen.

Was nun weiter die Bewegung der Luft anlangt, so ist es freilich ein launischer Geselle, der Wind, jetzt ruhend und träge, kaum im stande ein Blättchen zu regen, und dann plötzlich sich aufraffend zu gewaltigster Entwickelung, zu mächtigem Sturme, und — was seiner Benutzung zu stetigen Arbeitsleistungen am

meisten widersteht — bald aus dieser, bald aus jener Richtung strömend in ewigem Wechsel. Immer noch besteht der wichtigste Dienst des Windes in der Bewegung der Schiffe. Nur zögernd und tastend ging man daran, das Ruder als Triebkraft der Schiffe aufzugeben, und nur ganz allmählich entwickelte sich die später so hoch ausgebildete Kunst der Segelstellung, die schließlich ermöglichte, mit dem Winde gegen den Wind zu fahren. Die Karavellen des Kolumbus waren noch recht schlechte Segler, legten sie doch in der Stunde nur 3 Seemeilen zurück, während heutzutage mit einem guten Schiffe in derselben Zeit mehr als die dreifache Strecke durchmessen wird.

Erst im 15. Jahrhundert fing man an, die Strömung der Luft auch zu anderen Zwecken zu benutzen. In Holland, wo die Wasserläufe wegen ihres geringen Falls nicht als bewegende Kräfte dienen konnten, baute man im Jahre 1439 die ersten Windmühlen.

Und diese dienten nicht bloß zum Mahlen des Getreides, bald mußten sie auch Wasser heben, um die dem Meere abgewonnenen, eingedeichten, sumpfigen Flächen trocken zu legen. Großes hat die unscheinbare Maschine zu diesem Zwecke geleistet; ohne sie wäre Holland bis zum vorigen Jahrhundert, vielleicht heute noch, Sumpf- und Moorland mit spärlicher Bewohnerzahl. Zum Wasserheben benutzt man die Windmühlen oder vielmehr die amerikanischen Windräder auch bei uns, vorzugsweise in der Absicht, das gehobene, in einem Behälter angesammelte Wasser als stetiger wirkende Betriebskraft zu brauchen.

Den kühnen Traum, das sehnsüchtige Verlangen der Menschen, wie die Vögel zu fliegen, oder wie es Schillers Maria Stuart ausdrückt, mit den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, zu wallen, ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Die unleugbaren Fortschritte aber, welche in neuerer Zeit die Luftschiffahrt gemacht hat, lassen recht wohl an eine wenigstens theilweise Erfüllung jenes Traumes denken.

So achtenswerth alle diese Leistungen der Wasser- und Luftmaschinen erscheinen mögen, wie verschwindend wenig beuten sie die zu Gebote stehenden Kraftquellen aus! Hat man doch die Arbeitsstärke des einzigen Niagarafalles zu 12½ Millionen Pferdestärken, d. h. zu etwa der Hälfte der Leistung sämtlicher Dampfmaschinen der Erde berechnet. Wie viel aber zählen alle Gebirge der Erde Wasserfälle! Und nicht bloß riesengroß, auch unerschöpflich ist diese bis jetzt unbenutzte Kraft, denn so lange unter dem Einfluß der Sonnenwärme tagtäglich Wassermassen in die Höhe steigen, um als Regen wieder niederzufallen, um Quellen und Bäche zu speisen, so lange giebt es fallendes, stürzendes, strömendes, Bewegung erzeugendes Wasser.

Und nicht anders ist es mit dem Winde: ebenso krafterfüllt, wie der Wasserstrom, fließt er dahin, sich ewig erneuernd, fast niemals ruhend, und doch noch weniger benutzt als Bach und Fluß.

Nun weiß ich wohl, daß sich der unmittelbaren Verwerthung dieser Kraftquellen große — in vielen Fällen unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Das Wasser entwickelt seine größte Kraft da, wo es den größten Fall hat: in den Gebirgen, also fern von den Mittelpunkten des Verkehrs und der Gewerbethätigkeit, die doch gerade das Bedürfniß nach Betriebskräften am meisten fühlen; und wie könnten große Fabriken mit einer nach Tausenden zählenden Arbeiterbevölkerung Raum finden in einem engen Alpenthal, das etwa von einem reißenden Wildbache durchflossen wird?

Gerade vor 100 Jahren machte Galvani seine Entdeckung der strömenden Elektrizität. Wie stolz hätte der Mann sein können, wenn er nur eine Ahnung gehabt hätte, zu welcher Bedeutung sich seine, zunächst so unscheinbare Beobachtung entwickeln würde!

Heute ist die Elektrizität das Mittel geworden, tageshell die Straßen der Städte zu erleuchten und der Chemie ein neues

mächtiges Werkzeug, die Stoffe zu zersetzen und neue Elemente darzustellen. In der Galvanoplastik vermag sie die Werke der Kunst zu vervielfältigen; als Strom durcheilt sie die über Länder und auf den Meeresgrund gelegten Drähte, und das Tagesgestirn überflügelnd, trägt sie Botschaften von Welttheil zu Welttheil, auf viele Meilen Entfernung macht sie selbst die menschliche Stimme vernehmbar.

Nun, die Elektrizität ist es auch, die an die Stelle des Dampfes treten wird als Werkzeug zur Verwerthung bisher brachliegender Naturkräfte. Während in den angeführten Leistungen die Elektrizität bisher nur das Umwandlungsprodukt chemischer Kraft war, hat man jetzt gelernt, sie durch mechanische Bewegung zu gewinnen und dann wiederum in Betriebskraft zu verwandeln.

Wenn es seiner Zeit gelungen ist, die durch Wasserkraft erzeugte Elektrizität von Miesbach nach dem Münchener Ausstellungspalast zu leiten und hier zum Treiben von Maschinen zu benutzen, und wenn man jetzt versteht, die Elektrizität in den so genannten Akkumulatoren zu beliebiger Verwerthung gleichsam aufzuspeichern, — so wird der Gedanke nicht ungereimt sein, daß einst von den Gebirgen Hunderte von Kraftströmen in die Ebene fließen werden, daß die Wasserfälle wie die Luftströmungen nicht ewig ungenutzt bleiben, und daß ihre Kraftfülle einst zu erzeugender Arbeit dienen wird.

Die praktische Lösung dieser Aufgabe wird nur eine Frage der Zeit sein; der nimmerruhende Erfindungsgeist des Menschen wird auch hier alle Schwierigkeiten überwinden.

Wem aber noch nicht genug ist, was bisher geleistet wurde im Dienstbarmachen der Naturkräfte und im Bekämpfen der Naturgewalten, der mag sich getrösten, daß unter den Geheimnissen, welche die Wissenschaft in Zukunft noch enthüllen wird, sich vielleicht Mittel und Wege finden, die Dienstbarkeit auch

noch auf andere Naturkräfte auszudehnen, noch erfolgreicher die Naturgewalten zu bekämpfen. Bisher wollte es nicht glücken, die Sonnenwärme unmittelbar und in ausgiebiger Weise zum Maschinenbetriebe auszunutzen, — es ist kein Grund vorhanden, an der Möglichkeit solcher dereinstigen Verwerthung zu verzweifeln.[18] Möglich ist auch, daß einst die Stoßkraft der an das Ufer prallenden Meereswellen, die hebende Macht der Fluth, der Druck des Wassers in den Tiefen der See in den Dienst des Menschen tritt, denn

Vieles Gewaltige lebt auf Erden,
Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.

Anmerkungen.

[1] Mit schwungvollen Worten spricht Papst Leo XIII. in einer Rede, die er als Bischof von Perugia an seine Gemeinde richtete, über den Menschen als Krone der Schöpfung:*

Wie schön und majestätisch erscheint der Mensch, wenn er dem Blitze zuwinkt und ihn unschädlich vor seine Füße niederfallen läßt; wenn er den elektrischen Funken ruft und ihn als Boten seiner Aufträge hinausschickt durch die Abgründe des Ozeans, hinüber über steile Bergketten und unabsehbare Ebenen entlang. Wie herrlich zeigt er sich, wenn er dem Dampfe gebietet, ihm Flügel zu leihen und so mit Blitzesschnelle über Wasser und Land zu bringen, wie mächtig, wenn er durch seine sinnreichen Anordnungen diese Naturkräfte selbst entwickelt, sie fesselt und auf ihnen bereiteten Wegen sie dazu bringt, daß sie Bewegung und gleichsam Vernunft der todten Materie mittheilen, welche an die Stelle des Menschen eintritt und statt seiner die schwersten Anstrengungen übernimmt. Ist in ihm nicht gleichsam ein Funke seines Schöpfers, wenn er das Licht hervorruft und es hinstellt, die Finsterniß der Nacht durch die Straßen unserer Städte zu erleuchten und die weiten Säle und Paläste mit seinem Glanze zu schmücken?

[2] Von Bibelstellen führe ich nur die beiden folgenden an:

1. Mose 28. Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, und macht sie euch unterthan, und herrschet über Fische im Meere und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet.

8. Psalm 7. Alles hast du unter seine Füße gethan.

[3] Um von den durch Eindeichung dem Meere abgewonnenen Bodenflächen einen Begriff zu geben, erwähne ich eine Mittheilung von Nasse (s. Peterm. Mitth. 1884, 11.): Würden in Holland die Deiche sämtlich entfernt, so müßten bei gewöhnlicher Fluthhöhe der Nordsee die Provinzen Zeeland, Süd- und Nordholland (mit Ausnahme des Dünenterrains) gänzlich, ein kleiner an der unteren Maas gelegener Strich von Nordbrabant, die westliche Hälfte der Provinzen Utrecht, kleine Strecken von Gelderland und

* Sigmund Münz, Leo XIII. Nord und Süd 1886, S. 62.

Oberyssel, der größere Theil von Friesland und von Groningen überschwemmt werden. Selbst bei Ebbe würde der größte Theil dieser Strecken unter Wasser stehen.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert wurde allein am Dollart (der durch Einbruch der See im Jahre 1277 entstanden ist) zum Theil auf niederländischem, zum Theil auf deutschem Gebiet ein Areal von 29 755 Hektaren durch Eindeichung gewonnen. Deutsche Geogr. Blätter Bd. X, Heft 4.

[4] Ueber das ehemals in so hoher Blüthe stehende Mesopotamien berichtet Dr. B. Moritz (Zur Geogr. und Ethnogr. von Südmesopotamien in den Verhandl. d. Gesellsch. für Erdk. z. Berlin Bd. XV, S. 85 ff.):

Der kulturfeindliche Islam hat den Ruin des Landes verschuldet. Mit der abnehmenden Bevölkerung verfielen die Wasserbauten, das Land verwandelte sich in Sumpf oder verdorrte zur Wüste und fiel so nach einer mehrtausendjährigen Kulturarbeit in den Urzustand des Nomadenthums zurück. — Die Wüste nimmt etwa zwei Drittel des Landes ein: es ist keine Sandwüste, sondern als ehemaliger Kulturboden eine feste ebene Fläche mit wenig oder gar keinem Pflanzenwuchs. — Aus dieser oft tischgleichen Wüstenebene erheben sich als Zeugen der früheren Kultur Schutt- und Trümmerhügel in einer Zahl, die sich nur begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß Südmesopotamien seit dem dritten vorchristlichen Jahrtausend bis an das Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung eines der am dichtesten bevölkerten Länder der Erde gewesen ist.

Ueber die Wüstenbildung in der Umgebung des Euphrat vergl. George P. Marsh, The earth as modified by human action. S. 607.

[5] Vergl. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers. Berlin 1889.

[6] Ad. Ledebur. Das Eisen und seine Geschichte in Westerm. Monatsheften. Mai 1889, S. 254.

[7] Das Lama, das einzige Arbeitsthier, welches die alten Peruaner zu zähmen gewußt haben, wird jetzt noch zum Fortschaffen der Erze auf den Gebirgspfaden der Anden benutzt.

[8] Vergl. Buch der Erfindungen, Bd. 4, S. 377 ff.

[9] Deutsche Chemikerzeitung 1882, Nr. 36.

[10] Ueber ein im vorigen Jahre aus den Kruppschen Werken nach Kronstadt geliefertes Riesengeschütz berichtete die Kölnische Zeitung folgendes: Es ist eine 34 cm-Kanone von 235 Tonnen Gesamtgewicht. Die Länge des Rohres beträgt 12,2 m, der größte Durchmesser 2 m. Die Tragweite beträgt 18000 m. Bei dem im Beisein russischer Offiziere zu Meppen abgehaltenen Probeschießen durchschlug das 1¼ m lange, 1800 Pfund schwere Geschoß mit einer aus 700 Pfund Pulver bestehenden Ladung einen 50 cm starken Stahlpanzer und flog dann noch 1200 m weit. Ein einziger solcher Schuß kostet freilich auch 5000—6000 Mark.

[11] Vergl. Buch der Erfindungen 41. Bd. a. a. O.

[12] George P. Marsh, a. a. O., S. 406.

[13] Vergl. George P. Marsh a. a. O. 308 und Chem. Centralblatt 1888, S. 699.

[14] Dr. E. Gerland, Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Samml. gemeinverst. Vortr. von Virchow und von Holtzendorff. Neue Folge 22.

[15] Im Anfang dieses Jahrhunderts betrug die jährliche Eisenerzeugung 400 000 Tonnen, jetzt ungefähr 21 Millionen Tonnen im Werthe von 2000 Millionen Mark.

Die jährliche Erzeugung der übrigen Metalle beläuft sich auf:

Gold	143½	Tonnen	=	400	Mill.	Mk.
Silber	3 000	„	=	450	„	„
Kupfer	210 000	„	=	210	„	„
Blei	600 000	„	=	180	„	„
Zink	300 000	„	=	90	„	„
Zinn	20 000	„	=	40	„	„
Platin, Wism., Kadm. ꝛc.	5 000	„	=	25	„	„
	1 140 000	„	=	1395	„	„

nach Ad. Ledebur, Westerm. Monatsh. Mai 1889. 254 ff.

[16] Nach Price-Williams, The Coal-Question (Journ. R. Stat. Soc. 1889, s. Peterm. Mitth. 1889 Litt. S. 157) betrug die Kohlenförderung in Großbritannien 1865: 98 151 Mill. Tonnen, 1875: 131 867 Mill. Tonnen, 1887: 162 120 Mill. Tonnen. Er schätzt den noch auszubeutenden Vorrath auf 97 525 Mill. Tonnen, die auf 102 Jahre den Verbrauch decken würden.

Nach dem Chem. Centralblatt 1888 S. 699 wurden auf der ganzen Erde im Jahre 1882: 306 Mill. Tonnen Steinkohle und 86 Mill. Tonnen Braunkohle gefördert.

[17] Georges P. Marsh a. a. O. S. 632.

[18] Nach den Messungen Pouillets würde die den Erdball im Laufe eines Jahres zuströmende Sonnenwärme hinreichen, um eine die ganze Erdoberfläche deckende Eisschicht von etwa 30 Meter Höhe zu schmelzen. Danach betrüge die jedem Quadratmeter zukommende Wärmemenge im Mittel etwa 2 200 000 Kalorien, diese aber entsprächen einer Arbeitsgröße von 935 Millionen Meter-Kilogrammen.

Die
Heilige Elisabeth,
Landgräfin von Thüringen.

Von

Dr. Hellmuth Mielke
in Braunschweig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Nach dem Dichterwort ist die Stätte eingeweiht, die ein guter Mensch betrat. Keine höhere und schönere Weihe aber kann sie empfangen, als wenn die Sage sie mit dem ewig-grünen Epheu ihrer Poesie schmückt und zugleich das Bild Dessen, der hier die Spur seiner irdischen Wirksamkeit zurückließ, in reiner Verklärung dem Andenken der Nachgeborenen erhält. Unter diesen klassischen Stätten Deutschlands, an denen Niemand zu verweilen vermag, ohne daß ihre geschichtlichen Erinnerungen ihm in weihevolle poetische Stimmungen ausklingen, ist die Wartburg bei Eisenach gleichsam ein Denkmal für die Wirkung des religiösen Geistes in unserm deutschen Volke geworden, denn die hervorragendsten Gestalten, deren Gedächtniß in Stein und Bild sie bewahrt, sind eine deutsche Heilige und ein deutscher Reformator gewesen. Zwischen der zarten, ekstatischen thüringischen Landgräfin, der heiligen Elisabeth, deren Leben ganz den guten Werken des Katholizismus gewidmet ist, und dem glaubensstarken und glaubenseifrigen Luther, der durch die Bibelübersetzung auf der Wartburg seinem Volke die große Waffe gegen das Papstthum schmiedet, scheint freilich ein so unüberbrückbarer Gegensatz zu bestehen wie der zwischen der alten und der neuen geistigen Welt, welchen die Reformation einst schuf. Und doch erkennt der forschende Blick des Historikers nicht ohne

Bewegung in dem Leben Beider gewisse Züge, welche sie einander verwandt machen; es ist, als habe das Christenthum an ihnen Beiden nur seine tiefste Wirkung auf die deutsche Frau und den deutschen Mann charakterisiren, in der Einen seine unendliche Macht der Entsagung und Hingebung, in dem Anderen seine weltwiderstehende Kraft der inneren Glaubensüberzeugung erweisen wollen. Die Welt und ihre Herrlichkeit bedeutete der Fürstin, die Welt und ihre Schrecken dem Augustinermönche nichts, sie folgten Beide dem religiösen Ideal, das ihnen aufgegangen war, unbekümmert um die Folgen, welche sich an den entscheidenden Schritt ihres Lebens knüpften. So begegnen sie sich über den Unterschied der Jahrhunderte hinaus, und so bewahrt die poetische Tradition der alten, thüringischen Herrenburg in reizvoller Ausschmückung das Gedächtniß ihres einstigen Wirkens.

Das innere und äußere Leben des Reformators liegt in der Geschichte vor uns aufgeschlagen wie ein Buch. Das Leben der Heiligen erzählen dagegen nur Sage und Legende ausführlicher, während die geschichtlichen Quellen darüber zurückhaltend, trocken und widerspruchsvoll berichten. Hier hat die Tradition die idealen Grundzüge zwar treu erhalten, aber das geschichtliche Bild der thüringischen Landgräfin mit so vielen Farben immer neu übermalt, daß es großer Vorsicht und genauer Prüfung bedarf, um das Echte von dem Falschen, die Wahrheit von der Dichtung zu unterscheiden, und bekümmert muß der Geschichtsschreiber wie von mancher anderen interessanten, mittelalterlichen Gestalt bekennen, daß unser Nichtwissen immer noch größer ist als unser Wissen. Was aber der Geschichte unserer deutschen Nationalheiligen, wie ein Dichter, Heinrich von Stein, die thüringische Landgräfin genannt hat, neue Vergleichungspunkte mit der unseres deutschen Reformators sichert, ist der bedeutsame Umstand, daß sie wie diese letztere die großen Bewegungen

ihrer Zeit widerspiegelt. Sich wie Luther zum Mittelpunkt derselben zu machen, blieb der thüringischen Landgräfin allerdings versagt, und vielleicht nicht bloß darum, weil das Los der Frau ihr einen eingeschränkten Wirkungskreis zuwies; dennoch ist ohne den kulturhistorischen Hintergrund weder ihr Denken noch ihr Handeln, weder ihr inneres, noch ihr äußeres Leben zu verstehen. Auch sie war eine Erscheinung unserer deutschen Geschichte, in welcher der Geist ihrer Zeit zum lebendigsten Ausdrnck gelangte.[1]

I.

Der alte Zwist der Staufer und Welfen hatte sich in Deutschland im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wieder erneuert: Philipp von Schwaben, der jüngste Sohn Kaiser Friedrich I. Barbarossa, und Otto von Poitou, der zweite Sohn Heinrichs des Löwen, stritten um die deutsche Königskrone. Beide Theile suchten und fanden ihre Anhänger unter den deutschen Fürsten, und je nach den Wechselfällen des Krieges gab es auf beiden Seiten Ueberläufer und Abtrünnige. Unter den Schrecken und Verwüstungen dieses Kampfes um die Krone hatten am meisten die thüringischen Lande zu leiden, nicht zuletzt darum, weil Landgraf Hermann I. von Thüringen in seiner Parteinahme für die Prätendenten die schwankendste Politik befolgte. Er nahm unter den deutschen Fürsten eine hervorragende Stellung ein; als Pfalzgraf von Sachsen war er durch den Tod seines kinderlosen Bruders, des Landgrafen Ludwig des Milden, der, von der Kreuzfahrt heimkehrend, 1190 auf Cypern gestorben war, thüringischer Landgraf geworden. Er konnte sich einen Neffen des Kaisers Friedrich I. nennen, und mit den Häusern Böhmen und Oesterreich verknüpften ihn verwandtschaftliche Bande. Sein Ehrgeiz trieb ihn in dem Königsstreit eine entscheidende Rolle zu spielen; da aber seine

staatsmännische Begabung diesem Ehrgeiz nicht die Wage hielt, richtete er seine Entscheidung nach dem Erfolg des Augenblicks, und man sah ihn in wunderlicher Weise von Otto zu Philipp und von Philipp zu Otto übergehen, bis er sich 1212 entschloß mit anderen Fürsten Friedrich II. in Frankfurt zum Könige zu wählen und in entscheidender Weise gegen Otto aufzutreten. Während des jahrelangen Kampfes hausten Freund und Feind in seinen Landen, da seine stetig wechselnden Bündnisse die Freunde von gestern zu Feinden von heute machten. Es war eine schwere Zeit für seine Unterthanen, die namentlich von den Böhmen in drückendster Weise heimgesucht wurden, und die eigenartige Scheu, mit welcher der Landgraf von den Chronisten gerühmt wird, scheint fast aus der dumpfen Volksstimmung hervorgegangen zu sein, die sein Regiment erzeugt hatte. Nur Wunder- und Zaubergeschichten erzählte man sich von ihm und seinem Treiben auf der Wartburg; keine Anekdote verherrlichte seine Leutseligkeit oder seine Güte. Dafür aber ist dem Landgrafen der Dank der Minnesänger und Spielleute zu theil geworden und in poetischen, anmuthigen Worten bis auf die Nachwelt gedrungen. Denn er war ein prunkliebender, weltlich gesinnter Fürst, ein Freund der Wissenschaften und Künste, ein Mäcen der mittelalterlichen Dichtung und darum allem fahrenden Volk zugethan; freigiebig und verschwenderisch hielt er an seinem Eisenacher Hofe offene Tafel, an der sich berufene und unberufene Gäste niederlassen konnten. Walther von der Vogelweide, den sein Wanderschicksal und der Ruf des Landgrafen auch nach Thüringen führten, schildert in einem scherzhaften Gedicht diesen Zustrom der fahrenden Leute in übertreibender Weise: „Wer in den Ohren krank von bösem Leiden ist, das ist mein Rath, der bleibe dem Hofe zu Thüringen fern, denn wenn er dorthin kommt, so wird er närrisch. . . . Eine Schar fährt aus, die andere ein, so geht es Nacht und Tag. Es ist

ein großes Wunder, daß Jemand da zu Gehör kommt. Der Landgraf ist so gesinnt, daß er mit stolzen Helden sein Habe verzehrt; mir ist seine hohe Lebensweise bekannt: und kostete ein Fuder Wein tausend Pfund, so stände doch niemals eines Ritters Becher leer." Und das Lob der Freigiebigkeit, das der Dichter dem edlen Herrn in den letzten Verszeilen spendet, wird von ihm in einem zweiten Gedicht noch weiter ausgeführt. Auch andere Fürsten seien ja freigiebig, aber nicht so ausdauernd: „er war es vorher und ist es noch. Daher weiß er besser als sie mit Milde (Freigiebigkeit) umzugehen. Er will sich keiner (veränderlichen) Laune hingeben. Wer heuer übermüthig lebt und übers Jahr karg wie vormals, dessen Lob grünet und welket gleich dem Klee; der Thüringer Blume aber scheinet durch den Schnee; Sommer und Winter leuchtet sein Lob wie in den ersten Jahren." So war es kein Wunder, daß alles, was in der deutschen Dichtung jener Zeit einen Namen hatte oder sich einen solchen erwerben wollte, nach dem Eisenacher Hofe drängte, wo die Jünger der Muse Unterstützung und Förderung, zum mindesten aber Unterhalt fanden. Die glänzendsten Sterne der mittelalterlichen Poesie versammelten sich hier, und Schmeichler wie die Dichter sind, priesen sie den freigiebigen Herrn; Wolfram von Eschenbach gedachte seiner im „Parsifal" und „Titurel", Heinrich von Veldecke vollendete für ihn seine „Aeneide", Herbort von Fritzlar widmete ihm seinen „Trojanerkrieg", und Biterolf, der einer seiner Hofbeamten gewesen sein soll, verfaßte in seinem Auftrage ein Alexanderlied. Die Welt des klassischen Alterthums erfuhr in den letztgenannten Dichtungen eine Frührenaissance, und die Verbindung, in welcher der Name des Landgrafen mit diesen Werken steht, bekundet, mehr fast als alles übrige, den weltlichen Sinn des Fürsten, der, klösterlicher Denkweise abgeneigt, allein an den bunten Farben und Gestalten des großen, untergegangenen Heidenthums sein

lebensfreudiges Behagen befriedigt sah. Bei den Poeten hatte er Glück, sie schoben ihm später sogar den Ruhm zu, den er in der Politik nicht gefunden hatte, und das Gedicht vom „Sängerkrieg auf der Wartburg" besang ihn mit den Worten: „Ist irgend ein König zu kurz oder zu lang, daß er dem Reiche und der Welt wenig Freuden schafft, so nimmt ihm der Herr von Thüringen seine Krone sonder Dank und giebt sie, wem er will." Weil er die Dichtkunst liebte und die Dichter förderte, wurden ihm seine politischen Sünden verziehen und mit dem blutigen Lorbeerkranz eines deutschen „Königsmachers" seine schwankende und seinem Lande unheilvolle Staatskunst verdeckt.

Diese phantasie- und schwungvolle Geistesart des Landgrafen bekam in der volksthümlichen Ueberlieferung den Charakter des Phantastischen, und das Leben und Pokuliren der Minnesänger auf der Wartburg verdichtete sich bald zu der Sage vom Sängerkriege, die uns in mehrfacher, theils poetischer, theils prosaischer Form noch erhalten ist und durch Richard Wagners Oper ihre frühere Volksthümlichkeit wieder gewonnen hat.[2] Einen Sängerkrieg auf der Wartburg hat es natürlich nie gegeben, die Sage ist jedoch schon darum besonders interessant, weil in ihr der Stern der heiligen Elisabeth über dem weltfreudigen Treiben der Minnesänger aufgeht. Sie erzählt in ihrer schlichtesten Fassung, Landgraf Hermann habe um sich sechs edle Sänger gehabt: Heinrich von Ofterdingen, Reinhard (Reimar) von Zweter, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Biterolf und Heinrich, den tugendhaften Schreiber. Heinrich von Ofterdingen wetteiferte nun im Gesang allein gegen die fünf übrigen Sänger und pries den Herzog Leopold von Oesterreich, der sein Gönner war, während die Anderen ihren Gastherrn, den Landgrafen von Thüringen, feierten. Der Streit wurde so heftig, daß man beschloß, den Henker herbeizuholen, dieser sollte mit dem Strick in der Hand bei dem

Kampfe zugegen sein, um den Besiegten sogleich zu hängen. Es fügte sich aber, daß Heinrich von Ofterdingen durch ein listiges Verfahren besiegt wurde und, um sich zu retten, unter den Mantel der Landgräfin Sophie flüchtete, die er um ihren Schutz anflehte. Zugleich berief er sich auf das Schiedsurtheil des weisen Magisters Klingsor in Ungarn, der in dem Streit entscheiden sollte. Der Landgraf ertheilte ihm darauf Urlaub nach Ungarn zu ziehen, doch sollte er über Jahr und Tag sich wieder mit dem Meister Klingsor am Eisenacher Hofe einfinden. Dieser Klingsor aber ist ein Zauberer und ein Prophet und führt zur festgesetzten Zeit den besiegten Dichter auf seinem Mantel durch die Lüfte von Ungarn nach Eisenach, wo sie Beide freundlich aufgenommen werden. Eines Abends sitzt Klingsor vor seinem Hause und betrachtet den Sternhimmel, und als man ihn fragt, ob er irgend etwas Absonderliches dort bemerke, antwortet er: „Ihr sollt wissen, daß meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter in dieser Nacht geboren wird, die wird genannt Elisabeth und wird eines heiligen Lebens sein. Sie soll dem jungen Fürsten, Landgraf Hermanns Sohn, zum Weibe angetraut werden, und über ihre Heiligkeit soll die ganze Welt sich freuen und getrost sein.“ Diese Prophezeiung ist dem Klingsor später in den Mund gelegt worden, wie sich denn augenscheinlich eine volksthümliche und eine geistliche Tendenz in der Gestalt vermischen. Die Sage berichtet nämlich im weiteren, daß er, als sein Wettstreit mit Wolfram von Eschenbach zu seinen Ungunsten ausfällt, den Teufel selbst schickt, der mit dem frommen Sänger einen längeren Disput führt, ohne ihn überwinden zu können.

Der erste wirkliche Biograph der heiligen Elisabeth, der Dominikanermönch Dietrich von Apolda, der ihr Leben ungefähr fünfzig Jahre nach ihrem Tode schilderte, glaubte in dieser Sage, die ihm so gut wie geschichtlich galt, die einfache Erklärung

gefunden zu haben, wie es kam, daß die Tochter eines ungarischen Königs die Gemahlin eines thüringischen Landgrafen werden sollte. Aber da unsere Zeit den Sagen nicht mehr den Werth von Thatsachen beilegt, so bleibt uns nur das Eingeständniß, daß wir über diesen Punkt nichts anderes als Vermuthungen haben. Elisabeth war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, ihre Mutter Gertrud war eine Deutsche, Tochter des Herzogs Bertold III. von Meran und Kärnthen, zugleich eine Schwester jener vielgenannten Agnes von Meran, die mit dem König Philipp August von Frankreich vermählt wurde. Es steht fest, daß Elisabeth im Jahre 1207 geboren wurde, aus welchem Umstande früher die Zeitangabe 1206 für den unhistorischen Sängerkrieg gefolgert ist, und daß im Jahre 1211 eine thüringische Gesandtschaft, bestehend aus den Edeln Reinhard von Mühlberg und Walter von Vargila, sowie der Frau Bertha, der Witwe Egilofs von Bendeleben, nach Preßburg an den ungarischen Hof kam, um das vierjährige Kind als Verlobte des zukünftigen Landgrafen nach Eisenach zu überführen. Wer die Verbindung der beiden Fürstenhäuser, die räumlich so weit voneinander getrennt waren, vermittelt hat, läßt sich, wie bemerkt, nicht mehr ausmachen; man hat sowohl auf König Ottokar von Böhmen, der zeitweilig des Landgrafen Hermann Bundesgenosse war, wie auf Bischof Eckbert von Bamberg, den Bruder der Königin Gertrud, hingewiesen, und die eine Vermuthung hat so viel Wahrscheinlichkeit für sich wie die andere. Auch die Beweggründe, welche zu der so frühen Verlobung eines vierjährigen Kindes führten, liegen für uns im Dunkeln. Es scheint, als ob die finanziellen Verhältnisse des Landgrafen Hermann, die bei seiner Freigiebigkeit und unter dem Drang der Kriegsjahre nie glänzend sein konnten, ihm den Gedanken nahelegten seinen Sohn an eine reiche Königstochter zu verloben. Die Gesandtschaft brachte nämlich mit der kindlichen

Braut zugleich die fürstliche Mitgift auf die Wartburg, die nach Angabe der zuverlässigen Quellen aus 1000 Mark Silber, vielen goldenen und silbernen Gefäßen und Schmucksachen, Edelsteinen, seidenen Tüchern und dergleichen bestand und im ganzen einen Werth von 2000 Mark Silber (nach unserem Gelde 88 000 Mark) darstellte, immerhin für damalige Zeitverhältnisse keine geringfügige Summe. Es wären demnach allein praktische Rücksichten oder, kraß ausgedrückt, ein Geldhandel gewesen, der die ungarische Königstochter in die landgräfliche Familie führte, aber welche anderen als praktische Gesichtspunkte hätten dieser frühzeitigen Verlobung zu Grunde liegen sollen? Sicherlich trennte man sich am ungarischen Hofe nicht leicht von dem Kinde, aber man mag die Mutter auch nicht allzu hart des Leichtsinns schelten. Es kam doch darauf an, die zukünftige Landgräfin frühzeitig an deutsche Art und Sitte zu gewöhnen und die beiden kindlichen Verlobten in gemeinsamer Erziehung miteinander vertraut zu machen. So bargen die praktischen Interessen der Eltern auf beiden Seiten auch einen fürsorglichen Zug für das Los der armen Kleinen, die im Alter von vier Jahren eine neue Heimath und ein neues Elternhaus erhielt.

Wir haben bisher mit keinem Wort des Verlobten dieser kindlichen Braut gedacht. Die ältere Forschung nimmt gewöhnlich an, es sei Hermanns Sohn Ludwig gewesen, weil sie später dessen Gattin wurde. Allein die Dinge liegen doch wohl kaum so, wie ein Blick auf die Familienverhältnisse des Landgrafen sofort darthut. Hermann hatte zwei Gemahlinnen, die Beide Sophie hießen. Mit der ersten, Sophie von Sommerschenburg, vermählte er sich, als er noch Pfalzgraf von Sachsen war; sie hinterließ ihm bei ihrem Tode (1195) zwei Töchter, Jutta und Hedwig. Nachdem er an Stelle seines Bruders Landgraf von Thüringen geworden war, schloß er einen ehelichen Bund mit Sophie von Wittelsbach, einer Tochter Ottos

von Wittelsbach, des späteren Mörders von König Philipp von Schwaben, und aus dieser Ehe gingen vier Söhne: Hermann, Ludwig, Heinrich und Konrad, sowie zwei Töchter: Irmgard und Agnes hervor. Die Tradition hat bisher daran festgehalten, daß Ludwig der erstgeborene Sohn des Landgrafen gewesen sei, dessen Geburt in das Jahr 1200 fällt; allein es ist ermittelt worden, daß hier ein Irrthum vorliegt, und daß wir das Recht der Erstgeburt dem im Jahre 1197 geborenen Hermann zuschreiben müssen. Als Elisabeth auf die Wartburg kam, war Hermann 14 Jahre und Ludwig 11 Jahre alt. Es ist nun wenig wahrscheinlich, daß diese Verbindung zwischen dem ungarischen Königshause und der landgräflichen Familie sich unter einer anderen Voraussetzung vollzog, als daß die Braut einst die Fürstin des thüringischen Landes werden sollte. Danach muß Hermann und nicht Ludwig der Verlobte des ungarischen Königskindes gewesen sein; wenn er weder ihr Gatte noch Landgraf wurde, so war sein Tod hieran schuld, der ihn noch zu Lebzeiten des alten Landgrafen Hermann (1216) ereilte.[3]

Aus den Kindheitstagen Elisabeths auf der Wartburg wissen wir allerlei Züge, die indessen für ihr Schicksal und ihre Entwickelung kaum von Bedeutung sind. Wir erfahren, daß sie eine besondere Spielgefährtin aus niederem Stande, Namens Jutta, erhielt, die ihr auch später als Dienerin treu blieb, daß sie mit derselben und anderen Kindern jene Spiele ausführte, die wohl noch heutigen Tages in der kleinen Welt gebräuchlich sind, wie das Ringspiel, das Messen der Körper an der Erde und ähnliches. Auch wird rühmend hervorgehoben, wie sie schon ein Psalmenbuch in die Hand genommen habe, als sie noch gar nicht lesen konnte, und wie sie gutmüthigen Herzens ihren Spielgewinn zum Theil wieder verschenkte. Alles das sind Einzelheiten, die höchstens von ihrer fröhlichen Sinnesart und einer regsamen Frühreife Zeugniß ablegen, in denen

aber die Zeitgenossen später bereits die Offenbarung einer überaus frommen und demüthigen Seele erkennen wollten. Als ihre Entwickelung weiter vorgeschritten war, nannte sie Johannes ihren Lieblingsapostel, und gleichsam als ein Wunder wird berichtet, daß sie unter den mit den Namen der Jünger beschriebenen Kärtchen gerade diesen Namen zog, da sie nach der Sitte der Herrinnen und nach der vorgeschriebenen Wahlart sich einen Lieblingsapostel wählte. Dieses Wunder zu erklären ist ebenso unnöthig, wie die falsche Deutung zurückzuweisen, welche die Züge ihres kindlichen Lebens in den Augen des frommen Mittelalters gefunden haben. Es läßt sich im ganzen darüber nicht mehr sagen, als daß ihr die Pflege und Sorgsamkeit zu theil wurden, welche den Kindern ihres Standes und zugleich ihrer hohen Bestimmung angemessen waren.[4]

Dennoch fielen zwei trübe Schatten auf die Jugend der vom Kinde zur Jungfrau heranreifenden Königstochter, Schatten, deren Wirkung wir nicht mehr ermessen können, da die Tradition entweder über sie schweigt oder ihren Anlaß in einer fälschlichen Verdrehung des Thatbestandes wiedergegeben hat. Zwei Ereignisse waren es, welche das Kind und die Jungfrau an den bitteren Ernst und die düsteren Seiten des Lebens mahnten. Im Jahre 1213, da sie sechs Jahre alt war, wurde ihre Mutter, die Königin Gertrud in Ungarn, von einigen verschworenen Edelleuten ermordet. Die unheimliche That ist in ihrer Ursache immer noch nicht genügend aufgeklärt worden; es scheint, als habe sich die Verschwörung nicht bloß gegen die Königin, sondern vor allem gegen den König Andreas gerichtet, den nur seine zufällige Abwesenheit vom Thatort vor den Schwertern der Verschworenen rettete, und als wäre das Motiv dieser Verschwörung die Begünstigung gewesen, welche den deutschen Verwandten der Königin von ihrer und des Königs Seite erwiesen wurde.[5] Wann die Nachricht dieses Ereignisses auf die Wartburg

gelangte und ob man sie dem Kinde überhaupt mittheilte, darüber wissen wir leider nichts. Bald nachdem Elisabeth vermählt und Landgräfin geworden war, unternahm sie mit ihrem Gatten eine Reise nach Ungarn, und wenn sie als Kind die Wahrheit über den Tod ihrer Mutter nicht erfuhr oder nicht verstand, so wird bei diesem Besuche ihres Vaters in Preßburg die Erinnerung an das furchtbare Ereigniß sich der Familie in schmerzlichster Weise erneuert haben. Daß aber das junge Mädchen vorher eine tiefe Erschütterung ihres Gemüths durch die Trauernachricht erlitt und dadurch schon in ihrem unreifen Alter zu einer besonderen Frömmigkeit veranlaßt wurde, läßt sich nicht erkennen. Weit nachhaltiger scheint der Tod ihres Verlobten (1216) auf sie eingewirkt zu haben, so sehr dies Ereigniß auch durch die Ueberlieferung verdunkelt worden ist. Es heißt, sie habe als Jungfrau am thüringischen Hofe wegen ihrer „Frömmigkeit, Sittsamkeit und Schönheit" viele Anfeindungen und Schmähungen erdulden müssen, und gewisse Vasallen des Landgrafen hätten demselben nahegelegt sie ihrem Vater zurückzuschicken, da ihre Mitgift für einen thüringischen Fürsten viel zu gering sei. Die abgeschmackte Behauptung fand in späteren Gerüchten eine Erweiterung, welche die Landgräfin Sophie, Hermanns Gemahlin, als die besondere Feindin ihrer zukünftigen Schwiegertochter hinstellten: sie habe mit Eifer verlangt, daß die „Nonne" in ein Kloster geschickt würde. Diese Gerüchte sind indessen ziemlich früh aufgetreten, so daß ein gewisser thatsächlicher Kern ihnen nicht abzusprechen sein dürfte, der sich aber sehr einfach aus der ganzen Sachlage ergiebt. Der Tod des jungen Hermann stellte die junge Braut vor ein ungewisses Schicksal und setzte zugleich die landgräfliche Familie nicht nur in Trauer, sondern auch in Verlegenheit. Was sollte man mit der armen Elisabeth beginnen? Man hatte drei Auswege: entweder sandte man sie, da der Verlobungsvertrag hinfällig geworden war, ihrem Vater

zurück oder man veranlaßte sie sich dem Kloster zu widmen, oder aber — man verlobte sie mit dem jungen Prinzen, der nun Hermanns Nachfolger in der Herrschaft wurde, mit seinem zweiten Sohn Ludwig. Die Frage war so interessant und wichtig, daß der Klatsch des leichtlebigen Eisenacher Hofes sich zweifellos sehr eingehend mit der Erwägung dieser drei Möglichkeiten beschäftigt haben wird. Die Entscheidung, welche der Landgraf traf, wählte den dritten und letzten Ausweg. Man darf kaum annehmen, daß allein sein väterliches Wohlwollen für die arme Braut ihn hierzu bestimmte; sandte er sie ihrem Vater zurück oder ins Kloster, so war er genöthigt, auch die Mitgift wieder herauszugeben, die sie dem thüringischen Hofe eingetragen hatte, und wir haben allen Anlaß zu der Behauptung, daß die Erfüllung dieser Verpflichtung dem Landgrafen nicht leicht, wenn nicht gar unmöglich war. So blieb die Mitgift dem Hause, und Elisabeth erhielt die Gewißheit, die Fürstin des Landes zu werden.

Es nimmt unter diesen Verhältnissen, die zuerst schwankend und ungewiß genug für die junge Braut waren, nicht wunder, daß in dieser Zeit ihr Herz sich getrieben fühlte, dort Trost und Zuflucht zu suchen, wo das Mittelalter ihn allein und im reichsten Maße bot, in den vorgeschriebenen religiösen Uebungen der Kirche. Elisabeth war freilich erst elf Jahre alt, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie nach allen Mittheilungen eine ungewöhnliche geistige Regsamkeit und ein zartes, feinempfindendes Gemüth besaß, daß ihre seelischen Kräfte ihrer körperlichen Entwickelung vorangeeilt waren, obwohl auch die letztere wohl infolge der Mischung magyarischen und deutschen Blutes in ihren Adern sich rasch vollzog. Was das junge Königskind aber besonders aufrichtete und erfreute, so lange ihr Schicksal sich nicht entschieden, war die Annäherung Ludwigs, der ihr freundlich und zutraulich begegnete, so daß die zuverlässigsten

Zeugnisse ihres Lebens von ihm sagen, er sei ihr damals im geheimen ein Tröster gewesen. Die Legende hat dieses Verhältniß der Beiden durch eine gemüthvolle Episode geschildert, der freilich jede geschichtliche Wahrheit abgesprochen werden muß. Einmal auf der Jagd wagte es der Ritter Walter von Vargila, als er mit Ludwig allein Rast hielt, seinen Herrn geradezu zu fragen, ob er Elisabeth zu seiner Gemahlin nehmen oder sie ihrem Vater zurückschicken werde. Da wies Ludwig auf den Inselberg, der sich vor ihnen erhob, und sagte: „Und wenn der Berg eitel Gold wäre vom Fuße bis zum Gipfel, und ich sollte ihn haben, wenn ich Elisabeth verstieße, so würde ich es nie thun. Denke und sage man von mir, was man wolle; mir ist sie lieb, und nichts auf dieser Erde ist mir lieber." — „So bitte ich Euch denn," erwiderte der Schenk, „mir zu erlauben, ihr diese Worte wiederzusagen." — „Thue das," versetzte Ludwig, „sage ihr, daß ich niemals die Reden Anderer gegen sie anhören werde, und gieb ihr dieses zum Unterpfand meiner Treue." Und er gab ihm einen kleinen, in Silber gefaßten Spiegel, auf dem sich hinter dem Glase ein Bildniß des gekreuzigten Heilands befand. Ritter Vargila aber brachte den Spiegel der Elisabeth, und sie freute sich herzlich darüber und küßte das Geschenk und drückte es an ihr Herz. Die sentimentale Leidenschaft, welche die Legende hier Ludwig für Elisabeth zuertheilt, besaß der Landgraf seinem ganzen Charakter nach nicht, und die eigenthümlichen Umstände dieser zweiten, stillschweigenden Verlobung erklären es vielleicht nicht zuletzt, warum das spätere eheliche Verhältniß zwischen den Beiden auf Seiten Ludwigs mehr den Charakter einer gemüthvollen Freundschaft, auf Seiten Elisabeths mehr die Merkmale einer zärtlichen Dankbarkeit und einer schwärmerischen Hingebung zeigte.

So wuchs die Königstochter in ihrer neuen Heimath heran, nicht ohne harte Prüfung des Geschicks, aber auch nicht ohne den

Trost, das ihr in Aussicht gestellte Glück doch noch zu erreichen. Daß diese Wendungen ihres Lebens die Keime religiösen Sinnes in ihr stärker als in einem anderen Dasein entwickelten, muß man billig zugeben, obwohl der Weg von der frommen glücklichen Braut bis zur asketischen Heiligen noch weit ist. Im Jahre 1217 starb auch der alte Landgraf Hermann, der noch auf dem Sterbelager mit seinem mächtigen Nachbarn, dem Erzbischof Siegfried von Mainz, in Streit liegen und die Augen nur unter dem Kirchenbann, mit dem Jener ihn belegt hatte, schließen sollte. Ludwig folgte ihm in der Herrschaft nach, und nachdem er sich 1218 in der St. Georgskirche zu Eisenach mit anderen jungen Edelleuten zum Ritter hatte schlagen lassen, nahm er die Fehde gegen den Erzbischof auf. Das Glück war dem tapferen Fürsten günstig, zu Fulda mußte der hohe Geistliche ihn und den Vater vom Banne lösen. Drei Jahre darauf (1221), so erfahren wir, fand die Vermählung Ludwigs mit Elisabeth unter den üblichen Feierlichkeiten auf der Wartburg statt: der junge Landgraf war 21 Jahre, die junge Landgräfin erst 14 Jahre alt.

Eine neue Zeit brach nun auf der alten Herrenburg an; die große Welle der Umkehr, welche die Welt erfaßt hatte, äußerte auch in den thüringischen Landen ihre Wirkung. Werfen wir darum zunächst einen kurzen Blick auf die allgemeinen Zeitverhältnisse.

II.

Das Ende des zwölften Jahrhunderts hatte einen gewissen Niedergang der päpstlichen Macht gesehen. Die große, heilige Pflicht, mit welcher der Stuhl Petri das christliche Abendland belastet hatte, stand ihrer Erfüllung wieder fern, nachdem das heilige Grab 1187 in die Hände des Sultans Saladin zurückgefallen war. Da bestieg mit Innocenz III. 1198 ein selbstbewußter,

großer Geist und ein kluger Staatsmann den päpstlichen Stuhl, darauf bedacht, die weltliche und kirchliche Macht des „Stellvertreters Gottes auf Erden“ zur Anerkennung zu bringen. In Frankreich, England und Spanien mußte die königliche Herrschaft bald den Druck dieses neuen Geistes empfinden, in Deutschland bot ihm der Kampf der Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto von Poitou den gleichen willkommenen Anlaß, die Oberhoheit des geistlichen Schwertes den Fürsten und Völkern vor Augen zu halten. Als Otto IV., bisher von ihm begünstigt, den kaiserlichen Anspruch auf Italien erhob und sich, zurückgewiesen, vor dem offenen Kampf mit dem Papstthum nicht scheute, sandte Innocenz sein Mündel, den jungen Staufer Friedrich, den Enkel Friedrichs Barbarossa nach Deutschland, um dort als Gegenkönig den gefährlichen Gegner zu vernichten. Das Jahr 1215 war der Höhepunkt in dem Leben des großen geistlichen Staatsmannes; im Juli wurde Friedrich II. in Aachen von dem Erzbischof von Mainz zum römischen König gekrönt und nahm freiwillig das Kreuz, das ihn zur Fahrt in das gelobte Land verpflichtete, und einige Monate später, im November, hielt Innocenz in Rom jenes berühmte Laterankonzil ab, auf welchem die Abgesandten der gesamten christlichen Welt vor seinem Thron sich neigten. Es schien, als wenn der Erdkreis wieder der alten Roma gehorchen sollte. Zwar ereilte der Tod den Papst schon im nächsten Jahr, aber der Gedanke seiner Herrschaft blieb auch in seinen Nachfolgern Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV. lebendig und führte zu jenem Ringen zwischen der weltlichen und kirchlichen Macht, in dessen mannigfachen Wechselfällen Kaiser Friedrich II. die Genialität seiner Staatskunst — leider vergeblich — entfalten und dessen Ende der tragische Untergang des Hohenstaufengeschlechtes bilden sollte.

Aber die äußere Machtentwickelung der Hierarchie, wie sie Innocenz' III. Regiment bezeichnete, wurde doch zugleich getragen

und gestützt von einem Aufschwung des religiösen Lebens, der seinen lebendigsten Ausdruck in der Gründung jener, auf dem Konzil von 1215 bestätigten Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner, fand. Eine Opposition gegen die Verweltlichung des Klerus hatte sich seit den Tagen Gregors VII. immer geltend gemacht, nicht nur innerhalb der Kirche, sondern zu ihrem größeren Schaden auch außerhalb ihres eigenen Terrains, und das Wachsthum zahlreicher Ketzergemeinden wie der Albigenser, Waldenser, Patarener u. s. w. legte Zeugniß davon ab, wie sehr der Geist der Kirche und das Leben ihrer Diener Mißbilligung und Entrüstung erregt hatten. Gerade am Ausgang des zwölften und am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatten die ketzerischen Genossenschaften eine Ausbreitung gewonnen wie nie zuvor, und wir sehen darum die päpstliche Macht mit gewaltigem Ingrimm diese Regungen einer freieren religiösen Gesinnung bedrohen und verfolgen. Eine der ersten Regierungshandlungen Innocenz' III. war die Einsetzung von Ketzergerichten, und wie in Italien und Frankreich, mußten in Deutschland darauf Hunderte ihr Leben in den Flammen des Scheiterhaufens lassen und Tausende Hab und Gut verlieren. Um so merkwürdiger war es, wie dieser Geist des Despotismus und des Hasses sich zugleich in der Gründung der Bettelorden mit dem Geist der Liebe und der tiefsten Demuth vermischen, wie dasselbe Zeitalter, das Charaktere wie Innocenz III. und Gregor IX. hervorbrachte, auch eine so von idealer Gesinnung in jeder Fiber ihres Herzens durchdrungene Erscheinung wie Franciscus von Assisi zeitigen konnte. Reform des kirchlichen und geistlichen Lebens war auch der Gedanke, welchen Franciscus der Stiftung seines Ordens zu Grunde legte, aber es war eine Reform, die im Gegensatz zu den Bestrebungen des Ketzerthums nur der Kirche und dem Papste selbst wieder dienen wollte, die eine allgemeine religiöse Wiedergeburt der Menschheit auf dem Boden einer von der Kirche gebilligten

Lehre anstrebte. Die Liebe Gottes und des Nächsten war der große Zweck des christlichen Lebens auf Erden, aber der Erfüllung dieser Aufgabe stand in den Augen des Franciscus ein Hinderniß entgegen, an welchem nicht nur alle früheren Ordensgründungen gescheitert waren, sondern in dem für ihn auch die Wurzel alles Bösen lag: das Eigenthum. „Denn durch das Eigenthum, über das die Menschen sich sorgen und bekämpfen, wird die Liebe Gottes und des Nächsten verhindert. Es ist schwerer aus dem Palaste, als aus der Hütte in den Himmel zu kommen. Nackt mußt du dich werfen in die Arme des Heilands." Das ideale Leben war demgemäß das der vollkommenen Armuth; wer reich war, sollte nach Christi Wort verkaufen, was er besaß, um es den Armen zu schenken, wer arm war, nicht mehr nach Reichthum und Besitz streben. Und so galt für ihn und seine Jünger der Auftrag des Herrn: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in eurem Gürtel tragen, keine Tasche zur Wegfahrt, noch zween Röcke, keine Schuhe und keinen Stab" —, und verpflichtet sein, wie Schafe mitten unter den Wölfen Buße und das Reich Gottes zu verkünden. Nur von der milden Gabe durfte leben, wer ein gerechtes Leben führen wollte. Mit dieser Lehre und diesen Geboten schickte Franciscus von Assisi seine Anhänger aus, die, hingerissen von der schwärmerischen Seele ihres Ordensstifters, wieder die naive Kraft des Glaubens empfanden, der Berge zu versetzen sich für fähig hält. Ohne die Sprache der Menschen zu verstehen, welche sie aufsuchten, wanderten sie zu zweien oder dreien barfuß und in unscheinbarer Kutte, aber das Herz voll heiliger Gottes- und Menschenliebe in die unwirthlichsten Gegenden, um die Botschaft ihres Meisters zu verkünden. Im ähnlichen Sinne wirkte der andere, von Dominicus de Guzman gestiftete Bettelorden, dessen Mitglieder sich bald als feurige Prediger auszeichneten; Beide aber, Franziskaner und Dominikaner, stellten

sich nicht zuletzt in den Dienst des Papstthums, sie predigten bald in allen Landen im päpstlichen Auftrage den von Innocenz wieder angeregten Kreuzzug und sie wurden schließlich Eiferer des Glaubens und der Kirche, als der Papst sich ihrer bediente, um das Ketzerthum als ein schädliches Feuer auszulöschen.

Diese mächtige religiöse Strömung am Beginn des 13. Jahrhunderts sollte im wachsenden Maße das Schicksal von Fürsten und Völkern bestimmen. So wenig wie Kaiser Friedrichs II. Regierung vermochte die der deutschen Territorialfürsten sich ihr zu entziehen, und vielleicht den stärksten Kontrast rief sie mit dem Tode des weltlich gesinnten, pracht- und kunstliebenden Landgrafen Hermann am thüringischen Hofe hervor. Landgraf Ludwig war nüchterner geartet als sein Vater; klug und aufrichtig zugleich, zog er es vor, weniger die hohe Politik und mehr die Geschäfte seines landesherrlichen Berufs ins Auge zu fassen, im Lande Frieden, in den Finanzen Ordnung zu schaffen und auf die Mehrung seiner Hausmacht bedacht zu sein. In den harten Kriegszeiten und unter der unsicheren Hand seines Vorgängers war im Lande ein gewisses Raubritterthum aufgekommen, dem ein Damm zu setzen war, da es Bürger- und Bauerthum schröpfte. Auch herrschte in dem Säckel des landgräflichen Schatzmeisters bisher stete Ebbe, und um die Reise nach Ungarn mit seiner Gemahlin zu ermöglichen, mußte Ludwig sogar zur Verpfändung eines Gutes schreiten; hier war Einschränkung und Sparsamkeit gegenüber der früheren Verschwendung vor allem nothwendig. So wird denn dem fahrenden Volk die Thür gewiesen, die Bankette und Feste der Wartburg hören auf, und der fröhliche Minnegesang verstummt zugleich mit dem Geklirr der Becher. Die Zeit der Dichter ist vorüber, und die ausgestoßene Muse läßt daher auch ihre Laute nicht mehr zum Lobe des Landgrafen erschallen. Aber wenn die Dichter schweigen, so ergreift das Volk das Wort, und wie

es vom Landgrafen Hermann nichts Gutes weiß, so wird es jetzt nicht müde, den neuen Herrn in vielfachen Anekdoten zu verherrlichen, die wie ein Kranz mit zahlreichen Blättern seine Charaktereigenschaften feiern. Es rühmt seine Gerechtigkeit, seine Fürsorge, seine entschlossene Energie; die Kriegsthaten, die der Fürst vollbringt, scheinen ihm nur geschehen, um sein, des Volkes, Recht und Gut zu wahren, wie es so drastisch die auf der Wartburg bildlich dargestellte Anekdote von dem Krämer beweist. In dem Fürsten erkennt es den Menschen mit besonderer Wärme, es preist seinen reinen, keuschen Sinn und sein inniges Familienleben in schalkhaft zugespitzten Geschichten, und seine schlichte, verständige Art ist ihm behaglicher geworden als die ekstatische Gefühlserhebung seiner Gemahlin Elisabeth, die erst im mächtigen Licht der Kirche volksthümlich werden konnte. Landgraf Ludwig selbst war dem kirchlichen Wesen nicht abhold, da er den religiösen Einfluß zu schätzen und am Ende auch wohl zu benutzen wußte, allein eine über die stehenden Formen mittelalterlicher Gläubigkeit hinausreichende Hingebung war seinem klaren und verständigen Charakter durchaus fremd. Er war kein genialer Geist, wie vielleicht sein Vater, aber seine Regierung wurde für seine Lande ein Segen und eine Wohlthat, und es mag nicht unangemessen sein das Urtheil eines Zeitgenossen, des Cisterciensermönches Cäsarius von Heisterbach, darüber anzuführen, der das Regiment des Fürsten mit dem Zeitalter des Augustus verglich: „In dem ganzen Umfang seines Gebiets hatte er den Frieden so vollständig hergestellt, daß es war, als seien für die Thüringer und seine anderen Unterthanen die Zeiten eines Augustus wiedergekehrt. Wurde ein Raub, Diebstahl oder sonst ein Vergehen dieser Art begangen, so galt ihm kein Ansehen der Person und kein Geschenk, wodurch sich die Richter oft verblenden lassen; er schonte nicht des Thäters, mochte er ein Edler, ein Kriegsmann oder ein Bauer sein; die

Schuldigen verurtheilte und bestrafte er nach Verdienst, gegen die Guten war er gütig, gegen die Bösen strenge."[7]

Was wir nun aus zuverlässigen und unzuverlässigen Quellen über die Ehe des Landgrafen und seiner Elisabeth erfahren, deutet auf ein ungetrübtes, herzliches Einvernehmen, so daß wir wohl sagen können, Elisabeth habe an der Seite dieses Gatten das schönste Glück ihres Lebens gefunden. Sie hing an ihm mit theils kindlicher, theils schwärmerischer Hingebung, die sich in mannigfachen Zügen äußerte. So saß sie bei Tisch ihm zur Seite, was sonst für vornehme Frauen damals nicht üblich war, sie begleitete ihn zu Pferde zu den Landtagen, die er abhielt, und führten ihn die landesherrlichen Pflichten oder gar ein Feldzug gegen Franken und Polen auf längere Zeit von der Wartburg fort, so legte sie Trauerkleider an, um, wenn er wiederkam, zu seinem Empfang voll kindlicher Freude mit jedem Putz sich zu schmücken. Bereits im ersten Jahr ihrer Ehe gebar sie ihm einen Sohn, Hermann (1222), und später darauf zwei Töchter, Sophie (1224) und Gertrud (1227). Dem prunkvollen, höfischen Leben zeigte sie sich abgeneigt, und so wenig die Anekdote wahr ist, welche Cäsarius von Heisterbach erzählt, so sehr charakterisirt sie doch die sinnige und schlichte Denkart der jungen Landgräfin. Einmal in der Nacht plauderten die beiden Ehegatten miteinander, und Elisabeth hob zu Ludwig an: „Weißt du, ich habe an ein gutes und uns nothwendiges Leben gedacht, durch welches wir Gott in nützlicher Weise dienen könnten." Auf Ludwigs Frage, was sie damit meine, fuhr sie fort: „Ich wünschte, daß wir nur für einen Pflug Ackerland hätten, wovon wir lebten, und etwa 200 Schafe, dann könntest du ackern, die Pferde führen und Gott zu Liebe arbeiten, während ich die Schafe hütete und pflegte." Ueber diese Einfalt seiner Frau lachte der Landgraf und erwiderte: „Ei, wenn wir so viel Land und Schafe hätten, wären wir nicht arm, sondern reich." Mit

innigem Eifer aber widmete sie sich ihren religiösen Pflichten und Uebungen, wie es der Fürstin geziemte, die in dieser Hinsicht den Frauen ihres Landes ein Vorbild sein sollte. Was sie hierin besonders bestärkte, war, wie wir annehmen müssen, außer der Erinnerung an jene Zeit, wo ihr erster Verlobter gestorben war, das furchtbare Schicksal ihrer armen Mutter, der Königin Gertrud, das sie bei der Reise nach Ungarn (1222) in allen Einzelheiten erfahren haben wird. Wir können uns vorstellen, daß der zart empfindenden Frau und Herrin das Entsetzliche dieses Ereignisses mit finsterem Ernst in die Seele griff, um so mehr, als sie der Zeitangabe nach gerade guter Hoffnung war, und daß ihr der Gedanke sich aufdrängte, wie unsicher das Wohnen auf den Sitzen der weltlichen Macht ist, und wie Die besser daran sind, die, von Niemandem beneidet, aber auch nicht gefährdet durch das Leben gehen. Es ist bald nach dieser ungarischen Reise, daß die Jünger des Franciscus von Assisi nach Deutschland und nach Thüringen kommen und den Schutz der Landgräfin finden.

Schon im Jahre 1219 hatte Franciscus eine Mission seiner Mönche nach Deutschland geschickt, und die armen Brüder waren todesmuthig über die Alpen gezogen und nach Schwaben gekommen, wo man die wunderlichen Gesellen, die kein Wort Deutsch außer dem einfachen „ja" sich angeeignet hatten, mit großen Augen ansah. Es wird erzählt, die Deutschen hätten die Fremdlinge gefragt, ob sie ein Lager, Essen und Trinken wünschten, und da diese ja sagten, es ihnen in gutmüthigster Weise gewährt. Diese gute Verpflegung merkten sich die frommen Brüder, und indem sie meinten, das Zauberwort zu dem Tischchendeckdich in ihrem „ja" zu besitzen, beschlossen sie, künftig jede Frage so zu beantworten. Unglücklicherweise ließ es sich im nächsten Ort Jemand einfallen sie zu fragen, ob sie Ketzer wären und einen neuen Glauben zu predigen kämen, und

diesmal gereichte ihnen ihr „ja" zum Unheil. Denn sie wurden sogleich in Fesseln geworfen, ins Gefängniß geschleppt und schließlich, nachdem man sie weidlich durchgeprügelt und mißhandelt hatte, schimpflich davongejagt, so daß sie eilends über die Alpen in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Naivetät dieser Anschauung sieht nach Erfindung aus, allein wir erfahren aus dem Munde eines treuherzigen Franziskanermönches, der später nach Deutschland kam, Jordanus von Giano, noch eine Anzahl ähnlicher, verbürgter Geschichten, die beweisen, daß der Humor des Lebens auch mit dem Heiligen zu spielen vermag.[8] Vorläufig waren die Brüder nicht zu bewegen wieder das „barbarische Land" aufzusuchen, bis Franciscus 1221 ein großes Ordenskapitel bei der Marienkirche de Portiuncula veranstaltete, um eine neue Mission nach Deutschland zu senden. Aus Neugierde fand sich hier auch der besagte Jordanus von Giano ein, der sich die zukünftigen Märtyrer noch einmal ansehen wollte, bevor sie nach seiner Ansicht in Deutschland zerrissen und gehangen würden, und dem es darauf widerfuhr, daß er, anstatt mit seinen Märtyrer-Bekanntschaften in der Heimath prahlen zu können, selbst als solch ein Zukunftsmärtyrer mit vierundzwanzig anderen Brüdern über die Alpen geschickt wurde. Ihm sollte es auch beschieden sein nach Thüringen zu kommen und die Leitung der Kustodie in Eisenach zu übernehmen. Er berichtet uns nun, wie der führende Bruder Cäsarius u. a. in Würzburg zwei deutsche Laien aufnahm, Hartmod und Rodeger, welcher letztere „nachher Gardian in Halberstadt und Beichtvater der heiligen Elisabeth geworden ist". Dieser Rodeger kam im Jahre 1223 mit mehreren anderen Brüdern nach Hildesheim zu dem Bischof Konrad, der sie freundlich empfing, da die Mönche durch ihre Predigt bereits weithin Aufsehen erregt und Anhänger geworben hatten. Er ertheilte ihnen die Erlaubniß in seiner Diözese zu predigen, und gewährte ihnen das Recht die Beichte zu hören; er ist es

auch jedenfalls gewesen, der die Landgräfin von Thüringen mit den neuen Brüdern bekannt machte, denn die thüringischen Lande gehörten zu seiner Diözese, und daß er dem thüringischen Hofe in geistlichen Angelegenheiten nahe stand, beweist der Umstand, daß Landgraf Ludwig später aus seiner Hand das Kreuz zu dem Zuge in das gelobte Land empfangen hat. Wenn der Bruder Rodeger rasch wieder aus der Erinnerung seiner Zeitgenossen schwand, obwohl er der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth gewesen war, so geschah es, weil seine bescheidene Gestalt von einer anderen, mächtigeren Persönlichkeit in der Umgebung der Landgräfin verdrängt und verdunkelt wurde; dennoch war der Einfluß des Mönches auf die Gemüthsrichtung Elisabeths von geradezu entscheidender Bedeutung: die thüringische Landgräfin wurde eine warme Freundin der Franziskaner und eine begeisterte Anhängerin ihrer Lehren. So ließ sie es sich angelegen sein die Brüder selbst nach Eisenach zu berufen und dort anzusiedeln. Im Jahre 1225 kamen die Minoriten dorthin, und der Bruder Hermann, ein Thüringer, predigte in der Stadt unter so großem Zulauf des Volkes, daß die Geistlichen sich beeiferten ihm ihre Kirchen für seine Predigten anzubieten. Ihre aufrichtigste Gönnerin hatten sie in der Landgräfin, die in ihrer Fürsorge für die Brüder so weit ging, daß sie selbst mit ihren Mägden ihnen Kleider spann und webte. Die Gedanken des großen Franciscus von Assisi hatten eine lebendige Theilnahme in ihr erweckt, von welcher ihr ganzes ferneres Leben Zeugniß ablegen sollte; oft unterhielt sie sich mit ihren Dienerinnen über seine Lehren, indem sie die Armuth pries und das Los der frommen Mönche, die ihren Lebensunterhalt durch Betteln gewönnen; ja es wird berichtet, daß sie sich einmal mit einem ärmlichen Mantel bekleidet, ihr Haupt mit einem schlechten Tuch bedeckt und dazu „gleich einer Prophetin ihres zukünftigen Schicksals“ geäußert habe: „So werde ich einhergehen, wenn ich

betteln gehen werde." Dagegen ist es durch nichts bestätigt, daß sie mit dem heiligen Franciscus selbst in Verbindung getreten sei, der ihr als Zeichen seines Wohlwollens seinen Mantel geschickt habe, und ebenso wenig trat sie, so lange ihr Gatte lebte, dem Orden bei. Wir haben vielmehr das Verhältniß zwischen ihr und den Brüdern nur so aufzufassen, daß sie als Fürstin und fromme Dienerin der Kirche den heiligen Männern zunächst ihr Interesse und ihren Schutz schenkte, daß aber allmählig ihr Gemüth immer tiefer von den Ideen des Franziskanerthums erfaßt wurde, so daß ein Leben nach den Regeln des großen Mannes ihr als ein Ideal religiösen Strebens erschien — freilich noch als ein Ideal, das zu erreichen ihr, der Fürstin, Gattin und Mutter, stets versagt bleiben mußte. Aber, was sie von seinen Vorschriften befolgen konnte: die Ausübung eines demüthigen Sinnes, die Pflege der Kranken und vor allem die Unterstützung der Armen und Nothleidenden — ihr gutes, mildthätiges Herz und ihr lebhaftes, eiferfreudiges Naturell kamen diesen Aufgaben mit voller Hingebung entgegen.

Die erstaunlich schnelle Verbreitung, welche der Franziskanerorden in Deutschland gewann, die Sympathie, welche ihm von Volk und Fürsten geschenkt wurden, der Einfluß, den er auf das soziale Leben ausübte, alles dies stand mit den wirthschaftlichen und sozialen Zuständen des Zeitalters nicht minder im Zusammenhang wie mit den religiösen. Und so hören wir denn, daß in den Jahren 1224—26 Deutschland von Theuerung, Seuchen und Ueberschwemmungen heimgesucht wurde, welche einerseits Leben und Lebenslust der Bevölkerung verkümmerten, andererseits die Pflicht werkthätiger Liebe den Wohlhabenden und Reichen eindringlich predigten. In Thüringen wuchs zur Zeit, als Landgraf Ludwig sich im Auftrage des Kaisers gerade nach Italien begeben hatte (1226), die Hungersnoth in so erschreckendem Maße, daß die Wartburg oft von Scharen Armer

und Nothleidender umlagert war, die um Brot baten. Nun entfaltete die Landgräfin, glücklich, dem Gebot des großen Ordenstifters im weitesten Umfange folgen zu können, eine Art der Mildthätigkeit, deren Edelmuth um ihr junges Haupt den schönsten Strahlenkranz der Heiligkeit gegossen hat, neben welchem die Aureole der Kirche in der Erinnerung der Nachwelt verblichen ist. Täglich spendete sie 900 Nothleidenden ihren Unterhalt, unbekümmert darum, daß sich die Getreidevorräthe des landgräflichen Hofes dadurch leerten. Eine besondere Theilnahme aber schenkte sie den Siechen und Kranken, für die sie am Abhang der Wartburg ein Hospital errichtete. Wie sie die ärmsten Hütten besucht hatte, um die Siechen zu pflegen, so ging sie jetzt jeden Tag ohne Ausnahme zweimal, morgens und abends, den langen, rauhen Weg von der Burg herab, nach ihren Kranken zu sehen. Sie scheute sich nicht, den Armen, deren Uebel am abstoßendsten waren, selbst die Nahrung zu reichen, ihnen die Betten zu machen, ja, sie mit eigenen Händen umzubetten und ihnen das Gesicht mit ihrem eigenen Schleier abzutrocknen, und sie that dies alles mit einer stillen Freudigkeit und Heiterkeit des Gemüths, die ihre Dienerinnen in Erstaunen setzte. Es ist ein seltsames Bild, die junge, noch nicht zwanzigjährige Landgräfin so inmitten von Krankheit und Elend walten zu sehen, und mehr als ein rührender Zug spricht uns in diesem Bilde an. So hatte sie auch eine Anstalt für arme verlassene und verwaiste Kinder gestiftet, denen ihre besondere Sorge galt; wenn Elisabeth unter sie trat, liefen sie alle „wie junge Vögel, die sich unter den Flügeln ihrer Mutter verbergen,“ auf sie zu, hingen sich an ihre Kleider und schrieen: „Mutter, Mutter!“ Uebereinstimmend wird erzählt, daß sie sich der Aussätzigen, der Kinder wie der Erwachsenen, mit großer Vorliebe angenommen und niemals eine Scheu gezeigt habe, die häßlichen Wunden derselben zu waschen, als wenn sie die

Empfindung des Ekels gar nicht gekannt habe. Aber um diese Thatsache recht zu würdigen, muß man wissen, welche eigenthümliche Bedeutung die mittelalterliche Kirche der schrecklichen und doch so verbreiteten Plage des Aussatzes beilegte. Die ärztliche Wissenschaft kannte damals für derartige Kranke keine Hülfe und keine Heilung, die Kirche mußte sie allein mit ihrem Trost aufzurichten suchen, der sie als die Repräsentanten und Priester jenes menschlichen Elends hinstellte, dessen Würde auf sich zu nehmen der Heiland in die Welt gekommen sei. Somit wurde der Aussatz, wie ein katholischer Schriftsteller ausführt, gleichsam eine Gabe Gottes, eine besondere Auszeichnung, ein Beweis der göttlichen Aufmerksamkeit, und die an diesem Uebel litten, standen unter besonderem göttlichen Schutz.

Bei diesen Werken christlicher Barmherzigkeit verfuhr die Landgräfin aber nicht ohne Umsicht und gesunden Sinn. Sie spendete nicht nur, um Hunger und Durst zu stillen, in gedankenloser Wohlthätigkeit, die oft Faulheit und Müßiggang bei den Beschenkten großzieht, sondern mit steter Mahnung zur Arbei indem sie ihren Schützlingen Kleider und Werkzeuge schenkte, und ihnen die Sprüche der heiligen Schrift vorhielt: „Du sollst deiner Hände Arbeit essen" und „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Die Tradition hat daran festgehalten, daß ihre Mildthätigkeit dem Widerspruch und Widerstand der landgräflichen Familie und der Hofbeamten begegnete, aber Landgraf Ludwig selbst nahm sich treu seiner Gemahlin an und ließ ihrem Thun und Schalten freie Hand, ja er unterstützte sie noch darin. Erst sehr spät ist die Sage von dem Rosenwunder aufgekommen und unter den angeblichen Wunderthaten der thüringischen Landgräfin am bekanntesten geworden, obwohl sie die Heilige zu einer Lügnerin und den Landgrafen zu einem barschen Tyrannen macht, während der Geschichtsschreiber mit Genugthuung verzeichnet, daß auch in den Werken der Frömmigkeit das herzlichste

Einvernehmen zwischen den beiden fürstlichen Ehegatten bestanden hat.

Um diese Zeit der Theuerung erschien in Thüringen ein Mann, dessen Charakter und Verhalten noch größeres Aufsehen erregten, als es zuvor durch das Auftreten der Franziskaner veranlaßt worden war. Es war ein einfacher Weltgeistlicher, der auf einem Maulthier predigend durch das Land zog, wie der ärmlichste Mönch lebte und fastete und doch mit feurigen Worten die Gemüther hinriß: Konrad von Marburg, bekannt unter dem Beinamen: der Ketzerrichter. Von Geburt war er ein Thüringer, doch hatte er sich vielfach außerhalb seiner Heimath bewegt, und sein Magistertitel bewies, daß er eine bessere theologische Bildung genossen hatte als die Mehrzahl seiner Amtsbrüder. Er hatte jetzt den Auftrag empfangen, den Kreuzzug zu predigen, wobei er seinen Haß mehr den Sektirern als den Sarazenen widmete. Die merkwürdige Gestalt dieses Mannes umglüht in der geschichtlichen Erinnerung etwas von dem Zucken einer dämonischen Flamme; halb mit Ehrfurcht und halb mit Entsetzen blickten die Zeitgenossen auf den Inquisitor und Ketzerrichter, der durch seine unheilvolle Thätigkeit eine deutsche Geißel wurde. Streng gegen sich selbst, war er hart gegen Andere, dabei von Ehrgeiz nicht frei und bedacht, die Verbindung hervorragender weltlicher und geistlicher Fürsten zu suchen. In vielen Händeln spielte er eine Rolle, und in mehr als einem Streitfalle wurde er zum Schiedsrichter bestellt, was sein Ansehen außerordentlich erhöhte. Auch zu dem Hofe in Eisenach trat er bald in Beziehungen, und die Art und Weise, wie er sogleich das Wohlwollen des Landgrafen und seiner Gemahlin gewann, deutet darauf hin, daß ihm noch andere Eigenschaften eigen gewesen sein müssen als die des Fanatikers. Ludwig schenkte ihm großes Vertrauen, so daß er bei seinem späteren Aufbruch zum Kreuzzuge ihm sogar das Recht verlieh, die Pfarreien seines Landes nach

Gutdünken zu besetzen und die Klöster zu visitiren. Was dem einfluß- und kenntnißreichen Weltgeistlichen in den Augen Elisabeths ein so ungewöhnliches Interesse verlieh, war nach ihrem eigenen späteren Bekenntniß seine Armuth, wodurch er sich für sie so vortheilhaft von den reichen Aebten und Bischöfen unterschied und ohne Franziskaner zu sein, doch dem Ideal des Franziskanerthums entsprach. Sie wählte ihn daher zum Beichtvater, ein Amt, das der glaubenseifrige Mann nicht annahm, ohne daß die Fürstin vorher sich durch ein strenges Gelübde band. In der St. Katharinenkirche zu Eisenach verpflichtete sich die junge Landgräfin in die Hand ihres neuen Beichtvaters zu stetem Gehorsam gegen seine Anordnungen und gelobte überdies für den Fall, daß ihr Gatte vor ihr sterben sollte, in reiner Witwenschaft zu beharren. Seines Amtes waltete der Magister mit großer Strenge, indem er sich bemühte, die asketische Lebensanschauung, die ihn beherrschte, auch in der Fürstin auszubilden. So schrieb er ihr bestimmte religiöse Uebungen vor und legte ihr vor allem das Verbot auf, Speisen zu genießen, die aus unrecht erworbenem, namentlich geraubtem klösterlichen Gut stammten. Man hat behauptet, Konrad sei darauf ausgegangen, das eheliche Verhältniß der Landgräfin zu lösen, und man vergißt dabei, daß er für alle seine Vorschriften die Zustimmung des Landgrafen gefunden hat, der sich sein eheliches Recht zugleich entschieden wahrte. Seine Beziehungen und sein Verhalten zu der Fürstin sind nicht anders gewesen, als wie sie in dem Amte eines mittelalterlichen Beichtvaters lagen, der die weltliche Stellung seines Beichtkindes zu respektiren hatte; freilich die herbe Strenge seiner asketischen Vorschriften war ihm individuell. Es kam wohl vor, daß die Landgräfin einmal vergaß, seine Predigt zu besuchen, weil ein froher Besuch wie der einer Schwägerin auf der Wartburg eingetroffen war, worauf der starre Magister den Beleidigten spielte und sein Amt niederlegen

wollte. Es mag ihm ein willkommener Triumph gewesen sein, nun die hohe Frau bittend zu seinen Füßen und seine Verzeihung dadurch erkaufen zu sehen, daß er über sie und ihre Mägde die Geißel schwingen konnte. Religiöser Sinn war ihm starre Befolgung der kirchlichen Regel, und er war innerlich hochmüthig genug, in seinem eigenen Wort den heiligen Geist der Kirche zu erkennen. Immerhin, von allem, was er in seiner Stellung als Beichtvater forderte, war am drückendsten für Elisabeth das Speiseverbot, und da auf die Hoftafel mancherlei getragen wurde, was auf altem, weggenommenem Klostergut geerntet war, so konnte die Untersuchung über die Herkunft der Speisen zu einer Qual für die arme Landgräfin werden, die bisweilen vom Tisch aufstand, ohne etwas genossen zu haben. Auch hier freilich nahm sich Ludwig seiner Gemahlin in fürsorglichster Weise an und bezeichnete ihr selbst, wovon sie genießen durfte. Gab es nach langem vergeblichen Suchen, wie es auch vorkam, noch einiges, so freute sich die Landgräfin und rief ihren Mägden zu: „Heute können wir essen." Zuletzt wurde diese Schwierigkeit in einfacher Weise dadurch geordnet, daß die Landgräfin und ihre Dienerinnen ihre Speisen von den ihr zum persönlichen Nießbrauch überwiesenen Gütern erhielten, aber unangenehm war es, wenn die beiden Ehegatten bei fremden Edeln zu Gaste waren. Einmal hatte Elisabeth den Landgrafen zu einem Landtage begleitet, und dort schien ihr bei Tisch nichts geeignet, um mit gutem Gewissen genossen zu werden, als ein Stück grobes Schwarzbrot, das erst in warmem Wasser erweicht werden mußte. Da es indessen Fasttag war, nahm sie es zufrieden hin und legte an demselben Tage noch acht deutsche Meilen zu Pferde zurück. In diesem wie in allen Fällen hegte sie aber, was bezeichnend bleibt, mehr Sorge um ihre Dienerinnen als um ihr eigenes Wohl.

So gewiß es ist, daß Konrad von Marburg auf die Lebensführung und Lebensgewohnheiten der thüringischen Land-

gräfin einen bestimmten Einfluß ausgeübt hat, so wenig hängt dieser Einfluß doch zusammen mit jenen hervorragenden Eigenschaften ihres Herzens, welche sie noch der Nachwelt als verehrungswürdig hinstellen. Wir erfahren von keiner guten That, zu der er sie angeregt hat; keine edle Gesinnung ist von seinem Geist in den ihren übergegangen. Die beiden Charaktere, welche die Geschichte so zusammenführte, waren in jeder Hinsicht Gegensätze, und je mehr sie aufeinander in der Zukunft hingewiesen wurden, desto mehr offenbarte sich die gegenseitige innerliche Entfremdung ihres Lebens und die Verschiedenheit ihrer Anschauungen und religiösen Ideale. Das Franziskanerthum hatte in der Fürstin eine schwärmerische Begeisterung für ein ideales „neues Leben auf Erden" erweckt, aber dieses neue Leben verkörperte sich nicht in der strengen asketischen Regel, der Klosterzelle und der Geißel, woraus es Konrad allein hervorgehen sah. Vielleicht war es ihr selbst nicht deutlich, wie das neue Leben beschaffen sein mußte, da es für sie nur ein Traum, ja nur ein Wort war. Dieses Wort hieß Armuth und war die Botschaft des Mannes von Assisi, und diesem Wort Inhalt und Wirklichkeit zu geben, soweit es für eine Fürstin eine Wirklichkeit sein konnte, war die große Sehnsucht ihres Herzens. Hieraus flossen ihre Vorzüge und ihre Tugenden und hieraus floß, wenn auch nicht das Glück, so doch, wie wir sehen werden, der herbste und bitterste Theil ihres Lebens, wie es Anderen, die Erfüllung ihres Daseins, wie es ihr selbst erschien. Noch hielten sie in den irdischen Pflichten festgefügte Schranken; den Glanz der Fürstin konnte sie ablegen und verleugnen, nicht aber die Liebe der Gattin und der Mutter. Und so mußte ihr denn der schönste Inhalt ihres Lebens erst durch den Neid des Schicksals genommen werden, ehe sie ihrem Ideal leben konnte — eine tragische Wendung, die noch heute wir nur mit schmerzlicher Theilnahme überblicken können.

Daß aber Landgraf Ludwig zum Sterben kam, geschah bei dem großen Ereigniß, welches so lange die päpstlichen Sendboten in den Landen als bevorstehend angekündigt hatten und das nun endlich seiner Verwirklichung entgegenging.

III.

Im März 1227 war Innocenz' III. Nachfolger, Papst Honorius III., gestorben und es folgte ihm auf dem päpstlichen Stuhl Gregor IX., ein achtzigjähriger Greis, aber eine Feuernatur, welcher die Energie des Willens durch das Alter in starren Eigensinn verwandelt zu sein schien. In schwungvollen Erlassen erneuerte er die alte Mahnung an die gesamte Christenheit das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen. Das große Unternehmen war, wie wir gesehen haben, noch von Innocenz wieder betrieben worden und Kaiser Friedrich II. hatte sich selbst zu dem Zuge gelobt, aber die mannigfachen Reichsgeschäfte, welche die Thätigkeit des Kaisers in Anspruch nahmen, hatten es bisher nicht zu einer Ausführung des Planes kommen lassen. Papst Honorius hatte diese Verzögerung mit Nachsicht ertragen und sogar gestattet, daß Friedrich die für den Zug zusammengebrachte Flotte zunächst verwendete, um das unruhige Sizilien völlig zu unterwerfen. Jetzt, bei dem Regierungsantritt Gregors IX., beschloß der Kaiser endgültig die Kreuzfahrt und unterhandelte von Italien aus mit den deutschen Fürsten, inwiefern er auf ihre Theilnahme an dem Zuge rechnen könne. Landgraf Ludwig hatte ihm in seinen deutschen Händeln nicht unwichtige Dienste geleistet und war jetzt einer der Ersten, welche der kaiserlichen und päpstlichen Mahnung folgten, indem er aus den Händen des Bischofs Konrad von Hildesheim das Kreuz empfing. Von einer Seite wird behauptet, daß nicht allein religiöser Eifer den Landgrafen zu diesem Schritte bewogen, sondern daß die kaiserliche Belehnung Ludwigs mit der Mark-

grafschaft Meißen und Lausitz gleichsam den Preis seiner Hülfe gebildet habe. Jedenfalls war es indessen, wie es aus den Verhältnissen des thüringer Hofes und aus der Zeitströmung hervorgeht, nicht der materielle Vortheil allein, der den Entschluß des Fürsten bestimmte.

Die Legende erzählt nun in gemüthvoller Weise, wie Ludwig seiner Elisabeth dies Gelübde verheimlicht und wie er das Kreuz, anstatt nach alter Sitte es an sein Kleid heften zu lassen, in seiner Tasche verborgen getragen habe. Eines Abends, als die Ehegatten im heiteren Geplauder bei einander saßen, griff Elisabeth scherzend in die Tasche ihres Mannes. „Da fand sie das Kreuz und erschrack, daß sie rechte niedersank zur Erden." Als sie wieder zu sich kam, vermochte der Landgraf die Weinende kaum zu trösten, sie beschlossen aber, wie um die Gunst des Himmels zu gewinnen, das Kind, mit welchem Elisabeth schwanger ging, dem Kloster zu weihen. Nicht ganz so wird der geschichtliche Vorgang gewesen sein, aber darin ist die Legende wahr, daß sie den Schmerz und die Liebe der jungen Landgräfin um den nun in ferne Länder und in ein ungewisses Schicksal ziehenden Gatten widerspiegelt. Ludwig selbst widmete sich voll Eifer der Ausrüstung zu dem großen Unternehmen; um die religiöse Stimmung des Volkes zu wecken und dadurch Kreuzfahrer für seine Schar zu werben, ließ er auf seine Kosten in Eisenach von Geistlichen Passionsspiele, dramatische Aufführungen von dem Leiden und dem Tode des Heilands, veranstalten.[10] Unwillkürlich ermißt man hier den tiefen Gegensatz zu jener Zeit, da in den Hallen der Wartburg der heitere Minnesang ertönte und bei stets gefülltem Pokal weltliche Freude herrschte. Zugleich ordnete der Landgraf alle Angelegenheiten seines Hauses und seines Landes, bestellte seinen Bruder Heinrich zum Vormund seiner Kinder und zum Regenten im Lande und empfahl seine liebe Elisabeth der besonderen Fürsorge desselben. Dann brach

er mit einer Schar von Rittern, deren Namen uns zum Theil noch überliefert sind, und mit vielen Mannen auf, und bis Schmalkalden begleitete ihn die Landgräfin zu Pferde; dort nahmen die beiden Ehegatten rührenden Abschied voneinander, den die dichtende Volksphantasie sich später bis in das Kleinste ausgemalt hat, so innig haftete ihr dieser Wendepunkt in dem Leben der Beiden im Gedächtniß, und während Elisabeth nach der Wartburg zurückkehrte, zog der Landgraf nach Süden. Sie wußten es nicht, daß sie Abschied für immer genommen hatten, wenn sie es auch vielleicht ahnten.

Lange, bange Tage saß nun die Landgräfin auf der Burg und wartete auf Nachricht von ihrem Gemahl, und inbrünstiger als sonst mag sie ihren religiösen Ideen und Uebungen sich hingegeben haben. Währenddessen kam der Landgraf nach Apulien — es war im Juli 1227 —, wo das kaiserliche Heer sich sammeln sollte; da er der Feldoberste aller Kreuzfahrer des mittleren Deutschlands war, hatte sich seiner Mannschaft eine große Zahl schwäbischer, fränkischer und rheinischer Ritter angeschlossen, unter welchen sich auch der in der Sage bekannte Graf Ludwig von Gleichen befunden haben soll, von dessen romantischer Doppelehe das Mittelalter so anmuthig erzählt. Bei Brundisium stieß man auf das Heer des Kaisers, der den Landgrafen froh empfing und ihn seiner Gemahlin vorstellte. Aber die Abfahrt der Kreuzfahrer verzögerte sich von Tag zu Tage, bis unter ihnen eine schreckliche Seuche ausbrach, die zahlreiche Opfer forderte. Sie wurde das Verhängniß dieses Kreuzzuges. Es erkrankten der Kaiser und die Kaiserin und auch Landgraf Ludwig wurde von ihr ergriffen, um leider nicht wieder vom Krankenbette sich zu erheben. Am 11. September schloß er seine Augen und verschied.[11] Die thüringischen Edeln gruben ihm trauernd ein vorläufiges Grab in der italienischen Erde und schifften sich dann mit einem Theil der Kreuzfahrer

nach der asiatischen Küste ein. Krank und matt war der Kaiser in Otranto geblieben, und der erzürnte Papst, der darin die Absicht sehen wollte den Zug zum heiligen Grabe überhaupt zu unterlassen, sprach alsbald über ihn den Bann aus, unter dessen Eindruck das Kreuzfahrerheer sich auflöste.

Ungefähr einen Monat darauf muß die Nachricht von dem Tode Ludwigs auf die Wartburg gelangt sein. Wieder schildert die Tradition sehr anschaulich, wie die schwere Trauerkunde auf das Gemüth der armen Elisabeth einwirkte. Ludwigs Mutter, die alte Landgräfin Sophie, übernimmt es sie der Schwiegertochter mitzutheilen. Als sie zu sprechen beginnt, vermuthet Elisabeth, daß ihr geliebter Herr gefangen sei, da entgegnet die alte Landgräfin: „Liebe Tochter, er ist todt!" Und wie Elisabeth dies hört, ringt sie die Hände und ruft im bittersten Weh aus: „Todt, todt ist nun auch die Welt mir mit allen ihren Freuden!" Weinend und schreiend wie von Sinnen läuft sie im Schlosse umher und will sich nicht beruhigen lassen. — Ja in der That, mit ihrem Gatten waren der armen Fürstin auch die Welt und ihre Freuden gestorben, das schöne Glück, das ihr Leben umstrahlt hatte, war nun erloschen und sie selbst eine arme Verlassene geworden, der auch die Kinder nicht den Gatten zu ersetzen vermochten. Mit Recht hat schon früher ein protestantischer Geschichtsforscher hervorgehoben, daß in dem Dasein der thüringischen Landgräfin der Tod ihres Gatten die Umkehr, die Peripetie bilde: jetzt drang der religiöse Geist, der sie erfüllte, in ihrer Seele übermächtig empor und führte jene Katastrophe herbei, welche die Fürstin in die schwärmerische, hysterische Franziskanerin, in die Heilige der katholischen Kirche verwandelte.

Ueber diese Katastrophe herrschte bisher ein gewisses Dunkel, indem man sich allzu unkritisch an den Bericht der Legende hielt und ihrer Darstellung folgte. Die Landgräfin wird danach von ihrem grausamen Schwager Heinrich von der

Wartburg verstoßen und muß elend und hülflos mit ihren Kleinen in Eisenach herumirren, bis ihre Verwandten von mütterlicher Seite sich ihrer annehmen. Die bildende Kunst hat in dieser Verstoßung der heiligen Elisabeth immer ein dankbares Sujet gesehen, wie die katholische Kirche sie als das Martyrium auffaßte, welches der Heiligen auf der Erde beschieden war, obwohl die päpstliche Bulle über ihre Heiligsprechung dieses Ereignisses mit keinem Wort Erwähnung gethan hat. Die kritische Betrachtung hat denn auch die ganze Erzählung von der Verstoßung in das Gebiet der Fabel verwiesen;[12] was nach Ludwigs Tode sich auf der Wartburg zutrug, war nur das einfache Ergebniß der Verhältnisse.

Die Lehren des Franziskanerthums hatten, wie mehrfach hervorgehoben, in dem Herzen Elisabeths mit der Barmherzigkeit auch die Sehnsucht nach der Armuth gleichsam als einem idealen Zustande des menschlichen Daseins geweckt, Konrads von Marburg Zucht ihrer Lebensweise eine strenge Regel vorgeschrieben. So lange ihr Gatte lebte, konnte Elisabeth nicht jenem Traum olgen, aber sie war auch frei und ungehindert in ihrem Wirken und in dem Zwang, welchen sie sich selbst auferlegte. Als ihr nun der Beschützer genommen war, traten gewisse Gegensätze zwischen ihrer Lebensrichtung und der ihrer Verwandten stärker hervor. Von seiner Schwägerin, die als Witwe in ihrem religiösen Drange der schönen Pflicht der Wohlthätigkeit im höheren Maße sich widmete als ihm lieb war, mochte Landgraf Heinrich eine Verschleuderung des Familienguts befürchten, und er entzog ihr daher die freie Verfügung über die Besitzungen, deren Nießbrauch ihr angewiesen war, wogegen er es für ihren persönlichen und ihrer Dienerinnen Unterhalt an nichts fehlen ließ. Aber wir erinnern uns, daß Elisabeth nur die Speisen genoß, die von ihren eigenen Gütern stammten, und daß sie nach dem Speiseverbot des Magisters Konrad überhaupt nichts genießen

durfte, dessen fleckenlose Herkunft ihr nicht bekannt war. Was nützte ihr selbst der üppigste Unterhalt auf der Wartburg, den ihr Landgraf Heinrich gewährte, wenn ihr Gewissen gegenüber allem, was man ihr anbot, in einen Konflikt gerathen mußte, ob sie hier nicht den Ertrag eines widerrechtlich angeeigneten Klostergutes vor sich habe? Hier war ein Zustand geschaffen, der ihr auf die Dauer unerträglich werden mußte. Aber noch lebendiger wirkte in ihr ein Antrieb das zu thun und auszuführen, woran nach dem Tode ihres Mannes, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „keine Macht der Erde im stande war sie zu hindern“ — nämlich dem Ideal der Armuth nun ganz und uneingeschränkt zu leben als eine fromme Dienerin des großen Mannes von Assisi, der ihr Vorbild geworden war. So wählte sie denn mit doppelt freudigem Herzen die Freiheit und die Armuth. Eines Tages mitten im Winter verließ sie allein die Wartburg und ging nach Eisenach hinunter, wo sie fröhlichen Sinnes bei einem Schankwirth in einem elenden Stalle, der allerlei Hausgeräthe enthielt, übernachtete. Um Mitternacht aber eilte sie zu den Franziskanern, die jetzt ihre Brüder geworden waren, und bat sie ein Tedeum zu singen, da nun der Wunsch ihres Herzens in Erfüllung gegangen sei. Erst am Morgen des anderen Tages wurde auf der Wartburg die Entfernung der Landgräfin entdeckt; Landgraf Heinrich und Magister Konrad von Marburg scheinen nicht anwesend gewesen zu sein, und die Burgleute wußten sich in ihrer Bestürzung nicht anders zu helfen, als daß sie die Mägde mit den Kindern der Landgräfin nachsandten. Man erfuhr, wo sie sich aufhielt, und da sie sich weigerte mit der ganzen Hartnäckigkeit ihrer religiösen Exaltation auf die Wartburg zurückzukehren, forderte man sie zunächst auf bei einem Geistlichen Eisenachs Unterkunft zu suchen und dann bei einem Hofbeamten. Aber sie verließ sowohl die Behausung des Einen wie des Anderen und kehrte in ihre erste

ärmliche Behausung zurück. Was sie an Schmucksachen besaß, verpfändete sie, und den Ertrag schenkte sie zum größten Theil den Armen; sie wollte für sich nicht mehr, als für sie und die Ihrigen genügte. Dieser Schritt ihrer ehemaligen Herrin und Landesfürstin setzte die Bevölkerung von Eisenach in Schrecken und Erstaunen; man verstand sie nicht, man begriff nicht ihre Motive, und da man deshalb an ihrem gesunden Verstande zweifelte, wagte Niemand ihr ein anderes Obdach anzubieten, das sie überdies vielleicht ausgeschlagen hätte. Auch uns Kindern einer modernen Zeit ist das Verhalten der armen, unglücklichen Witwe Landgraf Ludwigs räthselhaft und unverständlich geworden, während es dem schwärmerischen Geist jener Zeit nicht so fremd war eine Königstochter und Landesfürstin als Bettlerin unter Bettlern leben zu sehen. Aber die Lage, in welcher die fürstliche Schwärmerin, wie ihre Dienerinnen erzählen, zu himmlischen Visionen verzückt wurde, war doch nicht für die armen Kleinen geeignet, die bei ihr weilten, und so erfahren wir denn, daß, jedenfalls auf Veranlassung der Wartburgleute, sie zu Elisabeths Tante, der Aebtissin von Kitzingen, geschickt wurden, die bald darauf selbst in Eisenach erschien, um sich auch ihrer Nichte anzunehmen. Sie führte sie mit sich und brachte sie zu ihrem Bruder, Elisabeths Oheim, dem Bischof Eckbert von Bamberg, der sie auf sein Schloß Pottenstein schickte. Es scheint, als habe Elisabeth ihren Verwandten das Ideal, das sie in der Seele trug, offen dargelegt und als habe ihr Plan bei dem geistlichen Würdenträger keinen Anklang gefunden. Es ging doch nicht an, daß eine der ersten deutschen Fürstinnen auf der Landstraße und in den Städten bettelnd einherzog, ein Vorbild der Armuth und Selbstdemüthigung, und der Bischof hielt es deswegen für angebracht sie von diesem Lebensziel dadurch abzubringen, daß er sie wieder verheirathete. Aber mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Naturells weigerte sich Elisabeth

ihm hierin entgegenzukommen, und sie drohte sogar sich das Gesicht zu verstümmeln, wenn er sie zwänge dem Gelübde, welches sie Konrad von Marburg geleistet und das sie nach dem Tode ihres Mannes zur Ehelosigkeit bestimmte, untreu zu werden.

Um diese Zeit waren die thüringischen Edeln, welche ihren Herrn zum Kreuzzuge begleitet hatten, aus dem gelobten Lande zurückgekehrt, hatten in Apulien die Gebeine des Landgrafen ausgegraben und führten sie nun in einem geschlossenen Sarge mit sich, um sie in der Heimath zu bestatten. Als die Edeln der Residenz des Bischofs Eckbert nahe waren, schickte dieser zu seiner Nichte auf Schloß Pottenstein, damit sie bei der feierlichen Einholung der sterblichen Ueberreste ihres Gatten zugegen sei. Sie kam, und am Sarge des heißgeliebten Todten brach ihr Schmerz noch einmal mit ungestümer Gewalt hervor, ehe sie sich fassen konnte; dann sprach sie, wie das Zeugniß ihrer Mägde berichtet, jene wunderbaren Worte, die uns einen so tiefen Einblick in ihr Inneres gewähren: „Ich danke dir, Gott, daß du mich durch die Gebeine meines geliebten Gatten so barmherzig getröstet hast. Du weißt, wie sehr ich ihn geliebt habe, dennoch mißgönne ich dir den Todten nicht, der sich selbst, wie ich ihn, zur Rettung des heiligen Landes geopfert hat; wenn ich ihn wieder haben könnte, würde ich die ganze Welt für ihn hingeben, um mit ihm zusammen *fortan betteln zu gehen*.[13] Doch gegen deinen Willen, du weißt es wohl, möchte ich ihn nicht mit eines Haares Werth zurück erkaufen. Jetzt übergebe ich ihn und mich deiner Gnade; dein Wille geschehe mit uns!" Der Bischof, welchem das Schicksal Elisabeths sehr am Herzen liegen mußte, besprach nun mit den Edeln, was mit ihr zu thun sei, und da es vor allem darauf ankam sie wieder in den Besitz ihres Witwenrechts zu setzen, verpflichtete er die Ritter diese Angelegenheit mit dem Landgrafen Heinrich zu ordnen. Er wollte augenscheinlich der Absicht

Elisabeths ganz in Armuth zu leben, soviel wie er vermochte, entgegenwirken, und vielleicht ist er es auch gewesen, der den Papst Gregor auf seine Nichte aufmerksam machte, so daß dieser sich veranlaßt sah sie der Fürsorge des Magisters Konrad zu empfehlen. Konrad muß, als die Landgräfin so eigenwillig die Wartburg verlassen hatte, entweder dem Schauplatz ihres Umherirrens fern gewesen sein oder er hat geglaubt, daß, nachdem sich die geistlichen Verwandten ihrer angenommen, seine Einwirkung überflüssig sei, wenigstens tritt er erst jetzt, nachdem der päpstliche Auftrag an ihn gelangt war, wieder bestimmend hervor. Nach der Bestattung der Gebeine des Landgrafen in Reinhartsbrunn vereinbarte er zunächst mit dem Landgrafen Heinrich, daß der Witwe ihre eingebrachte Mitgift wieder ausgezahlt werden sollte. Er selbst erzählt uns,[14] wie Elisabeth dann ihn um Rath anging, ob sie in einem Kloster oder „in irgend einem andern Lebenszustande sich besser verdient mache", und wie sie dabei das, was tief in ihrem Gemüthe saß, mit vielen Thränen von ihm forderte, daß er ihr nämlich gestatten möchte „von Thür zu Thür betteln zu gehen".[15] Wir sehen, immer wieder kam Elisabeth auf den Gedanken zurück den das Franziskanerthum in ihr wachgerufen hatte: sie wollte ein Leben der freiwilligen Armuth und der Erniedrigung führen. Und als Konrad mit Entschiedenheit ihr diese Bitte abschlug, erwiderte sie „So werde ich das thun, woran ihr mich nicht hindern könnt." Sie trat in den sogenannten dritten Orden, den Franciscus von Assisi 1221 für die weltlichen Laien gestiftet hatte; es war nicht ganz das, wovon sie träumte, aber es entsprach ihrem Lebensideal noch am meisten. Am Charfreitag des Jahres 1228 leistete sie in der Kapelle der Franziskaner zu Eisenach vor Konrad und den Mönchen das Gelübde; hier entsagte sie ihren Eltern und Kindern, ihrem eigenen Willen und aller weltlichen Herrlichkeit, und wieder wollte sie sich zu steter Armuth verpflichten, indem sie

auch ihrer Mitgift entsagen wollte, allein dagegen erhob Konrad Einspruch: die Fürstin durfte keine Bettlerin werden. Wir können nur annehmen, daß es Rücksichten auf die landgräfliche Familie gewesen sind, welche den glaubenseifrigen Mann zu diesem Einschreiten bestimmten, obwohl er selbst seinen Schritt mit dem Hinweis auf die Schulden ihres verstorbenen Ehegatten und auf das Gute, welches sich mit dem Gelde den Armen erweisen ließ, später begründet hat. Da er aber einsah, daß Elisabeths ganze Seele an dem Ideal des Franziskanerthums hing, war er darauf bedacht ihrem Thun und Treiben wenigstens einen festen und fesselnden Halt zu geben. Während sie den Sommer auf einem Dorfe in einer ärmlichen Hütte zubrachte, ließ er von einem Theil der ihr von Landgraf Heinrich ausgezahlten Mitgift in Marburg ein Hospital errichten und betraute sie und ihre Mägde mit der Aufgabe sich dort der Pflege der Kranken zu widmen. Im Winter von 1228/29 trat sie in das Hospital ein; auch der Papst spendete dem Unternehmen seinen Segen und sandte reichen Ablaß für dasselbe. An diesem Ort hat nun Elisabeth die wenigen letzten Jahre, die ihr noch beschieden waren, verlebt, den Werken der Barmherzigkeit, der Mildthätigkeit und Krankenpflege sich hingebend, leider aber auch der harten, eifrigen Zucht des Ketzerrichters unterworfen, der sie mit seinen asketischen Uebungen quälte und peinigte.

In dieser ihrer letzten Lebenszeit entwickelte sich zugleich am deutlichsten, wie wenig das religiöse Ideal Elisabeths mit dem des finsteren Ketzerrichters übereinstimmte. Ihr übermäßiges Wohlthun erschien dem rauhen Mann als unnütz, nicht als der Beweis eines reinen Glaubens, sondern als Zeichen müßiger Verschwendung, und mit harten Strafen suchte er ihm entgegenzuwirken. Ihre stille, wunderbare Fröhlichkeit, die sie bei allen ihren Handlungen bewahrte, war ihm noch ein Abglanz weltlicher Freude, und um die Aermste zu betrüben, entfernte er aus

ihrer Nähe ihre treuen Dienerinnen, an denen ihr Herz hing und von denen sie sich nur mit Thränen trennte; an deren Stelle umgab er sie mit zwei groben, zänkischen Weibern, die nach seinem eigenen Zeugniß sie unwirsch und schlecht behandelten. Sie mußte die niedrigsten Hausarbeiten, deren sie doch ungewohnt war, selbst verrichten. Wenn sie sein Gebot überschritten, den Armen vielleicht mehr gegeben hatte, als ihm recht war — und in dieser letzteren Hinsicht war sie freilich verschwenderisch genug, da sie an einem Tage einmal einen bedeutenden Theil ihrer Mitgift, 500 Mark Silber, an die Armen vertheilte —, so geißelte er ihren Körper mit barbarischen Schlägen, deren Spuren lange sichtbar blieben. Aber geduldig ertrug die arme Fürstin dies alles, arbeitsam waren ihre Tage, ärmlich und dürftig ihre Nahrung, unermüdlich ihre Pflege und Fürsorge für die Kranken. Und es war kein Wunder, daß in ihrer weichen Seele, die ein Opfer des asketischen Zwanges jetzt geworden war, sich allmählich ein strenger, menschenscheuer Zug ausbildete. Die Vergangenheit war für sie abgethan, die Mutterliebe selbst in ihrem Herzen ausgelöscht, und von einem kranken Knaben, den sie pflegte, trennte sie sich, nur um ihn nicht zu lieb zu gewinnen. Es wird erzählt, ihr Vater, der König von Ungarn, habe, als er von ihrem Lose hörte, den Versuch gemacht sie in die Heimath zurückbringen zu lassen. Als der ungarische Gesandte, ein Graf Banfi, sie in Marburg am Rocken sitzen sah, rief er erstaunt aus: „Hat man jemals eine Königstochter Wolle spinnen sehen!" Aber standhaft weigerte sich Elisabeth dem Rufe ihres Vaters Folge zu leisten. Wenn unseren modernen Anschauungen ein Dasein wie dieses tief beklagenswerth erscheint, so ergreift uns um so mehr die reine gottergebene Frömmigkeit, die sich in Elisabeths Charakter ausprägte und in der sie sich hoch über die starre asketische Gesinnung ihres Lehrers und Meisters erhob. Es traten in ihr

Züge hervor, durch die sie sich unseren protestantischen Empfindungen wunderbar nähert und auf die auch der große Reformator, der drei Jahrhunderte nach ihr auf der Wartburg saß, mit Freude in seinen Tischreden hinwies. So zeigte man ihr eines Tages in einem Kloster reichvergoldete Skulpturen, mit denen die Mönche die Kirche geschmückt hatten und auf die sie nicht wenig stolz waren. Als Elisabeth dieselben sah, schüttelte sie mißbilligend den Kopf und sagte zu ihren Begleitern, sie hätten besser gethan sich mit dem Gold zu kleiden und zu nähren, als die Wände damit zu behängen, denn „diese geschnitzten Bilder solltet ihr in eurem Herzen tragen". Ein andermal bot man ihr ein schönes Heiligenbild zum Kaufe an, sie lehnte es aber mit den Worten ab: „Ich bedarf keines solchen Bildes, ich trage es in meinem Herzen." In der letzten Zeit ihres Lebens litt sie häufig an Visionen und hysterischen Anfällen; ihre körperliche Gesundheit war durch die asketischen Maßnahmen Konrads allmählich aufgerieben worden, und wie eine Flamme am trockenen Docht verlosch ihr Leben. In ihrer Todesstunde war Konrad bei ihr, er hatte ihre letzte Beichte gehört und ihr das Abendmahl ertheilt; sie ordnete an, daß alles, was sie noch besaß, unter die Armen vertheilt werden sollte, mit Ausnahme ihres grauen Franziskanermantels, in welchem sie beerdigt zu werden wünschte. Als sich Nonnen und Mönche weinend ihrem Lager nahten, rief sie ihnen den Spruch des Evangeliums zu: „Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch!" Keine Erinnerung an ihr früheres Leben als Fürstin, als Gattin und Mutter beschlich ihre Todesstunde; mit frommen Sprüchen auf den Lippen schlummerte die Franziskanerin sanft und friedlich ein (17. November 1231). Sie starb, erst 24 Jahre alt, vier Jahre nach dem Tode ihres Mannes.

Ihre kurze, irdische Laufbahn hat eine breite, lichte Spur hinterlassen, so hell und so leuchtend, daß die geschichtliche

Forschung hinter diesem Glanz den sterblichen Theil ihrer Menschlichkeit nur mühsam zu ermitteln vermag. Die Legende und die Tradition haben ihr Leben und ihren Charakter verklärt, aber der Maßstab, mit dem jene messen, ist nicht mehr der unsrige. Immerdar werden wir in Elisabeth zuerst die treue Gattin ihres Fürsten und die mildthätige Mutter ihres Volkes sehen, die mit rascher Hand Noth und Elend in ihrem Lande zu stillen suchte, indem sie den Weg, welchen die Kirche des Mittelalters zur Lösung der sozialen Frage empfahl, freudigen Herzens betrat und das Evangelium der Arbeit nicht minder hoch stellte wie das der Armuth. Auf diesem schönen Bilde einer mittelalterlichen Frauengestalt erkennen wir zugleich mit inniger Theilnahme den trüben Schatten eines schmerzlichen Geschicks; was die katholische Kirche als ihr Martyrium bewundert, ist uns nur tiefen Mitleids würdig. Um aber die Heilige und ihr religiöses Ideal zu verstehen, bleibt uns allein die innere Versenkung in die große Bewegung ihrer Zeit; in dieser wurzelte ihr Denken und Empfinden, ihr Sinnen und Handeln. Auch das war ihr noch beschieden, daß sie, kaum der Erde übergeben, wie noch mit einigen Worten berührt werden muß, mit dem Inhalt ihres Lebens den fanatischen Ideen ihres Lehrers und Meisters dienen mußte.

Wenige Tage, nachdem Elisabeth gestorben und beerdigt war, wurde von Wundern erzählt, die an ihrem Grabe geschehen seien. Kranke und Sieche waren dort angeblich geheilt, ja selbst Todte in das Leben zurückgerufen worden. Konrad von Marburg hatte sich wiederum voll Eifer seiner unheimlichen Thätigkeit die Ketzer zu verfolgen und zu bestrafen gewidmet, als auch zu ihm die Kunde solcher Wunderthaten drang. Es war über dem Grabe Elisabeths eine Kapelle errichtet worden und einige Gläubige hatten zwei Altäre gestiftet, deren Weihe auf Bitten Konrads der Erzbischof von Mainz übernahm; bei

dieser Gelegenheit hielt Konrad eine Predigt, die viel Volks zusammenführte, und da die Begeisterung für die verstorbene fromme Frau groß war, hielt man ein Verhör aller Zeugen ab, die über die geschehenen Wunder etwas auszusagen wußten. Man setzte darüber einen Bericht an den Papst auf, worin die Bitte ausgesprochen wurde Elisabeth in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Am merkwürdigsten aber war die Art, wie man diese Bitte begründete; klagend hieß es zu Beginn des Berichtes, daß in Deutschland, wo sonst der rechte Glaube zu gedeihen pflegte, der Same der Ketzerei üppig aufgegangen sei; nun aber habe Christus die Ketzer durch vielfache Qual und Todesart heimgesucht (eine Anspielung auf die grausamen Verfolgungen, denen sie in jener Zeit ausgesetzt waren) und vernichte sie jetzt sogar auf wunderbare Weise, indem er die Wahrheit des Glaubens durch die Wunder der verstorbenen Landgräfin erweise. Und wie dieser Gesichtspunkt ganz den Anschauungen des Ketzerrichters entsprach, wie diese Worte nur von einem fanatischen Ketzerverfolger niedergeschrieben sein konnten, so auch die Schlußformel, der Papst möge geruhen „zur Förderung und Hülfe der allgemeinen Kirche und zur Vernichtung der Bosheit der Ketzer" die Verstorbene in den Katalog der Heiligen einzuschreiben. Wahrlich, das Seltsamste war geschehen, die fromme, barmherzige Landgräfin sollte aus ihrem Grabe heraus noch die Dienerin und Gehülfin des finsteren Konrad sein, sie war ihm nichts als eine Stütze seines eigenen Lebenswerkes den Unglauben und die Ungläubigen zu vertilgen. Aber der Gedanke des Ketzerrichters zündete bei dem glaubenseifrigen Gregor IX. mit außerordentlicher Kraft; in den Erlassen, die er als Antwort des Berichts nach Deutschland sandte,[16] verlangte er für die Heiligsprechung zwar ein sorgsameres Zeugenverhör, zugleich jedoch ertheilte er dem Marburger Hospital alle möglichen Ablaßspenden und feierte in den kühnsten Bildern des Kurialstils, wie

sehr die Ketzerei durch den heiligen Lebenswandel Elisabeths in ihrer Nichtigkeit und Schädlichkeit getroffen und der heilige Glaube der Gläubigen gestärkt werde. Diesen Gesichtspunkt für die Heiligsprechung Elisabeths gab die Kurie nicht wieder auf; zum Tode getroffen, sank Konrad am 30. Juli 1233, von einigen Edelleuten unweit von Marburg überfallen, zu Boden, seine verhängnißvolle Thätigkeit als Ketzerrichter, die so viel Unheil über die Menschen brachte, war beendet, ohne daß er die Heiligsprechung bewirkt hatte, aber dieser sein Gedanke blieb. Als die Brüder vom Deutschen Orden, welche die Verwaltung des Marburger Hospitals in die Hand bekommen hatten, am 1. Juli 1235 die Heiligsprechung der thüringischen Landgräfin erreichten, da klang aus der feierlichen Kanonisationsbulle der Welt das Lob der Heiligen entgegen, welche durch ihre Tugenden den Katholiken den Glauben gestärkt und über die Ketzer und ihr verwerfliches Dogma Schmach und Verwirrung gebracht habe. So wurde das Andenken der Elisabeth mit allen Ausstrahlungen des religiösen Geistes ihrer Zeit — auch mit den verwerflichsten wie vordem mit den idealsten — untrennbar verschmolzen.

Das Marburger Hospital aber blühte und gedieh durch den Ruf ihres Namens in wunderbarer Segensfülle. Den Brüdern vom Deutschen Orden war es durch Landgraf Konrad, Ludwigs jüngsten Bruder, der selbst in den Orden eintrat, zugewiesen worden, und unter der Verwaltung der praktisch gesinnten Brüder nahmen der Ort und die Stiftung einen großen Aufschwung. Aus allen Diözesen Deutschlands, von Mainz, Trier, Köln, Bremen, Magdeburg u. s. w. her strömten die Gläubigen herbei, um durch die Fürbitte der ehemaligen Landgräfin Heilung von ihren Leiden zu finden oder auch nur, um an ihrem Grabe zu beten. Opfergabe auf Opfergabe wurde gespendet; ein Zeitgenosse, der wenige Jahre nach Elisabeths

Tode in Marburg war, berichtet staunend, er habe in seinem Leben nicht so viel Menschen beisammen gesehen, wie an jenem Tage in Marburg. Die Heiligsprechung verstärkte diesen Zustrom, und doch war das großartigste Schauspiel, welches der Ort sah, die Erhebung der Gebeine der Heiligen, als Kaiser Friedrich II. nach seiner Aussöhnung mit dem Papst selbst erschien, um im schlichten, grauen Franziskanergewande angesichts von Tausenden vor dem geöffneten Sarge niederzuknien. (1. Mai 1236.)

Auch ein Denkmal sollte diese Zeit ihr setzen; schon war im Jahre vorher von Elisabeths Schwager, dem neuen Deutschen Ordensmeister Konrad, der Grundstein zu dem herrlichen Dom in Marburg gelegt worden, der nach fünfzig Jahren (1283) seine Vollendung fand. Seine schlichten, frühgothischen Formen umschlossen das Grab der Heiligen, wie ihre gläubige, hingebungsvolle Seele in seinen Pfeilern verewigt zu sein scheint. Der Reihe nach kamen die Künste im Laufe der Jahrhunderte der Heiligen zu huldigen; an die Kraft und Größe des Marburger Doms reicht nichts heran, was sie geschaffen haben. Dem Heiligen kann nur das Heilige gerecht werden. Und doch tritt uns die deutsche Frau und Fürstin um so verständiger, anziehender und gemüthvoller entgegen, je mehr wir, von frommen und ästhetischen Empfindungen uns loslösend, in das bewegte Leben ihrer Zeit blicken.

Anmerkungen.

[1] Die Elisabeth-Litteratur ist ungemein reichhaltig und buntscheckig; die meisten Biographen der thüringischen Landgräfin bieten jedoch nur eine unkritische Mischung von Legende und Geschichte, so besonders das schwungvoll und poetisch geschriebene Werk: „Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn. Aus dem Französischen des Grafen von Montalambert übersetzt von J. Ph. Städtler, Regensburg, 3. Aufl. 1862", das der Historiker des reichhaltigen Materials wegen nicht übersehen darf. Vom protestantischen Standpunkte aus geschrieben und die bisher einzig kritische Darstellung von dem Leben und der Entwickelung Elisabeths, war die Arbeit von Professor Wegele in Sybels „Hist. Zeitschrift", I. Serie, Bd. V., S. 351 ff. Wegele erhob zuerst die Forderung einer strengen Quellenkritik, die dann durch C. Wencks Untersuchungen über die „Entstehung der Reinhartsbrunner Geschichtsbücher" Halle 1878 angebahnt wurde. In diesen Bahnen halten sich, unabhängig voneinander und doch in den Hauptpunkten zu den gleichen Ergebnissen führend, die sehr gründlich die litterarischen Arbeiten beleuchtende Arbeit von G. Börner: „Zur Kritik der Quellen für die Geschichte der heiligen Elisabeth von Thüringen" (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XIII. Bd. 1888, S. 433—515) und meine Dissertation: „Zur Biographie der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Rostock 1888." Die beiden letzteren Arbeiten ergänzen sich gegenseitig und ihre Ergebnisse sind in der vorliegenden Schrift verarbeitet.

[2] „Der Wartburgkrieg", herausgegeben von K. Simrock. 1858. Die prosaische Bearbeitung der Sage in Dietrichs von Apolda Vita Sanctae Elisabeth I. 1 und in den Annales Reinhardsbrunnenses, herausgegeben von Wegele S. 338 ff. Vergl. die Schriften von Koberstein, Rinne und Jak. Grimm: „Ueber den deutschen Meistergesang". S. 77 ff. — Richard Wagner hat in seinem Operntext an die Stelle der Landgräfin Sophie die heilige Elisabeth und an Stelle Heinrichs von Ofterdingen den Tannhäuser der Sage gesetzt, der im Venusberg weilt und dorthin zurückkehrt, da der grünende Stab und die Botschaft des Papstes zu spät ihm nachgesandt werden.

[3] Die Daten über Landgraf Hermann I. von Thüringen und seine Familie sind zusammengestellt von Häutle in einem Aufsatz der Zeitschrift f. thür. Geschichte I. Serie, Bd. V., S. 114 ff. — In dieser Arbeit findet sich die Bemerkung, daß bereits der bekannte Geschichtsforscher Ferd. Wachter (in seiner Thüringischen und obersächsischen Geschichte 1826—30) die hier von mir vertretene Auffassung geltend gemacht hat: „Wachter bestreitet, daß Elisabeth schon als Säugling für Ludwig bestimmt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Elisabeth für Hermann den Erstgeborenen nach Thüringen gebracht worden und sein Tod war es, der sie seinem Bruder Ludwig zuführte."

[4] Es sind uns die Aussagen mehrerer ihrer Mägde über ihr Leben, allerdings in überarbeiteter Form erhalten, (Libellus de dictis quattuor ancillarum etc. bei Mencke Script. rer. Germ. II S. 2007 ff.), und aus diesen Aussagen erfahren wir auch mancherlei über die Jugend Elisabeths, was freilich sehr tendenziös zurechtgestutzt ist.

[5] Diese seltsame und in ihren Erklärungen romanhaft ausgeschmückte Ermordung der ungarischen Königin hat Alfons Huber in seinen „Studien über die Geschichte Ungarns" 1883 kritisch beleuchtet und klargestellt, was sich an der Hand der Quellen darüber überhaupt noch klarstellen läßt.

[6] Sie finden sich sowohl in dem sogenannten Libellus wie bei dem allerdings weit unsichreren Dietrich v. Apolda. Börner verweist sie (a. a. O. S. 453 und 485) im Gegensatz zu meiner Auffassung — ganz und gar in das Gebiet der Fabel. Er erklärt aber auch nicht, wie sie entstehen konnten.

[7] Bei Montalambert-Städtler, die den Cäsarius von Heisterbach in seinen wesentlichsten Mittheilungen abdrucken a. a. O. S. 729 ff. Der erste selbständige Biograph der Heiligen, Dietrich von Apolda, hat auch die Anekdoten über den Landgrafen aus dem Volksmunde gesammelt. Daraus sind sie übergegangen in die Annales Reinhardsbrunnenses und in das Deutsche „Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen von Thüringen" von Fr. Ködiz von Salfeld (aus dem ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts stammend).

[8] „Die Denkwürdigkeiten (1207—38) des Minoriten Jordanus von Giano", herausg. von G. Voigt — (Abhandlungen der königl. sächs. Gesellsch. der Wissensch. Hist.-phil. Kl. Bd. 5, S. 423 ff.) sind mit die wichtigste Quelle für die Geschichte des Franziskanerthums in Deutschland und auch für die Biographie der heiligen Elisabeth von hohem Interesse. Vergl. über sie W. Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen" 5. Aufl. Bd. 2, S. 337.

[9] Ueber Konrad von Marburg, vergl. Henke „Konrad von Marburg" 1854; B. Kaltner, „Konrad von Marburg und die Inquisition in Deutsch-

land" 1882; A. Hausrath, „Der Ketzerrichter von Marburg" 1861 (neuer Abdruck in den „Kleineren Schriften" 1881).

[10] Wohl eine der ersten dramatischen Aufführungen, von denen die Litteraturgeschichte weiß. „Es war so," erzählt Cäsarius von Heisterbach, „als ob man es mit Augen gesehen hätte." Das Schauspiel wurde zweimal aufgeführt.

[11] Der plötzliche Tod des Landgrafen hat den Chronisten zu der unerwiesenen und unbegründeten Behauptung Anlaß gegeben, der Landgraf sei vergiftet worden.

[12] Die quellenkritischen Beweise dafür, daß die Landgräfin unmöglich von der Wartburg verstoßen worden sein kann, finden sich bei Börner a. a. O. S. 454 ff. und in meiner oben genannten Schrift S. 65 ff. Die Argumente, die in beiden Arbeiten geltend gemacht worden, sind zum Theil verschieden, so daß sie die Gewißheit des Ergebnisses verstärken. — In dem Folgenden schildere ich die Vorgänge genau nach den Quellen, aber ich setze den inneren Zusammenhang ein, den wir in diesen letzteren entweder gar nicht oder anders geartet finden. Hinsichtlich der Begründung muß ich auf meine genannte Schrift verweisen.

[13] „Si possem eum habere, pro toto mundo eum acciperem, semper secum mendicatura." Libellus bei Mencke II., S. 2021.

[14] In seinem Briefe über das Leben Elisabeths an den Papst ein Jahr nach ihrem Tode. Wyß: Hessisches Urkundenbuch Nr. 34.

[15] „Ipsa ad summam tendens perfectionem, utrum in reclusorio vel in claustro vel in quo alio statu magis posset mereri me consultans, hoc tandem in animo suo resedit, quod cum multis lacrimis a me poposcit, ut eam permitterem ostiatim mendicare."

[16] Börner a. a. O. S. 435 nimmt an, daß dieser erste Wunderbericht gar nicht nach Rom gekommen sei, aber er übersieht, daß der Papst in seinen Erlassen, wie hier angegeben, auf das Schreiben eingeht.

Westfälische Kohlenformation.

Von

Dr. Karl List
in Oldenburg (Großh.).

Mit sechs Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Länger als ein Jahr hat das rheinisch-westfälische Kohlengebiet die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als in ihm unter den Bergarbeitern die Bewegung ausgebrochen war, die immer höhere Wellen schlug, so daß sie bis an die Stufen des Thrones gelangten. Jetzt, wo dort Ruhe zurückgekehrt ist, sind auch die Zustände der westfälischen Bergwerksbevölkerung in den Hintergrund der politischen Interessen getreten;* für Manchen aber, welcher sich bisher nur wenig darum kümmerte, hat die Frucht des westfälischen Bergbaues, die Steinkohle, eine größere Bedeutung gewonnen, indem er zu der Erkenntniß geführt werden mußte, daß dieselbe eine der wichtigsten Grundlagen des jetzigen Kulturlebens bildet.

Wir Alle haben eingesehen, daß eine Störung im Kohlenhandel große Unannehmlichkeiten zur Folge hat, indem sie das Material vertheuert, welches wir gebrauchen, um unsere Häuser zu erwärmen und mit Gas zu beleuchten. Es ist aber auch Jedem klar geworden, wie eine Stockung in der Versorgung mit Steinkohlen unsere Gesamtindustrie lähmt und hierdurch der bürgerlichen Gesellschaft unheilvoll werden kann. Erwünscht dürften deshalb Vielen auch Mittheilungen über die Art und Weise sein, wie die Natur uns diese unschätzbare Gabe darbietet. Gerade die westfälische Kohlenformation zeigt aber auch in dieser

* Dieser Arbeit liegt ein Anfang vorigen Jahres gehaltener Vortrag zu Grunde.

Beziehung so vieles Interessante, daß es sich wohl der Mühe lohnt, sich eingehend mit ihr zu beschäftigen, wie es im folgenden geschehen soll.

Das westfälische Steinkohlengebiet nimmt unter den übrigen des europäischen Kontinents in Bezug auf Größe der Produktion und Anzahl der in ihm beschäftigten Bergleute den ersten Rang ein. Uebertroffen wird es hierin nur von dem englischen in Durham und von dem in Pennsylvanien. Im Jahre 1889 wurden nach den Mittheilungen des Oberbergamts Dortmund, welches die Kohlengruben auf der rechten Seite des Rheins umfaßt, 33 702 266 Tonnen (= 674 043 320 Zentner) Kohlen gefördert und 114 692 Arbeiter beschäftigt. Um die Größe dieser Produktion uns zu veranschaulichen, wollen wir bedenken, daß eine metrische Tonne Steinkohlen etwa den Raum von einem Kubikmeter einnimmt. Jene 33½ Millionen Tonnen würden mithin ausreichen, um eine Fläche von 33½ Quadratkilometer einen Meter hoch zu bedecken oder rings um die Erdkugel einen Reif von einem Meter Breite und fast 99 Centimeter Höhe zu legen. Auf einem Platze mit einer Oberfläche von hundert Meter im Quadrat aufgethürmt, bilden sie eine senkrechte Säule von 3350 Meter Höhe, welche also mehr als zehnmal so hoch wie der Eifelthurm ist, und, wenn sie in München errichtet würde, die Höhe der Zugspitze, des höchsten deutschen Berges, um ein Viertel überragen oder bei Interlaken am Ufer des Thuner Sees nur wenig unter dem Gipfel der Jungfrau zurückbleiben würde. (Zum Vergleich sei bemerkt, daß im Jahre 1882 die Kohlenproduktion von England 160 Millionen Tonnen betrug, die von Nordamerika 88 Millionen, von ganz Deutschland 65 Millionen, von Westfalen allein 25 750 000.) Dies Verhältniß dürfte gegenwärtig nicht wesentlich anders sein. Die Kohlenförderung Westfalens befindet sich in fortwährendem Zunehmen; seit 1850, also seit der Einführung der Eisenbahnen,

ist sie etwa verzehnfacht.[1] Es möge nur noch bemerkt werden, daß sich aus den Ziffern, welche über die Bergwerksstatistik des westfälischen Kohlenbeckens veröffentlicht sind, ergiebt, daß die Größe der Förderung in bedeutend stärkerem Verhältniß, wie die Anzahl der Bergleute gewachsen ist. Im ersten Vierteljahr 1890 erreichte sie 9032158 Tonnen. — Wir wollen aber nicht länger bei den statistischen Angaben über den westfälischen Bergbau verweilen, denn, so wichtig dieselben auch für die Volkswirthschaft

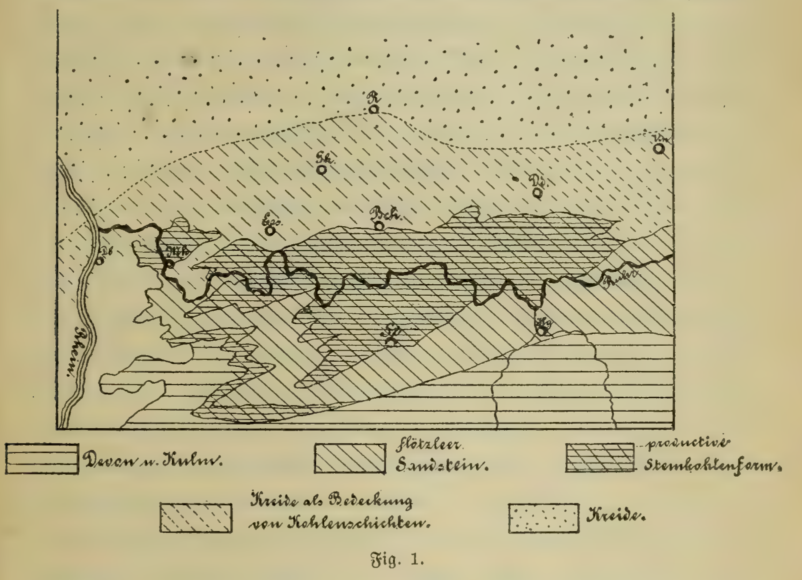


Fig. 1.

sind, so bietet doch das Vorkommen der Steinkohlenformation im geologischen Sinne noch größeres, allgemeines Interesse.

Wenn wir, um uns über das Vorkommen der Steinkohle in Westfalen zu belehren, die geologische Karte betrachten und aufsuchen, wo auf ihr am rechten Ufer des Rheines die Steinkohlenformation angegeben ist, so finden wir, daß diese einen Streifen bildet, welcher nach Norden von einer Linie begrenzt wird, die in beinahe westöstlicher Richtung, von Mülheim a. d. Ruhr

ausgehend, an Essen, Bochum, Dortmund vorüber, bis über Unna hinausverläuft, während seine südliche Begrenzung von Elberfeld aus der bergisch-märkischen Bahn bis Hagen und dann dem Thal der oberen Ruhr folgt, wo er sich weiter ausbreitet (Fig. 1.). Hiermit ist aber keineswegs ausgesprochen, daß innerhalb dieser Grenzen durch den Bergbau Steinkohlen wirklich gewonnen werden können; die Karte giebt ja nur an, wo die Steinkohlenformation im *geologischen* Sinne zu Tage geht, d. h. wo die Schichten derjenigen Formation unbedeckt an der Oberfläche liegen, welche das dritte Stockwerk im Aufbau des uns zugänglichen Theiles des Erdkörpers bilden. Aber nur in der oberen Abtheilung der Steinkohlenformation sind Steinkohlenflötze abgelagert, während die untere aus massigen Sandsteinen besteht, welche nur hier und da Abdrücke von Pflanzentheilen enthalten. Gegen Westen findet sich dieser „flötzleere Sandstein" nur am südlichen Rande, als Grenze gegen die Devonformation, breitet sich aber im Osten immer mehr aus und verdrängt schließlich völlig die Kohle führenden Schichten. So kommt es, daß etwa die Hälfte des ganzen Terrains, welches auf der geologischen Karte als der „Steinkohlenformation" angehörend bezeichnet ist, *keine* Kohlen liefert. Das Widersinnige dieser Bezeichnung verschwindet, wenn man die genetische Beziehung festhält, in welcher die beiden Abtheilungen der Kohlenformation stehen. Ueberall, wo der flötzleere Sandstein in Berührung mit Kohle führenden Schichten vorkommt, findet man diese über *ihn* gelagert; sie sind also später entstanden, und zwar ist in dem flötzleeren Sandstein uns der sandige Boden des Meeres erhalten, an dessen sumpfigem Uferrande die Pflanzen-Vegetation wucherte, welche dann, wiederholt mit Schlammschichten oder Sand bedeckt, im Laufe der Jahrtausende in Steinkohle umgewandelt wurde. Aus den Ablagerungen von Sand und Schlamm sind Sandsteine und Schiefer entstanden; in letzterem finden wir die bekannten schönen Pflanzen-

abdrücke. Neben der wissenschaftlichen Bedeutung für die Geologie ist diese Thatsache von hohem, *praktischem* Werth für den Bergbau, da sie ja die Unmöglichkeit beweist, beim Abbau eines Schachtes in der Kohlenformation in größerer Tiefe noch zu Kohlen gelangen zu können, wenn man bis zur Grenze des flötzleeren Sandsteins eingedrungen ist.

Ein noch größerer Widerspruch scheint darin zu bestehen, daß auf der geologischen Karte gerade diejenigen Orte, welche als Mittelpunkte des Kohlenbergbaues bekannt sind: Essen, Bochum, Dortmund, jenseits der Grenze der Kohlenformation liegen; ja die Gegend von Gelsenkirchen, welches nicht nur jetzt durch den Aufstand der Bergleute allgemein bekannt geworden ist, sondern auch durch die Höhe der statistischen Ziffern der dortigen Gruben alle übrigen übertrifft, liegt gänzlich *außerhalb* der Kohlenformation auf dem angrenzenden Gebiete der Kreide.[2] Auch nach Westen geht der Kohlenbergbau weit über das Steinkohlengebiet der Karte hinaus. Bei Homberg, gegenüber von Duisburg, liegt die Zeche Rheinpreußen, eine der ergiebigsten des ganzen Reviers, und noch weiter westlich bei Bluyn, unweit Mörs, hat man das Vorkommen von Kohlenflötzen in der Tiefe festgestellt, 24 Kilometer von der Grenze der Kohlenformation auf der Karte entfernt.

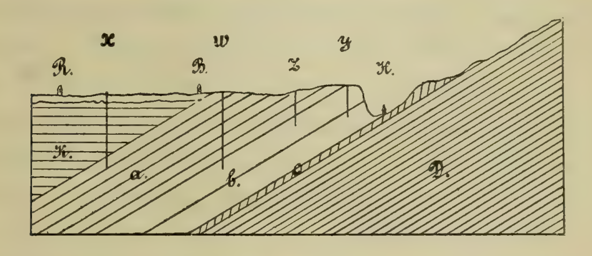
Die Erklärung für diese Verhältnisse werden wir finden, wenn wir erkennen, auf welche Weise unsere Kohlenformation den anderen Formationen eingelagert ist. Die geologische Karte kann uns hier nur gewissermaßen als *Grundriß* dienen. Sie zeigt uns nur, daß unsere Kohlenformation zwischen der Kreide- und der devonischen Formation liegt, jenem Komplexe von Schichten, welche die obere Abtheilung derjenigen Massen bildet, welche während der zweiten Periode der Erdbildung aus dem Meere abgelagert sind und das ganze Gebirgsland am rechten Rheinufer und am linken von Koblenz bis Bingen zusammensetzen.

Zur besseren Uebersicht möge die nachstehende Zusammenstellung der geologischen Formationen dienen, wie sie nacheinander in den Hauptperioden der Erdbildung entstanden sind. Die ältesten sind, ihrer Lage entsprechend, unten angestellt.

10. Alluvium
9. Diluvium
8. Tertiärformation
7. Kreideformation
6. Juraformation
5. Trias:
    a. Keuper
    b. Muschelkalk
    c. Buntsandstein
4. Dyas
3. Steinkohlenformation:
    a. produktives Kohlengebirge
    b. flötzleerer Sandstein
    c. Kulm
2. Devon- und Silurformation
1. Urschieferformation.

Auf welche Weise aber die Kohlenformation zwischen dem rheinischen Devon- und der Kreideformation eingelagert ist, kann uns nur ein Aufriß zeigen, eine Profilzeichnung, wie sie uns eine senkrecht durch die Schichten geführte Schnittfläche bietet. (Fig 2.) Das Material zu einer solchen ist in reichlicher Menge vorhanden. Auf dem Grenzgebiete von Devon- und Kohlenformation findet sich leicht Gelegenheit, in Einschnitten von Fahrwegen und Eisenbahnen zu sehen, daß die Schichten von beiden Formationen eine übereinstimmende Neigung nach Norden besitzen oder, in der Bergmannssprache, dasselbe nördliche „Einfallen" haben. Ein durch die drei benachbarten Formationen in der Richtung des Einfallens geführter Schnitt würde uns zeigen, daß die Kohlenformation mit ihrer untersten Abtheilung, dem flötzleeren Sandsteine, und Kulm auf den obersten Schichten des Devons ruht, während an der nördlichen Grenze die oberste kohleführende Schicht unter der Kreide liegt, und daß mithin die ganze Kohlenformation nach Norden zu unter die Kreide in unbekannte Tiefen niedergeht. — Die Kreideformation selbst hat nicht die geneigte Schichtenlage der Devon- und Kohlenformation, sondern ist der letzteren horizontal angelagert.

Der Raum auf der Erdoberfläche, welcher von dem Kohlenbergbau in Anspruch genommen wird, bildet ein beinahe rhombisches Viereck, dessen längere Diagonale nach Nordosten verläuft (Fig. 1), und dessen äußerste Punkte bei Mörs, Recklinghausen, Hamm und Elberfeld liegen. Von den vier Theilen, in welche dasselbe durch seine Diagonalen zerlegt wird, enthalten drei an der Oberfläche Gebilde der Kreideformation, unter welchen erst in mehr oder weniger großer Tiefe die Kohlenflötze liegen. Nur in dem südöstlichen Theile des Reviers treten die kohlenführenden



D: Devon. a: productives Steinkohlengebirge.
b: flötzleerer Sandstein.
c: Kulm.
K: Kreide.
R: Recklinghausen. B: Bochum. H: Hagen.

Fig. 2.

Schichten zu Tage; die nördliche Grenze desselben fällt in die westöstliche Diagonale des Vierecks und geht, wie wir schon früher gesehen haben, von Mülheim a. d. Ruhr aus an Essen und Bochum vorbei über Dortmund nach Unna. Die südöstliche Seite scheidet die kohleführenden Schichten vom flötzleeren Sandstein, der mit dem Kulm nach Osten hin der alleinige Vertreter der westfälischen Kohlenformation bleibt. Der Flächenraum, welchen das produktive Kohlengebirge an der Oberfläche einnimmt, beträgt ungefähr 400 Quadratkilometer, d. h. etwa nur ein Viertel des von der Kreide überlagerten Betriebfeldes.

In geologischer Beziehung ergiebt sich aus allem diesen für die westfälische Kohlenformation, daß sich ihre Schichten unmittelbar auf diejenigen des Devons ablagerten, als diese sich noch in der horizontalen Lage befanden, welche sie als sedimentäre Meeresbildung ursprünglich gehabt haben müssen. Während dieser ganzen Zeit also ist hier die normale Entwickelung des Erdkörpers durch keine gewaltsame Katastrophe gestört worden. Erst, nachdem die obersten Schichten der Kohlenformation fertig gebildet waren, sind beide Schichtensysteme in ihre gegenwärtige geneigte Lage gebracht worden, sei es durch eine Hebung im Süden, oder durch eine Senkung im Norden. Hierbei ist zugleich die oberste Schicht der Kohlenformation über das Niveau des Urmeeres gehoben und bildete nun den Uferrand des Festlandes während der drei folgenden Perioden der Erdbildung, in welchen sich in anderen Gegenden die Schichten der Dyas und die gewaltigen Massen der Trias- und Juraformation aus dem Meere abgelagert haben. Der südliche Theil unseres Gebietes ist auch noch während der letzten Perioden — der Kreide-, Tertiär- und Diluvialzeit — unbedeckt geblieben; dagegen muß der größte Theil der Kohlenformation bis an die oft erwähnte Kreidegrenze noch einmal in der Kreidezeit vom Meere bedeckt worden sein, so daß sich an den ein flach abfallendes Ufer bildenden Schichten der Kohlenformation die sedimentären Bildungen ablagern konnten, welche jetzt mit horizontaler Schichtung die Kohlenformation bedecken, nachdem das Meer nach ihrer Abscheidung allmählich immer weiter nach Norden zurückgetreten ist, hinter sich die örtlichen Ablagerungen der Tertiärperioden und die Diluvialgebilde zurücklassend. —

Wie großen Einfluß aber diese Verhältnisse auf den Bergbau haben müssen, liegt auf der Hand; sie sind es, welche verursacht haben, daß derselbe sich so weit über das Terrain ausgebreitet hat, welches nördlich von der äußerlichen Grenze

der Kohlen- gegen die Kreideformation liegt. Man braucht hier ja nicht zu fürchten, bei Bohrversuchen, die in den Mergeln der Kreideformation beginnen, nur immer tiefer in die Kreide zu gerathen; man ist vielmehr sicher, schließlich auf die Kohlenformation und in ihr auf Kohlenpflötze stoßen zu müssen (Fig. 2.). Im Gegensatz hierzu muß diese Hoffnung da aufgegeben werden, wo am südlichen Rande unseres Gebietes sich unter der ersten Bodendecke flötzleerer Sandstein zeigt; (J Fig. 2.); denn unter diesem liegt ja nur „Kulm- und Grauwacke", d. h. die devonische Formation, in welcher ebenfalls keine Kohle vorkommt. — So kommt es, daß die Flötz- und Bergwerkskarte für Rheinland und Westfalen in ihrer nördlichen Hälfte jenseits der als „Mergelgrenze" bezeichneten Grenze der Steinkohlenformation ebenfalls noch mit Grubenfeldern ausgefüllt ist, welche zwar zum Theil noch „projektirte" sind, d. h. solche, in welchen eigentlicher Bergbau noch nicht betrieben wird, denen aber eine Zukunft insofern sicher ist als die Rentabilität des Bergbaues in ihnen hauptsächlich von den Fragen abhängt, ob die Förderung der Kohlen aus so großen Tiefen lohnend genug, ob die Maschinenkraft im stande sein wird, die Wassermassen der Tiefe zu bewältigen u. s. w.

Wir dürfen nicht unterlassen, zu erwähnen, daß die Neigung, mit welcher die Kohlenformation unter die Kreide geht, eine nur geringe ist; sie beträgt im Durchschnitt nur 2°, und zwar nach Osten etwas mehr, nach Westen etwas weniger. Dennoch hat dieses zur Folge, daß in den nördlichsten Grubenfeldern die Kohlenformation erst in sehr bedeutenden Tiefen erreicht wird. Bei Lünen, am südlichen Ufer der Lippe, ist sie in einer Tiefe von 393 m, weiter nordöstlich bei Mackenberg mit 619 m aufgefunden. Dieses möchte wohl neben dem von Datteln (586 m) und Speckhorn, nördlich von Recklinghausen, (343 m) das am weitesten nach Norden vorgeschobene Bohrloch sein und zugleich die größte Tiefe besitzen. Der nördlichste, wirklich im

Betriebe befindliche Fundschacht Schlägel und Eisen, südwestlich von Recklinghausen, geht 329 m tief und ist 15 km von der Kreidegrenze entfernt. Im Westen finden wir Fundbohrlöcher weder so weit nach Norden, noch von so großer Tiefe; jenseits des Rheines bei Homberg hat man die Oberfläche des Kohlengebirges bis 155 m, bei Mörs in 169,5 m Tiefe und bei Bluyn, wie schon oben bemerkt, bei 273 m getroffen. — —

Was die Art und Weise des Vorkommens der Kohle selbst betrifft, so braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, daß die Steinkohle sich von allen Mineralien, welche der Berg bau aus dem Schoße der Erde fördert, in dieser Beziehung unterscheidet. Sie findet sich auch in unserem Revier nicht regellos in Massen von unbestimmter Begrenzung, nicht als Ausfüllung von Spalten oder wie die Erzgänge sich im Gestein verzweigend; sie bildet vielmehr wahre Schichten, welche zwischen Sandstein und Schiefer gleichmäßig eingelagert sind und sich, wie diese, viele Kilometer weit in fast gleichbleibender Mächtigkeit erstrecken. Es möge hier nur angedeutet werden, wie diese Thatsache von höchstem geologischen Interesse ist, indem sie bei dem immer noch nicht endgültig entschiedenen Streite über die Entstehung der Steinkohlen eines der wichtigsten Momente bildet, und wie sie zu Gunsten der Ansicht spricht, daß dieselben, wie vorher bemerkt wurde, das Produkt einer Sumpfvegetation sind, welches auf dem flachen Ufer des Meeres gewachsen und von diesem zu wiederholten Malen mit Schichten von Sand und Schlamm bedeckt ist. In jeder Beziehung von größter Wichtigkeit bleibt, daß selbst dünne Kohlenschichten von nur wenig Centimeter Dicke sich auf Strecken von vielen Quadratmeilen verfolgen lassen. Hierauf stützt sich ja die Ansicht, daß die Schichten der Steinkohlenformation sich ursprünglich auf einem seichten Meeresufer abgesetzt haben. Weit wichtiger für den praktischen Bergbau ist aber, daß man einige sich durch

ihre Mächtigkeit oder die Eigenthümlichkeit der begleitenden Gesteinschichten auszeichnende Flötze durch die ganze Erstreckung des Gebietes, soweit es aufgeschlossen ist, hat verfolgen können. Sie sind „Leitflötze" genannt, weil sie uns den willkommenen Anhalt bieten, uns darüber zu orientiren, in welcher Region des gesamten Schichtenaufbaues wir uns befinden. Da der Bergmann die verschiedenen Flötze, welche eine Zeche abbaut, mit Namen (oder Nummern) zu bezeichnen gewohnt ist, so hat natürlich ursprünglich dasselbe Leitflötz auf verschiedenen Gruben auch verschiedene Namen geführt, bis man infolge sorgfältiger Untersuchungen die Zusammengehörigkeit der an verschiedenen Stellen aufgefundenen Theile erkannte und einen einzigen Namen einführte. Auch jetzt noch findet man für die drei ältesten Leitflötze neben dem eigentlich offiziellen Namen noch einen zweiten vielfach im Gebrauch. Man hat jetzt übereinstimmend fünf Leitflötze angenommen: Hundsnocken (Mausegatt), Sonnenschein (Dickebank), Röttgersbank (Diomedes), Katharina und Nordstern. Die beiden letzten sind erst in neuerer Zeit aufgestellt, seitdem die am meisten nach Norden vorgerückten Zechen die oberste Flötzpartie besser aufgeschlossen haben.

Die Gesamt-Mächtigkeit des durch den Bergbau aufgeschlossenen Steinkohlengebirges, also der Gesteinsschichten einschließlich der zwischen denselben gelagerten Flötze, wird zu etwa 2500 m angegeben. Die Mächtigkeit der darin enthaltenen Kohlenflötze ist sehr verschieden: von 5 m des Flötzes Sonnenschein fällt sie in den nicht bauwürdigen Flötzen auf 8 oder noch weniger Centimeter. Es sind 90 bauwürdige Flötze, d. h. solche, welche eine Mächtigkeit von mehr als 50 cm haben, vorhanden; diese besitzen zusammen eine Mächtigkeit von 87 m. Hiernach würde sich die durchschnittliche Mächtigkeit der bauwürdigen Flötze zu 97,8 cm oder etwa 1 Meter ergeben. (Hierbei muß bemerkt werden, daß die Flötze von so großer

Mächtigkeit durch eingelagerte Streifen von „Zwischenmitteln“ in mehrere Bänke getheilt sind; z. B. in ver. Carlsglück bei Bochum hat Flötz Nr. 0 eine ganze Mächtigkeit von 696 cm, enthält aber drei Zwischenmittel von zusammen 140 cm Mächtigkeit. Vergl. Schultz in Festschrift zur Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Dortmund 1883.)

Nachdem diese beiden Thatsachen — das nördliche Einfallen der gesamten Kohlenformation unter die Kreide und die gleichmäßige Ausbreitung der Kohlenflötze über weite Strecken — festgestellt worden sind, scheint es dem Bergbau möglich zu sein, durch einfache Berechnung auf jedem Punkte des Kohlengebietes zu finden, in welcher Tiefe unter der Oberfläche die Kohlenflötze angetroffen werden müssen. Die schematische Durchschnittszeichnung (Fig. 2.) läßt zugleich erkennen, daß unter diesen Umständen in der südlichsten Zone des offenen Kohlengebietes nur die unteren Leitflötzes, in der nördlichen Zone jenseits der Kreidegrenze dagegen beim Abteufen eines Schachtes sämtliche Flötze nacheinander angetroffen werden (W) können. Hierbei ist aber angenommen, daß die Schichten und Flötze vollkommen gerade verlaufen, d. h. daß ihre Begrenzungen vollkommen ebene Flächen bilden, wie solches infolge ihrer Entstehung als Absätze aus dem Wasser ursprünglich der Fall gewesen sein muß. Diese Voraussetzung ist jedoch keineswegs erfüllt; auf zweierlei Weise ist vielmehr die normale Lage der Schichten verändert worden. Durch die vielfältigen Beobachtungen auf den verschiedenen Gruben ist reichliches Material geliefert, um uns ein genaues Bild von den architektonischen Verhältnissen unserer Kohlenformation entwerfen zu können. Ein solches war den Besuchern der Gewerbeausstellung in Düsseldorf im Jahre 1881 in drei großen Profil-Zeichnungen geboten, welche sich einem Jeden bemerklich machten, indem sie fast die ganze Breite des Gebäudes einnahmen, so daß zwei von ihnen den Raum abgrenzten, welcher

der Kollektiv-Ausstellung des Vereins für bergbauliche Interessen in Dortmund und Essen und der „Westfälischen Bergwerkskasse zu Bochum“ angewiesen war. Sie waren in solchem Maßstabe ausgeführt, daß sie schon in großer Entfernung die allgemeinen Verhältnisse der westfälischen Kohlenformation, sowie viele ihrer merkwürdigsten Einzelheiten erkennen ließen. Die lehrreichste dieser Zeichnungen ist in kleinerem Maßstabe durch Lichtdruck vervielfältigt worden und kann als Illustration bei Vorträgen benutzt werden, da sie bei ihrer noch immer ansehnlichen Länge von mehr als $1^1/_2$ m noch alle Einzelheiten gut erkennen läßt. Fig. 3 ist eine nach ihr, mit Benutzung der Bergwerks- und Hüttenkarte des Oberbergamtbezirks Dortmund, G. D. Bädecker, Essen — angefertigte Skizze, die nur das Wesentlichste der größeren Zeichnungen wiedergiebt. Sie ist ein Durchschnitt durch die ganze Kohlenformation, soweit sie durch den Bergbau bekannt ist, und geht durch Recklinghausen und Bochum bis Sprockhövel, unweit der südlichen Grenze, also senkrecht gegen die letztere.

Die Profile zeigen schon dem ersten Blick, daß das Schichtensystem unserer Kohlenformation wellenförmig gebogen ist in der Weise, welche als Mulden- und Sattelbildung bezeichnet wird. Durch einen von Norden oder Süden wirkenden Seitendruck ist der ganze Schichten-Komplex in sich zusammengedrängt, — ähnlich, wie eine Raupe oder Schlange sich in einer Wellenlinie zusammenzieht, oder wie ein Stück Tuch in wellenförmige Falten zusammengelegt wird. Die Höhenlinien der Erhebungen, d. h. der Sättel, und die Richtungslinien der Thäler oder Mulden verlaufen ungefähr von Westen nach Osten parallel mit der Grenze der Devonformation. Es lassen sich im ganzen vier Hauptmulden unterscheiden, die aber in sich viele kleine Faltenbildungen enthalten (die sog. Spezialmulden). Die Hauptmulden werden seit langer Zeit als die Wittener, Bochumer, Essener und Duisburger oder Emscher Hauptmulden

unterschieden, während man die drei Hauptsättel, welche sie von einander trennen, als die von Hattingen, Wattenscheid und Speldorf bezeichnet. — Wir wollen nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, daß in unserem Kohlenrevier die Sättel und Mulden nicht etwa an der Oberfläche als Berg- und Thalbildung hervortreten, wie wir solches in anderen Gegenden — z. B. bei der Reise durch die nördliche Schweiz — so entschieden an der Falten-

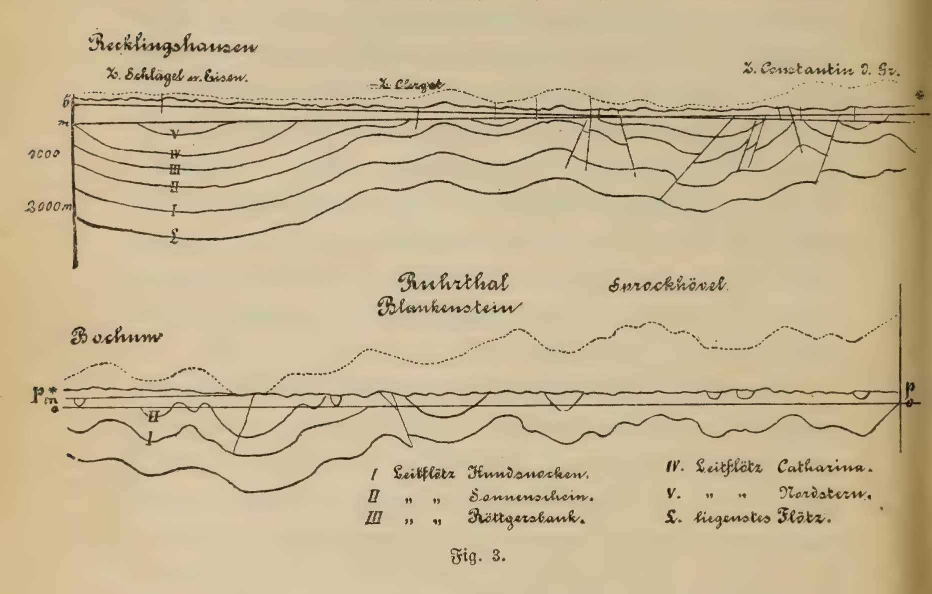


Fig. 3.

bildung der Juraformation sehen können, da dort die Eisenbahn durch mehrere von Sätteln gebildete Hügelreihen führt, welche mehrfache Thalüberbrückungen und Tunnels nöthig machten.[3] Die Faltenbildung der westfälischen Kohlenformation ist im Laufe der Jahrtausende an der Oberfläche verwischt; die Erhebungen der Sättel sind weggewaschen und die Vertiefungen ausgefüllt, so daß das gegenwärtige Relief keineswegs mit dem Verlauf der Schichten im Innern übereinstimmt. Nicht einmal mit den hydrographischen Verhältnissen steht die Muldenbildung

im Zusammenhang; das Ruhrthal z. B. verläuft bei Witten senkrecht gegen die Hauptmulde, und zwischen Hattingen und Steele geht die Ruhr rechtwinklig sowohl gegen den Hauptsattel von Hattingen, als gegen die Bochumer Hauptmulde. In den älteren Schichten unterhalb des produktiven Kohlengebirges findet sich diese Muldenbildung nicht; sie zeigen, wie oben erwähnt, im allgemeinen bloß ein gleichmäßiges Einfallen nach Norden. Nur an einzelnen Oertlichkeiten finden sich ähnliche Biegungen der Schichten, welche zuweilen sehr lehrreiche Aufschlüsse bieten, z. B. in dem Eisenbahndurchschnitt, durch welchen die Volmebahn sogleich nach dem Austritte aus dem Bahnhofe

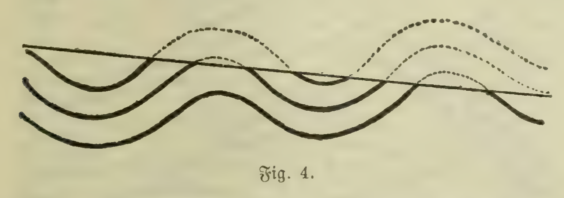


Fig. 4.

Hagen führt. — Da nun der ganze Schichten-Komplex des Steinkohlengebirges an dem nördlichen Einfallen der älteren Schichten einschließlich des Devon theilnimmt, so ergiebt sich daß die Hebung (oder Senkung? S 10) erfolgt ist, als die Einwirkung des Druckes schon stattgefunden hatte, welche die Muldenbildung hervorbrachte.

Aber auf die Mulden- und Sattelbildung beschränkt sich nicht die Unregelmäßigkeit in der Lage der Schichten. Infolge der Biegung sind dieselben häufig zerrissen und die von einander getrennten Stücke in verschiedene Niveaus gebracht; mehrfach ist ein ganzer Schichten-Komplex in einen sich öffnenden Spalt gestürzt, so daß man nun beim Verfolgen des Verlaufes einer bestimmten Schicht, bezw. beim regelmäßigen Abbau eines Kohlenflötzes dieses plötzlich abbrechen sieht und die Fortsetzung beträchtlich viel höher oder tiefer auffindet. So sind z. B. bei

der Zeche Kouſtantin der Große bei Bochum ſämtliche Schichten abgebrochen und finden ihre Fortſetzung erſt in einem um etwa 200 m verſchiedenen Niveau. Fig. 5 giebt uns hiervon ein genaues Bild, im Maßſtabe der durch Lichtdruck angefertigten Profilzeichnung.

Wie große Schwierigkeiten dieſe Störungen der Regelmäßigkeit, welche im allgemeinen Verwerfungen genannt

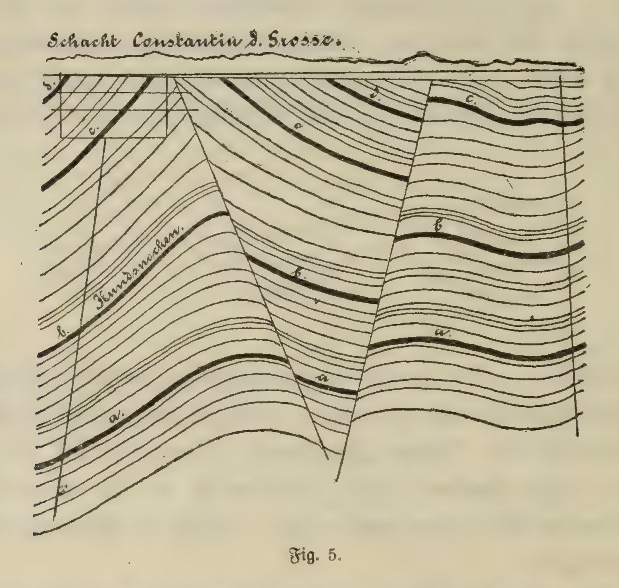


Fig. 5.

werden, dem Bergbau bereiten, liegt auf der Hand. Die Bergbaukunde hat dieſelben jedoch glänzend überwunden; ſie hat für alle Fälle die Regeln feſtgeſtellt, wie der Bergmann die Fortſetzung des Flötzes aufzuſuchen hat, mag die Störung ein „Sprung“ (Fig. 6a.) (die Verwerfung im engeren Sinne) oder eine Verſchiebung (b) („Wechſel“) ſein, d. h. mag ſich die Fortſetzung im anderen Niveau weiter nach vorwärts oder rückwärts befinden.

Ja, ſo vollſtändig beherrſcht jetzt der Bergmann alle

Schwierigkeiten, welche ihm der Schichtenbau durch seine Unregelmäßigkeiten verursacht, daß er die scheinbare Ungunst der Verhältnisse in ihr Gegentheil umgewandelt hat. Hierauf sich stützend, konnte von Dechen über die Muldenbildung der Flötze im Ruhrgebiete sagen: „Die Mulden und Sättel geben Veranlassung, daß der Kohlenreichthum in dem oberen und dem Bergbaue zugänglichen Teufen in überraschender Weise zusammengedrängt wird, und daß dieselben Kohlenlager in einem großen Flächenraume unmittelbar angegriffen und ausgebeutet werden können. Dabei sind die Falten flach und abgerundet.

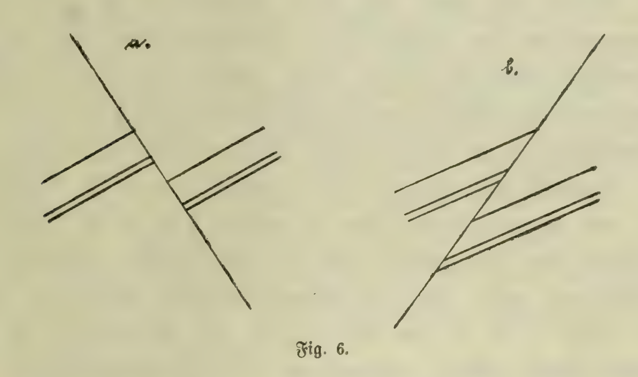


Fig. 6.

Der Einfluß dieser Lagerungsformen auf die industrielle Entwickelung des Ruhrkohlenreviers ist so groß, daß, wenn sie in der Absicht ersonnen werden sollten, um dieser am förderlichsten zu sein, keine anderen gewählt werden könnten.“ —

In Bezug hierauf sei noch bemerkt, daß die Schichten der Kohlenformation bei Aachen zickzackförmig mit spitzen Winkeln in die Tiefe gehen, während sie im Saarbrückener Revier eine flache Mulde regelmäßig ausfüllen und nur am Rande schwach gebogen sind.

Um einen Rückblick auf die Thatsachen zu gewinnen, welche uns bisher beschäftigten, nämlich:

1. daß die Schichten der westfälischen Kohlenformation ein nördliches Einfallen haben, und dieselbe daher nach Norden unter die anstoßende Kreideformation verläuft,

2. daß die einzelnen Kohlenflötze sich über weite Strecken gleichmäßig ausbreiten und mit Hülfe der Leitflötze an den verschiedenen Oertlichkeiten erkannt werden können,

3. daß die ganze Kohlenformation durch eine Mulden- und Sattelbildung wellenförmig gebogen ist, und

4. daß der Zusammenhang der Gesteinschichten durch eine Verwerfung gestört ist. —

Sehen wir nun, wie diese Verhältnisse in ihrem Zusammenwirken der westfälischen Kohlenformation ihre Eigenthümlichkeit verliehen haben. Wir bedienen uns hierbei unserer Profilzeichnung (Fig. 3), welche über Recklinghausen, Bochum und Sprockhövel bis an die Grenze des flötzleeren Sandsteins gelegt ist.

Zunächst fällt uns die starke Wellenbiegung der Schichten auf, und es muß hierbei bemerkt werden, daß in der Originalzeichnung die Niveauverhältnisse der Wirklichkeit ungefähr entsprechen und nicht etwa die Höhenunterschiede übertrieben sind, wie dieses z. B. bei der Anfertigung von Reliefkarten zu geschehen pflegt; sodann erkennen wir vier Haupteinsenkungen — die Emscher Mulde, die Essener, Bochumer und Wittener Mulde mit den drei sie trennenden Hauptsätteln. Innerhalb der Hauptmulden treten die vielfachen untergeordneten Fältelungen der Spezial-Mulden hervor. Nur in der nördlichsten — der Emscher Mulde — fehlen diese aus dem Grunde, weil hier die Verhältnisse noch nicht im speziellen hinreichend bekannt sind. Man kann diesem Theile der Zeichnung nur den Werth einer Hypothese beilegen, welche besonders darauf gegründet ist, daß man auf der Zeche Schlägel und Eisen die oberste Flötzpartie mit dem Leitflötz Nordstern in einer Tiefe von 329 Meter mit einem Ansteigen nach Norden getroffen hat, dagegen weiter südlich im

Schacht Clerge das mittlere Leitflötz Röttgersbank bei 220 Meter mit nördlichem Einfallen. Die übrigen Flötze sind parallel mit dem oberen gezeichnet, wie sie ja in dem genau bekannten übrigen Revier verlaufen. Hundsnocken, das unterste oder am meisten liegende Leitflötz, muß demnach hier in einer Tiefe von 2200 Meter liegen, während es sich im nördlichsten Hauptsattel bis zu 900 Meter erhoben hat, also um 1300 Meter gestiegen ist. Bei der Zeche Konstantin der Große zeigt sich die starke Verwerfung der Schichten (Fig. 5), welche vorher erwähnt wurde. Bei Bochum hört die Bedeckung durch die Kreideformation auf. In der folgenden Hauptmulde treten Röttgersbank und Sonnenschein zum letzten Male auf. Südlich von dem darauffolgenden (Hattinger) Hauptsattel finden wir nur noch Hundsnocken, und zwar in mehreren vereinzelten und steilen Mulden; die ganze Faltenbildung des südlich ansteigenden Schichtensystems ist bis auf den am meisten liegenden Theil horizontal weggeschnitten, wie dieses Fig. 4 veranschaulicht, so daß endlich nur noch der flötzleere Sandstein übrig bleibt. Bemerkenswerth ist noch an der Stelle, wo das Profil den Hattinger Hauptsattel schneidet, eine starke Verwerfung am nördlichen Ufer der Ruhr, durch welche Hundsnocken zum ersten Male zu Tage tritt.

Aehnliche Verhältnisse zeigten die beiden anderen in Düsseldorf ausgestellten Profilzeichnungen. Aehnliches wie diese drei würden überhaupt alle von Norden nach Süden durch unser Kohlengebiet gelegte Profile ergeben, und so sind wir durch sie in Verbindung mit dem horizontalen Flötzgarten in den Stand gesetzt, uns von dem inneren Bau des westfälischen Steinkohlengebirges eine Vorstellung zu machen, wie sie der Architekt durch Aufriß und Grundriß erhält. —

Unsere bisherige Betrachtung liefert uns ein Ergebniß von größtem praktischen Werth. Wir sehen, daß bei fortgesetztem Tiefbau in der Emscher Hauptmulde alle vier Leitflötze, also

sämtliche Kohlenflötze des Gebietes erreicht werden können, während in der Essener Mulde nur die drei am meisten liegenden, in der Bochumer nur noch Sonnenschein und Hundsnocken, und endlich in der Wittener Mulde nur noch Hundsnocken und die tiefer liegende Flötzpartie zur Verfügung stehen. Welchen Einfluß diese Thatsache auf den Werth der Grubenfelder in den verschiedenen Revieren haben muß, liegt auf der Hand. — Noch einmal wollen wir aber darauf aufmerksam machen, wie ohne die Mulden- und Sattelbildung das Gebiet, auf welchem die westfälische Kohlenformation zu Tage geht, nur eine geringe Breite im Vergleich mit der wirklichen haben würde.

Ein für die Geschichte der Erdoberfläche interessantes Ergebniß erhalten wir noch, wenn wir erwägen, daß ursprünglich auch die obere Grenzfläche der Kohlenformation durch die Faltenbildung dieselbe Gestaltung erhalten mußte, wie sie uns die untere Grenzfläche jetzt noch zeigt (Fig. 3). Ziehen wir nun auf unserer Profilzeichnung eine Linie, welche parallel mit der Durchschnittslinie der unteren Grenzfläche geht und die Ergänzung des Leitflötzes Katharina liefert (wobei wir also auf die oberste Flötzpartie verzichten), so erhalten wir durch diese Linie das Profil der Oberfläche unserer Kohlenformation zu der Zeit, wo das Kreidemeer sie noch nicht bespülte. Diese zeigt uns, daß damals ein Gebirgszug von der Höhe der Salzburger und Bayrischen Alpen sich da erhoben hat, wo jetzt die Ruhr sich durch ein flaches Hügelland windet. Wie durch einen horizontal geführten Schnitt ist dieses Gebirge hinweggenommen, fortgespült durch die Fluthen des Urmeeres, — ein schlagender Beweis von der Gewalt der neptunischen Einwirkungen während der früheren Perioden der Geschichte des Erdkörpers! — —

Es ist nun unsere Aufgabe, nachzuweisen, in welcher Beziehung die Beschaffenheit der westfälischen Kohlen zu den geologischen Verhältnissen ihres Vorkommens steht. Wir haben

die Unterschiede in den Eigenschaften der Steinkohle noch nicht erwähnt, müssen aber um so mehr auf sie näher eingehen, als im allgemeinen über die Natur der Steinkohle eine so große Unklarheit herrscht, wie man bei einem so allgemein verwendeten Material nicht erwarten sollte. Einen großen Theil der Schuld hieran muß man dem Umstande zuschreiben, daß durch manche sogenannte populäre Schriften, ja durch beim Schulunterrichte eingeführte Bücher unrichtige Anschauungen über das Wesen der Steinkohle in vielen Kreisen verbreitet werden. Aus diesem Grunde dürfen wir die Gelegenheit nicht versäumen, hier die wichtigsten Punkte kurz hervorzuheben.

Zuerst muß vor einer falschen Deutung gewarnt werden, die man der modernen Phrase, welche die Steinkohle als „schwarze Diamanten" bezeichnet, geben könnte. Dank der weiten Verbreitung elementarer Kenntnisse in den Naturwissenschaften ist allgemein bekannt, daß der Diamant „krystallisirter Kohlenstoff" ist, d. h. aus demselben Grundstoffe besteht, wie reine Kohle, welche das Produkt der Verkohlung reiner Pflanzenstoffe ist. Wenn man sich darin gefällt, den Diamant einen Bruder der Kohle zu nennen, so können wir diesen geistreich klingenden Ausdruck in dieser Bedeutung gelten lassen. Wenn wir aber in einem in vielen Schulen eingeführten „deutschen Lesebuche" lesen: „. . . dieser Bruder des Diamants ist die Steinkohle," so müssen wir diesen Satz in jeder Beziehung verurtheilen. Die Steinkohle hat ja mit der eigentlichen Kohle nur das gemein, daß beide aus Pflanzenstoffen entstanden und — schwarz sind. Die Steinkohle ist aber ebensowenig durch Einwirkung der Glühhitze oder wirkliche Verkohlung entstanden, wie andere Produkte der Vermoderung, z. B. wie die schwarze Walderde, die wir in hohlen Bäumen finden und die doch wohl Niemand für Kohle halten oder einen Bruder des Diamanten nennen wird! Alle die verschiedenen schwarzen Stoffe, die sich im Thier- und

Pflanzenreiche finden, z. B. diejenigen, welche Haare und Federn und so manche Beeren schwarz färben, sind selbst in den Zeiten, denen alle chemische Kenntnisse fehlten, nicht für Kohle gehalten. Wir wissen jetzt, daß sie ebensowohl Verbindungen des Kohlenstoffes mit anderen Grundstoffen sind, wie Zucker, Stärke, Fett und Alkohol, Petroleum, Terpentin, alle Pflanzenfarben und Anilinfarbstoffe. In allen diesen Verbindungen erkennen wir den Kohlenstoffgehalt daran, daß sie in der Glühhitze außer brennbaren Gasen Kohle liefern, mag dies in einer geschlossenen Glasröhre, in einem Kohlenmeiler oder bei den Steinkohlen in einer Gasretorte oder einem Koksofen geschehen. Aus den Steinkohlen entstehen in der Glühhitze die Koks; die Steinkohlen selbst können also nicht in der Glühhitze entstanden sein. Sie sind keine eigentlichen Kohlen, sie gehören ebenfalls in die Reihe der „organischen Verbindungen", welche unmittelbar oder indirekt aus dem Thier- oder Pflanzenreiche abstammen; zum Diamanten aber stehen sie in keiner anderen Beziehung, als diese.

Es ist nicht unsere Aufgabe, nachzuweisen, wieviel Unrichtiges über die Steinkohle jenes Lesebuch enthält. Nur einige Sätze wollen wir näher betrachten. Es heißt darin: „Die Adern der Steinkohlenlager gleichen den Aesten eines großen Baumes", ... ferner: „die Glanzkohle, d. h. unsere gewöhnliche Kohle ist die beste. Sie ist von sehr festem Kern, hat metallischen Glanz und würflichten Bruch. Sie besitzt eine solche Härte, daß man sie schleifen und polieren kann, wie den Diamant selbst" ... „Im Feuer fließt sie zu einer Art von Kuchen zusammen und läßt wenig Asche und Schlacke zurück" ... und „Auch Deutschland hat reiche Kohlenlager, namentlich in Böhmen, Sachsen, besonders aber im Saarbrückenschen Gebiet, dessen Kohlen an Güte den englischen nahekommen."

Welche Vorstellungen über die Steinkohlen werden durch dieses Lesebuch verbreitet! Ueber die Art des Vorkommens

lehrt es gerade das Gegentheil von dem wirklichen Verhalten. Es erwähnt weder die westfälische, noch die Steinkohlenformation Schlesiens oder die von Aachen und Eschweiler. Und was die gerühmten Vorzüge der Saarbrückenschen Kohle betrifft, so ist dieselbe in Süddeutschland nur da im Gebrauch, wo die westfälische der Frachtkosten wegen nicht mit ihr konkurriren kann. Sorgfältige Untersuchungen der kaiserlichen Marine haben ergeben, daß die Kohlen einiger westfälischer Zechen an Güte nicht nur die übrigen deutschen, sondern auch die berühmtesten englischen übertreffen.

Auch was das Lesebuch über die Eigenschaften der Steinkohle sagt, paßt nicht auf die gewöhnliche Glanzkohle, sondern nur ungefähr auf die seltenste Sorte, welche Kannelkohle genannt wird; denn diese besitzt große Festigkeit und Härte, während gewöhnliche Steinkohle leicht zerschlagen oder mit dem Fuße zertreten wird, wobei Bruchstücke entstehen, welche von glatten, häufig rechtwinklig aneinander stoßenden Flächen begrenzt werden (Würfelkohle). Die Kannelkohle dagegen ist auf den Bruchflächen nicht glänzend, kann aber durch Poliren schönen Glanz erhalten und wurde deshalb früher zu Knöpfen und anderen Schmucksachen verarbeitet, zu welchen gegenwärtig eine Abart der Braunkohle, der Gagat oder Jet, verwendet wird.

In den äußeren Eigenschaften sind die verschiedenen Steinkohlensorten sich so ähnlich, daß nur ein längeres Studium bestimmte Unterschiede kennen lehrt. Beim Erhitzen aber treten so große Verschiedenheiten hervor, daß bei ihrer Verwendung zu technischen oder häuslichen Zwecken eine Auswahl der richtigen Sorte nothwendig ist.

Wird Steinkohle der Glühhitze ausgesetzt, sei es in einem Ofen oder bei Laboratorium-Versuchen in einem Tiegel von Platin, so entwickeln sich in allen Fällen zuerst Gase, welche, wenn die Temperatur hoch genug und der Luftzutritt

hinreichend ist, mit heller Flamme verbrennen ohne erheblichen Geruch zu verbreiten. Bei mangelhaftem Luftzutritt dagegen entwickeln sich dicke übelriechende Dämpfe, welche den Ofen mit bräunlichem Qualm erfüllen, im Schornstein theils Ruß absetzen, theils als Rauch entweichen. Je nach der Menge der sich entwickelnden Gase ist die Flamme in Größe und Zeitdauer verschieden und man theilt die Kohlen deshalb in langflammige und kurzflammige ein. Als Beispiel von letzteren können die in weiten Kreisen bekannten Anthrazitkohlen vom Piesberg bei Osnabrück dienen.[4] Die größte Flammigkeit besitzen die Kannelkohlen und sie haben deshalb für die Leuchtgasfabrikation den größten Werth. Wenn sie aus diesem Grunde „gasreich" genannt werden, so brauchen wir wohl nicht mehr darauf aufmerksam zu machen, daß die Gase nicht schon in ihnen fertig vorhanden waren, sondern erst durch die zerstörende Hitze gebildet werden.

Nachdem die brennbaren Gase vollständig entwichen sind, bleibt, wenn die Luft ausgeschlossen ist, ein schwarzer Rückstand zurück, — der Koks[5], welcher aus fast reinem Kohlenstoff besteht, nur mit wenig erdigen Bestandtheilen verunreinigt, wenn die Steinkohle solche enthielt. Bei fortgesetztem Glühen unter Luftabschluß bleiben die Koks unverändert und erleiden keinen Gewichtsverlust; wenn sie aber bei Luftzutritt anhaltend zum Glühen erhitzt werden, so verbrennen sie allmählich, und zwar ohne Flamme, und hinterlassen endlich Asche, die oft durch die starke Hitze zusammengesintert oder geschmolzen ist.

Die Ausbeute an Koks schwankt zwischen fünfzig und neunzig Prozent der reinen Kohle und steht natürlich im umgekehrten Verhältniß zur Größe der Flamme, d. h. zu der Menge der entwichenen Gase. —

Aber noch in einer zweiten Beziehung zeigen die Steinkohlen ein verschiedenes Verhalten bei dem Erhitzen. Häufig

gehen sie bei der Entgasung in einen erweichten, teigartigen Zustand über, so daß kleine Stücke zu einem Kuchen zusammenbacken, welcher nach dem Erstarren eine feste Masse bildet, die im Innern porös ist, ähnlich wie gut aufgegangenes Brot, welches ja auch seine Porosität einer Gasentwickelung während des Backens verdankt. Gute Koks lassen sich nicht leicht zerdrücken, beschmutzen nicht die Finger, weil ihr Pulver nicht an den Gegenständen, mit denen es in Berührung kommt, anhaftet. Die besten Sorten, wie sie in den Koksöfen für die Eisenhochöfen bereitet werden, bilden graue, seidenartig glänzende Stücke, die beim Anschlagen einen hellen Klang geben. — Andere Steinkohlensorten backen beim Erhitzen nicht, sondern *sintern* nur zusammen, d. h. die ganze Masse geht nicht in einen mehr oder weniger flüssigen Zustand über, die einzelnen Theile erweichen nur an der Oberfläche, so daß sie sich zu einer Masse vereinigen, welche nach dem Erkalten nur wenig fest zusammenhängt und sich leicht zerdrücken läßt. Bei noch anderen endlich zerfallen größere Stücke beim Erhitzen; pulverige Massen bleiben dabei scheinbar unverändert und lassen nur durch den Gewichtsverlust erkennen, daß Gase entwichen sind; sie werden *magere* oder *Sandkohlen* genannt. — Wenn wir diese beiden Eigenthümlichkeiten, die Backfähigkeit und die „Flammigkeit", zusammenfassen, so erhalten wir folgende sechs Hauptsorten:

1. Langflammige magere Kohlen.
2. " sinternde "
3. " backende "
4. Kurzflammige backende "
5. " sinternde "
6. " magere "

In den meisten Büchern findet sich eine Eintheilung, in welcher die zwei ersten Sorten, weil ihre Unterscheidung weniger

praktische Bedeutung hat, zu einer vereinigt sind; wir entnehmen sie dem Leitfaden zur Eisenhüttenkunde von Th. Beckert.

1. Trockene Kohle mit langer Flamme.
2. Fette Kohle mit langer Flamme (Gas- und Flammkohle).
3. Eigentliche Fett- oder Schmiedekohle (Fett- oder Kokskohle).
4. Fette Kohle mit kurzer Flamme, Kokskohle (Halbfette oder Eßkohle).
5. Magere oder anthracitische Kohle (Sandkohle).

Während also hier die erste Abtheilung die beiden ersten Sorten der obigen Eintheilung zusammenfaßt, stimmt die Eintheilung der drei letzten Sorten (d. h. der kurzflammigen Kohlen) in beiden überein; ebenso deckt sich Nr. 2 der letzteren mit Nr. 3 der ersteren Eintheilung.

Die Klassifikation hat in ihrer Anordnung nicht etwa nur Werth für die mineralogische Systematik, sie ist vielmehr von großer praktischer Wichtigkeit, denn bei der Verwendung der Kohlen zu verschiedenen Zwecken muß die Auswahl nach den obigen Gesichtspunkten getroffen werden.

Nur die langflammigen Kohlen können zur Leuchtgasbereitung gebraucht werden; man verwendet aber in den Gasfabriken nur die backenden langflammigen, weil sie als werthvolles Nebenprodukt guten Koks liefern. Auch bei allen hüttenmännischen Arbeiten, welche lange Flammen erfordern, kommen sie zur Verwendung und werden im allgemeinen Fettkohlen genannt. Als Schmiedekohlen dagegen werden die backenden mit kürzerer Flamme vorgezogen. Die nur lose zusammensinternen kurzflammigen Kohlen (Nr. 4) kann man nur gebrauchen, wenn für hinreichenden Luftzug durch einen hohen Schornstein (oder Esse) gesorgt ist; daher der Name Eßkohlen. Die kurzflammigen, mageren oder Sandkohlen sind nur wenig geschätzt, weil sie in Rostfeuerungen nicht verwendet werden können;

in der Industrie benutzt man sie zum Brennen von Kalk oder Ziegelsteinen, wo sie zwischen das zu erhitzende Material geschichtet werden; auch werden sie zur Fabrikation von briquettes (Kohlensteinen) verwendet. — Die nicht mit sichtbarer Flamme verbrennenden Anthracitkohlen haben in den letzten Jahren einen bedeutenden Werth dadurch erhalten, daß sie das beste Heizmaterial für die sogenannten amerikanischen Oefen bilden.

Unsere Klassifikation ist aber auch von geologischer Bedeutung und hat daher für den Bergbau großen Werth. Die von uns gewählte Reihenfolge steht im Einklange mit dem Alter der Kohlen, d. h. mit der Ordnung, in welcher sie da, wo sie sich zusammen vorfinden, übereinander liegen. Es ist hierbei der Thatsache Rechnung getragen, daß backende Kohlen sich nur in den mittleren Flötzen befinden, während die Backfähigkeit sowohl nach oben wie nach unten abnimmt, — und zugleich, daß die jüngsten Kohlen die „gasreichsten" sind und daher mit der größten Flamme verbrennen; die Kohlen der älteren Flötze gehen allmählich in Anthracit über, wie er sich in anderen Gegenden im Devon und in noch älteren Schichten vorfindet.[6] Und so gelangen wir schließlich zu dem Ergebniß, daß wir auf Grund unserer Betrachtungen vorhersagen können, welche Art von Kohlen der Bergbau an irgend einem Punkte liefern kann, wenn seine Lage auf einer Karte oder einem der Profile bekannt ist.

Endlich sei noch erwähnt, daß diese Verhältnisse eine Erklärung für die Thatsache geben, daß in Norddeutschland die Kohlenhändler gewöhnlich keine anderen westfälischen Kohlen kennen, als die langflammigen, backenden, obgleich diese für den Hausgebrauch in Ofen und Herd nicht die geeignetsten sind und deshalb im westfälischen Kohlengebiete selbst nur die kurzflammigen und nur wenig backenden als Hausbrandkohle im Handel vorkommen. Die letzteren werden aber, wie wir sahen,

nur in dem südlichen Theile des Reviers gefördert, und die dortigen Zechen können sie bei den gegenwärtigen Frachtverhältnissen nach dem Norden nicht zu demselben Preise liefern, wie die nördlicher gelegenen Zechen ihre Flammkohlen.

So einfache Beziehungen zwischen der geographischen Lage der Gruben und den Eigenschaften der von ihnen gelieferten Kohlen finden sich in anderen Steinkohlenrevieren nicht wieder. Aber auch noch dadurch ist die westfälische Kohlenformation vor den übrigen Deutschlands bevorzugt, daß in ihr sämtliche in der obigen Klasifikation S. 27 aufgeführten in ausgiebiger Menge vorkommen. Das Saargebiet liefert nur langflammige Kohlen, die meistens nur mager oder sinternd sind, in den unteren Flötzen schwach backend —, Aachen und Eschweiler (Becken der Worm und Inde) dagegen kurzflammige, meistens magere. Die Kohlen Oberschlesiens sind langflammig und meistens mager, die von Niederschlesien (Waldenburg) ebenfalls langflammig, aber sinternd oder backend.

Es liegt auf der Hand, daß die Entwickelung der Industrie, welche sich auf dem Steinkohlengebieten angesiedelt hat, von der Eigenthümlichkeit der dort geförderten Kohle beeinflußt worden ist. So ist z. B. der Betrieb der Eisenhochöfen mit Koks in Oberschlesien verhältnißmäßig spät eingeführt worden, weil die dortigen Kohlen ihrer geringen Backfähigkeit wegen die Erzeugung guter Koks erschwerten. Ebenso erklärt es sich leicht, daß die Vervollkommnung in der Einrichtung der Verkokungsöfen größtentheils vom Saargebiete ausgegangen ist, während man sich an der Ruhr wegen des Reichthums an gut backenden Kohlen länger mit den älteren Oefen begnügen konnte. (Gegenwärtig befindet sich gerade hier an vielen Orten die Koksbereitung auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit.)

Auch in dieser Beziehung dienen uns die Leitflötze zur Orientirung. Die Flötze unter Hundsnocken enthalten wahre

kurzflammige Sandkohlen (Anthracitkohlen). Sonnenschein repräsentirt die kurzflammigen Sinterkohlen. Die obere Abtheilung der mittleren Flötzpartie mit Röttgersbank liefert backende Kohlen, die eigentlichen Kokskohlen, die im Essener Bezirk meist kurzflammig, im Bochumer vorwiegend langflammig sind; die der obern Partie mit Katharina und Nordstern sind „Gaskohlen", welche nach oben an Backfähigkeit abnehmen, wenn auch völlig magere Flammkohlen, wie die oberen Saarbrücker Flötze sie enthalten, sich wohl nicht finden dürften.

Da wir oben gesehen haben, wie die am meisten nach Norden gelegenen Gruben zunächst auf den Abbau der jüngsten (oder hangendsten) Flötze angewiesen sind, während sich in dem südlichen Distrikte nur die älteren (oder liegensten) Flötze finden, so stellt sich schließlich noch die Nothwendigkeit der längst bekannten Thatsache heraus, daß Gaskohlen vorzugsweise in der Duisburger (oder Emscher-) Mulde, in der Wittener Mulde dagegen kurzflammige Kohlen gefördert werden, während in dem Essener und Bochumer Revier die speziellen Verhältnisse der Mulden und Sattelbildung von großem Einfluß auf die Qualität der von den einzelnen Gruben gelieferten Kohlen sind.

Aber auch bei Verwendung der Kohle im Haushalt finden wir in verschiedenen Gegenden je nach den Eigenschaften berechtigte Eigenthümlichkeiten. An der linken Seite des Niederrheins, in der Gegend von Köln, Aachen u. s. w., wo die nicht backenden Kohlen des Aachener Reviers im Zustande von Kleinkohle oder „Gerиß" das gewöhnlichste Brennmaterial und die einfachen cylindrischen Kanonenöfen noch meistens gebraucht werden, vermischt man den Kohlengeriß mit so viel Lehm, als nöthig ist, um die fehlende Backfähigkeit zu ersetzen, und erreicht hierdurch, daß beim Brennen im Ofen der Zug erhalten bleibt, ein Verfahren, was um so mehr rationell ist, als nach dem Verbrennen der Kohlen die zurückbleibenden glühenden Thon-

massen den Ofen länger warm halten. — Der Unterschied zwischen den kurzflammigen und den „gasreichen" (langflammigen) Kohlen zeigt sich nicht nur bei einer vergleichenden Beobachtung im Stubenofen, — es wird uns zuweilen ungesucht Gelegenheit gegeben, ihn in größerem Maßstabe wahrzunehmen.

Beim Reisen nach Südwestdeutschland wird schon Mancher bemerkt haben, daß man beim Verweilen auf den Bahnhöfen durch den Rauch der Lokomotiven viel mehr belästigt wird, als im Norden. Der Grund hiervon ist, daß dort die Lokomotiven vorzugsweise mit den näher liegenden Saarbrücker Kohlen geheizt werden, für deren vollständige Verbrennung der Luftzug in den Lokomotiven nicht ausreicht, weshalb ein großer Theil als Rauch entweicht. Aus diesem Grunde werden auf Schnellzügen dort häufig „Ruhrkohlen" verwendet, und läßt sich dieses sogleich an der geringeren Rauchbildung erkennen.

Neben dem Unterschiede in der Beschaffenheit der Kohle muß bei einer vernünftigen Verwendung auch die Größe des Kornes berücksichtigt werden, d. h. die Größe, welche die einzelnen Stücke haben. In früheren Zeiten kamen alle aus den Gruben heraufgeförderten Kohlenmassen ohne weiteres zur Versendung, bezw. in den Handel. Diese gewöhnliche „Förderkohle" bestand naturgemäß zum größten Theile aus Gruß mit mehr oder weniger Stücken von verschiedener Größe, je nachdem wie diese vom Häuer beim Loslösen aus dem Gestein gewonnen wurden; höchstens wurden die größten Stücke herausgelesen, besonders um zur Bereitung von Koks verwendet zu werden, für welche sie bei der Unvollkommenheit der älteren Koksöfen allein brauchbar waren. Im Anfange der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts fingen einige Zechen an, die Förderkohle nach der Größe der Stücke zu sortiren, und gegenwärtig ist diese „Klassirung" oder „Separation" allgemein in Anwendung. Sie werden hierbei einer „Aufbereitung" unterworfen,

welche derjenigen der Erze sehr ähnlich ist und mit Hülfe von Vorrichtungen ausgeführt wird, welche der Aufbereitung der Erze entlehnt sind. Da hierbei Wasser zur Anwendung kommt, in welchem die beigemengten Theile des Gesteins, und namentlich der schwere Tafelkies sich früher auf dem Boden absetzen, als die leichten Kohlen, so ist zugleich mit der Sortirung nach der Größe auch eine Reinigung verbunden, so daß die Aufbereitung auch in dieser Beziehung ein werthvolleres Produkt liefert.

Die Einrichtungen bestehen im wesentlichen darin, daß die Kohlen mit Wasser unter stoßender Bewegung durch eine Reihe von Trommeln mit siebartig durchlöchertem Boden hindurchgeführt werden, in welchen die Weite der Oeffnungen von 40 mm bis auf 8 mm abnimmt. Auf diese Weise bleiben auf dem ersten Siebe alle mehr als 40 mm dicken Stücke zurück (Knabbeln oder Nüsse I), während die aus dem letzten Siebe kommende „Feinkohle“ aus Stücken besteht, welche weniger als 8 mm dick sind. Da in der Regel vier verschiedene Siebe angewendet werden, so erhält man außerdem drei Sorten von „Nußkohlen“, welche bezw. mit II, III und IV bezeichnet werden und eine Dicke von 40—25, 25—15, 15—8 mm haben. Die Nußkohlen II und III eignen sich besonders für den Hausgebrauch, Nr. IV für Schmiedefeuer, wenn die Kohlen hinreichend backend sind. — Die Feinkohle gelangt mit dem Wasser in große Klärbassins, worin sie sich auf dem Boden absetzt und eine Ablagerung auf der Schlammschicht bildet, welche aus erdigen Theilen und Schwefelkies besteht, durch welche die Förderkohle verunreinigt war.

Auf solche Weise wird die rohe Förderkohle in verschiedene werthvollere Produkte zerlegt. Die großen Stücke können für höheren Preis verkauft werden, besonders, wenn die Bezeichnung „Knabbeln“ mit dem vornehmeren Namen „Salonkohle“ vertauscht wird. Die Nußkohlen II bis IV bezahlt man

gern theurer als Förderkohle, weil bei der Verwendung der letzteren im Hausgebrauch die Gegenwart des feinen Gruß meistens eine unvollkommene Verbrennung verursacht, indem eine gleichmäßige Wärme-Entwickelung unmöglich gemacht und bei langflammigen Kohlen die Bildung von Rauch befördert wird. Die Feinkohle endlich eignet sich für die Verwendung für industrielle Feuerungen meistens ebenso gut wie Förderkohle; zum größten Theil wird sie zur Bereitung von Koks verbraucht. Hierfür aber hat sie wesentliche Vorzüge vor der Förderkohle, weil durch die Wäsche die erdigen Verunreinigungen und namentlich der Schwefelgehalt entfernt oder wenigstens bedeutend verringert ist, welcher letztere bei der Verwendung der Koks in der Eisenindustrie nachtheilig wirkt. Namentlich für den Eisenhochofenbetrieb sind die „gewaschenen Koks", d. h. die aus gewaschenen Kohlen erhaltenen von besonderem Werth.

Nach dem Vorstehenden muß die Aufbereitung der Kohlen als ein wesentlicher Fortschritt bezeichnet werden; ob mit ihr ein wirthschaftlicher Vortheil verbunden ist, hängt von den Kosten der Aufbereitungsarbeit ab. Statistische Erhebungen haben ergeben, daß dieses unter normalen Verhältnissen der Fall ist, und deshalb haben die Aufbereitungsanstalten sich im westfälischen Kohlengebiete stetig weiter verbreitet (vergl. Fr. Peters in Festschrift der Hauptversammlung in Dortmund. 1883).

Die im Vorstehenden enthaltene kleine Abschweifung wird gerechtfertigt erscheinen, wenn man erwägt, daß außerhalb der Kohlengebiete Ansichten über die Steinkohlen herrschen, welche ihrer richtigen Verwendung, namentlich im Haushalte, im Wege stehen. Es zeigt sich dies am deutlichsten darin, daß im Handel meistens unter der Bezeichnung „Nußkohle I" oder „Ia Nußkohle" die „erste Qualität" der besten Steinkohle verstanden wird, d. h. derjenigen, welche sich für alle Verwendungen, besonders für den Hausgebrauch, am vorzüglichsten eignet. Wir

wissen aber, daß hier ein zweifacher Irrthum vorliegt; wir haben gesehen, daß „Nußkohle I, II, III, IV" nur die Bezeichnung für die Korngröße der Kohlen ist, ganz abgesehen von den Eigenschaften, die sich beim Erhitzen zeigen und für die verschiedene Verwendung maßgebend sind. Für Stubenöfen und Kochherde sind nun stark backende Kohlen nicht geeignet, weil sie nach Aufhören der Flamme einen dichten Kokskuchen liefern, welcher nur schwierig verbrennt; langflammige Kohlen entwickeln eine so große Menge von Gasen und Dämpfen, daß ein großer Theil der Verbrennung entgeht und theils im Schornstein Ruß absetzt, theils als Rauch entweicht, welcher die Luft mit schlechtem Geruch und schwarzem Staub erfüllt. Außerdem können die gasreichen Kohlen auch dann, wenn sie vollkommen verbrennen, nicht ebensoviel Hitze liefern, wie die kurzflammigen. Die Heizkraft verhält sich bei beiden etwa wie 8 : 9. Mithin sind nur die kurzflammigen, wenig backenden Kohlen als „Hausbrandkohlen" zu empfehlen und werden daher in Form von Nüssen II und III unter diesem Namen von denjenigen Zechen des Ruhrgebietes geliefert, welche die mittlere Flötzpartie mit dem Leitflötze Sonnenschein abbauen. — Wir müssen hoffen, daß auch in dem Theile von Norddeutschland, wo in den Haushaltungen der heimische Torf immer mehr durch westfälische Kohlen ersetzt wird, unsere kurzflammig-backenden Nußkohlen II und III sich einbürgern werden, während gegenwärtig sich dort auf den Lagern der Kohlenhändler allgemein nur langflammige Kohlen finden. Erfreulich ist, daß die Vervollkommnung der Stubenöfen die Verwendung der ohne Flamme brennenden Anthracitkohlen neben der von Koks möglich gemacht hat. Denn durch beide wird das oft besprochene Problem der rauchlosen Verbrennung auf die einfachste Weise gelöst. — So sind wir denn von der Besprechung der westfälischen Kohlen vom wissenschaftlichen Standpunkte unvermerkt auf Fragen des täglichen Lebens geführt.

Wir haben zunächst erkannt, daß die Eigenthümlichkeiten der westfälischen Steinkohlenformation im innigen Zusammenhange mit ihren geologischen Verhältnissen stehen; unsere Betrachtungen mußten aber auch die Ueberzeugung in uns verstärken, daß die naturwissenschaftliche Forschung nicht bloß die größte geistige Befriedigung zu geben vermag, sondern uns belehrt, wie wir die Kräfte und Schätze, welche die Natur uns bietet, am zweckmäßigsten und vortheilhaftesten ausnützen können. —

Anmerkungen.

[1] Vor dieser Zeit wurde ein großer Theil des Transportes durch die Schiffahrt auf der Ruhr vermittelt, welche ja durch den älteren Theil des Grubenreviers verläuft. Hierdurch ist die Bezeichnung als Ruhrkohle für die westfälische Kohle in weiten Kreisen gebräuchlich geworden. Ohne die Eisenbahn hätte der Bergbau im nördlichen Theil sich nicht zu seiner jetzigen hohen Bedeutung entwickeln können.

[2] Der nördlichste im Betrieb befindliche Schacht der Gesellschaft Schlegel und Eisen ist fünfzehn Kilometer von der Kreidegrenze entfernt; einige Fundschachte bei Recklinghausen sind noch weiter nach Norden vorgeschoben, so daß ihre Entfernung von der Grenze der Kohlenformation mehr beträgt, als die ganze Breite des Terrains, auf welchem die Kohlenformation zu Tage kommt.

[3] Unter diesen der berüchtigte lange Hauenstein-Tunnel, bei dessen Bau im Jahre 1857 63 Arbeiter durch Verschüttung das Leben einbüßten.

[4] Der eigentliche Anthracit, die mineralische Kohle der ältesten Gebirgsformation, welche für England und Pennsylvanien von so großer Bedeutung ist, verbrennt ohne Flamme.

[5] Koks, englisch cokes und nicht coaks, wie man noch immer zuweilen gedruckt findet.

[6] In Uebereinstimmung hiermit ergiebt sich, daß die fossilen Kohlen der jüngeren Formationen, welche im allgemeinen als Braunkohlen bezeichnet werden, noch gasreicher als die jüngsten Steinkohlen sind und keine Backfähigkeit besitzen

Druckfehler-Berichtigung

in Heft 126. Neue Folge. VI. Serie.

Die auf Seite 17 befindliche Figur 4 muß so gehalten werden, daß die gerade Linie horizontal läuft.

Seite 20 Zeile 10 von oben muß vor dem Gedankenstrich der Punkt fortfallen und Zeile 11 mit einem kleinen Buchstaben „ſ" beginnen, da Zeile 11 ff. den Nachsatz zu dem auf S. 19 beginnenden Vordersatz bildet.



Lysipp
und
seine Stellung in der griechischen Plastik.

Von

Emanuel Löwy,
Professor an der Universität Rom.

Mit 15 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Wenn es auf allen Gebieten der Kunst einen hohen Reiz gewährt, dem Leben der Künstler nachzugehen und in ihrer persönlichen Entwickelung die Grundlagen zu suchen, auf welchen sich ihre Werke aufbauen, so muß die Geschichte der bildenden Kunst der Griechen auf die Befriedigung dieses Interesses verzichten. Ihr fehlt die Künstlerbiographie gänzlich. Was in den Schriften der Alten an persönlichen Nachrichten über Künstler enthalten ist, reicht auch bei den berühmtesten Namen nicht über einige äußere Daten oder ein paar Anekdoten von oft fragwürdigem Werthe hinaus; zumeist besteht es in einzelnen abgerissenen Notizen, die nicht selten erst einer gewissen Vertrautheit mit der Natur der Ueberlieferung bedürfen, um richtig verstanden und gewürdigt zu werden. Bildet so die Künstlergeschichte ein Feld der Kontroverse über diese Ueberlieferung, das für sich immer größere und selbständigere Bedeutung in Anspruch nimmt, so drängt dies auf der anderen Seite einer Betrachtungsweise zu, welche die Persönlichkeit der Künstler mehr in den Hintergrund treten läßt und aus den Werken selbst das Bild der Entwickelung der Kunst zusammenzufügen sucht. Wie sich uns die antike Kunst als eine abgeschlossene Einheit darstellt, umfaßt sie eine Fülle künstlerischer Errungenschaften; sie hat eine Reihe der fundamentalsten Probleme, auf welche die Kunst immer

wieder zurückkommen muß, zuerst und aus sich selbst heraus gelöst und damit der Kunst aller Folgezeiten ein unvergängliches Erbgut hinterlassen. Und wenn wir heute die Kunst in voller Freiheit und wie als etwas Selbstverständliches über Formen und Motive verfügen sehen, die sich die Antike erst schrittweise, in stetiger, beharrlicher Entwickelung zu eigen gemacht hat, so lohnt es sich wohl, einmal von einem Punkte aus einen Blick auf diese Entwickelung zu werfen. Als ein solcher Punkt, von dem aus wir die Ausbildung gewisser Aufgaben in der griechischen Plastik nach oben wie nach unten überschauen wollen, mag sich uns die Erscheinung Lysipps darbieten. In der Reihe der großen Erzbildner, welche unsere kunstgeschichtliche Ueberlieferung nennt, ist sein Name der letzte; ihn stellt sie — vielleicht parteiisch befangen — auf die letzte und abschließende Stufe in der Entwickelung der antiken Plastik. Und abschließend in der That auf fast allen Gebieten war die Epoche, in welcher Lysipp lebte und der sein jüngerer Zeitgenosse Alexander der Große den Namen giebt. Der Kreis der Aufgaben, welche dem hellenischen Geiste in seiner Eigenart zu lösen beschieden war, hatte sich erfüllt, und eine neue, die hellenistische Kultur bereitete sich vor.

Von den Nachrichten, die über Lysipps Lebensumstände und seine ungewöhnlich zahlreichen und ausgedehnten Werke vorliegen, genügt es für uns, nur einige wenige, die das Wesen seiner Kunst berühren, hervorzuheben. Lysipp stammte aus Sikyon, einer Stadt des Peloponnes, in welcher von alters her Kunst und Kunstgewerbe blühten und die namentlich eine Schule von Erzbildnern aufwies, welcher ein fester Schulzusammenhang, strenge künstlerische Zucht und Festhalten an der vom Lehrer auf den Schüler fortgepflanzten Tradition besonders nachgerühmt wird. Lysipp freilich hat die Unterweisung eines Lehrers nicht genossen; seine Laufbahn war nicht von Anbeginn die eines Künstlers, sondern er war zunächst Handwerker, Erzarbeiter.

Den Muth, sich der Kunst zu widmen, habe er, so wird erzählt, durch ein Wort des Malers Eupompos gewonnen, den er fragte, welchen von den älteren Meistern er sich zum Vorbild nehmen solle. Der aber habe ihn als einzigen Lehrer an die Natur gewiesen. Werden wir danach Naturwahrheit und Unabhängigkeit von der künstlerischen Tradition für Lysipp voraussetzen, so scheint damit ein anderer Ausspruch im Widerspruch zu stehen, der ihm selbst in den Mund gelegt wird. Er habe den Doryphoros des Polyklet als seinen Lehrer bezeichnet. Polyklet, der berühmte Meister der sikyonischen Schule, blühte lange vor Lysipp, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts; die Statue, auf welche sich der Ausspruch bezieht, ist in mehreren Wiederholungen auf uns gekommen, von denen eine in Pompeji gefundene jetzt in Neapel steht (Fig. 1).[1] Es ist ein kräftiger, ruhig vorschreitender Jüngling, der in der einen Hand einen langen Stab, vielleicht eine Lanze,[2] trägt; von diesem Abzeichen hat die Figur im Alterthum den Namen Doryphoros erhalten. Sie führt aber auch noch einen anderen Beinamen: der Kanon, d. i. die Musterfigur. Man hat diese Benennung schon im Alterthume auf die Proportionen der Statue bezogen in dem Sinne, daß in ihr ein mustergültiges System der Maße und Verhältnisse der einzelnen Körpertheile gegeben sei; wir können aber heute jene Bezeichnung noch in einem weiteren Sinne fassen. An einer ganzen Anzahl von Werken läßt sich verfolgen, wie die Künstler nicht nur die Proportionen dieser Figur studirten und auf ihre Schöpfungen übertrugen, sondern sie entlehnten die Figur selbst, wie sie war, in ihrem ganzen Bewegungsschema, für ihre eigenen Werke.[3] In dieser Bewegung, in dem sicheren und doch leichten und gefälligen Aufruhen der Gestalt auf dem einen Beine liegt nun aber das, was die kunstgeschichtliche Bedeutung dieser wie verwandter Bildungen Polyklets ausmacht — und hier darf an das eingangs Angedeutete erinnert werden. Durch lange Zeit sehen

wir die griechische Plastik in immer erneuten Versuchen sich an dem uns so einfach scheinenden Probleme abmühen, eine aufrecht stehende Figur in gerader, ruhiger Haltung zu bilden; aber der Art, wie sie demselben beizukommen sucht, haftet bis auf Polyklet etwas Unvollkommenes und Unbefriedigendes an. Namentlich ist es eine ganze Serie unbekleideter Jünglingsfiguren,[4] an welcher dieses unabläſſige Bemühen nach Vervollkommnung sich in den verschiedenen Stadien des Gelingens verfolgen läßt. Wie nahe einige derselben auch der Lösung kommen mögen, und wie sehr sich eine nicht geringe Zahl dieser Werke durch eine bisweilen geradezu staunenswerthe Durchbildung der Details auszeichnen, so bleibt bei ihnen allen doch noch in der Gesamthaltung eine gewisse Steife zurück. Indem noch beide Hüften ziemlich gleich am Tragen der Körperlast betheiligt sind, erscheint der Stand der Figuren starr, unbeweglich und unsicher, so daß man den Eindrück gewinnt, als ob eine geringe Verschiebung des Schwerpunktes, etwa durch einen plötzlichen Stoß, genügen müßte, um sie zum Falle zu bringen.

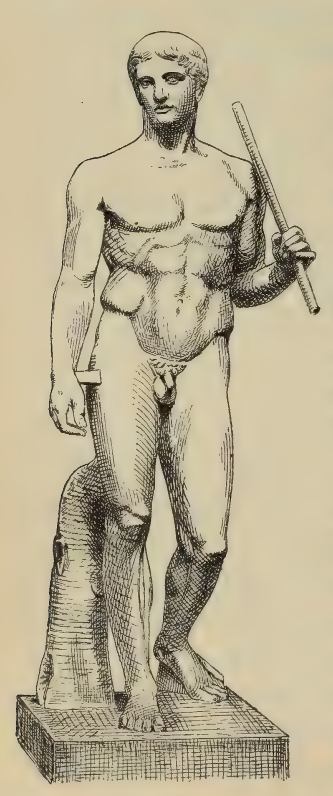


Fig. 1.
Doryphoros, nach Polyklet (Neapel).

Hier thut nun Polyklet den befreienden Schritt, indem er den Gegensatz zwischen Standbein und Spielbein entschieden zur Durchführung bringt. Er verlegt die Last des Körpers auf das eine Bein, das Standbein, während das andere entlastet als Spielbein — sei es zur Seite, sei es, wie beim Doryphoros,

in gemächlicher Schrittstellung leicht zurückgesetzt — nur leise den Boden berührt. So stehen seine Gestalten ruhig und sicher da, Standfestigkeit mit Beweglichkeit vereinigend. Man trete an die plastischen Schöpfungen der florentinischen Renaissance, Michelangelo nicht ausgeschlossen, mit der Frage heran, wie sie sich den gleichen Problemen gegenüber verhält, und man wird den Werth voll ermessen, den die Errungenschaft Polyklets für die Entwickelung der griechischen Plastik, für die Begründung eines ihrer wesentlichsten Vorzüge besitzt.

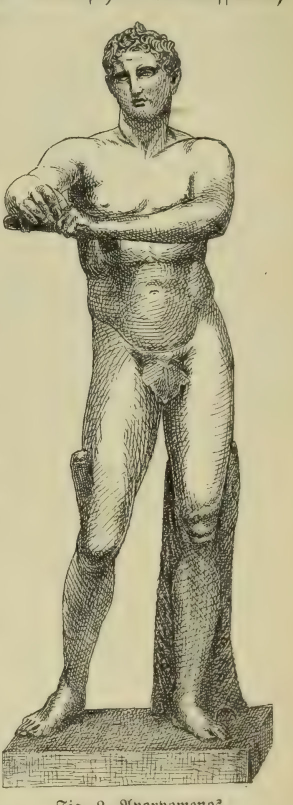


Fig. 2. Apoxyomenos, nach Lysipp (Rom, Vatikan).

So viel über den Doryphoros, den Lysipp seinen Lehrer nannte. Wie sehen nun aber die Schöpfungen Lysipps selber aus? Die Beantwortung dieser Frage hat vor allem von einer vor mehreren Jahrzehnten in Rom gefundenen und jetzt im Braccio nuovo des Vatikans aufgestellten Marmorstatue eines Apoxyomenos[5] auszugehen, d. i. eines Jünglings, der seinen Körper mit dem Schabeisen von dem Sande der Palästra reinigt (Fig. 2). Eine solche Statue wird unter den Werken Lysipps genannt, und da an der Figur ein eigenthümliches Proportionssystem, wie es eben für Lysipp bezeugt ist, die schlanken Formen und der im Verhältniß zum ganzen Körper kleine Kopf wiederkehren, so hat man in ihr mit seither immer gesteigerter Sicherheit eine Kopie jenes in Bronze ausgeführten Originals des Lysipp erkannt. Indem wir

uns von der Betrachtung des polykletischen Doryphoros dieser Statue zuwenden, werden wir zunächst wohl alles eher, als die erwartete Verwandtschaft gewahr werden. Ruhig, wie die Haltung des Doryphoros, ist seine ganze Anlage; der Apoxyomenos bewegt bis in die Flächen des Gesichtes, bis in die einzelnen Partien des Haares. Dort große, einfache Formen, hier alles bis ins kleinste Detail durchgebildet. Voll und breit zeigt sich dort die Brust, hier ist sie verdeckt durch die vom Schaben in Anspruch genommenen Arme. Vor allem aber tritt die Verschiedenheit in der Hauptbewegung des Körpers hervor. Wie nach strengen architektonischen Gesetzen baut sich die Figur Polyklets auf dem rechten Standbein auf; der Apoxyomenos hat zwar nichts von jener steifen Unbeholfenheit der vorpolykletischen Kunst, und doch weicht er so ganz von dem Doryphoros ab; wohl scheint ein Standbein da zu sein, aber wie wenig ruht die Last des Körpers in der linken Hüfte, und ist sie nicht schon im Begriffe, in unruhigem Wechsel auf das rechte Bein überzugehen? Wenn der Kanon Polyklets das Problem abschließend gelöst zu haben schien, so zeigt sich hier eine Lösung, die über Polyklet hinausgeht. Und so mag sich wohl Lysipps Verhalten zum Doryphoros erklären: der Doryphoros ist sein Ausgangspunkt, aber ein überwundener; sein Schema setzt auch die Stellung des Apoxyomenos voraus, aber sie geht darüber hinaus, wohl ebenso bewußt, wie Lysipp an Stelle des von Polyklet überkommenen Proportionssystems ein neues setzt. So begreifen wir, wenn die Ueberlieferung von einer Lysipp eigenen „Symmetrie" spricht, womit er auf eine vorher unversuchte Art die viereckigen Formen der alten Kunst verändert habe. Man könnte freilich fragen, wie viel hier noch von dem ursprünglichen Problem gewahrt sei, wie weit hier noch überhaupt von Ruhe die Rede sein könne.

Derselbe Geist unsteter Ruhe, welcher diese Gestalt beherrscht,

spricht aus einer von Herkulaneum stammenden Bronzestatue in Neapel (Fig. 3), von welcher mehrere Wiederholungen existiren, ein Beweis dafür, daß ein berühmtes Original ihr zu Grunde liegt.[6] In einigen wesentlichen Zügen stimmt sie mit der Statue eines ausruhenden Herakles von Lysipp überein, von welcher wir eine Beschreibung besitzen. Der Heros saß auf einem Felsen, das rechte Bein und den rechten Arm ausgestreckt, das linke Bein eingezogen; nur war das Haupt in die linke Hand gelegt, deren Ellbogen sich auf den Schenkel aufstützte. Die herkulanensische Statue stellt Hermes dar, der ausruht. Aber wie ruht er? Wie es dem behenden, stets beweglichen Götterboten geziemt: nicht im behäbigen Auflasten der Glieder auf dem Sitz, sondern lauschend, spähend, mit vorgebeugtem Oberkörper, den rechten Arm aufgestützt, das linke Bein elastisch eingebogen — alles an der Figur ist in Bereitschaft, jeden Augenblick zu voller Bewegung in die Höhe zu schnellen.

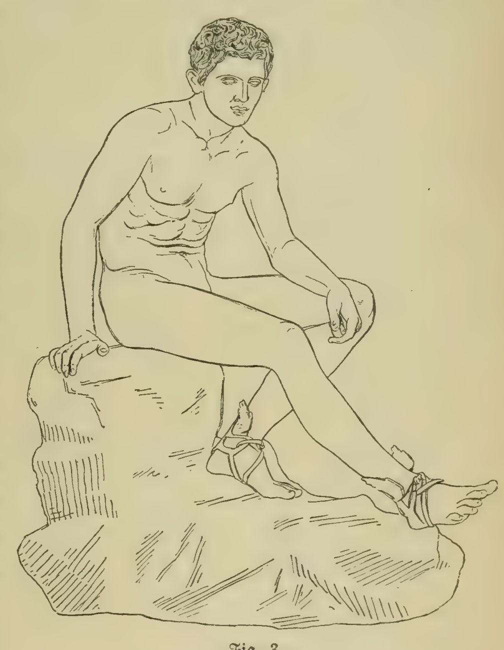


Fig. 3.
Ausruhender Hermes (Neapel).

Und wieder denselben Geist treffen wir drittens in einer ganzen Gruppe statuarischer Bildungen, für welche gleichfalls lysippischer Ursprung wahrscheinlich gemacht worden ist.[7] Die

Glyptothek zu München besitzt eine schöne Statue eines Jünglings, der das eine Bein auf eine Erhöhung gestellt hat, um die Riemen des Schuhes zu binden oder zu lösen (Fig. 4); das Vorhandensein mehrerer anderer Repliken spricht auch bei dieser Statue für ein berühmtes Original, und auf Lysipp weisen Formen und Proportionen.[8] Das Aufstützen des Fußes ist hier durch die Aktion des Sandalenlösens begründet. Eine ähnliche Handlung, etwa das Anlegen der Beinschienen, mag auch bei einer ebenfalls in der Glyptothek befindlichen Statue Alexanders des Großen, deren Ergänzung übrigens zweifelhaft ist,[9] dem gleichen Motiv zu Grunde liegen. Bei einem Poseidon des lateranischen Museums[10] wieder ist es zwar nicht durch die sonstige Aktion gefordert, doch dient es treffend zum Ausdrucke des unsteten, unruhigen Naturells des Meergottes. Dasselbe Motiv kehrt aber endlich noch bei einer

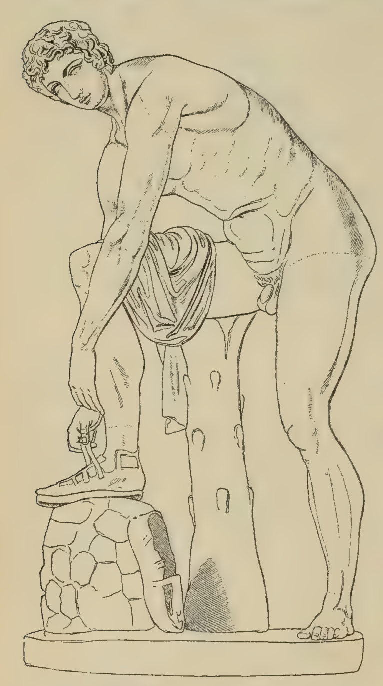


Fig. 4. Jünglingsfigur, sogenannter Jason (München, Glyptothek).

ganzen Anzahl von Statuen wieder, bei denen eine solche Charakterisirung nicht von vorn herein in der Natur der dargestellten Gestalten begründet, sondern in dieselben durch jene Haltung erst hineingetragen ist, wie bei Apollonfiguren, Musen 2c. Und wenn wir für einen Augenblick das Gebiet der statuarischen Plastik verlassen, so begegnet es uns auch auf zahlreichen Vasenbildern, Reliefs, Münzen (vgl. Fig. 5) — gleichsam ein

neuer Kanon, ein Mustertypus, der, räumlich wie der Gattung nach, alle Gebiete der Kunst beherrscht. Ja, die Uebereinstimmung dieser verschiedenen Kreisen angehörigen Gestalten erstreckt sich nicht selten selbst auf untergeordnete Einzelheiten, wie das über den aufgestützten Schenkel gelegte Gewand; und auch was wir an dem Apoxyomenos im Gegensatze zum Doryphoros bemerken konnten, daß nämlich die freie Entwickelung der Brust durch den vorgehaltenen Arm verdeckt wird, kehrt an einer Reihe der zuletzt



a. b. c.

Fig. 5. Beispiele von Figuren mit aufgestütztem Fuß.

a: Odysseus, aus einem Relief im Louvre.
b: Jüngling, eingravirte Zeichnung einer Metallbüchse (der ficoronischen Cista) im Museo Kircheriano in Rom.
c. Jüngling, aus einem Vasenbild in Petersburg.

besprochenen Gestalten, an dem Alexander, Poseidon, den Musen u. s. w., wieder. Es ist, wie wenn hier alles darauf angelegt wäre, die feste Gliederung, den ruhigen Aufbau zu verlassen, die Theile des Körpers in bewegten Kontrapost zu einander zu bringen, ein neues System des Aufbaues, eine neue „Symmetrie" zu schaffen, wie es der antike Kunstschriftsteller von Lysipp berichtet. Und wie wir es im alltäglichen Leben beobachten können, namentlich an jugendlichen Personen, deren angeborene Individualität von Erziehung und Gesellschaft noch nicht abgeschliffen worden ist, daß sich das Temperament in der Art des Stehens

und Gehens, in den gewöhnlichsten Verrichtungen äußert, so könnte man versucht sein, in dem lebhaften, selbst im Ausruhen der Bewegung bedürftigen Naturell dieser Gestalten einen Familienzug, wie ein von einem gemeinsamen Vater überkommenes Erbstück zu erkennen.

Gleichwohl müssen wir uns hüten, dieses persönliche Moment allzu zuversichtlich zu betonen. Auch wenn die unmittelbare Urheberschaft Lysipps für alle die genannten Typen gleich sicher stände, wie für den Apoxyomenos, ist es uns heute doch nicht mehr möglich, abzuschätzen, wie viel an ihnen das individuelle Eigenthum Lysipps, wie viel Gemeingut seiner Epoche ist. Vor und neben ihm konnten Künstler, von gleichem Geiste beseelt, ähnliche Richtungen verfolgen, Künstler, die wir vielleicht gar nicht kennen, oder die uns im besten Falle bloße Namen sind. Wie unvollkommen unsere Kenntniß selbst bei hervorragenden Meistern oft ist, kann deutlich das Beispiel des Skopas zeigen, über dessen leidenschaftlich bewegte statuarische Schöpfungen sich die Ueberlieferung anscheinend so ausführlich ergeht, was aber nicht hindert, daß die Zutheilung von Werken aus unserem Denkmälervorrathe an ihn auch heute noch kaum über die ersten unbestrittenen Anfänge hinausgelangt ist. Werden wir so der eingangs erhobenen Mahnung eingedenk bleiben, die Individualität des Künstlers zurücktreten zu lassen, so legt dafür das bisher Betrachtete einen anderen Gesichtspunkt nahe. Wenn der bildende Künstler seine Ideen in menschlichen Gestalten zum Ausdrucke bringen will, so bewirkt er dies, abgesehen von der Charakterisirung durch Bildung und Beiwerk, durch die Bewegung, die er ihnen giebt — denn auch der wechselnde Gesichtsausdruck, von dem hier übrigens nicht die Rede sein soll, ist nichts Anderes, als Bewegung. Und wenn es nun der Kunstgeschichte unverwehrt ist, einzelne der Elemente, aus denen sich das Kunstwerk zusammensetzt, wie z. B. Landschaft, Draperie,

herauszugreifen und in ihrer historischen Entwickelung zu studiren, wofern sie sich nur des steten Zusammenwirkens aller das Kunstwerk bedingenden Faktoren bewußt bleibt, so könnte man auch einmal sagen: betrachten wir in diesem Sinne die Bewegungen an sich, als Erscheinungen, losgelöst von der Persönlichkeit der Künstler — und wenn wir Werke nach dem Namen der Künstler benennen, so geschehe dies nur, um ihre anderweitig erkannte kunstgeschichtliche Stellung zu bezeichnen —, und fragen wir, ob sich nicht auch in ihnen eine bestimmte kunstgeschichtliche Entwickelung erkennen läßt.

Die Frage wird von vornherein vielleicht befremden. Die Bewegung, sollte man denken, ist doch in jedem Falle so sehr von der Idee und Absicht des Künstlers bedingt, daß es nur darauf ankommt, was der Künstler hat darstellen wollen, daß aber die kunstgeschichtliche Stellung des Künstlers oder Werkes dabei gar nicht in Betracht kommt. Das wäre richtig, wenn der Künstler in seinem Schaffen nur auf sich gestellt wäre und innerhalb seiner Persönlichkeit volle Freiheit besäße. Das ist aber nicht der Fall: die Freiheit des Künstlers ist und bleibt immer eine beschränkte, und von der Idee bis zur Ausführung des Kunstwerkes ist ein weiter Weg, an dessen Ende nicht selten nur wenig von der ursprünglichen Absicht gewahrt worden ist. Der Künstler ist zunächst begrenzt durch das Maß seines Könnens, d. i. der Formen, die er beherrscht. Das mag heute minder erheblich erscheinen, wo die Schöpfungen aller vorangegangenen Kunstepochen zur Nachahmung vorliegen, zahlreiche Hülfsmittel dem Studium zu Gebote stehen, sich an lebenden Modellen der Körper in die gewünschte Aktion bringen und danach einfach kopiren läßt. Die Antike verfügte über diese Hülfsmittel nur in beschränktem Maße; speziell die Verwendung lebender Modelle war ihr sicher die längste Zeit fremd. Sie konnte nur so vorgehen, wie auch heute der Künstler vorgehen muß, dem jene

Hülfen fehlen, wie das Talent in seinen noch unbewußten Anfangsstadien, oder Künstler, deren Kunstgattung ein Modell-stehen nicht zuläßt. In allen diesen Fällen ist der Künstler auf sich, seine Beobachtung und Erinnerung angewiesen. Nun sind aber die Bewegungen des menschlichen Körpers so unendlich zahlreich und mannigfaltig, ist das Bild derselben Bewegung bei verschiedenen Standpunkten ein so verschiedenes, daß es einfach unmöglich ist, daß der Künstler aus sich heraus in voller Freiheit über sie alle verfüge. Er wird nur jenen Vorrath von Bewegungen beherrschen, in deren Darstellung er selbst oder die Kunst bis zu ihm sich geübt und die er von dieser als lernbares Erbgut überkommen hat, dazu allenfalls aus allgemeiner Erinnerung solche, die sich mit geringen Aenderungen aus jenen bilden lassen. Eine Erweiterung dieses Vorrathes kann durch spezielle Naturbeobachtung allerdings stattfinden; aber hier wachsen die Schwierigkeiten, je mehr Mittel der bestimmte Kunstzweig erfordert. Noch ziemlich leicht läßt sich ein in der Erinnerung festgehaltenes Bild in Umrissen und Farben auf die Fläche bannen. Mehr braucht es schon, um, wie es beim Relief der Fall ist, die Flächen nach Erhebung und Vertiefung zu bewegen. Handelt es sich da aber immer noch um eine einzige Ansicht, so verlangt das plastische Rundbild, von den statischen Erfordernissen ganz abgesehen, allseitige körperliche Gestaltung, und wie leicht zerfließt da über der Durchführung der ursprüngliche Eindruck! Es begreift sich daher, daß der Fortschritt in der Bewegung sich am langsamsten in der ganz freien Rundplastik vollzieht: wir begegnen in der antiken Kunst Bewegungen und Stellungen in Malerei und Relief, lange bevor die statuarische Kunst sich eben derselben bemächtigt.[11]

Aber in dem Ausmaß des Könnens liegt nicht das Einzige, was die Freiheit des Künstlers beschränkt: schon seine künstlerischen Absichten, die Formen, in denen seine Gedanken sich

bewegen, wie die, in denen er sie zum Ausdrucke bringt, werden in hohem Grade bedingt und beeinflußt durch die ganze Kunstentwickelung, der er angehört. Wäre das nicht so, wie könnte man von einem Stil in dem Sinne der Verwandtschaft in den Schöpfungen ganzer Kunstperioden sprechen? Auch auf dem Gebiete künstlerischen Schaffens waltet eine Attraktion, welche die erfindende Phantasie in dem Bannkreis des schon Dagewesenen zu halten, die gestaltende Hand in die Geleise des schon Gesehenen und Geübten zu drängen sucht. Daher kommt es, daß die Kunst auch der Natur, die doch jederzeit frische, ursprüngliche Impulse zu geben vermöchte, zumeist schon befangen gegenübertritt, aus ihr viel mehr Vervollkommnung, Durchbildung, Umänderung der gegebenen, als die Anregung absolut neuer Ideen zu gewinnen sucht. Und selbst auf die Art, wie der Künstler die Natur sieht und wiedergiebt, erstreckt sich der Einfluß der jeweilig ausgebildeten Kunstformen, wie die Betrachtung von Naturstudien aus verschiedenen Zeiten, beispielsweise an Gewand, Baumschlag u. s. w., augenfällig darzuthun vermag. Aber die Kunst geht überhaupt nicht immer und für jeden einzelnen Fall bis auf die Natur selbst zurück, um ihre Formen unmittelbar aus derselben herzuleiten, sondern sie läßt es sich vielfach hierfür an der Vermittelung durch andere Kunstwerke, derselben oder verschiedener Gattung, genügen. Das zeigt sich ebenso an einfachen Dingen, wie es beispielsweise die wiederholt zu beobachtende Erscheinung ist, daß die Bildung der Draperie in der Malerei von der eigenthümlichen Wiedergabe der Falten in der gleichzeitigen Holz- oder Bronzeskulptur beeinflußt ist, und hierher gehört schließlich nicht minder die Thatsache, die einer ausgedehnten, auch heute noch kaum völlig verschwundenen Richtung der modernen Historienmalerei gegenüber öfter hervorgehoben wurde, daß dieselbe nämlich, von der Gesamtkomposition angefangen bis zu den Posen der einzelnen

Figuren, von der Bühne inspirirt ist. Gewiß hat es zu allen Zeiten Künstler gegeben, die diesen ablenkenden Einflüssen gegenüber ihre Individualität zu wahren vermochten — und das sind zumeist Diejenigen, welche durch die Ideen und Formen, die sie in die Kunst einführen, derselben neue Wege weisen, deren Schöpfungen den Anderen in der geschilderten Weise zum Vorbilde dienen. Aber es fehlt auch andererseits aus keiner Kunstepoche an dem Beispiel von Künstlern, die, mit der Gabe ausgerüstet, die Natur frei und unabhängig von der Tradition zu erfassen, isolirt bleiben und auf die Kunstentwickelung ihrer oder auch jeder folgenden Zeit keinen wahrnehmbaren Einfluß zu üben vermögen.

Damit hätten wir zwei der wesentlichsten Faktoren gekennzeichnet, welche der individuellen Freiheit des Künstlers entgegenwirken. Wenden wir uns nun in der zuvor bezeichneten Absicht zur Betrachtung der Kunst in ihren Anfängen, so begreift es sich, daß sie zunächst nur über ein ganz geringes Maß von Formen verfügt. Aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen wählt sie die einfachsten heraus und macht von denselben den möglichst ausgedehnten Gebrauch; sie wirthschaftet so zu sagen mit denselben. Vielleicht am deutlichsten läßt sich dies an der Malerei machen. Für die Malerei ist die Profilansicht die nächstliegende; am ersten läßt sich die Silhouette, der Schatten, werde er nun mit Linien umrissen oder in seiner ganzen Fläche ausgefüllt, festhalten, und in keiner Ansicht ist die Silhouette so charakteristisch einerseits und so leicht zu fassen andererseits, als im Profil. Besonders jene Körpertheile, die sich bei der Vorderansicht hauptsächlich in die Tiefe erstrecken, kommen bei dieser nicht leicht zur Geltung: man erinnere sich beispielsweise der Schwierigkeit, die das Verständniß eines in Verkürzung von vorne gezeichneten Fußes einem nicht kunstgeübten Beschauer bereitet.[12] Am geläufigsten ist uns der Kopf;

was für denselben charakteristisch ist, die Wölbung des Schädels, der Stirn, der Augenhöhle, das Vortreten der Nase, der Schnitt der Lippen, der Schwung des Kinnes, die Bildung des Ohres, kommt nur bei der Profilstellung ganz heraus. Es giebt nur einen Theil des Kopfes, der zur Auffassung in der Vorderansicht gleichsam auffordert, das Auge, und die naive Kunst ist folgerichtig genug, auch bei der Profilstellung des Gesichtes das Auge von vorne zu bilden. Die Malerei bedient sich also von Anfang an vorwiegend des Profils als des einfachsten Falles; der älteste Stil der Malerei ist wesentlich ein Profilstil. Wie nun die Malerei die längste Zeit an den Profilstil gebunden bleibt, wie sie mit dem Profil so viel als möglich und selbst bis ins Unmögliche wirthschaftet, wie sie noch bei fortgeschrittener Kenntniß neue Bewegungen von den ihr geläufigen Profilstellungen abzuleiten sucht, bietet sie ein anschauliches Beispiel dafür, wie die Kunst nicht immer aufs neue sich frei an der Natur heranbildet, sondern wie der Fortschritt möglichst an das Bestehende anknüpft und die einmal geschaffenen Kunstformen auch die folgende Entwickelung beeinflussen.

Kehren wir nach diesem Beispiel zu unserem Vorhaben zurück, die Bewegung des menschlichen Körpers in der plastischen Kunst zu verfolgen, so sehen wir, daß auch sie von den einfachsten Fällen ausgeht. Der einfachste Fall der Bewegung ist die ruhige, gerade Haltung, sei es im Sitzen, sei es, was das Allereinfachste ist, im Stehen. In dieser Haltung, wenn man will also, in Bewegungslosigkeit, treten uns die ältesten Werke der griechischen Plastik entgegen: den Kopf gerade nach vorn gewandt, die Arme dicht am Körper gesenkt, die Beine fest aneinandergeschlossen oder das eine vor das andere gesetzt — das ist das Schema solcher alterthümlichen Figuren, an dessen Hauptzügen kaum etwas geändert wird, wenn z. B. die Vorderarme mit irgend welchem Attribut wagerecht vorgehalten

werden. Diese einfache Anlage schließt die symmetrische Anordnung der beiden Körperseiten in sich ein. Wollten wir sonach die Haltung einer solchen alterthümlichen Figur durch ein graphisches Hülfsmittel veranschaulichen, so könnte es, wenn wir uns die Figur gerade von vorn oder rückwärts gezeichnet denken, durch eine sie in der Mitte senkrecht von oben nach unten durchziehende gerade Linie geschehen, zu deren beiden Seiten die einander entsprechenden Theile, wie die Schultern, Hüften, Brustmuskeln ꝛc., in völlig symmetrischer Anordnung, also je in derselben jene senkrechte Achse rechtwinkelig durchschneidenden Horizontalen zu liegen kommen (Fig. 6). Das Prinzip dieser Anlage bleibt gewahrt, auch wenn die Hauptrichtung des Körpers, statt senkrecht, etwas geneigt ist, und mit Beschränkung auf den Rumpf gilt dasselbe für sitzende Figuren, von denen sich gleichfalls die Variation mit vorgeneigtem Oberkörper schon an sehr alterthümlichen Statuen, z. B. von Schreibern oder Reitern, vorfindet.[13]

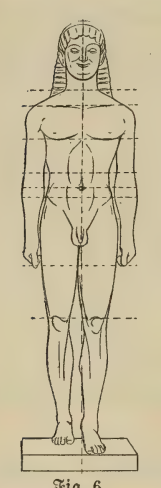


Fig. 6.
Archaische Jünglingsfigur (Apollon von Tenea, München, Glyptothek).

Doch verweilen wir nicht bei jenen Anfängen der Kunst mit ihren unbeweglichen Gestalten, noch auch bei den ersten schüchternen Versuchen, Leben und Bewegung in dieses steife Schema zu bringen. Und wenn wir Götterbilder selbst noch aus der Zeit des Phidias in kaum bewegter Anlage, noch durchaus beherrscht von dem Gesetze der Symmetrie sehen, so lassen sich hier für eine bewußte Zurückhaltung der Künstler besondere Gründe geltend machen: nicht nur mit den strengen Linien der umgebenden Architektur sollte das Kultbild im Einklange stehen,[14] auch die ernstgebietende Erhabenheit des göttlichen Wesens fand in der Ruhe seiner äußeren Er-

scheinung ihren vollkommensten Ausdruck. Betrachten wir vielmehr Fälle, in denen die Kunst bereits über Freiheit der Bewegung verfügt und Bewegung gewollt ist. Wir besitzen in Neapel die Nachbildung zweier Statuen der athenischen Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton.[15] Sie sind dargestellt, wie sie aus dem Hinterhalte hervorstürzen, der eine mit gezücktem Schwerte, der andere den vom Gewande bedeckten Arm ausstreckend, um den Freund zu schützen (Fig. 7). Das Original der Gruppe, das um das Jahr 475 v. Chr. anzusetzen sein wird, hat das beiden Statuen gemeinsame Hauptmotiv der Bewegung gewiß nicht zum ersten Male in Anwendung gebracht; über den Typus einer lebhaft ausschreitenden Figur mit erhobenem Arm scheint die plastische Kunst bereits in einer ziemlich frühen Zeit in verschiedenartiger Verwendung verfügt zu haben. Kopf, Arme, Beine der Tyrannenmörder erscheinen in lebhaftester Bewegung; was aber den Rumpf betrifft, so herrscht in seiner Anlage, namentlich bei dem schützenden Aristogeiton (Fig. 7), noch durchaus das oben bezeichnete Prinzip: kaum daß der Hebung der einen Schulter eine Senkung der anderen entspricht, im übrigen aber unterscheidet sich die Anordnung der Theile

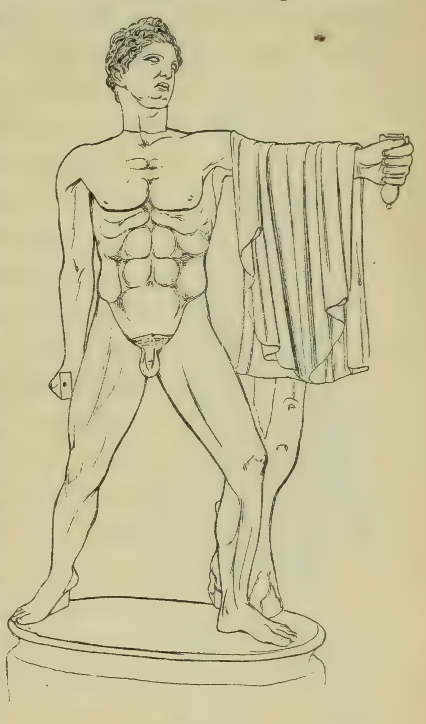


Fig. 7.
Aristogeiton, aus der Gruppe der Tyrannenmörder (Neapel).

des Torsos nicht von der ruhigen Haltung; mit ungebrochener Achse vermittelt er nicht hinlänglich zwischen den in Ausfall gestellten Beinen und der Aktion der Arme, und indem er seine volle Breite der einen Seite zuwendet und sich nicht auch ein wenig nach der Richtung dreht, in welcher die Figur vorwärts stürmt, macht die Bewegung einen gebundenen, einseitigen: man möchte fast sagen, turnerischen Eindruck. Wenn der in einer Marmorreplik des lateranischen Museums erhaltene Satyr des Myron[16], eines jüngeren Künstlers, von dem noch die Rede sein soll, von einem solchen Eindruck frei ist, so liegt das daran, daß hier die Haltung des Oberkörpers mit der Gesamtbewegung des jähen Zurückprallens vor der plötzlichen Geberde der Athena, welche die Flöten wegwirft, im Einklange steht: an sich betrachtet, hält aber der Torso noch im wesentlichen an jener einfachen Anlage fest. Wieder ein anderes Problem begegnet bei einer erst kürzlich bekannt gewordenen Statue des Konservatorenpalastes[17], deren Original gleichfalls der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts angehört, ein Jüngling, im Begriffe, den Wagen zu besteigen (Fig. 8). Die beiden vorgestreckten Hände haben die Leitseile gefaßt, der hochgehobene rechte Fuß betritt den Wagenkorb, der linke soll unmittelbar folgen — aber wird, wer so den einen Fuß rasch auf eine starke Erhöhung setzt, sich zwingen, den Oberkörper stramm aufrecht zu halten, wie es dieser thut, ohne der Bewegung durch Vorneigen des oberen Rumpfes entgegenzukommen? Fehlte bei dieser Figur zu dem linken auch das gehobene rechte Bein, so würde die Bewegung des Torsos schwerlich das

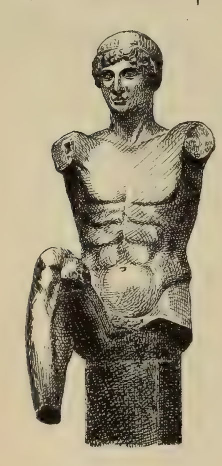


Fig. 8.
Wagenbesteigender Jüngling (Rom, Konservatorenpalast).

Motiv entnehmen lassen. Und steigen wir noch weiter herab zu dem Werke eines Zeitgenossen des Phidias, das uns im Original erhalten ist, der Nike des Paionios (Fig. 9).[18] Wie die ersten Spatenstiche zu Olympia sie ans Licht gebracht hatten, gab es nur eine Stimme der Bewunderung über die Kühnheit der Konzeption, die sich an etwas der Plastik, wie es scheint, Widerstrebendes gewagt, eine frei in den Lüften schwebende Gestalt zu bilden. Doch es ist kein ruhiges Schweben; wie sie mit mächtigem Flügelschlag von der Höhe herabrauscht, bläht der Wind das Obergewand in ihrem Rücken, das die Linke hoch gefaßt hält; von dem raschen Vorwärtsstürmen schlägt das Unterkleid mit zurückflatternden Säumen auseinander und läßt das eine Bein entblößt hervortreten; ein kühner Schwung beherrscht alle Linien — aber der Torso ist ruhig; eine geradlinige Achse kennzeichnet seine Bewegung; die beiden Schultern, die Brust, die Hüften liegen in derselben Linie, höchstens, daß sich durch eine kaum merkliche Schiefstellung dieser Querlinien eine kleine Lockerung des strengen rechtwinkeligen Systems vollzogen hat.

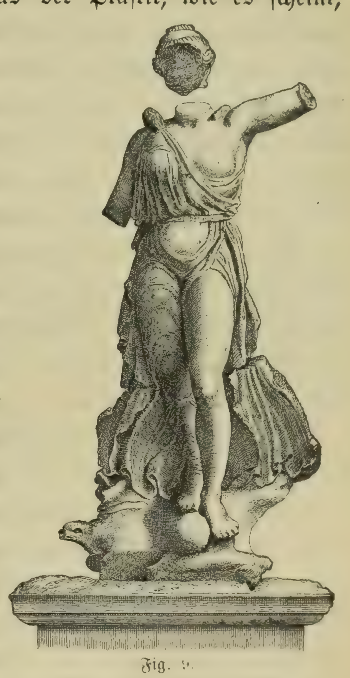


Fig. 9.
Nike des Paionios (Olympia)

So sehen wir hier überall die Kunst frei über die Bewegung der Extremitäten und auch des Kopfes verfügen, während sie für jene des Rumpfes sich noch des einfachsten Falles oder seiner nächstliegenden Variationen bedient. Und das braucht keineswegs immer als Unvollkommenheit empfunden

zu werden. Man könnte sogar — und dies vielleicht selbst für einzelne der angeführten Beispiele — zugeben, daß in den meisten Fällen die Bewegung des Rumpfes so, wie sie ist, durch die Auffassung und die Absicht des Künstlers vollkommen motivirt ist; und ebenso steht es außer Frage, daß die Künstler, die den Körpern so vielfach eine wahrhaft staunenswerthe Durchbildung zu geben verstanden, wenn es darauf ankam, auch der Bewegung des Rumpfes irgendwie Herr geworden wären: thatsächlich besitzen wir ja Fälle, in denen, wie beispielsweise bei Giebelskulpturen[19], der Zwang bestimmter Aufgaben sie hierzu nöthigte. Aber eben darum bleibt es bezeichnend, daß dort, wo ein solcher unausweichlicher Zwang nicht bestand, es ihnen nicht in den Sinn zu kommen scheint, aus eigenem Antrieb über jenes einfache Rumpfschema hinauszugehen, daß sich die Absichten der Künstler so lange in den Grenzen halten, die sie mit den einfachsten Fällen der Rumpfbewegung das Auslangen finden lassen.

Die Bewegungen der Extremitäten und des Kopfes, die sich in scharf markirten Gelenken vollziehen, sind die augenfälligsten und zugleich ausdrucksvollsten; sie macht sich denn auch die Kunst am frühesten zu eigen. Weit schwerer zu fassen sind die Veränderungen des Rumpfes in ihrem wechselnden Formenspiel. Indem aber die Kunst durch Naturbeobachtung vorwärts schreitet, muß sie endlich an dem Punkte anlangen, wo sie auch diese Veränderungen wahrnimmt und sich gewachsen fühlt, sie darzustellen. Schon die Bewegungen des Kopfes und der Glieder ziehen ja so vielfach den Rumpf stärker oder schwächer in Mitleidenschaft. Wir pflegen den Kopf nicht kräftig nach einer Seite zu wenden, nicht den Arm lebhaft nach einer Richtung auszustrecken, ohne den Körper ein wenig mit hinüberzudrehen; unterlassen wir das geflissentlich, so macht unsere Bewegung, statt eines natürlichen, ungezwungenen, einen soldatisch

steifen Eindruck, wie wir ihn auch in der Haltung jener ältesten Kunstwerke finden. Aber ein großer Theil dieser Folgebewegungen beruht nicht nur auf Gewohnheit und Bequemlichkeit, sondern ist durch den Zusammenhang der Körpertheile vorgeschrieben. Es giebt Bewegungen, die, mögen wir wollen oder nicht, andere zur nothwendigen Folge haben. So ist es durchaus nothwendig, daß, wenn der Körper auf einem Standbein fest aufruht, sich auf der Seite des Standbeines die Hüfte hebt, die Schulter senkt; der Künstler, der in einem solchen Falle an der geraden Rumpfhaltung festhielte, würde einen Verstoß gegen die Naturwahrheit begehen.

Polyklet hat das Prinzip des Standbeines in der statuarischen Kunst zur völligen Ausbildung gebracht; sehen wir, wie sein Doryphoros der Forderung gerecht wird (Fig. 10). In der That ist bei diesem die rechte Hüfte gegen die linke gehoben und umgekehrt die rechte Schulter niedriger, als die linke. Theilweise trifft das auch schon bei einigen der Figuren zu, die vor Polyklet der Lösung des Problems nahe gekommen waren. Aber sie bleiben trotzdem unvollkommen, weil sie die Konsequenzen doch nicht hinlänglich ziehen, weil sie sich nicht ganz zu trennen vermögen von dem gewohnten System, weil die Theile des Torsos der Verschiebung widerstreben. Das ist beim Doryphoros überwunden: die bisherige Längsachse des Rumpfes ist verlassen, sämtliche Querlinien divergiren. Der Doryphoros ist darum befriedigend, weil er die nothwendigen Konsequenzen des Standbeinprinzipes gezogen hat — freilich auch nur diese. Noch ist der Abfall der Schultern ein sanfter, die Fluchtlinie der Brustmuskelkonturen einer Horizontalen

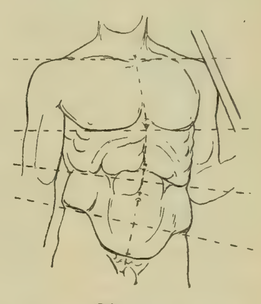


Fig. 10.
Schema des Rumpfes des Doryphoros.

noch nahe; aus scharf gebrochenen Stücken läßt sich die aufgegebene Achse leicht zurückverfolgen. Der Schritt, den der Doryphoros nach vorne macht, weist noch deutlich auf das verlassene Stadium zurück.

Was wir hier in den ersten Anfängen beobachtet haben, erscheint in vollster Ausbildung, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Polyklet, bei Praxiteles. Auch in den Bildungen des Praxiteles kehrt, ähnlich wie wir es bei Polyklet und zum Theile bei Lysipp wahrnehmen konnten, namentlich ein Motiv besonders häufig wieder, und dieses ist zunächst nichts Anderes, als eine Weiterbildung des polykletischen Standmotivs; ja, auch in der Erweiterung desselben durch eine Stütze, was den praxitelischen Gestalten den weichen, lässigen, träumerischen Charakter giebt, scheint ihm bereits Polyklet selbst mit seiner Amazone vorangegangen zu sein. [20] Als ein Beispiel sei hier der Sauroktonos (Fig. 11, nach der Replik im Vatikan) angeführt, ein knabenhafter Apoll, der einer am Stamme hinaufkriechenden Eidechse auflauert, um mit dem Pfeile nach ihr zu stechen. [21] Die weiche, biegsame Haltung des ganzen Körpers kommt hier auch in der Bildung des Rumpfes zum Ausdruck. Der Versuch, die Richtung desselben durch eine gerade Achse zu bezeichnen, würde vollständig versagen; an Stelle der geraden Linie tritt eine geschwungene, der auf der Rückseite die gekrümmte Rückenfurche entsprechen würde, und die Fluchtlinien der Hüften, der unteren Brustmuskelkonturen, der Schultern gehen bestimmt auseinander. Und doch, wenn hier die Linie ihre Herrschaft gänzlich verloren hat, nach jeder Richtung frei ist die Bewegung des Rumpfes auch hier nicht. Er weicht nur seitwärts, nicht nach vorn und rückwärts aus, seine Formen sind verschoben, aber nicht gebeugt oder gedreht, mit einem Worte, die Bewegung seiner sämtlichen Theile spielt sich in einer und derselben Ebene ab. Es ist noch nicht das Höchste des Fortschrittes, vielmehr

läßt sich eine Bewegung denken, die für den Torso auch eine Verschiedenheit des Raumes in sich schließt.

Damit wird nun die Bedeutung klar, welche den Bildungen Lysipps zukommt; sie erfüllen auch diese letzte Forderung, seine Figuren kennen in der Bewegung des Torsos nach keiner Richtung hin eine Schranke mehr. Noch am einfachsten ist der Apoxyomenos (oben Fig. 2); er erinnert auch hierin an seinen, wenngleich überwundenen Ausgangspunkt. Aber schon der Hermes (oben Fig. 3) zeigt den Rücken in entschiedener Beugung, und noch komplizirter ist die Rumpfbewegung bei dem sandalenlösenden Jüngling (oben Fig. 4): Beugung verbunden mit der Senkung der rechten Schulter und Drehung des Oberkörpers gegenüber den unteren Partien des Torsos. Angesichts dieser Erscheinungen kann man sich der Ueberlieferung erinnern, wonach von allen großen Meistern der Plastik Praxiteles und Lysipp am meisten der Naturwahrheit nahe gekommen seien.[22] Aber während bei Praxiteles noch an eine Ableitung der Rumpfbewegung von der normalen Stellung gedacht werden könnte, fällt diese Möglichkeit bei Lysipp vollständig weg. Hier ist an eine Uebertragung nicht mehr zu denken; diese Bewegungen

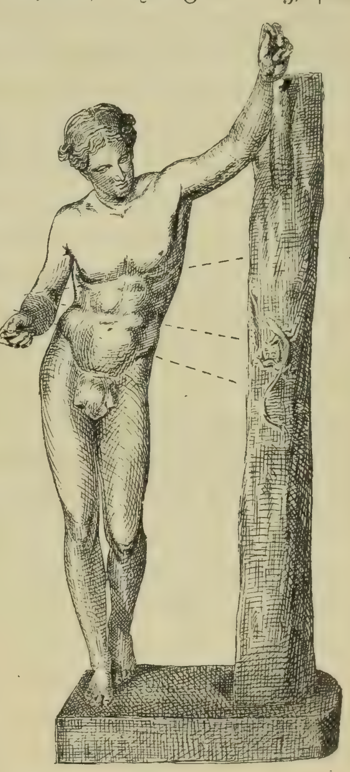


Fig. 11.
Apollon Sauroktonos, nach Praxiteles
(Rom, Vatikan).

erfordern jede eine besondere Kenntniß ihrer Erscheinungsformen, wie sie nur an der Natur direkt für den gesuchten Fall gelernt werden kann; zwischen dem Künstler und der Natur steht nicht mehr als Schranke die Tradition, die Befangenheit in den bis dahin geübten Formen, er steht in der That der Natur selbst nahe. Und hiermit im Zusammenhange darf man vielleicht einem Umstande Bedeutung beilegen, der an sich geringfügig erscheinen könnte. Wir sahen, wie bei den lysippischen Figuren die Brust durch die Bewegung der Arme verdeckt oder gedrückt ist, wie überhaupt die Entwickelung der Brustmuskeln zurücktritt namentlich im Vergleich mit den Figuren Polyklets. Diese großen Linien der Brustbeinfurche und des Brustmuskels sind eine Hülfe des Künstlers bei der Anlage des Torsos, sie sind gewissermaßen eine Vorzeichnung, sie geben für die Bewegung das Hauptgerüst. So lange die Kunst eine Bewegung von der anderen ableitet, muß ihr eine solche Orientirung willkommen sein, und selbst in der verschobenen Gestalt, in welcher dieses große Schema in den praxitelischen Bildungen erscheint, können seine Linien noch eine gewisse Führung geben. Der Bildung des Rumpfes bei Lysipp liegt kein derartiges System zu Grunde; er beherrscht die Formen in dem mannigfachen Spiel der Muskeln, ohne der Hülfe einer Markirung zu bedürfen.

Noch einen dritten Künstler giebt es, dem die antike Ueberlieferung Naturtreue besonders nachrühmt: Myron, von dessen Satyr bereits früher die Rede war. Auch seine Kunst wandte sich mit Vorliebe der Darstellung lebendiger, der Natur abgelauschter Situationen zu, und die Werke, nach denen wir uns von derselben eine Vorstellung zu bilden vermögen, vor allem der Diskoswerfer (Fig. 12),[23] bekunden eine Freude an den Problemen der Bewegung und eine Beherrschung derselben, womit er, der der Künstlergeneration unmittelbar vor Phidias angehört, seiner Zeit voranzueilen und fast der lysippischen

Richtung der Kunst vorzugreifen scheint. Ungesucht bietet sich aus dem Kreise der Letzteren zur Vergleichung der Hermes (oben Fig. 3) dar, an den der Diskobol in den Hauptzügen des Aufbaues erinnert, nur daß er ihn an Gewalt der Bewegung noch übertrifft. Aber nicht nur das Ungestüm des frischen Wagnisses spricht sich in diesen schroff aneinander stoßenden Formen aus; die wie gebrochen und geknickt zusammentreffenden Theilflächen weisen zugleich hier — wie bei manchen Giebelfiguren des fünften Jahrhunderts — auf ein nahe vorausliegendes gebundenes Stadium zurück, von welchem dem Hermes mit seinen weich und harmonisch ineinander fließenden Flächen keine Spur mehr anhaftet.



Fig. 12.
Diskobol, nach Myron
(Rom, Palazzo Lancelotti).

Von Lysipp ab läßt es sich aber verfolgen, wie die Kunst die Motive sucht, in denen der Torso selbst in lebhafte Bewegung gesetzt erscheint. Lysipps Schüler ist Eutychides, von dessen berühmtestem Werke, der Stadtgöttin von Antiocheia, der Vatikan eine verkleinerte Copie besitzt.[24] Es ist eine Verkörperung der landschaftlichen Lage der Stadt; die Göttin selbst auf dem Felsen sitzend, zu ihren Füßen als halb aus den Fluthen aufragender Knabe der Fluß Orontes. Die Vergleichung mit dem lysippischen Hermes (oben Fig. 3) läßt auch hier eine durchgängige Verwandtschaft in den Bewegungsmotiven erkennen: beiderseits ist das rechte Bein vorgestreckt, das linke zurückgebogen, der Körper im Sitzen vorgeneigt, der eine Arm auf den Felsen gestützt — es ist fast dieselbe Figur wie jener, nur daß sie bekleidet ist. Noch virtuoseren Geist athmet eine andere

Schöpfung der gleichen Periode, die große Statue der Nike von Samothrake.[25] Die Göttin steht vorn auf dem Schiffe; von der Schiffsmannschaft hinter ihr, zu der sie zurückgeblickt, wendet sie sich in momentaner Bewegung nach vorn, um mit erhobenem Arm die Trompete zum Munde zu führen, das Gewand schlägt flatternd um ihren Körper — wo böte sich aus früherer Zeit in Körperbewegung und Draperie ein diesem gleichkommendes Motiv? Und verfolgen wir die Kunst in ihrem weiteren Fortgang, so sehen wir nach allen Richtungen die Motive, welche die Gestalten Lysipps in ihrer Anlage enthalten, weiter entwickelt und bis aufs äußerste gesteigert. Denken wir daran zurück, wie lange es braucht, ehe sich die Kunst an eine Verschiebung der Brust, ein ungewöhnliches Muskelspiel des Torsos wagte, und wir werden die künstlerische Absicht begreifen, die in der bekannten Bronzestatue eines Knaben waltet, der die beiden Arme betend zu den Göttern erhebt,[26] ein Werk, das man gerade der Zeit kurz nach Lysipp zugetheilt hat. Das Raffinirteste aber in dieser Richtung, die Verschiebung und Verzerrung aller Muskeln des Torsos, das förmliche Widerspiel ihrer natürlichen Lage enthält die Statue des Marsyas, der, mit Händen und Füßen an den Baumstamm gebunden, die Arme senkrecht über dem Kopf zusammengeschlossen, die Vollziehung des Urtheils erwartet.[27] Und wie wenn die Kunst fortab nur mit den Schwierigkeiten spielen wollte, entstehen nun Werke, die in der Drehung des Körpers das Unglaubliche leisten: so der borghesische Satyr, der flöteblasend sich zur eigenen Musik um sich selber dreht;[28] oder der junge Satyr, der, um das Schwänzchen auf seinem Rücken zu erhaschen, seinen Oberkörper, soweit er vermag, nach rückwärts wendet.[29] Ja, als ob man sich nicht genug thun könnte in dem Verlassen einfacher Stellungen, schiebt man die Gestalten in sich selber zusammen; die kauernden, hockenden, vom Boden aus agirenden Figuren

treten in den verschiedensten Variationen auf: Aphrodite, die auf dem Boden kauert; [30] oder der Schleifer, der, auf der Erde hockend, das Messer wetzt; [31] oder — um nur ein Beispiel aus einer ganzen Reihe verwandter Gestalten herauszuheben — der Krieger, der sich zu Boden geduckt hat und den von oben her geführten Streich zu pariren sucht [32] — auch hier eine Abweichung von der normalen Stellung, welche an die Beherrschung der Formen die größten Ansprüche stellt (Fig. 13). Und gehen

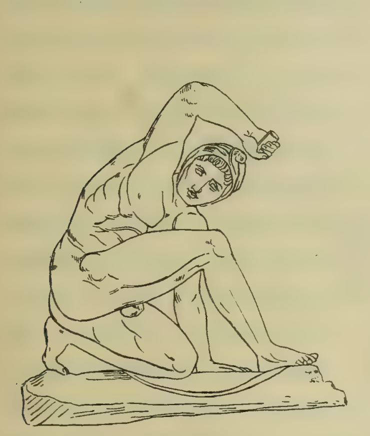


Fig. 13.
Perser (Rom, Vatikan).

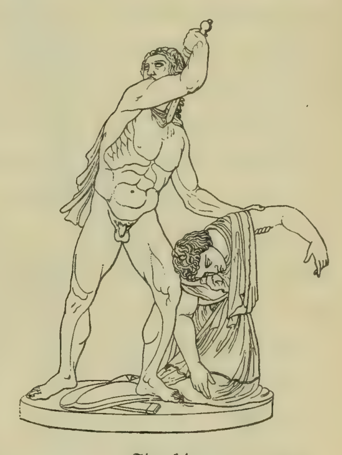


Fig. 14.
Gruppe eines Galliers mit seinem Weib (Rom, Palazzo Boncompagni-Ludovisi).

wir noch weiter, zu den Gruppen, die uns aus jener Zeit erhalten sind, wie der Knabe mit der Gans, [33] mit dem reizenden Widerstreit der Bewegungen, oder der Laokoon, [34] in dem eine Fülle von Voraussetzungen sich vereinigt, um äußerst komplizirte Probleme der Rumpfbewegung zu schaffen. Namentlich aber sind es zwei Gruppen jener Periode, die trotz verschiedenen Inhaltes zu gemeinsamer Betrachtung auffordern: die eine aus Villa Ludovisi, [35] der Gallier, der in der Verzweiflung der Niederlage sein Weib getödtet hat und sich nun das Schwert

selbst in die Brust stößt (Fig. 14); die andere, in mehreren Repliken vorhandene,[36] Menelaos, der die Leiche des Patroklos aus der Schlacht gerettet hat und sie, von den Feinden verfolgt, zu Boden legt, um sich gegen jene zur Wehr zu setzen (Fig. 15). Aus verwandten Elementen baut sich in beiden Fällen die Komposition auf; beidemal kommt in der aufrecht stehenden Figur ein analoger Konflikt entgegengesetzter Bewegungen zum Ausdruck, indem dieselbe, nach der einen Richtung vorwärts strebend, wo auch die Last des Leichnams auf sie einwirkt, ihre Aufmerksamkeit den von der anderen Seite andringenden Feinden zuwendet; und die ludovisische Gruppe zeigt noch eine weitere Steigerung darin, daß der Körper auf der einen Seite von dem der Hand eben entsinkenden Leichnam niedergezogen ist, während er auf der anderen von dem hoch erhobenen Arm mit in die Höhe gestreckt wird. Besondere Beachtung erfordern aber die beiden Leichname.



Fig. 15.
Menelaos mit der Leiche des Patroklos
(Florenz, Loggia dei Lanzi).

Durch Jahrhunderte bleibt in der griechischen Kunst der Rumpf unbeweglich, weil die feste Verbindung seiner einzelnen Theile ungelöst ist; die kleinste Verschiebung und Verrückung eines Theiles des Torsos bedeutet einen Fortschritt, eine Errungenschaft. Nur in beharrlicher Willenskonzentration vermag der menschliche Körper diese Verbindung zu behaupten, es bedarf dazu der Energie, die jeder Verschiebung zähen Wider=

stand leistet. Den vollen Gegensatz hierzu bietet der todte, noch nicht in Erstarrung übergegangene Körper; ihm fehlt jede Energie, jede Anspannung, der Zusammenhang der Theile ist lose und locker, sie folgen willenlos den mechanischen Gesetzen der Schwere, und das eben ist der Vorwurf, den sich die Künstler hier gestellt haben. Mit dieser Stufe ist die Kunst an dem äußersten Extrem angelangt, sie hat die höchste Beweglichkeit erreicht — an der Leiche. Und wenn wir dieser ganzen Reihe von Schöpfungen aus der gesamten Entwickelung der Kunst das Nächstverwandte zur Seite setzen wollen, so drängt sich uns vor allem der Gedanke an Michelangelo auf. Auch bei ihm begegnen uns ähnliche Erscheinungen; auch er findet sein Genügen nur in den schwierigen, den ungewöhnlichen, ja unnatürlichen Stellungen, und die Beweglichkeit auch seiner Körper gipfelt in der Beweglichkeit — der Leiche. [37]

Damit aber haben wir eine weitere Gedankenverbindung berührt, die dieser Ueberblick anregt. In der ganzen Zeit, in der die Kunst noch nach ihren Mitteln ringt, gilt die Form nur dem Ausdruck der Idee. Hier aber ist es umgekehrt: hier scheint das formelle Können den Ideen den Weg zu weisen. Schon bei den Bildungen des lysippischen Kreises ließ sich die Frage aufwerfen, ob die bewegten Motive durch den dargestellten Gegenstand immer durchaus gefordert seien, und wenn sie auch schon für bestimmte Ideale oder Situationen charakteristisch waren, so könnte man doch bisweilen fragen, was den Künstler solche Charakteristik suchen ließ, ob nicht manchmal die Situation der künstlerischen Darstellung zuliebe gewählt wurde. In verstärktem Maße kehrt diese Frage gegenüber den zuletzt betrachteten Gestalten wieder, hier scheint es, als ob das unbeschränkte Können das Wollen fortreiße, sich selbst die Ideen erschaffe, das Motiv dem Motive zuliebe gewählt werde, weil die Stellung den Künstler reizt. Liegt darin nicht ein moderner Zug? Auch

der modernen Kunst gilt so vielfach der Reichthum der Motive, die volle Entfaltung des technischen Könnens als unerläßlich, und diese Forderung vollkommener Beherrschung der Form erschwert oft geradezu dem von moderner Kunst Ausgehenden Verständniß und Würdigung der alten Kunst. Nicht alle die überkommenen Vorstellungen von dem Wesen der Antike halten der eindringenden Forschung Stich; viel von dem, was lange als Eigenart der Antike überhaupt galt, kennzeichnet in Wirklichkeit nur einen bestimmten Theil ihrer Entwickelung. In der Fülle der Erscheinungen, welche die antike Kunst umfaßt, hat auch die zuletzt betrachtete Entwickelungsphase ihre vollberechtigte Stelle, und nur in dem Sinne kann man demnach die oben erwähnte Charakterisirung derselben gelten lassen, als sie in der That, wie sie moderner Art und Auffassung nahekommt, in Gegensatz zu stehen scheint zu der Richtung einer ihr weit vorausliegenden, einfacheren, an Formen ärmeren — wenn von Armuth dort gesprochen werden kann, wo sich künstlerische Absicht und Form doch so vollkommen ergänzen, wo die Ideale von Hoheit, Ernst und Anmuth, welche die Künstler beseelten, in der Ruhe, der zurückgehaltenen Kraft, der maßvollen Bewegung ihr vollstes Genügen und ihren angemessensten Ausdruck fanden. Um dieser ihrer Schöpfungen willen bleibt Winckelmanns Wort von der stillen Größe und edlen Einfalt der antiken Kunst in Ehren, und sie vermögen uns zu lehren, daß auch ohne Aufgebot aller Mittel der Form die Kunst das Höchste, Unvergängliche schaffen kann.

Anmerkungen.

(Der vorstehende Vortrag wurde am 30. Oktober 1884 im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien gehalten. (Vgl. Mittheilungen des genannten Museums, XIX, 1884, S. 257 f.)

[1] Für weitere Angaben über Fundumstände, Ergänzung, sowie Abbildungen und Litteratur kann hier, wie zu der Mehrzahl der im folgenden erwähnten Statuen, auf das Werk: Königliche Museen zu Berlin. Die Gipsabgüsse antiker Bildwerke in historischer Folge erklärt von C. Friederichs, neu bearbeitet von P. Wolters (Berlin 1885), verwiesen werden. Der Doryphoros daselbst Nr. 503. Andere Nachbildungen polykletischer Schöpfungen ebenda Nr. 508 (der Diadumenos), Nr. 513 (Amazone).

[2] In der Ergänzung der Neapler Statue, die unsere Abbildung reproduzirt, ist der Figur unrichtig ein kurzer Stab in die Hand gegeben.

[3] Vgl. darüber Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen, III (1878), S. 293 ff. (Furtwängler).

[4] Vgl. zu einigen derselben Friederichs-Wolters Nr. 217 ff.

[5] Friederichs-Wolters Nr. 1264.

[6] Friederichs, 1. Aufl., auch unter dem Titel: Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik (Düsseldorf 1868), Nr. 844. Die nahe Beziehung zur Kunst Lysipps ist wiederholt, namentlich von Brunn, hervorgehoben worden.

[7] Vgl. K. Lange, Das Motiv des aufgestützten Fußes in der antiken Kunst und dessen statuarische Verwendung durch Lysippos (Leipzig 1879).

[8] Friederichs-Wolters Nr. 1533, wo die auch von H. Brunn, Beschreibung der Glyptothek König Ludwigs I. in München Nr. 151 gegebene Deutung auf Hermes angenommen ist. Vgl. Lange a. a. O. S. 3 ff. Die Ergänzungen sind durch andere Wiederholungen gesichert. Die Abbildung Fig. 4 nach C. v. Lützow, Münchener Antiken (München 1869), Tf. 32.

[9] Brunn a. a. O. Nr. 153; Lange a. a. O. S. 52 ff.

[10] O. Benndorf und R. Schöne, Die antiken Bildwerke des lateranensischen Museums (Leipzig 1867) Nr. 287; Lange a. a. O. S. 31 ff. (Andere Repliken sind in diesen Werken angeführt.)

[11] So finden sich z. B. Figuren in der oben erwähnten Haltung mit dem auf eine Erhöhung gestellten Fuße wiederholt auf den Reliefs des Parthenonfrieses (bald nach der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr.). Vgl. auch die Jahrbuch des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts, II (1887), S. 170 (Dümmler) angeführten Beispiele aus der älteren Malerei. Ebenso begegnet das Motiv des unter Fig. 13 abgebildeten, auf das Knie gesunkenen Kriegers aus der Kandelabergalerie des Vatikans (s. oben S. 29 und Anm. 32) auf den um weit über ein Jahrhundert älteren Reliefs des Mausoleums von Halikarnaß (Friederichs-Wolters Nr. 1221 ff.) u. a. m.

[12] Dieses Beispiels hat sich seither in anderem Zusammenhange auch Koepp (Jahrbuch des archäologischen Instituts, II, 1887, S. 120) bedient.

[13] Auf einige sonstige Fälle von stehenden Figuren mit vorgeneigtem Oberkörper, in denen das im Texte bezeichnete Bildungsprinzip mit der für sitzende Figuren bemerkten Modifikation zur Geltung kommt, verweise ich nur hier, um die obigen Ausführungen nicht unnöthig zu kompliziren.

[14] Vgl. hierüber, was zur Athene Parthenos des Phidias A. Conze, Die Athenastatue des Phidias im Parthenon und die neuesten auf sie beüglichen Entdeckungen (Berlin 1865), S. 9 f., bemerkt.

[15] Friederichs-Wolters Nr. 121 f. Dem Aristogeiton (oben Fig. 7) ist ein nicht zugehöriger Jünglingskopf aufgesetzt; die Arme sind, im wesentlichen richtig, ergänzt, nur hat man sich in der Rechten das Schwert, in der Linken die Scheide zu denken.

[16] Friederichs-Wolters Nr. 454.

[17] Bullettino della Commissione archeologica comunale di Roma, Ser. III, 1888, Tf. XV, XVI, S. 335 ff. (Ghirardini).

[18] Friederichs-Wolters Nr. 496, 497. Die Abbildung Fig. 9 nach A. Boetticher, Olympia, 2. Aufl. (Berlin 1886), Tf. XII.

[19] Ich muß mich hier mit diesem Hinweis begnügen. Die eigenthümliche Stellung der Giebelfiguren in der Entwickelung der griechischen Plastik würde eine besondere Behandlung erfordern.

[20] Vgl. C. Robert, Archäologische Märchen aus alter und neuer Zeit (Philologische Untersuchungen, herausgegeben von A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Moellendorff, X, Berlin 1886), S. 109.

[21] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1214 (die Replik in Villa Albani).

[22] Von der Naturwahrheit im Sinne der anatomisch treuen Wiedergabe der Einzelheiten der Körperoberfläche (wie z. B. Haut, Adern u. dgl.) sieht unser Zusammenhang ab.

[23] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 451 ff. (die Repliken im Vatikan, Britischen Museum und in München). Unsere Abbildung giebt das im Besitze des Fürsten Lancelotti in Rom befindliche Exemplar wieder.

[24] Friederichs-Wolters Nr. 1396. Vgl. The Journal of hellenic studies, IX (1888). Tf. V, S. 47 ff. (Gardner).

[25] Friederichs-Wolters Nr. 1358, 1359.

[26] Königliche Museen zu Berlin. Verzeichniß der antiken Skulpturen, Nr. 2.

[27] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1415 (Exemplar in Berlin).

[28] Friederichs-Wolters Nr. 1427.

[29] Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica, XXXIII (1861), Tf. N, S. 331 ff. (Conze); Brunn, Glyptothek Nr. 309.

[30] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1467 (Exemplar im Louvre).

[31] Friederichs-Wolters Nr. 1414.

[32] Vgl. über die im Texte erwähnte Reihe von Statuen Friederichs-Wolters Nr. 1403—11, ferner 1412. Die abgebildete Statue, an der beide Arme, der rechte Unterschenkel u. A. ergänzt ist (vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1410), befindet sich in der Kandelabergalerie des Vatikans.

[33] Vgl. Friederichs-Wolters Nr. 1586 (Exemplar in München).

[34] Der neueren Litteratur wegen sei auch hier auf Friederichs-Wolters Nr. 1422 verwiesen.

[35] Friederichs-Wolters Nr. 1413.

[36] Friederichs-Wolters Nr. 1397, 1398. Die Abbildung Fig. 15 nach Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica, XLII (1870), Tf. CD, 3.

[37] Vgl. darüber W. Henke, Die Menschen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike (Rostock 1871); besonders S. 10 ff., S. 15 ff.

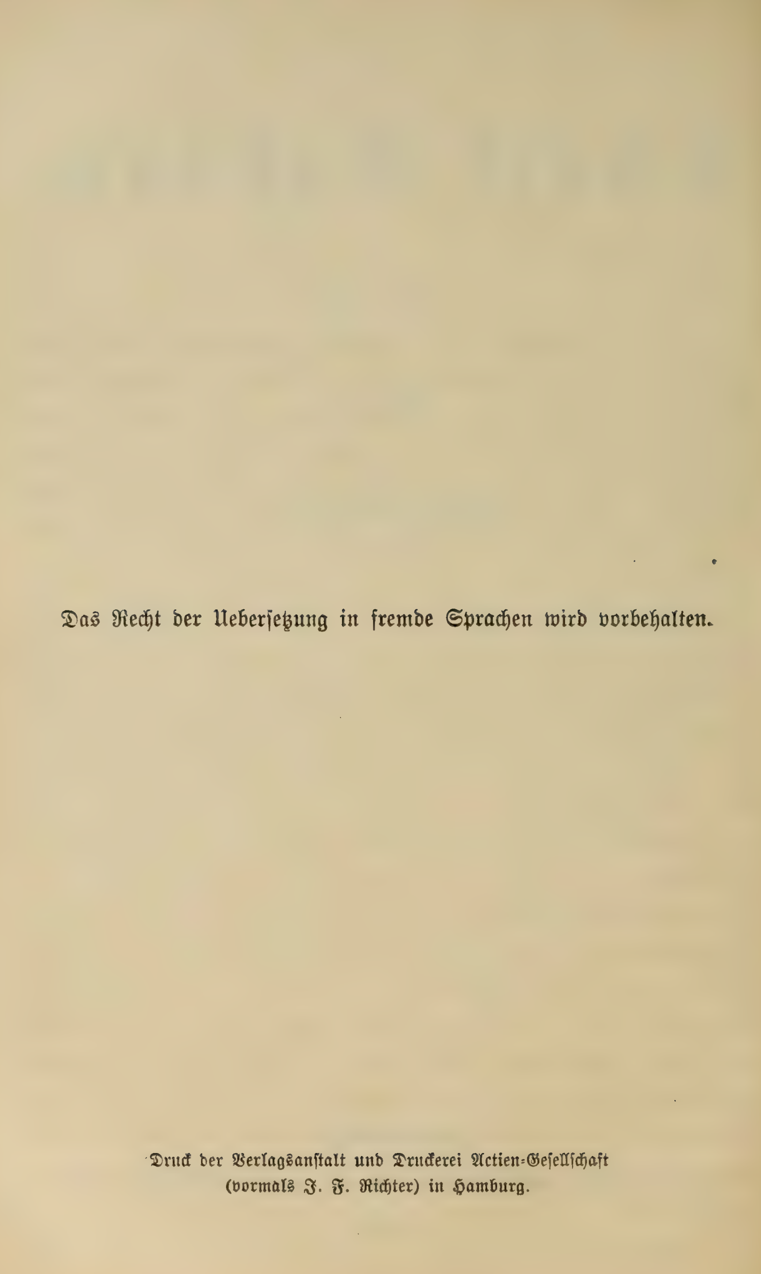


Adolf Bastian.

Von

Dr. Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Geburtsstunde der modernen Völkerkunde fällt in die Zeit des mächtigsten Wachsthums der Naturwissenschaften, wie es etwa die Mitte unseres Jahrhunderts charakterisirt. Man vergegenwärtige sich einen Augenblick die verschiedenen kulturhistorischen Faktoren, um die Entstehung der neuen Weltanschauung richtig zu würdigen. Die Allweisheit der Hegelschen Philosophie, sowohl vermöge des unversöhnlichen Hasses ihres ingrimmigen Gegners Schopenhauer, als ganz besonders durch die ertödtende Gleichgültigkeit, welche das große Publikum ihren dialektischen Kunststücken entgegenbrachte, hatte endgültig abgewirthschaftet, der totale Bankerott stand bevor oder wurde nur mühsam durch geschickte Scheinoperationen (Einlenken in ein neues Fahrwasser, Annäherung an die empirischen Disziplinen u. s. w.) verdeckt, die Weltweisheit selbst in eine Menge von Fraktionen, Parteien zersplittert, ihres systematischen, epochemachenden Einflusses völlig beraubt, — sie, vordem die Königin der Wissenschaften, jetzt zur armseligen Bettlerin herabgesunken, der nur aus reiner Gnade hin und wieder ein mitleidiger Blick zu theil wird. Auf der anderen Seite, stolz im Vollgefühl der errungenen Siege und frohen Muthes ob der verlockend winkenden Zukunft, die triumphirende Gegnerin, die so lange unter der harten Knechtschaft unverdient hatte schmachten müssen, um nun dem ganzen Zeitalter den unverlöschlichen Stempel ihres Geistes aufzudrücken. Sehen wir hier von der siegreich

sich überall bahnbrechenden Entwickelungslehre im allgemeinen ab, so ist es für unseren nächstliegenden Zweck ganz besonders die exakte, jeder abstrakten, den Thatsachen feindlichen Deduktion völlig unzugängliche Methode, welche für den Aufschwung der Ethnologie in Betracht kommt. Um kurz zu sein (der eigentliche, ausführliche Nachweis wird erst später erbracht werden können), die empirische, thunlichst experimentelle Begründung, wie sie ja die Naturwissenschaften kennzeichnet, kommt bei unserer Wissenschaft in der möglichst umfassenden und lückenlosen Vergleichung gleicher, bezw. ähnlicher Erscheinungen des Völkerlebens zum Ausdruck; darauf, auf dieser komparativen Basis, wie sie von den historischen Disziplinen beispielsweise schon für die Sprachvergleichung — wenn auch nur in beschränktem Rahmen — benutzt wurde, beruht ihrerseits wieder ihre so maßgebende und weitgreifende sozialpsychologische Bedeutung. Derjenige Forscher nun, der die Zeichen der Zeit verstand und aus dem bunten Kuriositäten- und Spielzeug, wofür meist bis dahin die Ethnologie galt, eine streng in sich gefügte, methodisch aufgebaute, ernste Wissenschaft mit weitreichenden, himmelanstrebenden Zielen schuf, ist der geistige Gründer des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin, der unermüdliche Wanderer auf dem Erdball, den er kreuz und quer nach allen Richtungen durchstreift (noch vor zwei Jahren, schon am Rande des Greisenalters stehend, ist er ja wieder zu einer neuen Weltfahrt aufgebrochen) und der ebenso rastlose Schriftsteller im Dienst seiner ihn ganz und gar beherrschenden Idee, Adolf Bastian.

Erledigen wir zunächst die biographischen Daten. Bastian wurde geboren am 26. Juni 1826 in Bremen, studirte, nachdem er zunächst in Heidelberg sich der Jurisprudenz gewidmet, in Berlin, Jena, Würzburg und Prag Medizin und begann dann (1851) nach Absolvirung seines Doktorexamens seine weltumspannenden Reisen, die — natürlich mit mehr oder minder

großen Unterbrechungen — sich über einen Zeitraum von etwa 25 Jahren erstrecken. Es würde ermüden, wenn wir diese Unternehmungen in geographischer Treue erzählen wollten, um so mehr, da es uns wesentlich nur auf eine knappe und scharfe Wiedergabe der von ihm vertretenen Weltanschauung, seiner Wissenschaft und ihres Aufbaues, sowie einzelner besonders wichtiger Probleme ankommt; wir begnügen uns deshalb, zur Kennzeichnung seiner Art des Reisens überhaupt, eine dieser Expeditionen herauszugreifen. Einen Spaziergang um die Welt, der sieben Jahre in Anspruch nahm, hatte er 1858 vollendet; der 32 Jahre alte Gelehrte war überall mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen. In zwei Werken hatte er die Ergebnisse dieser umfassenden Sammlungen niedergelegt (das erste, speziell Afrika gewidmet, führte den Titel: Ein Besuch in San Salvador, Hauptstadt des Königreichs Kongo. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie, — das zweite war eine große Encyklopädie des ethnologischen Wissens: Der Mensch in der Geschichte zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung, 3 Bände). Da trieb es ihn schon 1861 zu einer neuen Entdeckungsfahrt, die ganz besonders der Erschließung des dem Abendlande nur sehr stückweise bekannten und zugänglichen gewaltigen buddhistischen Religionssystems bestimmt war. Die einzelnen Stationen waren folgende: Von London nach Madras, über den Meerbusen von Bengalen nach Rangoon, der Hauptstadt von Britisch Birma, dann den Irawaddy hinauf bis nach Mandalay. Dort wurde der junge Forscher auf sechs Monate beim Könige internirt, weil er den verbotenen Weg und Durchbruch nach China versucht hatte; aber gerade während dieser unfreiwilligen Muße wurde er durch einheimische Gelehrte so gründlich in die verschlungenen Irrgänge der buddhistischen Spekulation eingeweiht, daß er in einer abschließenden Untersuchung diese Probleme veröffentlichen konnte (Der Buddhismus in seiner Psychologie). Endlich aus der Haft entlassen,

fuhr er den Menam abwärts nach Bangkok, Hauptstadt von Siam, wo er die Landessprache erlernte und die prachtvollen Tempelbauten in Cambodja eingehend studirte. Von hier über Ceylon nach Batavia, wo ihm von der holländischen Regierung die Erlaubniß gewährt wurde auf einem Kriegsschiff Nangasakki und Yokohama in Japan zu besuchen. Dann finden wir unseren Reisenden im Reich der Mitte (Schanghai, Tientsin, Peking), um nun durch die Mongolei und Sibirien nach Tiflis zu gelangen. Aus Südrußland wurde endlich der Kurs nach der Heimath genommen, wo er in Bremen nach fünfjähriger Abwesenheit 1866 wieder eintraf. Die bleibende Frucht dieser vielseitigen Beobachtungen war das große, sechs Bände umfassende Werk: Die Völker des östlichen Asiens.

In dieser Weise wurden sämtliche Kontinente nach einander durchforscht, oft in merkwürdigen Zickzackbewegungen (wie noch auf der letzten Reise, die ja wesentlich der Erschließung der centralasiatischen Gebiete galt, wo Bastian plötzlich von Turkestan aus an der ostafrikanischen Küste auftauchte), ein Abbild der jugendlichen, unermüdlich schaffenden Kraft dieses seltenen Mannes, aber immer mit großen Zielpunkten und jedesmal mit unendlich reicher Ausbeute für die Sammlungen, die in der Reichshauptstadt seiner Leitung unterstellt waren (seit 1868). Auch sonst war seine Thätigkeit eine überaus rege; unsere ethnographischen Unternehmungen und Vereinigungen fanden an ihm einen opferwilligen und rastlosen Förderer. So gründete er 1869 im Verein mit R. Hartmann die Zeitschrift für Ethnologie, in Berlin. In demselben Jahre konstituirte sich unter seiner Mitwirkung ebendaselbst die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, und später auf seine Anregung die Afrikanische Gesellschaft. An der Universität hatte sich Bastian als Privatdozent für Ethnologie habilitirt (1869), doch wurde seine Lehrthätigkeit schon 1873 wieder unterbrochen, als er

sich der bekannten deutschen Expedition zur Erforschung der Loango-Küste anschloß. Erwähnen wir dann endlich noch, daß Ende des Jahres 1886 der monumentale Bau des Museums für Völkerkunde in der Königgrätzerstraße in Berlin seine Pforten dem Publikum öffnen konnte und im selben Jahre Bastian zum Geheimen Regierungsrath ernannt wurde, so haben wir damit den äußeren Rahmen dieses an innerem Gehalt so unendlich reichen, aber an äußerem Gepränge armen Lebens vollendet.

Ehe wir unsere eigentliche Aufgabe in Angriff nehmen, sei es uns gestattet die Persönlichkeit unseres Gewährsmannes mit einigen flüchtigen Zügen zu schildern. Wer je das Glück einer Berührung mit diesem einzigartigen Manne erfahren hat, wird den Zauber nicht vergessen, der von seinem Wesen auf die Umgebung ausströmt; frei von jedem Dünkel und Stolz, der doch bei ihm wohl erklärlich wäre und der sich leider so häufig bei den dii minorum gentium, besonders der akademischen Welt, recht unangenehm hervordrängt, weiß er umgekehrt mit seltenem Geschick Alle, die ihm berufen scheinen an der großen Wissenschaft vom Menschen mithelfen zu können, nach ihren Kräften und Fähigkeiten in den Dienst dieser umfassenden Aufgabe zu stellen. Diese agitatorische Kunst, diese geistige Regsamkeit und Schaffenslust paart sich bei dem Nestor der modernen Ethnologie in Deutschland mit einer völligen Selbstentäußerung und einer schlichten Anspruchslosigkeit, wie sie immer das untrügliche Kennzeichen eines echten wissenschaftlichen Sinnes ist, dem es lediglich und allein um die Sache zu thun ist und nicht um äußere Erfolge. Dementsprechend einfach ist die ganze Lebensführung, von einer für Manche jedenfalls erschreckenden Bedürfnißlosigkeit und Nüchternheit, ein Punkt, in dem wiederum nur die wahrhaft großen Geister sich begegnen. Dazu kommt noch, wie schon mehrfach angedeutet, eine litterarische Produktivität,

die ins Grandiose geht,* so daß Bastians Schriften an und für sich schon eine ganz stattliche Bibliothek füllen können, jedenfalls für spätere Generationen, noch für lange Zeit hinaus, unerschöpfliche Quellen, — Fundgruben für die mannigfaltigen Untersuchungen, welche die moderne Völkerkunde für jedes Nachdenken anregt.

Als der junge Forscher auf einem Segelboot nach Sydney fuhr, um seine Pilgerfahrten über den Globus als bescheidener Schiffsarzt zu beginnen, zog er einer ungewissen Zukunft entgegen; ohne Rückhalt an den älteren, wohl accreditirten Wissenschaften, ja wohl öfter in offenem Zwiespalt mit ihnen, war er sich doch seiner Aufgabe, seines Zieles — wenigstens in großen Zügen — völlig klar bewußt, und diese Gewißheit flößte ihm die innere Zuversicht und Freudigkeit ein, ohne die schließlich kein großes Werk gelingen kann. Wir können uns hierbei auf das authentische Zeugniß unseres Reisenden selbst beziehen, mit dem er anschaulich und ohne Bedenken seine eigene Stimmung uns schildert: „Fern von Europa, und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr, keimten die hier niedergelegten Ideen (es handelt sich um das früher erwähnte Sammelwerk: der Mensch in der Geschichte) unter Anschauung der mannichfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdballe zusammen leben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohlbekannt mit den verschiedenen Zweigen der Litteratur, habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objektiven und, so

* Am Schluß werden wir ein Verzeichniß der Werke aufstellen, wobei die zahlreichen in den verschiedensten Zeitschriften verstreuten Abhandlungen gar nicht einmal mit erwähnt sind.

viel thunlich, vorurtheilsfreien Beobachtung erwachsene Produkt jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie aufs neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten. In unserer Gegenwart des lebendigen Gedankenaustausches aber muß jedes allzu lange Isoliren zur Einseitigkeit führen, und ich würde bei sorgsamerem Ueberarbeiten gefürchtet haben selbst in den Fehler des Theoretisirens zu verfallen, Systeme aufzustellen, die immer nur falsch und unglückliche Halbheiten bleiben.“ (Vorr. S.16.)

Aber mit dieser Hinwegräumung aller Irrthümer ist es begreiflicherweise nicht gethan, auch das Ziel muß, wenigstens einigermaßen, klar erkennbar sein, wenn auch noch nicht alle Hindernisse beseitigt sind. Auch diesem Gefühl leiht Bastian an derselben Stelle einen beredten, fast schwärmerischen Ausdruck: „Wir schweben in einem unermeßlichen All, wo sich der Raum auf allen Seiten in unabsehbare Fernen verliert, wir leben in der Spanne der Zeit, deren schwach flackerndes Licht bald in dem Dunkel der Vergangenheit, bald in dem Dunkel der Zukunft verlischt, wir denken in dem Wunder des Bewußtseins, ein Räthsel unserer Umgebung, ein Räthsel uns selbst. Wohl mag der Geist sich zurücksehnen nach jenen Tagen, wo ein festes Firmament sich unserem Haupte umwölbte, wo in ihm ein liebender Vater thronte; er mag sich gern versenken in die träumerische Morgendämmerung seiner Kindheit, aber würde es ihn jetzt befriedigen, wieder Kind zu werden? Wird der Mann seine Bestimmung erfüllen, der, heraustretend in die Kämpfe des Daseins, wo seine Fähigkeiten zur Thätigkeit aufgerufen werden, zurückfliehen würde in den Schoß der Mutter, um sich in ihren Armen vor den Unbilden der Witterung zu schützen? ... Wohl zieht bittere Wehmuth ein, der bange Schmerz der Verzweiflung in manches Herz, wenn es plötzlich alles so öde und leer um sich erblickt, wenn alle die heiteren Phantasiegebilde, die freundlichen Göttergestalten, an deren Munde er als

Knabe so gläubig hing, die glänzenden Worte, für die sich der Jüngling begeisterte, wenn alle sie in ein Nichts verschwinden, in leere Nebel zerfließen. Es sind die Klagen eines verzärtelten Schwächlings, der die Natur nur aus den Fenstern der Ammenstube hatte kennen lernen, der jetzt, wo man ihn hinausgetrieben, vor jedem Windstoß zittert und sich nach seinem weichen Bette zurückwünscht. Wäre unsere Generation in der Schule psychologischer Grundsätze erzogen worden, wir würden die alberne Periode des Weltschmerzes erspart haben. Wohl sehen wir rings um uns das Walten in ihrer letzten Ursache unverständlicher Gesetze, aber wir sehen sie zusammenwirken im harmonischen Einklang; wir haben kein festes Ziel, dem wir entgegenstreben, aber wir haben auch die Lüge entlarvt, die uns durch Luftspiegelungen täuschen wollte, wir haben nicht die tyrannischen Launen eines eifersüchtigen Gottes zu tragen, wir fürchten nicht mehr, wenn ein mächtiger Feind unseren Schützer aus dem Himmel treibt, mit ihm in den Abgrund der Vernichtung zu versinken, wir zittern nicht mehr bei dem entsetzlichen Schauspiel, wo der Welt allmächtiger Schöpfer sich selbst zum Opfer darbringen muß, um drohende Gefahren abzuwenden. Wir trauen auf keine fremde Hülfe, denn jede Hülfe ist trügerisch, wir stützen uns auf keinen Stab, denn jeder Stab mag morsch sein und unter uns splittern. Das Joch ist zerbrochen und wir sind frei. Frei wie der Vogel in der Luft, frei wie der Fisch im Wasser, frei wie der Baum auf offener Wiese. Sind sie nicht sich selbst genug in ihrer Freiheit, begehren sie eines äußeren Eingriffs, da jede Beschränkung nur schaden kann? Und was ist es, das das Menschenherz begehrt? Das Ganze zu kennen, von dem es nur ein integrirender Theil ist. Kann es hoffen, es jemals anders zu verstehen, als in dem Moment seines Mitwirkens in dem allgemeinen Zusammenhange? Kann ihm ein sichererer und erhabenerer Trost geboten werden, als sich selbst ein Atom zu

wissen in der Unendlichkeit und Ewigkeit, unendlich und ewig, wie diese? ... Der künstliche Horizont der Märchen und Mythologien ist zerrissen durch die Naturwissenschaften. Unser Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit, warum sie leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn dich die Unendlichkeit umgiebt. Bald wirst du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirst sie Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos, du wirst mit ihm verwachsen unaufhörlich, ewig, unendlich, wie er, und dich selbst erfüllen in bewußter Harmonie. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimilirt, sichert das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Gesetze des Alls in uns reproduziren" (Mensch in der Geschichte I., 29 ff.). Fürwahr, ein mit begeistertem Schwung vorgetragenes Bekenntniß, das sich aber, wie wir uns bald überzeugen werden, mit der ernsten Wissenschaft wohl verträgt. Zunächst jedoch bedarf es, da alles andere davon abhängt, einer genauen Darlegung über die Methode und die Grundsätze der Untersuchung überhaupt. Ist die Ethnologie, wie sie behauptet, in Wahrheit ein Zweig der Naturwissenschaft, so muß sie das zu allererst an den Prinzipien ihrer Forschung nachweisen.

Je umfassender das erhabene Ziel der modernen Völkerkunde ist, nämlich im letzten Sinne eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung zu liefern, um so verläßlicher müssen die Fundamente konstruirt sein, welche das ganze Gebäude tragen sollen. Beruht sie voll und ganz auf der Erfahrung, ist sie im Gegensatz zu allen metaphysischen Deduktionen streng induktiv angelegt, so ist es ihre nächste, unabweisliche Pflicht, das für die Schlußfolgerungen unentbehrliche Material in möglichster

Lückenlosigkeit zu beschaffen. Es bedarf freilich geringen Nachdenkens, wie diese Forderung, im strengsten Sinne verstanden, nur ein frommer Wunsch bleiben kann. Abgesehen von den früheren geschichtlichen Umwälzungen, welche ganze Kulturen bis auf wenige versprengte Trümmer rettungslos vernichtet haben, abgesehen auch von den absichtlichen Zerstörungen einzelner Fanatiker, die sich frevelhaft an der Vorgeschichte ihres eigenen Geschlechts vergangen haben, ist es für unsere Zeit besonders der alle Originalitäten nivellirende Zug unserer internationalen europäischen Civilisation, die verheerend gewirkt hat. Immerfort läßt deshalb Bastian seine mahnende Stimme erschallen, noch bei Zeiten zu retten und zu bergen, was als eigenthümliche geistige Schöpfung irgendwo auf dem Erdball angetroffen wird, und er selbst hat wohl, wie kein Anderer, dazu beigetragen dieser Sturmfluth die kostbaren Materialien einer zukünftigen Geschichte der Menschheit zu entreißen. Als er im Jahre 1880 von seiner erfolgreichen Reise nach Polynesien zurückgekehrt war, wo es ihm durch die Gunst des Königs Kalakaua gelungen war, einen tiefen Einblick in das verschlungene Gewebe der polynesischen Mythologie und Kosmogonie zu werfen, berichtete er in einer fast resignirten, wehmüthigen Stimmung dem Anthropologischen Kongresse in Berlin über seine dortigen Eindrücke: „Ueberall auf meiner jetzigen Reise, mehr noch als auf den früheren, bin ich unter Trümmern und Ruinen gewandert. Nicht nur den monumentalen, die als schweigende Zeugen dastehen versunkener Kulturen, deren Räthselwort noch nicht gesprochen ist, sondern auch leichter ephemerer Gebilde, die, wenn einmal zerfallen, für immer dahin gegangen und uns unwiderbringlich verloren sind. Daß in diesen Sachen nichts a priori als unscheinbar verworfen werden darf, daß es hier kein Kleines und kein Großes giebt, brauche ich Ihnen als Männern der Naturforschung nicht zu sagen. Wie der rohe

ungeschliffene Stein unter Umständen von weit höherer Bedeutung sein kann, als die aus solchem Stein gefertigte Figur, wie die mit den Füßen getretene Flechte vielleicht für die Pflanzenphysiologie reichere Erläuterungen einschließt, als die duftige Blume, so mag auch mancher Brauch, mancher Gedanke des einfachen Naturvolkes, gerade weil in dieser Einfachheit um so durchsichtiger, für die vergleichende Psychologie der Zukunft von höherer Bedeutung werden, als die komplizirten Ornamente fortgeschrittener Kulturen. Da sich nun im voraus die Tragweite nicht abschätzen läßt, so muß zunächst der Grundsatz gelten, um nicht etwa in dem Unscheinbaren das quantitativ Kostbarste zu übersehen, zunächst alles zu sammeln, anthropologisch und prähistorisch sowohl wie ethnologisch" (Vorr. zu Heilige Sage der Polynesier S. 8.). Daß auch diese bloße Rubrizirung ihre großen Bedenken hat, ist klar, vor allem ist der Standpunkt des Reisenden selbst sehr ausschlaggebend, von dem eben eine möglichst peinliche Objektivität gefordert werden muß. Aber auch unter diesem Vorbehalt ergiebt sich die Konstatirung der relevanten Thatsachen (abgesehen von den gelegentlichen böswilligen Täuschungen seitens der Eingeborenen) durchaus noch nicht so ohne weiteres, wie der erfahrene Reisende selbst gesteht: „Die Existenz der Naturvölker ist nur eine ephemere für uns, d. h. so weit sie unsere Kenntniß und unsere Beziehungen zu ihnen betrifft, soweit sie also für uns überhaupt nur vorhanden sind. Mit dem Augenblick, der sie uns kennen lehrt, weht der Todesengel sie an. Von ihm geschlagen, tragen sie fortan den Keim des Unterganges in sich. Es ist damit nicht zugleich schon der physische Untergang gemeint. ... Dagegen gilt dieser Untergang ausnahmslos stets und überall im psychischen Sinne als die nothwendig zwingende Folge aus dem im Berührungsmomente mit der Civilisation ursächlich gegebenen Anstoß. ... Manche der schwachen Naturvölker sinken beim unvermittelt

plötzlichen Eingriff fremder Kultur widerstandslos zusammen, brechen sogleich in ihrer Totalität physisch und psychisch; sie sterben also aus, auch der physischen Existenz nach. Resistenzfähigere Rassen dagegen erweisen sich manchmal kräftig genug, den ersten Stoß zu überstehen, und wenn sie sich von der Erschütterung erholt haben, mögen wohlthätigste Wirkungen derselben sich zeigen, indem manche bisher schlummernde Strebungen in Fluß gekommen sind; und wenn es dann gelingt, die höheren Ideen, welche die Civilisation zuführt, im nationalen Bewußtsein zu assimiliren, würde, ethisch genommen, eine Veredelung zu konstatiren sein. Für die Zwecke der Ethnologie hingegen liegt auch hier ein Verlust vor, der Fall eines Unterganges oder eines psychischen Aussterbens, wenn man will" (Vorgeschichte der Ethnol. S. 64.). Oder wie er an anderer Stelle sich ausdrückt: „Bei den Naturvölkern mag in jetziger Krisis, wie wenige Beispiele leider genugsam beweisen, ein einzig kurzes Jahr den Unterschied machen zwischen urältest echt und halbwerthlos modern. Welche Geschicke, Mischungen und Veränderungen die Völker vor ihrem Bekanntwerden in der Entdeckung bereits durchgemacht haben mögen, bleibt für die Hauptaufgabe der Ethnologie zunächst gleichgültiger, so lange sie sich im Ausdruck der geographischen Wandlungswelt berühren, unter hergestelltem Abgleich mit derselben, als Produkt der anthropologischen Provinz. Sie besitzen dann für ihre psychische Organisation dieselbe Bedeutung (psychophysisch und psychologisch), als ob wir in der botanischen Provinz dort jene neue Pflanzenspezies angetroffen hätten oder ähnliche Bereicherung der Sammlungen in der zoologischen. Die Ethnologie hat nun aber, um ihre naturwissenschaftliche Behandlung durch die Induktion zu ermöglichen, solche ethnischen Geistesorganismen zu sammeln, möglichst typisch originell in sämtlichen Variationen, um dann mit den Differenzen ihre Differenzialgleichungen an-

zusetzen. Das Entscheidende über die Originalität des Typus liegt dabei für uns klar verständlich darin, das Bild des Naturstammes ungetrübt zu gewinnen vor dem Kontakt mit unserer Civilisation, oder, da dies eben unthunlich, in diesem Moment des Kontaktes selbst" (Zur Kenntniß Hawaiis S. 126.). Doch sind das letzten Endes Fragen technischer Geschicklichkeit und persönlicher Begabung, über die sich schwerlich allgemeine Regeln aufstellen lassen; das Prinzip als solches, ein möglichst ausgedehntes Material zu beschaffen, wird dagegen schwerlich bestritten werden. Aber alle oder wenigstens bei weitem die meisten Lücken und Unsicherheiten der betreffenden Berichte werden auf ein Minimum reduzirt durch das vorzügliche Hülfsmittel, welches gerade die moderne Naturwissenschaft mit so außerordentlich glücklichem Erfolg angewandt hat, durch die Vergleichung. Damit werden wir zu einem zweiten bedeutsamen Punkt der ethnologischen Methodik geführt, auf den Bastian gleich von Anfang an sein Augenmerk richtete, auf die naturwissenschaftliche Psychologie.

Es darf hier als bekannt vorausgesetzt werden, wie die moderne Forschung endgültig mit den freilich glänzenden, aber nichts weniger als verläßlichen Spekulationen der metaphysischen Psychologie gebrochen hat, welche es trefflich verstand, aus der unerschöpflichen Tiefe des eigenen Bewußtseins die vielfachen Räthsel zu beantworten, deren Lösung einer schlichten, mit keiner intellektualen Anschauung oder ähnlichen mystischen Organen beglückten Auffassung des psychophysischen Thatbestandes nicht gelingen wollte. Die verhängnißvolle Allmacht des weltschöpferischen Ich schrumpfte unter der eindringlichen Kritik der exakten Naturwissenschaft immer mehr zusammen, selbst Philosophen (wie Mill, Taine und überhaupt die meisten Positivisten) sprachen von dem Bewußtsein nur noch als einem Faden der Vorstellungen: genug, nach der kopernikanischen Depossedirung

unseres Planeten zu einem winzigen Stäubchen im Weltraum erging es jenem geheimnißvollen Mittelpunkt unseres Wesens ähnlich, und damit trat an die Stelle der früher individualpsychologischen die breite Basis der sozialpsychologischen Perspektive. Diese Auffassung, wie sie nunmehr auch für manche historische Disziplinen (z. B. Statistik, Nationalökonomie) maßgebend geworden ist, von den eigentlichen Sozialwissenschaften ganz zu schweigen, wird auch nach allen Seiten von der Ethnologie bestätigt, indem diese sich gemäß dem alten aristotelischen Satze, daß der Mensch von Natur ein soziales Geschöpf sei, eben auf diese seine Veranlagung stützt. Mit diesem Gedanken, der sich für die Erklärung der mannichfachsten Probleme — religiöser, rechtlicher, ästhetischer u. s. w. — auf das schlagendste bewähren sollte, trat, wie Bastian es ganz richtig voraussah, eine völlige Veränderung der bisherigen Situation ein, und es ist deshalb bezeichnend, wenn er schon in seinem Jugendwerke sich darüber ganz klar ausspricht. „Die Psychologie darf nicht jene beschränkte Disziplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt.[1] Der Mensch als politisches Thier findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurirt. . . . Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, so weit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blüthezeit einer Litteratur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferung zu bewahren vermochte, und die langen Reihen der Vorstadien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe

erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken denkbar war. So gab die Geschichte bisher den Entwickelungsgang einzelner Rassen, statt den der Menschheit; das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft. . . . Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwickelung des Individuums, sondern die der Menschheit ausverfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt" (Mensch in der Geschichte I., 11.). Diese naturwissenschaftliche Begründung der Psychologie in der geschilderten sozialpsychologischen Richtung, so daß, wie Bastian treffend bemerkt, nicht eigentlich wir denken, sondern es in uns denkt (Beiträge zur vergl. Psychol. S. 1), findet ihren weiteren Stützpunkt in den großen gemeinschaftlichen Zügen des menschlichen Geistes, wie sie die moderne Ethnologie auf allen Punkten unseres Erdballs entdeckt. Namentlich sind in dieser Beziehung der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis die überraschendsten Entdeckungen zu verdanken; Parallelerscheinungen finden sich betreffs einzelner Institutionen, Bräuche und Anschauungen, die weit über den Bereich jeder Rassenverwandtschaft hinausgreifen. Auch die Sphäre der vergleichenden Sprachforschung und der damit Hand in Hand gehenden komparativen Mythologie nnd Religionswissenschaft ist damit weit überholt, und deshalb ist diese ungewohnte Weite des Spielraums für die Wirksamkeit schlechthin allgemeingültiger, sozialer Gesetze immer noch für Manche ein Stein des Anstoßes.[2] Unser Gewährsmann hat den Ausdruck des „Völkergedankens" dafür gefunden, dessen allmähliche psychogenetische Entstehung aus dem unendlichen Material der Völkerkunde er ganz

anschaulich schildert: „Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich miteinander deckten, unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Beobachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen ließ sich bald jedoch die nur lokal bedingte Färbung von dem überall gleichartigen darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappirt, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Koincidenzen, und bald war wie immer „der geheime Bautrieb" bereit seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schützend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf dem so schlüpfrigen Gebiete, wie das psychische. . . . Jetzt infolge des sich theilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so, als nicht mit subjektiver Absicht, sondern rein objektiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Nothwendigkeit. . . . Allerdings ist unter klimatischen (oder lokalen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden schafft ein gleiches Wachsthumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebeliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunder-

baren Gestaltungen des Urwaldes, um diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes festzustellen für die religiösen sowohl wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen" (Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen. S. 8.). In diesem Sinne betrachtet der unermüdliche Forscher seine Arbeiten als eine „Gedankenstatistik im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist" (Die Welt in ihren Spiegelungen S. 146), um darauf das Gebäude einer zukünftigen allumfassenden Wissenschaft zu gründen und zunächst im Angesicht der oben bezeichneten Parallelen nicht nur, wie Bastian sagt, die Möglichkeit, sondern geradezu die psychologische Nothwendigkeit eines gleichartigen Denkens zu betonen.

Aber würden nicht durch eine derartige rücksichtslose Systematisirung und einen eintönigen Schematismus alle die mannichfachen geschichtlichen Differenzirungen beseitigt werden, welche sich dem einfachen, vorurtheilsfreien Betrachter des Völkerlebens von selbst aufdrängen? Dieser Einseitigkeit, die, eben so scholastisch wie die verrufene Metaphysik, die Wirklichkeit meistern will, soll die Lehre von den geographischen Provinzen vorbeugen, der gesetzlich umschriebenen Areale, wie Bastian gelegentlich sagt, in denen der allgemein menschliche Typus voneinander abweicht. Das treibende Motiv für die Entwickelung dieser Hypothesen liegt in der allbekannten Abhängigkeit

des Organismus von seiner Umgebung, den natural environments, dem milieu oder monde ambiant, wie der technische Ausdruck lautet. „Der leitende Grundsatz (so begründet unser Gewährsmann seine Ansicht weiter) für geographisch-typische Provinzen fällt in die Abhängigkeit des Organismus von seiner geographischen Umgebung (le milieu oder monde ambiant), in eine gegenseitig festgeschlossene Wechselwirkung, also in Naturgesetze, mit denen sich rechnen läßt. . . . Die Thatsache solcher Abhängigkeit, die Wechselwirkung zwischen Organismus und seiner Umgebungswelt liegt praktisch bewiesen vor in den Experimenten über Acclimatisation bei Pflanzen und Thieren, so daß der Analogieschluß auf ein ähnliches Verhältniß bei den Menschen jedenfalls gewagt werden kann" (Zur Lehre der geographischen Provinzen S. 6.). Diese Beziehung mußte zunächst rein äußerlich von der meteorologischen Seite her untersucht werden (hauptsächlich käme hier das Moment des Klimas zur Geltung), sodann betreffs der zoologischen und anthropologischen Physiognomie, wo die Anpassung, die wechselnden Existenzbedingungen, unter denen ein Volk zu leben gezwungen ist, und endlich bestimmte anatomische Eigenthümlichkeiten eine maßgebende Rolle spielen. Natürlich ist das Verhältniß dieser äußeren Faktoren zu dem Charakter des betreffenden Stammes oder Volkes nicht immer ganz klar. „Wie die physikalischen Einflüsse der Umgebung bis auf mancherlei Detail im physischen Habitus des angearteten Volksstammes nachweisbar sein mögen, so klingen sie auch entfernter nach im psychischen Charakter und in den Sitten und Gebräuchen, mit denen derselbe sich gegenseitig bedingt. Eine in ihrer Bergfeste gegen ringsum drohende Feinde isolirte Gemeinde wird zu innerer Einigkeit, zur Einhaltung strengster Rechtlichkeit im eigenen Kreise durch die Noth schon gezwungen sein, dagegen zu gleich harter Strenge in Abweisung jedes Außenstehenden und Entbindung aller Verpflichtungen ihm

gegenüber. Eine mit Herden wandernde Horde wird sich zu gemeinsamem Besten unter patriarchalischer Ordnung und Leitung der Züge zusammenschließen und, wenn mit fremden Lagern zusammentreffend, statt zu streiten im gefährlichen Zwist, lieber vorziehen müssen, sich für gegenseitige Hülfsleistungen etwaigenfalles zu verpflichten, unter Einleitung gastrechtlicher Beziehungen, wie sie sich für Handelsunternehmungen empfehlen. . . . Die gesellschaftlichen Einrichtungen bilden das psychische Gewand, dem der jedesmalige Volksgeist innewohnt, wie die Seele ihrem angeborenen Körper, und wie über diesen hinaus die Thätigkeit der Seele, wenn zur Vollkraft angeregt, sich manifestirt, so der Volksgeist (beim Fortschreiten vom Naturzustande zur Kultur) in seiner Entwickelung. Zunächst liegen die Ursächlichkeiten bereits in den physischen Verhältnissen der Umgebung (nach geographischer Provinz), die indes in ihren modifizirten Einwirkungen nicht als aprioristische Ursächlichkeiten zu fassen wären; denn sie bieten vielmehr die Hyle des Stoffes, innerhalb dessen der Volksgeist die Entelechie seiner Seelenkraft schöpferisch bildend emportreibt, um an der Horizontlinie des ethnischen Kreises die für diesen typischen Volksgedanken hinauszuwerfen und in den sozialen Institutionen dort zu realisiren" (a. a. O. S. 34.). Es ist hier nicht der Ort, diese Wechselwirkung (wie sie, obschon in einer gewissen Einseitigkeit, Buckle vorweg genommen hat) weiter zu beleuchten, nur als erläuterndes Beispiel für die ganze Lehre mag auf die Entwickelung des Rechts hingewiesen werden. Dasselbe ist einerseits sozial bedingt und zeigt über alle Schranken der Rasse und Geschichte hinweg eine überraschende Gleichförmigkeit bei den stammfremdesten Völkerschaften, wie früher schon erwähnt; anderseits stehen diesen großartigen Analogien ebenso unwidersprechliche Abweichungen gegenüber, wodurch für bestimmte Völkergruppen (z. B. für die Mongolen gegenüber den Indogermanen) die entsprechenden Differenzirungen begründet werden. Auf der

einen Seite das allgemein Menschliche, der Völkergedanke nach Bastianschem Ausdruck, der uns das Walten großer sozialer Gesetze im Leben der Menschheit hat erkennen lassen, auf der anderen die spezifischen, geschichtlich bedingten Nüancirungen, ein biologisches Widerspiel, das jedem naturwissenschaftlichen Forscher auf seinem Gebiete geläufig ist und sich ebenso wirksam im großen Gebiete des Völkerlebens erweist.

Das ist in großen Zügen die Methode der Ethnologie, wie sie unter den fleißigen Händen ihrer Vertreter sich immer mehr befestigt. Daß trotz des riesigen, noch immer mehr anschwellenden Materials noch Lücken in der Beweisführung bleiben, Probleme, die zur Zeit noch ihrer Lösung harren, versteht sich von selbst, und es ist unfraglich rathsamer, diesen Thatbestand rückhaltlos anzuerkennen, als sich mit glänzenden, aber unsicheren Hypothesen und Schlußfolgerungen darüber hinwegzutäuschen. Bastian hat diesen Muth überall gezeigt, ganz besonders gegenüber manchen naturwissenschaftlichen Trugbildern, welche namentlich in darwinistischen Kreisen sich großer Beliebtheit erfreuen. Vor Jahren hatte der Altmeister der Ethnologie mit Häckel einen heftigen Kampf in dieser Beziehung zu bestehen und in allen seinen Schriften kehrt dieser Protest gegen die verhängnißvolle Verquickung exakter Beobachtung und spekulativer Dichtung wieder. Vor allem sind es die voreiligen Generalisationen betreffs der nebelumsponnenen Anfänge der großen psychischen Schöpfungen des Menschengeistes: Religion, Recht und Sitte, welche diesen Widerspruch herausfordern. Die Ursprünge gehören in das mit Recht verpönte Gebiet der Metaphysik, von dem sich die nach strenger Induktion arbeitende Naturwissenschaft billigerweise doch fernhalten sollte. „In allen Naturgegenständen räthselt das Denken an sich selbst herum, an den Problemen eigener Existenz im Dasein. In mehr oder weniger bewußtem oder unbewußtem Gefühl einer solchen, menschliche

Bestimmung ausfüllenden Aufgabe lockt leicht die Verführung, im Sturmesangriff zu nehmen, was nur nach langsamer, umständlicher und beschwerlicher Arbeit methodischen Forschens am Endziel derselben mit der Siegespalme lohnen kann und lohnen wird. So wird die Ursprungsfrage vorangestellt und dadurch in alle Systeme der Spekulation ihr proton pseudos eingeführt, da unendliche Reihen zu äffen haben" (Zur Lehre der geographischen Provinzen S. 57.). Immer und überall zeigt sich uns die wahre Wissenschaft, soweit ihr spähender Blick auch in die Vorgeschichte unseres Geschlechtes vordringen mag, statt der Phantasmen von einem singulären sprachlosen Urmenschen die unzweideutige Thatsache einer, wenn auch noch so dürftigen sozialen Existenz, in welcher alle Entwickelungsprodukte geistigen Schaffens keimartig beschlossen sind. Ueber diese klare Grenze menschlicher Forschung in das Meer der Träume und subjektiven Ansichten sich hinauszuwagen, muß wie gesagt, die auf ihre strenge Empirie stolze, moderne Naturwissenschaft verschmähen.

Ebenso bedarf nach einer andern Seite das Prinzip der Ethnologie, wie wir es soeben gekennzeichnet haben, einer kurzen Erläuterung, weil gerade hier noch immer die seltsamsten Mißverständnisse entstehen, die das Verständniß und die Würdigung unserer Wissenschaft im hohen Maße beeinträchtigen, — das ist ihre ausgesprochene Gleichgültigkeit gegen die für die historische Auffassung so bedeutungsvolle Chronologie. Unsere bisherige Weltgeschichte (die freilich genau genommen diesen prunkvollen Titel kaum verdient) begann meist mit der uralten, fast aus dem Nichts emportauchenden ägyptischen Kultur; auch hier suchte die Forschung, so schwer ihr das manchmal wurde, nach möglichst genauer zeitlicher Abgrenzung. Die Ethnologie dagegen als Entwickelungsgeschichte des ganzen Menschengeschlechts und zunächst auf die bislang so verkannten Vorstufen der Civilisation bei den primären Gesittungsformen der Naturvölker

ganz besonders angewiesen, konnte schlechterdings mit dieser chronologischen Rubrik nichts anfangen. Jahrhunderte vor Christi Geburt und Jahrtausende nach diesem Ereigniß können dieselben relevanten Thatsachen der sozialen Entwickelung bringen (wie z. B. die malayischen Nairs an der Malabarküste das uralte Matriarchatsystem noch getreulich beibehalten haben), wozu hier also eine annalistische Tabelle? „Im geraden Gegensatz zu den nach historischem Gesichtspunkt angestellten Vorstellungen haben die ethnologischen diesen zunächst völlig außer Acht zu lassen. Als Erstes handelt es sich bei ihnen darum den überall gleichartigen Wachsthumsprozeß des psychischen Lebens im Völkergedanken auf Basis langer Vergleichsreihen aufzuklären und den durchgehenden Grundelementen nach festzustellen, sowie den Index der Fortentwickelung unter den in den Variationen der geographischen Provinzen gegebenen Bedingungen. Erst nach Eliminiren dieser zwei Hauptfaktoren — des durch die allgemeine Gesetzlichkeit im psychischen Zellleben und des durch die einfallenden Reize der wandernden Umgebungswelt normirten —, nach völliger Absolvirung aller hiermit verknüpften Fragen erst wird dann allmählich gewagt werden dürfen, historischen Beziehungen, soweit Anlaß dafür geboten, vorsichtig sondirend nachzugehen, aber stets nur auf geschichtlich erkennbaren Wegen, und auf ihnen auch stets nur soweit, wie sich fester Boden unter den Füßen fühlt" (Zur Kenntniß Hawaiis Vorr. S. 12.). — Sobald eben statt der allgemeinen soziologischen Perspektive, z. B. für die vergleichende Religionswissenschaft das Problem des Animismus bei den verschiedenen Völkern der Erde oder für die Rechtsgeschichte die Entwickelung der Ehe, eine topographisch-ethnographisch beschränkte Untersuchung einsetzt, dann beginnt sofort mit dieser begrenzten Sphäre die Gültigkeit der Chronologie. Deshalb sollte auch, da beide Forschungen nach Methode und Zweck völlig voneinander abweichen, zwischen ihnen gar kein Streit aufkommen, der eben

nur in der fälschlichen Uebertragung des eigenen Standpunktes auf den des Gegners sich begründet.

Es kann hier nicht unseres Amtes sein, die Ergebnisse der Forschung unseres Altmeisters auch nur nach ungefähren Umrissen skizziren zu wollen; das würde ganze Bände füllen, und es wäre noch kein Ende abzusehen. Nur einige besonders wichtige Kapitel möchten wir aus dieser umfassenden Darstellung herausgreifen, um daran die Bedeutsamkeit der Probleme der modernen Völkerkunde zu veranschaulichen. Zunächst, wie haben wir uns das Weltbild des Naturmenschen vorzustellen, nach dem er sich seine Mythologie und Religion schafft, wie orientirt er sich überhaupt in seiner Umgebung, und welchen Reflex wirft dieselbe auf seine eigenen geistigen Produkte? Diesen Prozeß sucht Bastian folgendermaßen zu bestimmen: „Indem der Wilde in der analytischen Zersetzungsarbeit dessen, was er vor sich sieht, rasch erschlafft, indem er die Existenz des Unbekannten als solchen zugiebt und mit dem zugetheilten Namen in seine Gedankenreihen einführt, so hat er sich damit selbstwillig einen Despoten gesetzt, dem er knechtisch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken später einmal gelingen wird, ihn in seine konstituirenden Elemente aufzulösen und dieselben im fortschreitenden Verständniß zu bemeistern. Der Mensch lebt im Horizont seiner eigenen Anschauungen, innerhalb der objektiv projizirten Schöpfungen, die ihn in einer ganzen Kreislinie festbannen, bis er sich aufschwingt, die Identität der subjektiven Gesetze mit denen des Alls zu erkennen. Er ist stets von den Vorstellungen beherrscht, die in ihm das Uebergewicht gewinnen, in dem Stadium edelster Humanitätsblüthe sowohl, wie in dem kryptogamischen des Wilden. Mit Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegrenzte Größe in seine Gedankenreihen zugelassen, ein x von nicht definirtem und nicht definirbarem Werthe, das bei allen geistigen Berechnungen, bei

jedem Abwägen nebeneinander schwingender Gedankenreihen für diejenige, worin es eingeht, den Ausschlag geben muß, diese als die schwerste zur dominirenden machen muß. Der Wilde ist fortan der Tyrannei dieses Unbekannten rettungslos unterworfen. Er sieht es überall, aus jedem Naturgegenstand hervorblickend, er wagt keinen derselben zu berühren; selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebenserhaltung nothwendig ist, darf nur unter sühnenden Zeremonien gepflückt werden. Nur dem Menschen gegenüber wird der Mensch nichts von jener Scheu des wunderbar Unbekannten fühlen, das ihm sonst aus jedem Naturgegenstande entgegenstarrt. Ein Fremder, ein fernher Zugereister mag auch hier durch seine außergewöhnliche Erscheinung erschrecken, wenn er dem Giftpfeil entgeht, vielleicht Verehrung empfangen, aber im Kreise des Bekannten fällt das in diesem Ausnahmefall mitwirkende Item des Fremdartigen fort. Nur mit seinen Mitmenschen verkehrt der Mensch, so lange keine Rangunterschiede gegliedert sind, unzeremoniell. Seine eigene Persönlichkeit ist ja das Einzige in der ganzen Weite der überall unbekannten und unverständlichen Natur, das ihm vertraut ist, — bekannt und verständlich, wie er meint — und so lange der Mitmensch in derselben Weise handelt, spricht und denkt, wie er selbst, so identifizirt er die Natur seiner Persönlichkeit mit der eigenen und hält sie für bekannt, wie es ihm unbewußt die eigene zu sein scheint. Wenn nun aber der Nebenmensch dem Tode anheimfällt, wenn er kalt und starr daliegt, ein regungsloser Leichnam, dann ist diese Identität gebrochen. Dann sieht er auch in der körperlichen Hülle seines bisherigen Mitmenschen ein ihm fremdes Naturobjekt, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige schützende Heroen verwandelt! (Beiträge zur vergl. Psych. S. 10.)

Wie nämlich der Tod für den Wilden nicht das naturnothwendige Ergebniß einer Reihe von chemischen und physikalischen Prozessen ist, sondern gerade umgekehrt ein im höchsten Maße unnatürliches Ereigniß, so sind auch die Vorstufen dazu, die Krankheiten, das Werk eines schadenfrohen Dämonen. Noch heutigen Tages erinnert unsere Ausdrucksweise in dem Worte Hexenschuß höchst bezeichnend an diesen primitiven, mythologischen Gedankengang, und dasselbe gilt für die ganze, so reich entwickelte Pathologie der Besessenen, die ja im Orient ganz besonders eine so hervorragende Rolle spielt. Wenn der Wilde im Jungle einen Dämon zwischen den Baumzweigen sitzen glaubt, der, auf ihn herabfallend, einen mit eisiger Hand gepackten Körper im Fieberfrost schüttelt, wenn wir dagegen von einem Miasma reden, so ist der Unterschied im Grunde kein großer, denn wir wissen von unserem Miasma nicht gerade viel mehr, als der Wilde vom Dämon. Nur dieser paßt in sein System, jenes dagegen in das unsrige. Indem wir unter Herbeiziehung der über chemische Prozesse angesammelten Kenntnisse aus den, unter gewissen Elektritätsverhältnissen der Atmosphäre vermodernden Pflanzen- oder Thierstoffen Effluvia aufsteigen lassen, so mögen wir, wenn physiologische Kenntnisse zur Hand sind, dieselben auf ihrem Wege durch die Lunge weiter verfolgen und dann je nach der Modemedizin, ohne Einwirkung auf das Blut oder auch auf das Nervensystem zum Ansatzpunkt einer pathologischen Theorie machen. Dem Wilden, dem alle diese chemischen, physiologischen, pathologischen Vorkenntnisse fehlen, würden wir unsere Lehre von den Miasmen vergeblich predigen, er würde sich nichts Rechtes dabei denken können oder vielleicht durch Halbverstehen zu der estnisch-finnischen Krankheitsursache eines Erdhauches kommen, die aber dann nicht von vegetabilischen Miasmen herrührt, sondern den endemischen Erdgeistern zugeschrieben wird. Die Vorstellung eines Dämons, eines Geistes ist dem Naturmenschen ein zu nahe liegender, ein zu

bequemer und sinnlich faßlicher, als daß er sie für ein nichtssagend in sein Ohr tönendes Wortgeklingel aufgeben sollte; im Gegentheil, er setzt den Dämon überall, er vergeistigt sich die ganze Natur, er führt überall ihre Prozesse auf übermenschliche Agentien zurück (a. a. O. S. 66.). So entwickelt sich unter Hinzunahme anderer Momente (z. B. der Traumerscheinungen) oder körperlicher Analogien (wie des so bedeutsamen Blutes und des Athems) die buntschillernde Welt des Animismus, wie sie Tylor treffend benannt hat, je nach der sittlichen Höhe des betreffenden Volkes und je nach der schöpferischen Kraft seiner Phantasie bald feinsinniger und idealer gestaltet, bald grotesk verzerrt und zu blödem Fetischismus erstarrt (obschon man sich hüten sollte gerade auf diese Phase der religiösen Entwickelung hochmüthig herabzusehen; auch die modernen Kulturvölker, auch das hochgepriesene Christenthum enthält unzweifelhaft fetischhafte Züge und Ueberlebsel), denn in seinen Göttern malt sich der Mensch, und wie Aristoteles schon ganz richtig bemerkt (im Hinblick auf die Platonische Ideenlehre), das Unsinnliche (in unserem Ausdrucke das Transcendente) ist das Sinnliche noch einmal, nur gleichsam in anderer Beleuchtung und Gruppirung. Die psychologische Zergliederung aber, wie sie uns schon die Sprachvergleichung gelehrt hat, zeigt, daß die Elemente, die eigentlichen Grundbestandtheile, ganz und gar der irdischen Welt entnommen sind und nur für Denjenigen, der den Endpunkt dieser Entwickelung im Auge hat, kann jener supranaturale Nimbus noch bestehen bleiben, der für eine psychogenetische Auffassung längst entschwunden ist. Wie nun innerhalb bestimmter Volksgruppen sich einzelne religiöse Ideale weiter entfaltet haben, wie bald im schroffen Dualismus die Götter im unversöhnlichen Kampfe gegeneinander entbrannten, bis einer den Sieg davonträgt, oder sich still und friedlich eine allmähliche Amalgamation vollzieht, und nur darin sich ein

gewisser Rangunterschied zeigt, daß die minder wirksamen als Kobolde und Zwerge für die niederen Sphären des religiösen Bewußtseins eine bescheidene Existenz führen, das kann hier nicht ausführlich erörtert werden.[3]

Wie nun schon die Geschichte der religiösen Ideen, so zeigt noch viel mehr die Entwickelung des Rechts die soziale Natur des Menschen, und auch hier hat die moderne Völkerkunde gegenüber den Wahngebilden einer spekulativen Rechtsphilosophie, die von einer centralen, allerall und jederzeit schlechthin gültigen Idee zu erzählen wußte, einen erfreulichen Wandel geschaffen. Bei näherer Untersuchung fand sich nämlich bald, daß von jenem absoluten Ideal in Wirklichkeit gar nicht die Rede sein könne, sondern daß vielmehr das Recht und die Sitte, je nach dem Standpunkt des betreffenden Volkes überhaupt, in seinem positiven Inhalt solchen Schwankungen ausgesetzt sei, daß von einer derartigen gemeinsamen Ableitung völlig abgesehen werden mußte. Je mehr das Chaos der primitiven sozialen Organisationen, der sogenannten Geschlechtsgenossenschaften, sich unseren Blicken entschleierte (zuerst hat wohl der durch seine eindringlichen Forschungen rühmlichst bekannte Jurist A. H. Post in seiner Schrift: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und der Ursprung der Ehe, Oldenburg 1875, die Augen der Gelehrten auf diese eigenthümlichen Keimgebilde jeder weiteren Assoziation gelenkt), desto mehr mußte gegenüber ihrem unverkennbaren kommunistischen Gepräge die frühere Theorie von der Res nullius und der Erwerbung des Eigenthums durch besondere Nutznießung schwinden; der individuelle Besitz ist erst ein verhältnißmäßig sehr spätes Kulturprodukt, und wie zaghaft der Naturmensch in der Bethätigung der angeblich so schrankenlosen Freiheit und Ungebundenheit verfährt, das zeigen zur Genüge die zahlreichen Gelübde und religiösen Zeremonien, mit denen er z. B. eine Blume zu pflücken wagt rc. „Erst im Fortschritt der Kultur tritt der individuelle

Besitz hervor, während ursprünglich der Einzelne nichts besitzen wird; denn da er selbst als innerhalb des Gesellschaftswesens nur existirend in dieses aufgeht, kann auch dieses alleinig besitzend auftreten in der Vermögensgemeinschaft. Dem Einzelnen fällt als ihm im besonderen angehörig einzig dasjenige zu, was er durch eigene Thätigkeit sich eignet (in Antizipation des adpraehensio gewissermaßen), zunächst also die von ihm angetroffene oder ausgespähte Beute auf Jagd und Fischerei, und somit nur in vorübergehenden Momenten, je nach der Gelegenheit gesicherte Aneignung, während bei dem etwa auch dem Boden abgezwungenen Gewinn das Recht auf diesen im Augenblick der Heimbringung zwar nicht bestritten werden mag (als Erzeugniß eigener Arbeit), wohl aber das auf den Boden selbst, der, weil bei unveränderter Gleichartigkeit der occupatio Allen gleich zugänglich, deshalb auch nur solchen Allen als Gesamteigenthum verbleibt, aus dem die Ausscheidung in Sondergut des Einzelnen unter keiner Zulassung zu begründen wäre. Als dauernder Einzelbesitz sondert sich einzig das in der Organprojektion des Körpers selbst verfertigte Werkzeug oder der die Geschlechtsreizung fördernde Schmuck" (Der Papua des dunklen Inselreiches, S. 124.). Ganz besonders zäh hält sich diese Erinnerung an den unsprünglichen Kommunismus bei den Dorfgemeinschaften, wie sie in den russischen Mirs oder den indischen Allmendes existiren. Eine ähnliche Revolution rief die Entdeckung des vielberufenen Matriarchats in den bisherigen Anschauungen über die Entwickelung der Ehe hervor. Unter Zuhülfenahme bis dahin falsch verstandener Nachrichten antiker Historiker über dies System des Mutterrechts und dem anschaulichen Hinweis auf derartige Zustände, die noch heutigentags bei den Naturvölkern vorkommen, wurde die frühere Theorie der ursprünglichen patria potestas völlig über den Haufen geworfen. Basirend auf der ausschlaggebenden Bedeutung des

durch die Stammesmutter repräsentirten Blutes, wurde die Frau das natürliche Centrum jener primitiven Organisationen, die sich ebenso streng nach außen abschlossen, wie sie nach innen eine homogene, nur in geringen Unterschieden abgestufte Masse darstellten. (Daß man unter dieser Gynäkokratie keine wirkliche Frauenherrschaft im politischen Sinne zu verstehen hat, ist von selbst klar, obschon die Beobachtungen Nachtigals über die hohe Autorität der Frau bei manchen centralafrikanischen Stämmen sich wohl in einem solchen Sinne verwenden lassen.) „Die wenigen Beispiele, die aus dem Alterthume bekannt, dort nur als excentrische Sonderbarkeiten und somit als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erschienen, bezogen sich allerdings meist auf gynäkokratische Verhältnisse, und daher blieb eine Bezeichnung als Mutterrecht anwendbar für solche Folge des Kindes im Mutterstamm. Seitdem sich nun in dem massenhaft aus allen Erdtheilen angehäuften Material der Ethnologie bewiesen hat, daß die bisher als vereinzelte Ausnahme betrachtete Form umgekehrt gerade (sofern es sich um Anlegung eines statistischen Maßstabes handelt) die weit überwiegende Regel sei in den Vorstadien primitiver Verhältnisse, läßt sich ebenfalls aus naturgemäß gesetzlichen Bedingungen der Entwickelung der organische Fortschritt verstehen, der mit zunehmender Selbständigkeit der Individualität, besonders in historisch prädisponirten Staaten, die patria potestas zum vollen Ausdruck bringen mußte." (Zur naturwissenschaftl. Behandlungsweise der Psych., S. 53.) In denselben Zusammenhang bringt Bastian auch die so häufig mißverstandene Institution der Kouvade, in welcher der Vater, indem er statt der Mutter das Wochenbett abhält, sich das Kind, das bislang allein der Mutter gehört, durch eine legale Fiktion cediren lasse, ähnlich wie später durch die Pubertätsweihen der Jünglinge die feierliche Ueberführung des Knaben aus der Gemeinschaft der Frauen in die Genossenschaft der Männer dokumentirt

werde, — daher die ungemessenen Ausbrüche der Klage seitens der Frauen. Die einzelnen Stadien dieses vorgeschichtlichen Prozesses (exogame, endogame Ehe, Ehe durch Raub und Kauf, Leviratsehe u. s. w.) können hier nicht besprochen werden; es mag die einfache Bemerkung genügen, daß auch hier die Ethnologie eine fundamentale Umgestaltung der bisherigen Anschauungen erzielt hat. Nur auf den Zusammenhang unserer sittlichen Vorstellungen mit den Thatsachen der Völkerkunde müssen wir noch mit einigen Worten eingeben, um nicht eine sehr bedeutsame Perspektive unserer Wissenschaft unerwähnt zu lassen.

Das idyllische Bild, das sich die schwärmerische Phantasie des vorigen Jahrhunderts von den Naturvölkern entworfen hatte, und das dann ebenso getreu in allen Spekulationen der Aufklärungsphilosophie wieder zum Vorschein kam, konnte sich selbstverständlich einer vorurtheilsfreieren Beobachtung der Wirklichkeit gegenüber nicht lange halten, der schöne Traum zerrann, und aus dem liebenswürdigen, gutartigen, unschuldigen Naturkinde wurde die heimtückische, mit den scheußlichsten Lastern aller Art befleckte und mit empörender Gemüthsroheit geradezu sich großthuende Bestie, wie sie jetzt meist in den modernen Handbüchern der Völkerkunde gezeichnet wird. Es bedarf weniger Ueberlegung, um zu erkennen, daß auch dies Porträt einseitig, um nicht zu sagen verzerrt aufgefaßt ist, aber so viel Wahres enthält doch diese Schilderung, daß man daraus die starke Kluft, welche unsere Kultur von jenen primitiven Entwickelungsstadien trennt, unzweideutig erkennen kann. Und doch ist es noch eine andere, bedeutsamere Schlußfolgerung, die sich uns im Angesicht des kolossalen Materials, welches uns die Völkerkunde an die Hand giebt, aufdrängt, nämlich die unmittelbare Abhängigkeit des sittlichen Empfindens von den sozialen Zuständen. Während die spekulative Philosophie sich und Anderen immer einzureden suchte, daß zufolge eines immanenten Sitten-

gesetzes (als dessen Organ gewöhnlich das Gewissen angesehen wurde) sich eine einheitliche Entwickelung nach unwandelbaren Idealen vollziehe, bewies die Völkerkunde nunmehr, daß dieser angeblich zweifellose Kanon sittlicher Wahrheiten eine Fülle der verschiedenartigsten, sich häufig geradezu gegenseitig ausschließenden Pflichten und Verbote enthielt, und daß der einzige Werthmesser für das Erlaubte, Zulässige und Erforderliche nicht etwa das subjektive Gutdünken des Einzelnen sei (selbst nicht in der unklaren Form des Gewissens), sondern die ganze Struktur des sozialen Organismus, bei dem diese Erscheinungen gerade zu Tage treten; mit anderen Worten: statt des völlig unbrauchbaren, nur durch die größten dialektischen Kunstgriffe mit der Wirklichkeit vereinbaren absoluten Maßstabes wurde der einzig zutreffende, schon vom Alterthum geahnte, wenn auch in Ermangelung des zuständigen Materials nicht streng bewiesene relative eingesetzt, und damit war sowohl der exakten ethnographischen Beobachtung, wie einer weiteren philosophischen Bearbeitung der Thatsachen vollauf Genüge geschehen. Dieser Gedanke einer soziologischen Begründung der Ethik ist natürlich auch bei unserem Gewährsmann zum Ausdruck gelangt. „Die Ethik betrifft den individuellen Status in seinen Beziehungen zu dem Gesellschaftskreis, welchem angehörig der Theil sich dem Ganzen verhältnißwerthig zu identifiziren hat, um die für die so bezüglichen Handlungen des Individuums gültigen Vorschriften darzulegen und auf die komparativ-genetisch allgemein gültig erwiesenen Gesetzlichkeiten zu stufen" (Zur ethnischen Ethik, Vorr. zu Indonesien, IV. Lieferung, S. 96.). „Sowie in den übrigen Reichen der Natur wird auch für die psychologisch gestellten Probleme die komparativ-genetische Methode der Induktion zur Anwendung zu bringen sein für einheitliche Abrundung der Weltanschauung. Im Aufbau einer naturwissenschaftlichen Psychologie, mit dem durch die Ethnologie

gelieferten Material werden sich deshalb die leitenden Prinzipien zu ergeben haben für die angewandte Ethik einer positiven Moral (in der Soziologie a. a. O. S. 98.)" Schon in seiner ersten umfassenden Materialsammlung, Der Mensch in der Geschichte, berührt Bastian dies Problem: „Ein schlagender Beweis der Einseitigkeit unserer Weltanschauung ist die Hartnäckigkeit, mit der stets wieder behauptet wird, daß die bei uns geltenden Prinzipien, die für uns heiligen Wahrheiten, deshalb auch bei allen Völkern gefunden werden müssen und der Natur des Menschen als solcher zu Grunde liegen. Als ob es außer uns, in unserer nördlichen Halbinsel, keine anderen Bewohner der Erde gäbe, und wir seit den zwei Jahrtausenden, daß wir zu denken angefangen, schon alle Weisheit absorbirt hätten. Ein übermüthiger, aber überall als Konsequenz des Egoismus wiederkehrender Stolz hat lange den Europäer verleitet, sich als das Ideal des Menschen anzusehen, auf alle anderen Zeiten verachtend herabzublicken und jedes Volk, das verschiedene Ansichten aus seinem Gesellschaftsleben zu gewinnen wagte, schon deshalb zu verdammen. Er denkt weder an die weiten Kontinente, die noch den Globus bedecken, und wo unzählige Völker ihre selbständigen Kulturen entwickelten; er erinnert sich nicht der vielen glänzenden Geschichtsepochen, die entstanden und vergingen, als noch kein Lichtstrahl der Civilisation in die Barbarei seiner Wälder gedrungen war. . . . Die Mehrzahl der Gebildeten blickt nicht über ihre Atmosphäre hinaus; aber wer irgend gesunde Ansichten von Statistik oder einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat, wird sich wohl hüten, nach ihr den Durchschnittsmenschen der großen Volksmassen zu konstruiren. Die bei uns geltenden Grundsätze der Moral hat man deshalb für die allein natürlichen, für die dem Menschen angeborenen gehalten, und wo sie fehlten, sie mit Gewalt einzudrängen gesucht. Obwohl allerdings das Moralsystem in Europa wegen

dessen geschichtlich nothwendiger Lebendigkeit des Staatslebens eine unvergleichlich hohe Vollendung und Entwickelung genommen hat, so muß man doch eben deshalb um so weniger den Maßstab dieser durch exceptionelle Verhältnisse erreichten Vollkommenheit an alle übrigen Nationen anlegen wollen, wenn die Mittelzahl gesucht werden soll. Wenn man die mit der europäischen Civilisation unauflöslich verwachsenen Grundsätze in allen Völkern antreffen zu müssen glaubt, so wird bei ihrem Vermissen eine durch Vorurtheile verblendete Erklärung zu jenen abstrusen Hypothesen führen, die über die Entstehung und die Zulassung des Schlechten die gescheitesten Köpfe verwirrt hat" (I., 230.).

Vergegenwärtigen wir uns zum Schluß die großartigen Verdienste, welche sich Bastian um die moderne Ethnologie erworben hat, so sind dieselben in einer doppelten Richtung zu suchen. Zunächst ist es die riesige Materialanhäufung, so vielseitig und umfassend, daß es selbst dem Fachmann öfter nicht leicht ist, gegenüber dem erdrückenden Ballast von Thatsachen den leitenden Zusammenhang zu erkennen. Das liegt nun zum Theil auch an der Jugend unserer Wissenschaft, deren Geleise noch nicht so ausgetreten sind, wie die ihrer älteren Schwestern; dadurch wird selbstredend die Anordnung der Gesichtspunkte, die Sonderung großer, fundamentaler Momente von minderwerthigen Beziehungen, überhaupt die leichte Uebersichtlichkeit des Stoffs erschwert. Aber, wie Bastian selbst verschiedentlich mit Recht hervorgehoben, wird dieses Mißverhältniß, je mehr sich die allgemeingültigen sozialen Gesetze in der Entwickelung unseres Geschlechts von den lokal bedingten geschichtlichen Variationen im Laufe der Zeit immer klarer und unverkennbarer abheben, sich von selbst erledigen, und insofern darf man der Zukunft getrosten Muthes entgegensehen. Daß zur Zeit aber erst die ersten Grundsteine zu dem stolzen Bau einer Wissenschaft

vom Menschen gelegt sind, daß es noch nicht rathsam ist, ein System nach philosophischem Muster zu entwerfen, davon hat Keiner dringender und mit größerer Entschiedenheit abgerathen, als der große Erd- und Völkerkundige selbst, obschon es ja unzweifelhaft ist, daß bestimmte Grundzüge in der Struktur der menschlichen Rasse völlig sichergestellt und jeder Skepsis entzogen sind. Andererseits hat der Altmeister der ethnologischen Forschung es aber nie unterlassen, die Methode und Aufgabe der modernen Völkerkunde immerfort kritisch zu beleuchten und ihre Probleme, so weit das eben der Stand des Materials ermöglicht, psychologisch zu erklären oder wenigstens einer erschöpfenden Lösung entgegenzuführen. Auch in dieser Beziehung, als Pfadfinder in dem Labyrinth des Völkerlebens, ist er gleich bewundernswerth, unerreicht aber in der unermüdlichen Rastlosigkeit, mit der er die Schätze des ethnologischen Wissens aus allen Erdtheilen zu Nutz und Frommen späterer Generationen zu sammeln und andere Forscher für dieselbe Idee zu begeistern weiß. Das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin ist in diesem Sinne, selbst wenn Bastian nie die Feder zur Hand genommen hätte, für ihn ein Monumentum aere perennius.

Verzeichniß der Werke* Bastians.

1. Ein Besuch in San Salvador, Hauptstadt des Königreichs Kongo, Bremen 1859. 2. Mensch in der Geschichte, 3 Bände, Leipzig 1860. 3. Die Völker des östlichen Asiens, 6 Bände, Jena, Leipzig 1866 ff. 4. Beiträge zur vergleichenden Psychologie, Berlin 1868. 5. Das Beständige in der Menschenrasse und die Spielweise ihrer Veränderlichkeit, Berlin 1868. 6. Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde, Berlin 1872. 7. Ethnologische Forschungen, 2 Bände, Jena 1872. 8. Geographische und ethnologische Bilder, Jena 1873. 9. Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, 2 Bände, Jena 1875. 10. Schöpfung und Entstehung, Jena 1875. 11. Die Kulturländer des alten Amerikas, 3 Bände, Berlin 1878 ff. 12. Die heilige Sage der Polynesier, Leipzig 1881. 13. Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen, Berlin 1881. 14. Zur Vorgeschichte der Ethnologie, Berlin 1881. 15. Der Buddhismus in seiner Psychologie, Berlin 1882. 16. Inselgruppen in Ozeanien, Berlin 1883. 17. Zur Kenntniß Hawaiis, Berlin 1883. 18. Völkerstämme am Bramaputra, Berlin 1883. 19. Indonesien, 4 Bände, Berlin 1884 ff. 20. Allgemeine Grundzüge der Ethnologie, Berlin 1884. 21. Der Papua, Berlin 1885. 22. Zur Lehre von den geographischen Provinzen, Berlin 1886. 23. Die Welt in ihren Spiegelungen, Berlin 1887. 24. Allerlei aus Volks- und Menschenkunde, 2 Bände, Berlin 1888. 25. Ueber Klima und Acclimatisation nach ethnischen Gesichtspunkten, Berlin 1889.

* Hierbei sind nur die größeren Werke berücksichtigt, also alle kleineren Arbeiten oder gar die zahlreichen Abhandlungen fortgelassen, ebenso die sprachgeschichtlichen Studien, owie endlich die polemischen Entgegnungen.

Anmerkungen.

[1] Mit köstlichem Humor geißelt Wundt die Hülflosigkeit dieses vordem so gerühmten Hülfsmittels, das in der That nichts zu Tage fördert, als was der Mensch für gut findet vorher in sich aufzunehmen; vgl. Essays S. 136.

[2] Vgl. die Schriften von A. H. Post, zuletzt die umfassende Zusammenstellung: Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft, Oldenburg 1891, und sonst R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Leipzig 1889. N. F.

[3] Eine wichtige Rolle spielen bei den Naturvölkern die Pubertätszeiten der Jünglinge, bei denen religiöse und rechtliche Ideen gleich wirksam sind. Vgl. Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde, bes. S. 128 ff.

[4] Bei dieser Gelegenheit mag der Hinweis auf eine Schrift gestattet sein, welche die treibenden Ideen, die der Völkerkunde zu Grunde liegen, in knapper Zusammenfassung psychologisch zu bestimmen sucht: Die Entwickelung der modernen Ethnologie, Berlin E. S. Mittler & Sohn, 1889.

Das
Deutsche Nationalbewußtsein in der Geschichte.

Von

Dr. phil. Fr. Guntram Schultheiß
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Ausdrücke Nationalgefühl und Nationalbewußtsein sind unserer Zeit so geläufig, daß man glauben sollte, über ihre Bedeutung und Gültigkeit könnte man kaum verschiedener Meinung sein. Aber schon der oft willkürliche Wechsel zwischen beiden Wörtern erregt bei genauerem Zusehen Bedenken; so gut Gefühl und Bewußtsein für die Psychologie des Einzelwesens zweierlei sind, muß auch bei der Uebertragung auf Vereinigungen der Unterschied festgehalten werden. Erst das Nationalgefühl macht die Masse von Zusammenwohnenden dadurch zu einem Volk, daß der Einzelne sich als Glied desselben fühlt, seine Einwirkung erleidet und empfindet. Das Nationalbewußtsein ist dann die höhere Stufe geistiger Entwickelung, das Innewerden, die Abschätzung und Würdigung, die Vergleichung: es setzt die Existenz eines Nationalgefühles zwar voraus, aber schließt es nicht ohne weiteres nach seiner ganzen Bethätigung ein; vor allem nicht hinsichtlich der Stärke und Innigkeit, denn diese sind Sache des Volkstemperamentes und des Anlasses. Wer könnte bestreiten, daß das nationale Gefühl bei Polen, Tschechen oder Magyaren kräftiger und instinktiver auf Reiz gegenwirkt, als bei Deutschen? Aber allen Schwierigkeiten, die uns schon eine erschöpfende Bestimmung des Begriffes „Nation“ bereiten kann, wollen wir einstweilen aus dem Wege gehen und

nur so viel für die Bezeichnungen Nationalgefühl und Nationalbewußtsein vorausschicken, daß ihnen als Anknüpfung und Inhalt alles, was eine Nation von der anderen unterscheidet, zufallen kann, Heimath und Abstammung, Sprache und Religion, Sitte, Recht und Tracht und noch so vieles andere.

Und wer die gewaltige politische Rolle anerkennt, die das nationale Gefühl in unserem Jahrhundert spielt, der wird in ihm gewiß mehr sehen, als ein bloßes Schlagwort, einen Lückenbüßer, so lange die Archive ihre Geheimnisse bergen und die Schlüssel des Verständnisses in Gewahrsam halten. Oder sollte, weil der Name neu und jung ist und vor Herder nicht gehört wurde,[1] auch die Sache etwas Neues sein? Sollte es sich nicht verlohnen, auch in der Vergangenheit nach ihren Spuren zu suchen? Allerdings wer die Aufgabe der Geschichte darauf beschränkt, die Thatsachen, das Geschehene festzustellen aus Urkunden, Berichten der Handelnden oder Zuschauer — der wird es als leeres Spiel mit unsicherer Ueberlieferung und subjektiven Muthmaßungen erklären, wenn man, nach den individuellen und allgemeinen Beweggründen früherer Zeiten fragend, auch die Rolle des Nationalgefühles unter ihnen bestimmen möchte. Und mit noch größerer Sicherheit wird vollends darauf hingewiesen werden, daß von einem deutschen Nationalbewußtsein nicht eher die Rede sein könne, als von der deutschen Nation selbst.

Nun wird man freilich nicht mehr, wie die Grimm und ihre Zeitgenossen, die Wörter Deutsch und Germanisch im gleichen Sinne gebrauchen wollen; trotzdem ist die Geschichte des deutschen Volkes älter, als dieser sein Name. Das Land zwischen Rhein und Elbe ist seit Anfang der geschichtlichen Kunde von den Vorfahren derselben Stämme bewohnt, die später das deutsche Volk heißen. Und das Heimathsgefühl ist eine starke Wurzel des Nationalgefühls; eine hohe Stufe geistiger Entwickelung setzt es voraus, wenn der Satz cœlum non animum mutant, qui trans mare currunt sich als

gültig erweist. Aber auch die deutschen Stämme, die im Laufe der Jahrhunderte rings um den Kern Urdeutschlands Sitze gewonnen haben, blieben unter demselben Himmel. Wie das Vaterland, so leitet sie auch die Muttersprache als nie abgerissenes Band aus jener Frühzeit in die Gegenwart. Wenn andere Gemeingüter des Volksthums, Glaube und Aberglaube, Sitte und Recht stärkerer Veränderung anheimfiel, so zeigt uns dies nur, daß der Inhalt des Nationalgefühls im Laufe der Geschlechter allmählich wechseln kann, daß bei Völkern nicht minder als beim Einzelnen Gedanken und Antriebe sich verändern, ohne die Einheit der Persönlichkeit und der Volksseele aufzuheben — wenn es nur ein langsames Absterben des Veralteten, ein Aufsprießen neuen Besitzes ist. Und wie beim Einzelnen kann auch bei Völkern das Lebensgefühl im Tode verlöschen durch gewaltsame Eingriffe der Vernichtung, durch Sprengung der Gemeinsamkeit und Verstreuung der Volksgenossen oder durch Uebergang zu fremden Vereinigungen, wie es den Kelten ergangen ist. Aber der Kern des deutschen Volkes ist dieser Gefahr entgangen, und die Wurzeln seiner Entwickelung und seines nationalen Lebensgefühles reichen in Zeiten zurück, die vor jeder politischen Zusammenfassung liegen.

Die Sprachvergleichung hat die Annahme aufgebracht, daß alle indoeuropäischen Sprachen einst nachbarlich verschwistert erklangen, bevor sie, im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende als Sprachen getrennter Völker sich gegenseitig unverständlich geworden, in den Bereich der schriftlichen Aufzeichnung eintraten. Denn ein Gefühl dieser anfänglichen Aehnlichkeit oder eine Erinnerung gemeinsamer Abstammung war dem Alterthum durchaus fremd.

Die spät entdeckte Verwandtschaft der Sprachen hat man unbedenklich auch als die der Völker aufgefaßt; hingegen dem Griechen und Römer erschienen die Nordvölker als eigener Menschenschlag, die hohe Gestalt, das hellere Haar und Auge der Germanen galten als Rassenmerkmale.

Tacitus tritt der Meinung bei, daß sie ureinheimisch sein müßten. Durch keinerlei Zuwanderung und Verschmelzung mit anderen Elementen durchsetzt, seien sie ein eigener, ungemischter, nur sich selbst gleicher Volksschlag geworden.[2] Er denkt als Gegensatz wohl an die Einwanderungen aus Kleinasien und Aegypten, von denen die sagenhafte Urzeit der Griechen und Römer erfüllt ist.

Wie man sich nun auch damit abfinden will, daß also nahe verwandte Sprachen von Völkern gesprochen wurden, die körperlich so weit auseinander gehen, so lassen wenigstens die Nachrichten hierüber keinen Zweifel, daß die Germanen auf ihre körperlichen Merkmale Gewicht legten, daß sie Gegenstand der Pflege und des Stolzes waren. Der Rassenstolz ist die erste Stufe des nationalen Gemeingefühles. Dem Vater stand das Recht zu, den Neugebornen als echten Sproß anzuerkennen oder nicht; was das bedeutet, zeigt der alte Gebrauch der Spartaner, mißgestaltete Kinder im Taygetus auszusetzen. Wie die Indianer Nordamerikas oder die alten Briten sich tättowiren, so gebrauchen die Germanen noch lange fort eine Seife, um dem Haare die beliebte Farbe zu geben oder nachzuhelfen. Was Cäsar von den Sueven erzählt und ihren Maßregeln, ihre kriegerische Ueberlegenheit durch Fernhaltung alles Fremden und Neuen zu bewahren und zu befestigen, das bezeugt dieselbe Abneigung gegen die Einflüsse der Kultur, gegen die Bedrohung der Volksart und der Freiheit, die ein halbes Jahrhundert später Arminius anrief. Tacitus hat ihn einige Menschenalter nachher den Befreier Germaniens genannt: nach seinem Erfolge mit Grund; und in diesem Sinne ist sein Andenken nach langen Jahrhunderten wieder erneuert worden.

Doch in dem herrischen Selbstgefühl, das Cäsar dem Ariovist in den Mund legt, in dem Freiheitstrotz, der gegen jeden Zwang sich aufbäumt, wie ihn Arminius zum Sturz der Römerherrschaft aufstachelt, überwiegen die negativen Eigen-

schaften nationalen Gefühles, der Widerwille, durch fremde, aufgedrungene Einflüsse sich in der eingewurzelten Lebensordnung gestört zu sehen, wie ihn der heutige Orientale dem neuernden Europäer entgegenträgt.

Am wenigsten dürfte der Gebrauch des Germanennamens in römischer Auffassung der ethnographischen Gruppe den Germanen selbst zugeschrieben werden. Nicht minder widerspricht es den Analogien vergleichender Völkerkunde, eine Erinnerung an gemeinsame Abstammung in den Erzählungen zu suchen, wie die Welt und die Menschen entstanden oder gemacht sind. Sie sind Kosmogenien, der psychologischen Wurzel nach, wenn auch nicht nach dem Umfang der Dinge und der Kunde davon, die man sich zurechtlegt.

Von einem Antrieb der Vereinigung, der Verschmelzung, von einer Einsicht, dann im Vortheil zu sein, kann keine Rede sein.

Die zusammengeballten Scharen Ariovists zerstoben ohne Rückhalt. Arminius hatte römische Parteigänger nicht minder zu fürchten, als die Römer selbst; noch weniger konnte er Marbod, den Gründer des Markomannen-Reiches im Süden, bewegen, sich zugleich gegen die Römer zu wenden. Mit ihnen sanken ihre Pläne in Vergessenheit.

Es fehlt diesem Aufschwung die nachhaltige Kraft; was im großen und durch Zwang nicht gelingen konnte, das erreichten die Lockungen der römischen Kulturwelt schrittweise: die Zersetzung und Auflösung des Germanenthums, das eben kaum mehr noch eine ethnologische Einheit darstellte. Nur daß gleichzeitig mit der Aufsaugung zahlloser Germanen, einzeln und in ganzen Scharen, doch auch die Abnutzung der römischen Staatsmaschine von innen heraus erfolgte, kann zum Theil verbergen, daß der Rassenstolz der kriegerischen Ueberlegenheit kein Gegengewicht gewährte gegen den natürlichen Trieb der Differenzirung und die umbildende Kraft der Kultur. Dies zeigt die Völker-

wanderung, in deren Verlauf alle ostgermanischen Stämme ihre nationale Eigenart einbüßten, da eben durch die Losreißung vom festen Boden der Heimath das Heimathsgefühl als stärkste Wurzel des Nationalgefühles abstarb, wenn auch die Erinnerung noch lange fortdauerte. So sind die Gothen, der mächtigste, zahlreichste und begabteste Stamm, gerade am völligen Mangel eines Gemeingefühles zu Grunde gegangen.

Es ist noch das Wenigste, daß in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern 451 die Ostgothen auf hunnischer, die Westgothen auf römischer Seite stritten. Jordanis, der Geschichtsschreiber seines Volkes, geht darüber ganz hinweg, obgleich auch ihm das gegenseitige Abschlachten der Völker sinnlos vorkommt, sinnlos von Attila; es sei erwiesen, sagt er, daß das Menschengeschlecht nur zur Verfügung seiner Könige da sei. Im übrigen stellt er es geradezu als die Bestimmung und den Wunsch der Gothen hin, sich für das römische Reich aufzuopfern.[3] Dem Athaulf, dem Gründer des westgothischen Reiches legt ein lateinischer Schriftsteller ähnliche Reflexionen in den Mund; Theoderich konnte mit Recht als Beförderer des römischen Namens bezeichnet werden. Es ist ganz dieselbe Aufgabe, die man heute den Deutschen in Ungarn oder Nordamerika zuschieben möchte. Dem völligen Mangel nationalen Gefühles entspricht es denn auch, daß beim Ausbruch des Krieges der Byzantiner gegen die Ostgothen Theile dieser nicht nur gleichgültig blieben, sondern auch auf der Seite der Feinde — freilich neben anderen Gothen der Balkanhalbinsel — gegen die eigenen Landsleute mitkämpften.

Immerhin ist es aber eine Ausnahme gegenüber dem lebhaften Stammesgefühl anderer Stämme, wie der Vandalen, die als Herren Afrikas an die einst verlassenen Sitze Erinnerung und Rechtsanspruch festhielten, als eine Gesandtschaft der Zurückgebliebenen sie um Ueberlassung anging. Zurückkehren aber wollten sie auch nicht, als es ihre nationale Rettung gewesen wäre.[4]

Bei den Westgothen ward die Erinnerung der Abkunft zum Adelsstolz altchristlicher Familien.

Die der Heimath treugebliebenen Stämme, die theilweise unter neuem Namen erscheinen, haben bei aller Zähigkeit des Festhaltens an der Volksthümlichkeit doch Jahrhunderte hindurch keinen Antrieb empfunden, ihre gegenseitige Aehnlichkeit in einer Volkseinheit zum Ausdruck zu bringen. Das Stammesgefühl herrscht ausschließlich. Daß aber die Religion nicht zu den Gütern gehörte, welche das Gefühl der Zusammengehörigkeit nährten, das zeigt der Verlauf der Bekehrung zum Christenthum deutlich genug, selbst bei den Sachsen. Die Bekehrung und die Angliederung ans fränkische Reich, beide sich jahrhundertelang hinziehend, brachten den binnengermanischen Stämmen eine Vereinigung, aber nur von außen her. Kirche und Staat sind in Deutschland aufgezwungene Einrichtungen, nicht aus der Entwickelung des Volksthums hervorgegangen. Das fränkische Reich hatte von Chlodwig an durch die Gemeinsamkeit der katholischen Religion ein Band zwischen Eroberern und Unterworfenen, ein internationales Staatsprinzip gewonnen, das die Anschließung der verschiedensten Nationalitäten erleichterte.

Nicht daß es an Empfindung des nationalen Gegensatzes der Eroberer und der Eroberten gefehlt hätte. Dem naiven Ausdruck des fränkischen Stolzes, aber nicht nnr auf körperliche und geistige Rüstigkeit, sondern auch schon auf die beanspruchte Rechtgläubigkeit dient die Vorrede zum salischen Gesetzbuch.[5]

Aber das Romanenthum mußte trotz des germanischen Herrscherhauses und Heerwesens immer mehr erstarken, je mehr die Kirche als Erbin der römischen Weltherrschaft sich ausbaute. Bonifatius führte bei den südgermanischen Stämmen die kirchliche Organisation als eines Gliedes der römischen Kirche durch. Karl der Große setzte dieses Werk fort durch die Einverleibung der Sachsen; das Zusammenwirken von Kirche und Staat, die

Erwerbung der Kaiserkrone stellen das höhere Einheitsprinzip dar, dem gegenüber die nationale Verschiedenheit, wie alle anderen natürlichen Unterschiede, gleichsam in niederer Sphäre gebannt bleibt. So weit Karl der Große überhaupt an nationalpolitische sprachliche Maßregeln im heutigen Sinne dachte, strebte er die Kenntniß der vermittelnden, internationalen Kirchen-, Bildungs- und Gesetzessprache nicht nur unter den Geistlichen, sondern auch unter den Laien aller Stämme zu verbreiten. Allerdings bewahrte er ein vorurtheilsfreies Interesse für seine Muttersprache, und die deutschen Mundarten mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, fand mehrfache Anwendung für die Herstellung von Mustern und Formeln zum Zwecke des Religionsunterrichtes, aber er gebot doch auch, daß die Laien Vater-Unser und Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprache erlernen sollten.[6]

Ueber die Wirksamkeit solcher Anordnungen mangelt es wohl ebenso an Nachrichten, wie über das Verhältniß der Volkssprachen zu dem ausschließlich lateinischen Text der Kapitularien.

Solcher Staatsordnung entsprang ein ideales, internationales Reichs- und Einheitsgefühl. Noch zwei Menschenalter nach Karl lebt in dem Mönch von St. Gallen die Erinnerung, wie die Gallier und Aquitanier, Aeduer und Spanier, Alemannen und Bayern stolz darauf waren, auch nur dienstbare Franken zu heißen.[7] Wirklich erhoben sich gerade die rechtsrheinischen Völkerschaften für Ludwig den Frommen und die Reichseinheit.

Mit den Gefühlen engerer Landsmannschaft vertrug sich dieses Einheitsbewußtsein ganz gut. Nur das Gefühl innigen nationalen Zusammenhanges zwischen den germanischen Völkerschaften des Reiches ist nicht zu finden. Noch stand der östliche, germanisch gebliebene Franke dem westlichen, romanisirten Franken näher als jedem Anderen — der Sachse noch dem Angelsachsen, dem er Altsachse hieß[8] — oder dem Jüten, der ihm Rückhalt gewährt hatte im Kampfe gegen Christenthum und Franken —

dem Bayern war der halb oder ganz romanisirte Langobarde lange Zeit der wichtigste Nachbar gewesen; von ihm, wie es scheint, hatte er die Veränderung der Aussprache der Konsonanten überkommen und weiter gegeben, die als sogenannte zweite Lautverschiebung den sprachlichen Abstand der hoch- und niederdeutschen Stämme verstärkt hat.

Ein Gegensatz anderer Art ist der zwischen der romanischen oder lateinisch gebildeten Geistlichkeit und den Laien; das mangelhafte Einvernehmen der geistlichen und weltlichen Großen beobachtete Karl selbst mit Mißbilligung. Der Bearbeiter der Wunder des heiligen Goar am Rhein erzählt von einem gewissen Reginar, der den Anblick der romanischen Geistlichen so sehr verabscheute, daß ihm ein Knecht den Kopf einhüllen mußte, wenn sie in Sicht kamen. Wenn dies 839 niedergeschrieben ist, so wird der Prümer Mönch wohl auch andere als historische Gründe gehabt haben.

Aber auch innerhalb der Klöster selbst fehlte es nicht an Reibungen der Nationalitäten. Die Laune des Zufalls hat davon gelegentliche Spuren bewahrt.[9]

Aus der Zertrümmerung der karolingischen internationalen Monarchie ging nach tiefgreifender Verwirrung eine politische Vereinigung der deutsch sprechenden Stämme hervor unter einem Königthum, das mehr auf Anerkennung seiner inneren Berechtigung, als auf erblicher Macht beruhte. Die Wahl verbürgte sowohl seine Untheilbarkeit als die staatliche Einheit der deutschen Stämme, deren völliger Auseinanderfall durch die Geistlichkeit und die kirchliche Organisation verhindert werden mußte. Die Gewöhnung politischer Verknüpfung ging dem Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit voraus, das langsame Aufkommen des Gesamtnamens der Deutschen als staatlicher und sprachlicher Volkseinheit zeigt dies. Man könnte geradezu von einer geistlich-kirchlichen Stufe der Entwickelung des

Einheitsgefühles sprechen, die vom Ausgang der Karolinger bis in den Investiturstreit hinein wirksam war, doch ist es eben mehr politisch und durch ziemlich eigennützige Standesinteressen gestärkt, als eigentlich national. Aber immerhin ist der schroffe Gegensatz gegen die Volksthümlichkeit gemildert, wenn auch nicht auf dem Wege, den die geistliche Kunstdichtung im neunten Jahrhundert versucht hatte. Bei der Geringfügigkeit des Verkehrs jeder Gattung blieb dies engere Stammesgefühl noch lange ungebrochen; Widukind schrieb, so weit er als Mönch überhaupt und in lateinischer Sprache konnte, auf dem geistigen und politischen Standpunkte des Sachsen.

Der gewissermaßen fremde Ursprung des Königthums aus dem Karolingischen, die wechselseitige Verbindung mit der Geistlichkeit wirkte fort, die Ausübung der eigentlichen Regierung und Verwaltung wurde den Großen zugestanden, die Stämme behielten eine Art innerer Selbständigkeit; der hohen Geistlichkeit wurden für ihre rasch wachsenden Güter Rechte und Pflichten für das Reich zugesprochen, dem Königthume waren fast nur die gelegentlichen Entscheidungen und Eingriffe vorbehalten. Bei solcher Abgrenzung, wie sie Otto der Große befestigte, war das Königthum zur Stärkung seines Ansehens auf Erfolge nach außen hingewiesen. Schon Heinrichs Siege über Slaven und Ungarn hatten das Selbstgefühl der Sachsen gesteigert. Otto der Große, im Bereich des alten karolingischen Gebietes der mächtigste Fürst, konnte mit Recht auch das Kaiserthum in Anspruch nehmen und den Deutschen den Glanz der Vormachtstellung in Europa darbieten, der sie mit nationalem Stolz erfüllte. Sie durften sich im Vorsprung und Vorrang vor allen anderen Völkern fühlen, eine Empfindung, die auch bei den mönchischen und geistlichen Geschichtsschreibern zum Ausdruck kommt, wenn sie von der Ehre und Würde des Reiches sprechen. Zwar zeigte sich, daß gerade die mächtigsten und leistungsfähigsten

Stände des Volkes für die Aufrechterhaltung der europäischen Machtstellung des Königthums und Kaiserthums keine Opfer bringen wollten, als das Papstthum nach Selbständigkeit trachtete und der Vorsprung eingeholt wurde. Aber der nationale Machtstolz oder Anspruch ging doch, seit die Ehre der Waffenführung mehr zum Standesvorrecht wurde, auf den emporsteigenden Stand der Ritter und Reichsdienstmannen ungemindert über. Die hohen Geistlichen des Reiches, bisher die Träger der staatlichen Einheit und für deren Würde und Glanz nach außen besonders besorgt, können diesen Uebergang zur ritterlichen Stufe des nationalen Gefühles nur theilweise mitmachen. Der Besitz des Kaiserthums wird nach dem tiefen Sturze des Königthums unter Heinrich IV., nach der endgültigen Festsetzung der Wahl und des Reichsfürstenthums noch mehr Ehrensache des Königs und des Reiches, dessen Spitze und Vertreter er ist. Ekkehard von Aura ist der Dolmetsch der Zeitstimmung unter Heinrich V., auch in ihrem Wechsel der Auffassung. Die Verknüpfung Italiens mit dem deutschen Reich, deren schroffere Sonderung seit dem jähen Tode Heinrichs III. im Gange war, stellt er als eine Eintracht und zugleich als altes Recht dar; aber der Gebrauch der deutschen Sprache in italienischen Angelegenheiten durch Heinrich V. drückt die Thatsache der Herrschaft wohl kaum ohne Absicht aus oder ohne Zusammenhang mit dem gewachsenen nationalen Stolze des ritterlichen Standes. Lothars von Sachsen vielseitige Erfolge erfüllen auch sächsische Schriftsteller mit dieser Empfindung.

Freilich wird bald gegenüber dem mächtig emporgeschossenen Papstthum der Zusammenhang der Kaiserwürde mit dem alten römischen Kaiserthum bis zum Mystischen betont, um gleichen Schritt mit der dogmatischen Vertiefung der geistlichen Monarchie zu halten.

Einblick in diese seltsame, echt mittelalterliche Gedankenwelt

bietet das sogenannte Tegernseeer Osterspiel vom Antichrist.[10] Die eigentliche Fabel, daß der letzte Kaiser freiwillig die Krone niederlegt und daß dann der Antichrist die Herrschaft an sich bringt, bis das jüngste Gericht eintritt, ist eine theologische Ausspinnung neutestamentalischer Stellen, die sich, wie es scheint, von Byzanz her verbreitet hatte. Die Ehrfurcht vor der Ueberlieferung, die Uebertragung dieser religiösen Substruktion des Kaiserthums auf die Träger deutscher Abkunft hätte an sich mit dem nationalen Gefühle nichts zu thun; aber der geistliche Verfasser verbindet damit den Preis deutscher Tapferkeit, der sich die anderen Völker beugen müssen, auch die Franzosen, — schlägt den kriegerischen Angriff des Antichrists zurück und giebt erst seinen Wundern nach. Mehrfach ist der an sich zeitlose Stoff mit Zeitbeziehungen verlebendigt: die Geringschätzung der Griechen, die Weigerung der Franzosen, der kaiserlichen Oberherrschaft Raum zu geben, deuten auf Friedrichs I. Zeit.

Und auch bei nüchternen Geschichtsschreibern der Zeit wird die Tapferkeit als der Ruhmestitel des deutschen Ritters in Anspruch genommen. Besonders im Schwertkampf, Mann gegen Mann, durfte er sich allen Andern überlegen fühlen. Schon unter Heinrich IV. bezeugt ein italienischer Autor das Gefühl körperlicher Ueberlegenheit, mit dem die Deutschen auf die kleineren Normannen herabblickten.[11]

Allerdings hat das Ritterwesen zugleich einen internationalen, besonders französischen Anstrich in Sitte und Standesbenennungen; aber dem nationalen Gefühl des Stolzes auch gegenüber den französischen Rittern that dies keinen Eintrag, und selbst bei den internationalen Unternehmungen der Kreuzzüge trat diese Eifersucht und Abneigung hervor.[12] Sie führte dann später zur Gründung des deutschen Ritterordens, im Gegensatz zu den mehr italienischen Johannitern und den überwiegend französischen Templern, die übrigens nach Zungen eingetheilt waren.

Auch in der Litteratur verschaffte das Ritterthum sich Geltung und setzte an die Stelle der geistlichen Richtung die weltliche seines Standes. Die Berührung mit dem romanischen Europa, die das Kaiserthum mit sich brachte, hatte die volksthümliche Dichtung in den höheren Kreisen zurückgedrängt und die Pflege der lateinischen Sprache befördert, selbst für andere als geistliche Stoffe. Die volksthümlichen Gattungen der Dichtung blieben sich selbst überlassen, die Bildung hatte kein Herz für sie, besonders für die Heldensage der heidnischen Vorzeit, außer wenn sie durch das lateinische Gewand gehoben worden waren. In der Zeit des aufstrebenden Ritterwesens mußten sich die Recken die Modernisirung zu Rittern gefallen lassen — aber ihre alterthümliche Sprödigkeit der Beweggründe konnte nicht verwischt werden. Als Spiegel der ritterlichen Standesideale eigneten sich die vorwiegend aus Frankreich eingeführten Stoffe zur Nachbildung und Ausbildung besser, die zunächst noch Geistliche an ihnen übten. So herrscht im Rolandslied das christliche Ideal des Ritterthums, indem die deutsche Bearbeitung das national-französische Element zurücktreten ließ. Die Kaiserchronik, die Grenzen von Geschichte und Sage verwischend, diente doch dem Ausdruck des *nationalen Machtstolzes*; die späteren höfischen Dichtungen sind nur das Abbild der internationalen Aeußerlichkeit des Ritterthums, der Abenteuerlichkeit und Prunkliebe. Im Parzival Wolframs von Eschenbach ist sie mit der Mystik des geistlichen Ritters verquickt und gesteigert.

In der Lösung vom Boden der Volksthümlichkeit konnte diese Dichtung keine Berührung mit dem National- oder Staatsgefühl haben — und dies angesichts der gewaltigsten Entscheidungen und Kämpfe! Und denselben Mangel zeigt die lyrische Ritterdichtung; der einzige Walther von der Vogelweide setzt sich höhere Ziele und greift mit Liedern und Sprüchen in den Streit der Gegenwart hinein, preist deutsche Art und Sitte

und nimmt Partei zwischen Königthum und Fürstenthum, Papstthum und Kaiserthum, als die Verwickelungen der italienischen Politik der Hohenstaufen, der jähe Sturz ihres Machtgebäudes nach Heinrich VI. Tod und das Einmischen der Päpste alles in Verwirrung setzten, als die staatliche Vereinigung und das nationale Gefühl auf ihre Festigkeit geprüft wurden. Erst nach ihm zeigt sich eine Theilnahme der Dichter an den Begebenheiten, die sie erleben.

Allerdings war das Gefühl für die Ehre des Reiches, für die nationale Geltung des Königthums im Sinken, das Band zwischen dem Oberhaupt und den Gliedern des Reiches lockerer, seit die Hohenstaufen selbst Deutschland hintangesetzt, zu einem bloßen Theil ihres politischen Systems gemacht hatten — bis dann schließlich das deutsche Königthum als mehr internationaler Machtfaktor selbst Fremden erreichbar wurde.

Aber selbst darin liegt eine Art Bestätigung des gesteigerten Nationalgefühles. Die Nation war ihrer Eigenart so sicher, daß die staatlichen Formen einer früheren Zeit, die Wiege des Nationalgefühles, ohne tieferes Bedauern ihrem Schicksal überlassen werden durften. Die Wucht der Kolonisation beweist dies gerade für die unteren Stände. Es ist die Umkehr der Völkerwanderung; keine glänzenden Heldenthaten, aber Festhalten am nationalen Zusammenhang: die nationale Kultur ersetzte den zersprengten nationalen Staatsbau.

Es beginnt die Zeit des bürgerlichen Nationalgefühles. Gewerbe und Handel bringen an sich die Neigung zu weiterem Blick, die Erkenntniß größerer Interessengemeinschaft mit sich. Schon die Anfänge des deutschen Städtewesens suchen die Anlehnung an die Königsmacht, den Gegensatz zum weltlichen und geistlichen Herrenstand, zur Zeit Heinrichs IV. Aber dieser war kein weitschauender, schöpferischer Staatsmann. Die Entwickelung der Städte blieb ungenutzt für die Königsmacht, die

eher noch dem Fürstenthum behülflich war, sie aufzuhalten: eine der mannigfachen Unterlassungssünden der hohenstaufischen Politik, die das Nähere übersah vor den fernen phantastischen Zielen! Die Ersetzung des persönlichen Moments, das dem Fürstenthum anhaftete, durch den Zwang überpersönlicher Gemeinsamkeit barg die kräftigsten Keime in sich; der Verfall der Zentralmacht zeitigte rasch die großen städtischen Bündnisse, die als ein neues, von selbst entstandenes politisches Einheitsband für die Pfeiler des Reichsbaus hätten dienen können, während das Fürstenthum als persönliches Gut allen Zufällen der Theilung und Vereinigung anheimfiel.

Auch die Zentralmacht des Königthums erwies sich bald wieder als nothwendig nach außen und innen. Nicht nur daß in die leergelassene internationale Stellung des hohenstaufischen Königthums und Kaiserthums die französische Macht sich einzudrängen drohte zur Gefahr der Selbständigkeit des Papstthums, auch in Deutschland erregte dies das Gefühl für nationale Ehre. Rudolfs von Habsburg Machtentfaltung in Burgund und gegen Frankreich, die Zerstörung der böhmischen Großmacht zeigen, daß es für ein nationales deutsches Königthum noch immer Zeit war.

Vom Standpunkt späterer Geschichtsauffassung aus erscheint das Interregnum als der große Wendepunkt der Geschicke; den Zeitgenossen kam dies nicht zum Bewußtsein: Rudolf hatte unter Friedrich II. in Italien Dienste geleistet, und nichts lag ihm ferner, als ein grundsätzlicher Verzicht auf die Hoheitsrechte dort, oder gar auf das Kaiserthum. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, dies zeigt, wie Rudolf, sein Zeitgenosse Jordanus von Osnabrück oder wer sonst für den Verlust der Vormachtstellung des deutschen Königthums in dem Nebel eines theologischen Staatsrechtes Trost suchte, mit einer erdichteten Nothwendigkeit des Kaiserthums die Wirklichkeit meistern wollte. Die scharfe

Sonderung der Nationalitäten entging seinem Blicke nicht; aber das Spiel mit dem ethnologischen Schillernamen der Franken und Franzosen, mit der unverbrüchlichen Ordnung der Dinge durch Karl den Großen, die den östlichen Franken das Kaiserthum, den Franzosen die Wissenschaft und die Selbständigkeit, den Italienern das Oberpriesterthum zuwies, das Schrecken mit dem Antichrist, wenn der Kaiser fehle, verhindert die Klärung des nationalen Gefühles durch den Begriff der Nation als einer durch sich bestehenden Organisation.

Nach der Posse der Königswahlen des Interregnums, die durch gelegentliche humoristische Schlaglichter der Chronisten sattsam gekennzeichnet ist, scheitern zwar die Strebereien französischer Prinzen nach dem deutschen Königsthron an dem nationalen Instinkt. Aber nach kurzer Erhebung und Schwellung desselben wird doch in Heinrich von Lützelburg ein halber Franzose gewählt; sein Enkel Karl IV. scheint sich nach seiner eigenen Lebensbeschreibung eigentlich als Böhme zu betrachten.[13] Der Satz des Sachsenspiegels, daß der König von Böhmen zwar Reichsschenk, aber nicht Wähler sei, weil kein Deutscher,[14] ist wie ein Aufblitzen nationalen Bewußtseins in seiner raschen Verbreitung; den späteren Handschriften verdunkelt es sich wieder, und schon einseitige deutsche Abstammung giebt volle Geltung. Ebenso wenig führt der Anspruch päpstlicher Vormundschaft über den deutschen König, seit er als römischer betitelt, in unklarer politischer Vermengung mit der kaiserlichen Würde sich übernational darstellt, zu klarer Sonderung.

Auch Vortheil und Absicht der Fürsten ging nicht weiter, als auf eine dekorative Stellung des Königthums; dem Grundsatz der wechselnden Wahl kam die kurze Dauer der Regierungen zu Hülfe. Die wiederauflebende Phantastik des Kaiserthums, die leere Theorie seiner Berechtigung und Ansprüche konnte nicht darüber täuschen, daß die Macht des Königs und Kaisers nur mehr so weit, als seine Hausmacht Nachdruck

verlieh, Gehorsam fand. Die Abneigung des Fürstenthums, das Städtewesen als gleichberechtigt anzuerkennen, die Unmöglichkeit, es zu unterwerfen, verewigte die Unzulänglichkeit der Reichsverfassung. Die Gründung der lützelburgisch-böhmischen Hausmacht untergrub den Gedanken politischer und nationaler Geschlossenheit des Reiches, auch im Osten, wie schon im Westen und Süden verschwammen die Grenzen. Zugleich bewahrten die Kolonien des deutschen Bürgerthums, nicht ohne Erinnerung an den Stolz, dem ersten Volke Europas zu entstammen und mit Geringschätzung der Nichtdeutschen, ihre nationale Ausschließlichkeit; aber nicht ein unbestimmtes Gefühl der Nationalität, sondern das reale Band der Rechtsgleichheit knüpfte sie an die Heimath. Hier hatte zu dem lebhaften Verkehr des Handels und der Politik sich bald eine rein bürgerliche Bildung gesellt, ihr entsprach die Verwendung der deutschen Mundarten auch als prosaischer Schriftsprache, die das Latein mehr und mehr zur harmlosen Prunksache machte. Das nationale Gefühl verstärkt sich durch diese Eroberungen der Volkssprache, durch die Ansätze einer Litteratursprache im Buchdruck.

Das 15. Jahrhundert neigt sich. Nicht unvermittelt, doch mit der Plötzlichkeit des Erwachens nach unbehaglichem Druck tritt die Reflexion zum nationalen Gefühl hinzu.

Allzu klar lag der Bankerott der mittelalterlichen Ordnung in Reich und Kirche zu Tage. Die Absetzung König Wenzels war von den Kurfürsten damit begründet worden, daß er der Kirche nicht helfe, die Rechte des heiligen Reiches in Italien wie im Westen und im Innern nicht wahre, und es ist dabei bemerkenswerth, daß mehr private Aufzeichnungen zu diesen Gründen des Spruches des Kurfürsten noch den Bund mit dem Polenkönig von Krakau hinzufügen.[15] Noch nicht frei von kirchlicher Unklarheit — denn die heidnischen Bundesgenossen des Polen galten als bedenklich —, aber unverkennbar verschafft

der Begriff des Deutschthums sich Anerkennung. Besser wurde es so bald nicht: der Hussitenkrieg zeigt erst recht die Hülflosigkeit des heiligen Reiches und der heiligen Kirche gegenüber dem nationalen und religiösen Fanatismus der Tschechen. Sigmunds litterarischer Schildträger und Leibhistoriograph, Windecke, schreibt die Schuld den Fürsten zu, die den wohlmeinenden Absichten Sigmunds sich entzogen. Der Gedanke einer Reichsreform macht immer energischer Propaganda in den Gemüthern, gerade der unteren Klassen, doch noch befangen in der mittelalterlichen Verquickung von Religion und Staat, in der Nachwirkung des idealen phantastischen Kaiserthums und seiner Ansprüche auf höhere Weihe, als die Wirklichkeit und die Macht sie verleihen konnte.

Aber schon im 15. Jahrhundert gewann doch auch das Wort Nation und „teutsche Nation“ seine scharfe Ausprägung, im jetzigen Sinne, der die Thatsache der Gemeinsamkeit der Sprache und der Art mit dem Anspruch auf Selbstbestimmung verknüpft, etwa „Staatsvolk“. Der Einfluß der tschechischen Ausschließlichkeit, die Ausgestaltung einer französischen Nationalkirche mögen mitgewirkt haben. Auf dem Konzil von Konstanz wie auf den älteren Universitäten bezeichnet das Wort nur die allgemeinste geographische Eintheilung wie nach Himmelsgegenden der Herkunft und umschließt Leute ganz verschiedener Sprache. So schloß auch die Verbindung der deutschen Kaufleute in Venedig, der fondaco tedesco, Savoyarden, Polen und Ungarn nicht aus. Dann verstärkt sich im Laufe des XV. Jahrhunderts der sprachlich-nationale Gegensatz. Nach dem Statut der deutschen Nation auf der Universität Bologna von 1497 beschränkt sie sich auf die, die Deutsch als Muttersprache reden, ohne jedoch die von alters her zugelassenen Skandinavier, Slaven und Litauer abzuweisen. Selbst deutliche Spuren von pro patria-Paukereien im besten Sinne finden sich seit dem

16. Jahrhundert, nicht nur Huttens bekannter Kampf für die Ehre des deutschen Namens gegen eine Ueberzahl.[16]

Wie hier im kleinen, so ist im großen Maximilians Entschluß, ohne päpstliche Krönung den Titel römischer Kaiser deutscher Nation anzunehmen, ein Schritt auf dem gleichen Wege zu einem Reich, das nur mehr auf der deutschen Nation aufzubauen wäre.

Auch auf dem Wege oder Umwege gelehrter Vermittelung war der Begriff der deutschen Nation in geschichtlichem Sinne aufgefunden worden.

Eine neue Gelehrsamkeit, sich abwendend von der ausgelebten kirchlichen Metamorphose der lateinischen Sprache, ging auf die heidnischen Klassiker als Muster der Bildung, Vorbilder der Lebensauffassung zurück. In Italien konnten sie von den Humanisten ganz unbefangen als nationale Vergangenheit in Anspruch genommen werden. In Deutschland stießen die neuen Bildungsideale anfänglich auf Widerstand, dem sich wohl auch gelegentlich ein Theil nationaler Abneigung gegen ihre welsche Herkunft beimischte.[17] Solchen Vorwurf wußten die Humanisten bald zu entkräften. Mit Hingebung und nationaler Genugthuung gruben sie die wirkliche Geschichte des deutschen Volkes aus der Tiefe der Vergessenheit und reinigten sie von dem Schutt der Jahrhunderte, von den Spinnweben der kirchlichen Spekulationen und Meisterungen der Wirklichkeit. Die klassischen Geschichtsschreiber wurden mit nicht größerer Befriedigung begrüßt, als die mittelalterlichen Funde. Diese gelehrt reflektirte Stufe des nationalen Bewußtseins erweckt auch die Heldengestalt des Arminius zu neuem Leben; aus dem Dunkel der Urzeit hervor ragt er in die Zukunft hinein, als Erinnerung, als Mahnung und Warnung. So hat ihn Hutten, Ritter und Gelehrter zugleich, als unerschöpfliches Symbol aufgestellt.

Seltener ist in jener Zeit die mattere Allegorie der Germania; neben dem getreuen Eckhart tritt sie wohl gelegentlich bei Hans Sachs auf, der sich auch sonst in solchen Einkleidungen gefällt, wo er schwächer bleibt. Ihre Berechtigung zu erweisen, bot erst später die bildende Kunst die Hand.

Aber nicht nur der Vergangenheit diente das nationale Gefühl und Bewußtsein der deutschen Humanisten, sondern gleich gern oder noch lieber der Gegenwart, die ja auch der Rhetorik noch mehr Spielraum bot. Aus dem Deutschthum des Elsasses suchte Wimphelings Germania dessen Zugehörigkeit zum Reiche tiefer zu begründen gegenüber französischer Begehrlichkeit.[18] Doch fehlt es sonst keineswegs an Verherrlichung des Kaiserthums im alten Sinne, oder Maximilians im besondern; als der französische König ihm die Braut wegnahm, fand dies lebhaftes Echo der Entrüstung. Ein volksthümliches Lied verdenkt ihm die Nachgiebigkeit gegenüber der Schmach der deutschen Nation und tadelt das österreichische Blut.[19] Wie hätten diese vom Tag lebenden Litteraten nicht die Buchdruckerkunst als ihre Nährmutter erkennen sollen? Als deutsche Erfindung ward sie gepriesen neben anderen. Auch die später von Meißner wieder aufgenommene Gegenüberstellung der deutschen Erfindungen der Uhr, der Feuergewehre und der Verkommenheit der angeblichen Römerenkel, — sie hat in dieser Gestalt auf die Kinderseele eines Bismarck kräftig gewirkt — ist humanistischen Ursprungs.

Der Widerspruch der lateinischen Sprache und der nationalen Tendenz ward auf dieser gelehrten Stufe des bürgerlichen Nationalbewußtseins kaum empfunden.

Der Widerspruch gegen das Papstthum und seine Nebenregierung in Deutschland war nicht neu. Walther von der Vogelweide, auch darin seiner Zeit vorauseilend, hatte schon versucht, ihn als nationalen Gegensatz darzustellen.

Als Friedrich III. selbst die kirchlichen Forderungen der

Reformpartei an den Papst verrathen hatte, da empfanden dies die Kurfürsten auf dem Tag zu Frankfurt 1456 als eine Schmälerung der nationalen Ehre. Die Beschwerden der deutschen Nation, der Ausdruck der volksthümlichen Entrüstung dauerten fort. Ihr noch mehr, als seiner dogmatischen Opposition verdankte Luther den unerhörten Eindruck auf die Nation, die in ihm ihren Wortführer anerkaunte. Der ungeahnte Erfolg der 95 Thesen zeigte ihm den Weg; als er sich unmittelbar an die Nation wandte, gab ihm der Buchdruck die Möglichkeit, zu Tausenden gleichzeitig zu sprechen. Der Humanist Wimpheling hatte wenige Jahre früher den Gehorsam der Deutschen gegen die päpstlichen Forderungen als nationale Tugend dargestellt; Luther bekämpft sie wie eine Fremdherrschaft. Die alte Geschichtsfabel von der Uebertragung des Kaiserthums von den Griechen an die Deutschen durch den guten Willen der Päpste erklärt er als bloße List und Uebervortheilung; das rechte römische Reich besteht schon längst nicht mehr und ist durch die Getten (Geten, Gotheh) und Türken (d. h. Muhamedaner) zerstört. Deshalb spricht er auch kurzweg von deutschen Kaisern, Ansprüche aus der päpstlichen Krönuug gelten ihm nichts. Ein rechter und freier Kaiser soll er sein. Eigentlich müßte der Papst Rom herausgeben. [20]

Wohl trug zu Luthers Macht über die Gemüther auch die Gewalt seiner Schreibart bei. Für ihre Verbreitung mehr noch aufs Vorlesen, als auf stille Betrachtung angewiesen, erinnern seine ersten Flugschriften mehr an den heftigen, aufreizenden Volksredner, den Prädikanten, dem es um rasche Wirkung zu thun ist, als an den Verkündiger eines neuen, tieferen Herzensglaubens.

Alle angeborene Genialität des echten Schriftstellers entband ihn nicht davon, daß die Sprache sich ihm noch nicht als fertiges Mittel des Ausdruckes darbot. Er selbst bezeugte später, daß es einer bewußten wählenden Arbeit bedurfte, eines Strebens nach all-

gemeiner Verständlichkeit, für alle Gegenden Deutschlands und für alle Schichten der Gesellschaft. Ein großer Schriftsteller nnd eine allgemeine nationale Sache mußten sich vereinigen, um gegenüber den überwiegenden Mundarten die Wichtigkeit einer Gemeinsprache praktisch aufzuzeigen. So ward man sich der deutschen Sprache als nationalen Gemeingutes bewußt, während früher der Gebrauch der Volkssprache oder des Lateinischen mehr Sache der Bequemlichkeit gewesen war. Die nahe Verbindung der Sprache mit den Forderungen des nationalen Bewußtseins führte denn dazu, daß ein Hutten der lateinischen Sprache, die den Humanisten wieder als die vornehmere gegolten hatte, den Abschied gab und deutsch zu schreiben versuchte. Es ist auch etwas Neues, daß jetzt die erste deutsche Grammatik erschien, etwas Anderes als frühere gelegentliche Spuren von Beobachtungen an der Volkssprache. So ward auch der deutsche Gottesdienst, die deutsche Predigt nationale Forderung, die vorher im Sinne der internationalen Kirche nur Abfindung gewesen; die deutschen Kirchenlieder Luthers wurden fast Kampfmittel. Aus der nationalen Hochstellung der Volkssprache folgte denn auch, daß man die Einmischung fremder Wörter als Verunreinigung zu empfinden begann. Gegen die zahlreichen französischen Wörter der höfischen Dichtungen hatte kein Widerwille sich geregt.

Aber dieses Aufflammen des nationalen Bewußtseins, das im Laufe weniger Jahrzehnte sich vorbereitet, warf zwar ein grelles Licht auf die Bedürfnisse, aber die gewaltige Fortwirkung der Vergangenheit vermochte es nicht aufzuheben. Die Reichsreform von oben war zum großen Theil an dem Kaiser selbst gescheitert, dem die Sorge für die habsburgische Machtstellung näher lag. Nach Maximilians Tode taucht der Gedanke eines rein deutschen Kaiserthums nur flüchtig auf; dann wieder im Aufstand Sickingens und klar formulirt im Bauernkrieg. Aber diese gründliche Reichsreform von unten ist

schlechthin revolutionär, die Macht des Fürstenthums so fest, daß auch die religiöse Bewegung sich darnach richten, ja sie befördern muß.

Eine Täuschung war es gewesen, wenn Hutten und Andere das edle deutsche Blut des jungen Habsburgers Karl V. angerufen hatten: Mutter und Großmutter hatten es bei ihm noch mehr, als einst bei Otto III., durch fremden Saft verdorben Im schmalkaldischen Krieg steht der alte Zauber des Kaisernamens, das Reichsgefühl, das er in Anspruch nimmt, im Widerstreit mit dem nationalen und zugleich religiösen Gefühl deutscher Eigenart und Selbstbestimmung, ein unentwirrbarer Widerstreit selbst für einen Hans Sachs, den Mann aus einem Gusse.[21]

Aber auch das Bestreben des Kaisers, mit der religiösen Zwangseinheit die des Reiches zu erneuern, endet damit, daß das Kaiserthum zum bloßen Ehrenvorrang wird und die Aufgaben des Staates ganz den Territorien zuwachsen. Das Reich wird zur ehrwürdigen, aber leeren Form und Hülse des Lebens.

Die Ausbildung der religiösen Parteien, ihre steigende Verbitterung überwuchert das einheitliche Nationalbewußtsein und führt bald internationale Verbindungen herbei. Früher hatte der Dienst auf feindlicher Seite die schärfste Beurtheilung gefunden. Frundsberg hatte nach der Schlacht bei Pavia 1525 alle auf feindlicher Seite gefangenen Deutschen in die Spieße jagen lassen. Jetzt stumpfte sich das Urtheil nach und nach ab; doch erregte des Kurfürsten Moritz von Sachsen Bund mit den Franzosen noch lange Unmuth. Aber die religiöse Gemeinschaft überwog die nationale; im dreißigjährigen Kriege bedrohte diese die deutsche Nation mit der Gefahr völligen Verlustes der Selbständigkeit, ja des Volksthums, wie eifrige Patrioten öfter aussprachen.

Die protestantische Theologie war völlig in die Gelehrsamkeit

ausgemündet; sie suchte darin einen Ersatz für die höhere Stellung, die den Gegnern die Priesterweihe gewährte[22] — aber die deutsche Bibel, das deutsche Gesangbuch, die deutsche Predigt blieb dem Volke. So dauert dessen protestantisches Bewußtsein doch zugleich als deutsch. Das Abfassen deutscher Kirchenlieder ist jetzt fast so Gemeingut aller Stände, wie einst das Volkslied. Hingegen ward das Nationalgefühl katholisch gebliebener oder wieder gewordener Volkstheile durch die spanischen und italienischen Einflüsse, die durch die Gegenreformation in der katholischen Kirche vorherrschten, nicht gefördert. Die steigende Absonderung der Gebiete verschiedener Religion, das Aufhören der Freizügigkeit hat manche Schranke errichtet, die früher nicht vorhanden war, und damit auch den geistigen Zusammenhang, die Voraussetzung des neueren Nationalbewußtseins, geschädigt. Dazu kam noch die wachsende Entfremdung zwischen den oberen und unteren Ständen, der Unterschied einer verrohenden und absterbenden volksthümlichen und der gelehrten, vorzugsweise lateinischen Litteratur. Fischart, der litterarische Vertreter des protestantischen und zugleich deutschen Bewußtseins, sucht auch hierin die beste Tradition der großen Bewegung festzuhalten, wenn auch die Absicht und Reflexion überwiegt in der Bemühung, volksthümlich zu sein. Auf dem westlichen Bollwerk des Reiches gegen Frankreich wog ein solcher Mann ein Heer.

Der innere Niedergang ist schon vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges so fühlbar, daß dem Nationalbewußtsein die Furcht aufsteigt, sein Inhalt, die nationalen Güter, möchten ihm schwinden, die Beschämung beim vergleichenden Hinblick auf das weiter vorgeschrittene Ausland. Die furchtbaren Verwüstungen des langen Krieges, die fast den Fortbestand der Nation in Frage stellen, rechtfertigen diese Beängstigung.

Aber die Sammlung zum Widerstand, die Sorge, zu retten, was noch zu retten ist, zu erstreben, was man vermißt, beginnt

auch schon vor dem Ausbruch. Eine Dichtkunst, über die der Fremde nicht die Nase rümpfen dürfe, fordert Opitz in seiner Erstlingsschrift, bezeichnenderweise für den Ausgang von der gelehrten Reflexion lateinisch geschrieben, im gleichen Jahre, in dem die Aufrechterhaltung des nationalen Charakters der deutschen Sprache, ihrer Würde und Reinheit gegenüber der Gefahr der Verwelschung und Zersetzung, als Zweck und Arbeitsfeld der fruchtbringenden Gesellschaft aufgestellt wird, ein Jahr vor Ausbruch des Krieges. Es ist nur ein kleines Häuflein vaterländisch begeisterter Männer, Adelige und Gelehrte, die durch die Stürme des Krieges die Hoffnung fortführen, die nationalen Güter einer besseren Zukunft vermehrt und veredelt zu überliefern. Zur Sprache und Dichtung tritt die Vertheidigung der Sitte und Tracht, der Kampf gegen das Eindringen des Ausländischen, — à la mode nennt es die Zeit — wird schon bald aufgenommen, so in einer Flugschrift von 1634, deren Verfasser den Untergang Deutschlands bis auf den Namen drohen sieht.[23] Die besten Schriftsteller setzen diese patriotischen Bemühungen fort, bald mehr satirisch, bald durch den Hinweis auf die Vergangenheit ermahnend und aufstachelnd.

Insofern Reich und Kaiserthum überhaupt noch eine Berührung mit dem nationalen Gesichtspunkt besaßen, führten die Anläufe, die kaiserliche Politik zugleich mit der katholischen Sache zu betreiben, nach kurzen Erfolgen nur zur völligen Untergrabung des Reichsgefühles, auch der katholischen Stände. Wallensteins Heer, das erste rein kaiserliche Aufgebot, kann allerdings in manchem Sinne als Ausdruck des Einheitsmoments gelten, schon in seiner Erhebung über die konfessionellen Gegensätze — man darf ihm auch mit Recht den Gedanken zuschreiben, die Schweden wieder aus dem Reich hinauszudrängen — aber gerade dieser nationale Gesichtspunkt brachte ihn in Gegensatz mit dem des Wiener Hofes; das Haus Habsburg war viel mehr international

als deutsch, schon seit Karl V., und fühlte sich vor allem anderen als katholische Vormacht.

Der westfälische Friede räumte nun aber allen Reichsständen das Recht ein, unter geringem Vorbehalt internationale Politik zu treiben. Die Haarspaltereien der Staatsrechtslehrer über die richtige Bezeichnung der Reichsverfassung drehen sich nur darum, ob der Schatten mehr oder weniger gelten solle. Was das Reich in Zukunft dem Ausland gegenüber als nationale und politische Einheitsform der deutschen Staatsgebiete bedeuten sollte, hing ausschließlich davon ab, inwieweit ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Anhänglichkeit, der Opferwilligkeit bei den Gliedern bestand und die Politik beherrschte.

Noch immer wäre der Buchstabe der Reichsverfassung, wie sie der westfälische Friede geschaffen, der Belebung fähig gewesen. Lang genug dazu war Leopolds I. Regierung. Schon seine Wahl war eine Verwahrung gegen Frankreichs hochfliegenden Ehrgeiz, und ein bedeutungsloser Schnörkel war die Kaiserwürde so lange nicht, als der Kaiser auch der größte Landesherr über deutsche Gebiete war, und Vorderösterreich wie der Pfeiler einer wenn auch morschen Brücke über Süddeutschland sich erstreckte. Die mächtigsten Reichsfürsten hielten es für keine Schmälerung ihrer verbrieften Selbstherrlichkeit, unter den kaiserlichen Fahnen zu fechten oder sie zu tragen; der Türkenkrieg, die Abwehr Frankreichs galten schließlich doch als Reichssache. Freilich der geschlossenen Wucht des französischen Königthums gegenüber spielt das deutsche Reich die klägliche Rolle eines schlaftrunkenen Riesen — aber war dies zu Zeiten Heinrichs V. oder Friedrichs I. anders? Wann hätten je die Könige und Kaiser das Reich mit sich fortreißen können?

Leopold war dazu der ungeeignetste. Die schwindende Zeugungskraft der Habsburger vermochte keine Rudolfe, Albrechte oder Maximiliane, wie die ersten, mehr auszustatten. Nach dem

dreißigjährigen Kriege ist nicht nur das Volk, auch die Fürstenhäuser sind mit seltenen Ausnahmen unter das Maß der Ahnen herabgesunken. Nur Habsburger, dem von mütterlicher Seite her das dreimal zusammengeflossene Blut des Hauses den Blick verengte, erregte eine Pflicht für die Ehre des Reiches ihn kaum, noch viel weniger eine für die deutsche Nation. Straßburgs Fall ließ ihn gleichgültig, hatte doch schon Ferdinand II. den Elsaß an Spanien überlassen wollen; und auch später ließ die habsburger Hauspolitik die Möglichkeit ungenützt, ihn wieder ans Reich zu bringen. Mit dem Lutherthum der oberungarischen Städte ward durch die katholische Wiederherstellungspolitik auch das Deutschthum der Karpathenländer tödtlich getroffen, die Brücke nach Siebenbürgen zerstört.

Die mächtigen Fürstenhäuser des Reiches fanden keinen Antrieb, die vom Kaiser aufgegebene Nationalpolitik auf sich zu nehmen, und trieben gleichfalls je nach dem Maß ihrer Kräfte und Verbindungen internationale Politik. Mehr als Andere dazu durch die Lage und Selbständigkeit seines Ostpreußens veranlaßt, bewahrt sich der große Kurfürst doch auch das deutsche Nationalgefühl unbeirrt, was von Anderen nicht behauptet werden kann. Max Emmanuels Bund mit den Franzosen führte freilich die Reichsacht herbei; aber die moralische und nationale Beurtheilung war doch zahmer bei den Zeitgenossen, als später.[24]

Das eigentliche Reichsgefühl muß man viel mehr als bei den großen Fürsten bei den kleinen, bei den geistlichen Reichsständen, Reichsstädten und Reichsrittern suchen; doch, da sie an den alten Einrichtungen den einzigen Schutz gegen das Ausdehnungsstreben der Mächtigeren fanden, ist eine starke Beimischung von Eigennutz und Berechnung anzunehmen.

Reiner spricht es sich in der eigentlichen Volksstimmung aus. Gegenüber der trostlosen Kleinstaaterei hatte der Name Kaiser und Reich immer noch den idealen Schimmer der Größe und

Macht. Hier fanden der Fall Straßburgs, die Mordbrennereien der Franzosen den Widerhall nationalen Schmerzes, nationaler Entrüstung, er fand seinen Weg wohl auch gelegentlich zu Höheren, wie zum edlen Kurfürsten von der Pfalz, der den französischen General zum Zweikampf forderte. Die kaiserlichen Siege in Ungarn, wie schon die des großen Kurfürsten über die Schweden sprachen zu diesem wieder aufgerüttelten nationalen Gefühl der unteren Kreise; es klingt im Volkslied vom Prinzen Eugen bis auf unsere Tage fort. Es verbürgte die Fortdauer der Sprache, die von den vielgeplagten pfälzischen Bauern auch in Pennsylvanien nach der Auswanderung mit Zähigkeit festgehalten wurde. Dieser Untergrund des deutschen Volksthums behauptete das Schwergewicht seiner kompakten Masse; auch in den höchsten Kreisen fanden sich Vertreter, wie die Pfalzgräfin Elisabeth am französischen Hofe, oder Friedrich Wilhelm; der erste englische König aus dem Hause Hannover mochte gar nicht Englisch lernen; auch seine Nachfolger blieben ihres Ursprungs und Heimathslands gern eingedenk, wie auch die Oldenburger auf dem dänischen Throne. Das kräftige Leben der deutschen Volkssprache zeigt sich in dem Einfluß auf Peter den Großen, der seiner neuen Hauptstadt einen deutschen Namen gab, von dem man sogar behaupten konnte, daß er der deutschen Sprache in seinem Reich eine bevorzugte Stellung geben wolle.

Aber es fehlt diesem Nationalgefühl, dieser Zähigkeit der Festhaltung, das klare nationale Bewußtsein seiner leitenden Kreise, nicht nur die Berührung mit dem Staatsleben. Diese blieb der Wirkung von oben her überlassen, wenn einmal der Gegensatz von Befehlen und Gehorchen nach einer Ergänzung verlangte.

Eher konnte es nicht sein, als bis das Nationalbewußtsein, aus seinem Schlummer erwacht, sich wieder kräftiger regte. Das mußte von unten kommen. Die Anlegung förmlicher französischer

Kolonien und deren langes Fortdauern ist ebenso bezeichnend, als die Jahrgelder, die deutsche Gelehrte oder Staatsmänner von Ludwig XIV. entgegennahmen.

Es bestand ja etwas wie eine Dichtung in deutscher Sprache, ein Interesse an der Sprache selbst, eine gelehrte Beschäftigung mit der nationalen Vergangenheit. Aber im ganzen und großen waren die höheren Stände durch ihre mühsam errungene Bildung doch der Volksthümlichkeit entfremdet: die vornehme Welt dachte französisch, die gelehrte lateinisch. Die Aufschriften der Briefe liebte man französisch; noch Lessing that dies, an seinen Vater schreibend.

Das staunenswerthe Genie des Leibniz, vereinsamt, fast befremdend mitten unter seinen Landsleuten, kaum verstanden von ihnen, nicht gewillt, sich in die enge Sphäre des zünftigen Gelehrten einzuschließen und lieber als Staatsmann dilettirend, ragt aus seiner Zeit hervor wie ein Wegweiser zu den Aufgaben, zu den Meilensteinen des nationalen Fortschritts. Von englischer und französischer Bildung und internationaler Wissenschaft genährt, empfindet er doch die Aschenbrödelrolle seiner Muttersprache, während ihn Stoff und Leserkreis nöthigt, lateinisch und französisch zu schreiben. Ihm, der den Blick fürs Große besitzt, ist es natürlich, daß er am Begriff des Reiches festhält, dessen Rechte Frankreich gegenüber vertheidigt wissen will, mit Wien und dem Kaiser Verbindung sucht, freilich nur, um zur Einsicht zu gelangen, daß man dort keine Miene macht, den geistigen Schwerpunkt und die wirkliche Hauptstadt darstellen zu wollen, daß der Partikularismus der politischen Entwickelung fortan feststehe. Er sah klar, wie der religiöse Zwiespalt für nationale Einheit und Macht Deutschlands von Schaden war; nur täuschte er sich in seiner sanguinischen Ueberschätzung des reinen Gedankens darüber, von wo aus die Zusammenführung der Konfessionen erfolgen könne, wurde doch selbst für die Geltung der deutschen Schriftsprache der Hader der Konfessionen

nur langsam überwunden, da die eifrigen Katholiken zum Einfluß Luthers auf das Neuhochdeutsche und zu dessen protestantisch-norddeutschem Beigeschmack scheel blickten.[25]

Im Gebiete der Wissenschaft erlangte das Deutsche rascher Geltung, als Leibnitz angenommen; schon 1688 wagt Thomasius in Leipzig die Neuerung deutscher Universitäts-Vorlesungen, nicht ohne Hinblick auf den Vorgang des Auslandes, auf die englische und französische Litteratur. Zwar fiel der gelehrte Zopf, die Vornehmheit der lateinischen Sprache nicht mit einem Male und erlebte wieder eine Auferstehung; doch wurden die Universitäten mehr und mehr deutsche Hochschulen; unter dem Namen und Deckmantel der Beredsamkeit oder Poesie fand auch die deutsche Sprache Beachtung. In dieser gelehrten Luft fliegt ihr ziemlich viel Pedanterie an, der aufgezwungene Gleichschritt mit dem gezirkelten Französisch lähmt die freie Bewegung. Auch die deutsche Dichtung, die Forderung dieses gelehrten Nationalbewußtseins, wechselt nur die Mode der gelehrten Anempfindung, holländisch-philologische Steifheit, italienischer Schwulst — dann als nicht mehr bloß liederliche Studenten wie Günther, sondern auch gesittete sich dazu berechtigt sahen — die Anregungen der klassischen Schullektüre. Diesem rein litterarischen Nationalbewußtsein schwebt stets die Pflicht vor, den Leistungen des Auslandes und des Alterthums gleichartige entgegenzustellen. Aber nach der Meinung der Zeit gelang es — und gerade das steigerte wieder das nationale Bewußtsein und führte es in weiteren Kreisen ein, hauptsächlich ein Verdienst Klopstocks durch seine Messiade, der dann auch das deutsche Alterthum, ja die nordische Mythologie als vermeintlich deutsch zur Bereicherung nationaler Güter heranzog. Unterdessen hatte schon Lessing, noch mehr mit Bewußtsein und Reflexion arbeitend und wählend, die französischen Muster-Kinderschuhe wie geringschätzig beiseite geworfen und durch schöpferische, ja geniale

Kritik und Geschmacksschulung den Punkt getroffen, wo die Volksthümlichkeit und die Zeitumstände nach Berührung suchten. Die Minna von Barnhelm, der spezifisch norddeutschen Gehalt Goethe zuschreibt, überragt dadurch alle Bemühungen Klopstocks, da dieser, wenn auch vielleicht an dichterischer Befähigung reicher, doch nur suchte, wo Lessing fand, und durch die Steigerung subjektiver Stimmungen sich ins Gezwungene verstieg.

Es war nicht Lessings Schuld, daß er nur eine Minna von Barnhelm schreiben konnte. Die Berührung des Nationalgefühles mit den persönlichen Erfolgen Friedrichs des Großen, — an die Schlacht von Roßbach braucht nur erinnert zu werden — konnte nur vorübergehend sein. Klopstock flüchtete sich in die germanischen Wälder zu Hermann dem Cherusker. Lessing, der dem französischen Einfluß gegenüber stets sein Deutschthum vertrat und mit dem französischen Abenteurer in der Minna doch die Französelei Friedrichs selbst treffen wollte, durfte den Berliner Patriotismus ablehnen, ihn höchstens als heroische Schwachheit bezeichnen, denn er war nur preußischer Partikularismus.[26] Die Siege des Nationalbewußtseins waren keine Siege auf dem Schlachtfeld. Wieland eroberte der deutschen Sprache und Lektüre weite Kreise des Adels, besonders in Oesterreich und Süddeutschland, wo bisher nur französisch gelesen wurde. Herder gewann, über die Schranken, die die Bildung und die Kunstdichtung so lange nach unten abgeschlossen hatten, hinwegschreitend — allerdings nach dem Vorgang Gleims in den Grenadierliedern — wenigstens den Begriff einer allen Ständen gemeinsamen Volksthümlichkeit; im Humanitätsideal strebte er, dem deutschen Nationalbewußtsein einen Inhalt zu schaffen, der weitaus alle Schädigungen der Entwickelung seit Karl dem Großen, also vor allem die Mängel politischer Einheit oder Macht gut machen sollte.

Es gehört zum Wesen des litterarischen, reflektirten National-bewußtseins des 18. Jahrhunderts, daß es das Bedürfniß empfand, sich theoretisch zu rechtfertigen. Das Unbefriedigende der politischen Gestaltung Deutschlands wurde immer wieder empfunden. Nicht nur beim Rückblick in die Vergangenheit: wie etwa Möser bedauerte, daß aus den Städtebündnissen kein Unterhaus hervorgegangen sei; sonst würde, meint er, statt Lord Clive ein Hamburger Rathsherr am Ganges Befehle ertheilen. Auch für die Zukunft schwebte der Gedanke einer besseren Form Deutschlands vor — aber die Mittel und Wege waren für jene Zeit ebenso dunkel, wie der jetzigen Zeit der Widerspruch zwischen dem nationalen Interesse für die Deutschen außerhalb des deutschen Reiches und der Unmöglichkeit einer politischen Vereinigung unlösbar erscheint.

Jede Zeit hat ihre eigenen Sorgen; das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts empfand am brennendsten den Druck schrankenloser Fürstenmacht und beengender geselliger Verhältnisse; in Emilia Galotti, in Kabale und Liebe wetterleuchtet der Sturm, der in Frankreich ausbrach.

Allerdings liegt in dem Verhältniß der unteren Stände zu den Herrschern ein internationales Moment der Auflehnung. Aber diese Dichtungen waren eben nicht nur litterarische, sondern auch nationale Thaten.

Ein merkwürdiges Stück von Leisewitz verknüpft beide Tendenzen in voller deutlicher Absicht: Arminius erscheint um Mitternacht einem Fürsten des 18. Jahrhunderts, der seine welsche Maitresse erwartet. Die Beziehung lag wohl in nächster Nähe.[27]

Die Emporhebung der unteren Stände, die sich auch in der Pflege des bürgerlichen Schauspiels ausdrückt, ist zugleich ein Fortschritt des Nationalgefühles, insofern es auch ein Gemeingefühl trotz des Unterschiedes der Stände sein muß. Beim

Schalten fremder Heere auf deutschem Boden, im spanischen oder österreichischen Erbfolgekriege, blieben die Leiden der Bürger und Bauern ohne Widerhall in der höheren Litteratur. Was galt ihnen die Erinnerung an Arminius? Erst die Siege Friedrich des Großen über die Franzosen konnten einige Genugthuung geben. Dadurch erlangte Friedrich eine Popularität bis über die Grenzen des Reiches hinaus, überall, wo Deutsche wohnten.

Denn noch verknüpfte das Band der Muttersprache auch die sonst Getrennten. Nach der Schlacht bei Roßbach läßt Archenholz einen Preußen zu einem Oesterreicher, der einen gefangenen Franzosen befreien will, sagen: Bruder Deutscher, laß mir den Franzosen — eine Anekdote, die doch aus dem Kriege selbst herrühren wird, obgleich sie erst 1789 gedruckt ist. Die Gemeinsamkeit der Sprache zu pflegen, war die volksthümliche Litteratur, Kalender und Traumbücher, Gesangbücher, Bibeln oder Legendensammlungen immerhin gut genug. Hausirer konnten sie weithin vertreiben. Handwerksburschen durchstiefelten nach guter alter Sitte halb Europa, bevor sie hängen blieben; ein viel höher entwickeltes Verkehrswesen hat solche kleine Wirkungen mit verdrängt. Freilich hat schon das Zeitalter der Kriege diese leichten Fäden der Landstraße wohl vielfach zerrissen.

In anderer Art waren auch die Universitäten schon des 18. Jahrhunderts ein Gegengewicht gegen die Abschließung, gegen die Beschränkung der Freizügigkeit des Mittelalters. Allerdings verbot Friedrich der Große direkt seinen Landeskindern den Besuch nichtpreußischer Universitäten. Also fiel es vorher auf? Trotz der mühseligen Reisen hielt man eben etwas darauf, auch ein Stück der Fremde zu sehen. Mancherlei kaum nachzuweisende Beziehungen mögen wichtig gewesen sein. Die Deutschen Pennsylvaniens bezogen ihre Prediger und

Lehrer lange besonders von Halle. Allenthalben auf deutschen Hochschulen waren die Kurländer und Livländer bekannt. Auch die Landsmannschaften der Universitäten waren nicht immer, was ihr Name sagen könnte; den Heidelberger Schwaben waren z. B. die Amerikaner und Schweizer zugetheilt.

Aber auch in sozialer Hinsicht bildeten die Universitäten noch mehr, als vielleicht gerade heute, ein Moment der Ausgleichung. Die Freiheit des Zugangs und Abgangs, wie der Dauer des Studiums, der Mangel eigentlicher staatlicher Prüfungen und die Unsicherheit der Anstellungen verhindern ebenso die Strenge heutiger Anforderungen, als die Ausbildung eines Standesgefühls der Studirenden, die vielfach wieder im Volk verschwanden. Größere Beweglichkeit, der Zwang, vorlieb zu nehmen, macht sie zu einem Element der Gährung; gerade die Begabteren haben einen starken Zug von Abenteuerlichkeit; sie waren, wie man heute sagt, Geistesproletariat; die zahlreichen großen und kleinen Hofhaltungen sollten ihnen Stellung und Brot geben.

Diese Elemente gaben auch der Sturm- und Drangperiode das Gepräge; sie ist zugleich etwas wie eine Auflehnung des süddeutschen sinnlicheren Wesens gegen die gesetztere Art der spezifisch norddeutschen Litteratur, hat doch schon Klopstock etwas Studentisches, auch wo er „schwärmt", noch mehr die Anakreontiker oder Göttinger. Die verrotteten Zwergstaaten Süddeutschlands gehören mit dazu, um z. B. Schubarts Träume von nationaler Macht und Größe zu erklären.

Josephs II. Thronbesteigung, seine deutsch-nationalen Anläufe, machen in dieser Beziehung Epoche in dem Uebergreifen des litterarischen Nationalbewußtseins auf politische Wünsche. Die Wiener Litteraten genossen den Vortheil, daß für sie Reichs- und Nationalbewußtsein völlig zusammenfallen durfte. Aber eine Art offizieller Anerkennung des letzteren sahen auch

die Zeitgenossen in Josephs Auftreten; Klopstock feierte ihn jetzt im Gegensatz zu Friedrich; selbst Lessing schöpfte Hoffnungen auf Wien als Hauptstadt Deutschlands.

Nur ein spezifisches Reichsgefühl darf man nicht mehr erwarten, als höchstens bei dem Adel, dessen Interesse die abgestorbenen Auswüchse, die geistlichen Gebiete oder die Zwergstaaten dienstbar waren. Die Bereitschaft der Volksstimmung, auf alle Veränderungen einzugehen, war deutlich genug. Nicht einmal die Vergrößerungspläne Josephs II. auf Kosten Bayerns erregten dort die Gemüther. Vergebens, daß der Fürstenbund oder die Emser Punktationen noch einmal die Reichsverfassung zu galvanisiren suchten. Man mußte es ohnehin den Fürsten überlassen, ihre Rechte zu regeln, von deren Wohlwollen auch die namhaften Schriftsteller sich abhängig sahen bei der Schmälerung litterarischen Einkommens durch den Nachdruck.

Gegen die Unfertigkeit und Unerquicklichkeit der Zustände waren die führenden Geister nicht blind. Goethes Abneigung, Italien zu verlassen, führt ein Brief seines Freundes Knebel darauf zurück. „Unser elendes Reichssystem, Vorurtheile aller Art, Plumpheit, Ungeschmack sind noch schlimmer, als die schlimmste Luft.“

Zwanzig Jahre früher hatte Lessing seine hamburgische Dramaturgie mit dem bitteren Ausspruch abgeschlossen, daß die Deutschen noch keine Nation seien; nicht von der politischen Verfassung rede er, bloß von dem sittlichen Charakter, als geschworne Nachahmer alles Ausländischen.[28]

Als dann Goethe selbst das Distichon schrieb:

> „Zur Nation Euch zu bilden. Ihr hofft es, Deutsche vergebens.
> Bildet, Ihr könnt es dafür, freier zu Menschen Euch aus!“

das im Sinne Herders die Humanität als den idealen Inhalt des deutschen Nationalbewußtseins hinstellte, da schien doch eine Bedrohung der Nationalität selbst ganz außer Betracht und Befürchtung.

Freilich stand nicht einmal die nachdrucksvolle, vornehme Bedeutung des Wortes „Nation", trotz Büchertiteln, wie v. Mosers vom deutschen Nationalgeist 1765, oder Sturz vom Nationalstolz 1776 — im Sprachgebrauch fest. Unbedenklich konnte es auf fremde Völkerschaften, auf Stämme und Splitter übertragen werden. Vom Nationalcharakter der Bayern, von ihrem Nationalhaß gegen die Oberpfälzer sprach schon eine Flugschrift von 1784; es ist ein Sprachgebrauch, der die Rheinbundszeit überdauert hat.

Eine allzuhohe Schätzung des Staates freilich lag jener Zeit fern, als Wilhelm von Humboldt seine Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates niederschrieb.[29] Doch war es bei aller Ablehnung eines schlechten Staatswesens ein schmerzlicher Verzicht auf das eine Gut, um das andere desto werthvoller zu machen für die Menschheit. Darin fand sich Goethe mit Schiller zusammen, der nach dem stürmischen Kampf seiner Jugend gegen jeden persönlichen und sozialen Zwang sich dem Ideale näherte, das auch durch die aufblühende Alterthumskunde, durch die Geschichte der Griechen als geeignet erschien, den nationalen Zusammenhang zu rechtfertigen, umsomehr, als die Politik der Fürsten den nationalen Gesichtspunkt verabsäumte und die Bekämpfung der Revolution zuerst als Standessache der Fürsten schlecht genug führte, um sich dann vollends auf den rein dynastischen Standpunkt des Erwerbes von Land und Leuten, gleichviel ob deutscher oder polnischer Nationalität, zurückzuziehen. Allerdings eine Verirrung des instinktiven Nationalgefühles ist Schillers flüchtiger Plan, in Frankreich durch Eintreten für Ludwig XVI. sich eine Stellung zu verschaffen — nachdem ein schlichter Handlungsgehülfe aus Frankfurt sein Auftreten gegen die landesgefährliche Vergötterung der Franzosen brieflich gefordert hatte.[30]

Der Baseler Friede gestattete es Norddeutschland zehn Jahre lang, wie von einem sicheren Hafen den Kriegsstürmen zu zu-

sehen, es ist die goldene Zeit der deutschen Litteratur und zugleich die einer Gleichgültigkeit gegen politische Dinge, als ob sie wie Wind und Wetter hingenommen werden müßten, getragen von der Ueberzeugung, daß Wichtigeres als bloß äußerliche Güter unter Dach zu bringen seien. War dies Selbsttäuschung?

Der Baseler Friede ist eben auch der Ausdruck des Gegensatzes zwischen Oesterreich und Preußen. Für den dynastisch-internationalen Gesichtspunkt der Politik war die Stellung in Deutschland nur ein Moment der thatsächlichen Macht. Die Geschichte des Nationalgefühles ist etwas Anderes, als die des Dualismus oder der deutschen Frage, wie man das Ringen der beiden Mächte später genannt hat; sie ist die des Verhältnisses der öffentlichen Meinung zur Politik der Höfe.

Die Kriege der Revolution und des Kaiserreiches haben nicht, wie man gemeint hat, das Nationalgefühl erst erzeugt, sie haben ihm nur Luft gemacht und den Höfen seine Bedeutung gewiesen. Seine höhere Stufe ist die Bereicherung des literarisch-ästhetischen Nationalbewußtseins durch politische Ideale, die durch den Druck der verworrenen ungünstigen Verhältnisse nur langsam zur Klarheit gedeihen.

Nach einigem Zögern hatte die Furcht vor Oesterreichs Begehrlichkeit die ausschlaggebenden Fürsten Süddeutschlands in die Arme Frankreichs getrieben; der Lüge der Reichsverfassung war der letzte Anhalt genommen. Da regte sich in den Gebieten, die so lange vorzugsweise das Reich geheißen hatten, eine Art Wehmuth, nicht ohne Widerspruch mit dem wirklichen Werth des Verschwundenen, im Kampf gegen die politische Gedankenlosigkeit eines Hebel, wie die bedientenhafte Bereitschaft deutscher Gelehrter, alles Bestehende als vernünftig zu rechtfertigen, z. B. die Verknüpfung Bayerns mit Frankreich durch die gleiche Abstammung von den Kelten.[31]

Der klägliche Zusammenbruch der Staatsmaschine Friedrichs

des Großen erwies, daß das Recht der Herrscher und der Gehorsam der Unterthanen nicht für alle Fälle ausreiche. Der Krieg hatte aufgehört, ein Schachspiel um Provinzen zwischen Standesgenossen zu sein. Die Dynastien lernten das nationale Gefühl der Völker für sich aufzurufen. So Oesterreich im Jahre 1809. Aber auch das nationale Bewußtsein wurde aus seiner Genügsamkeit aufgestört. Selbst der Zweifel stieg auf, ob die Fortdauer der Sprache und Volksthümlichkeit unter der Fremdherrschaft gesichert sein könne. Die Vergangenheit, das so lange geschmähte Mittelalter erschien nun als die Zeit, in der die Nation alles besessen hatte, was sie jetzt schmerzlichst entbehrte: Ungebrochenheit des geistigen Lebens, Einheit und Einfalt des Glaubens, Macht und Glanz nach außen. Das Ideal der Humanität als den Kern und Inhalt des Deutschthums suchte fast nur Fichte festzuhalten und in die neue Aufgabe herüberzunehmen. Die Romantiker wandten sich davon ab, mit dem Mittelalter nahmen sie den Katholizismus, eine affektirte Gläubigkeit, und die Ablehnung des Heidenthums in den Kauf. Aufrichtigere und nüchterne Naturen, wie Arndt und Jahn, auch Stein, verwarfen entschieden den Kosmopolitismus, allen leeren Luxus des Geistes; das französische Wesen in Deutschland zu pflegen, erschien wie das Hegen einer Ansteckung. Dies alles trug reiche Früchte für das nationale Leben: eine ausschließlich patriotische und volksthümliche Dichtung, eine deutsche Alterthumswissenschaft, neue Ideale der Erziehung, das Turnwesen sind daraus hervorgegangen.

Eine weit ausschauende, zielbewußte Pflege des Volksthums forderten Fichtes Reden an die deutsche Nation und Jahns Buch vom deutschen Volksthum — mitten in der Zeit der Fremdherrschaft, denn fast unter französischen Bajonetten sprach Fichte; Jahns Buch erschien zu Lübeck mit dem Stempel Empire Français Police générale Lubeck. Die Aufklärung, die Erziehung der Menschheit zu höherer Stufe geistiger Entwickelung tritt bei

Beiden zurück, wenn schon Fichte das Deutschthum in erster Reihe als einen unerläßlichen Faktor für die Zwecke der Gattung betrachtet und auch Jahn es als menschheitliches Volksthum im Gegensatz zu Roms nimmersatter Völkerhölle bezeichnet. Sonst sind sie freilich sehr verschieden. Fichte will die Erziehung in den Dienst seines sittlichen Ideals, der Heranziehung eines neuen Geschlechtes stellen, Jahn, an Tiefe unter ihm, an Klarheit und Durchführbarkeit seiner Forderungen überlegen, verlangt vom Staat, daß er seinen Zweck ausschließlich in die Pflege des Volksthums und Volksgefühles setzt, durch Feste, Ehrenzeichen, Volkstracht u. s. w. seine Thätigkeit beweist. Von und durch Preußen ahnt er eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reiches. Stände, ein Reichstag, die Gründung einer geeigneten Hauptstadt, eines Preußenheims in der geographischen Mitte unter dem Namen Teutona scheinen ihm wünschenswerth. Oesterreich, als ein Völkermang, in dem die Deutschen nur den vierten Theil ausmachen — 6,300,000 — dem es stets mißlingen muß, ihre Staatsbrüder zu verdeutschen, hat seine wahre Hauptstadt im Osten, Semlin und Belgrad, während Wien sein Verderben ist. Bis an die zwei Meere solle es sich erstrecken. Die Eintracht mit Preußen soll an die Stelle der Zwietracht treten. Kleinstaaterei, sagt er anderswo, kann sich nicht zum Volksgefühl erheben.

Diese patriotischen Phantasien Jahns griffen weit in die Zukunft hinaus, und auch sein Glaube, daß durch die Anordnung des Staates allein schon alles erreicht werden könnte, was wünschenswerth ist, sollte später sehr enttäuscht werden.

Aber von fast unmittelbarer Wirkung war doch die Entrüstung des nationalen Gefühles über die Fremdherrschaft.

Selbst der Aufstand der Tiroler erschien im nationalen Licht wie das Unternehmen Schills — ein Beweis, daß so häufig die Ereignisse nicht an sich fortwirken, sondern ihre Auf-

fassungen. So war der Rheinbund durch die nationale Unterströmung schon vor dem Wechsel des Kriegsglückes gelockert, gehörte doch der Kronprinz Ludwig von Bayern selbst zur franzosenfeindlichen Richtung.

Der Ausbruch der volksthümlichen Empfindungen in den Befreiungskriegen und die ans Licht tretenden ungestümen Forderungen, die in Preußen bis in die höchsten Kreise Vertreter fanden, war den Kabinetten, besonders Oesterreich, ziemlich unheimlich; was man nur ausnutzen wollte, erhob den Anspruch auf Mitherrschaft. Der Gegensatz zwischen den Höfen und den Völkern trat so wieder hervor — nach einem stillen Ringen siegt auch in Preußen die alte Staatsauffassung. Den Erwerb von Elsaß und Lothringen hatten noch preußische Generäle und Staatsmänner verlangt. Die anderen Forderungen des Nationalgefühles galten dem wiedergekitteten alten Europa schlechthin als revolutionär. Der Einheitsstaat scheiterte schon am Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich, die ihre selbständige Lebenskraft erhärtet hatten; Oesterreich lag auch an einem erneuerten deutschen Kaiserthum herzlich wenig. Die Theorie von der Rechtsverwirkung der Rheinbundsfürsten, eine kühn vorweggenommene Folgerung von Pflichten gegen die Nation aus deren neugewonnenem Begriff — aber dadurch auch ein Angriff auf die Legitimität des Fürstenthums — konnte keinen Anklang finden, praktisch führte sie zum Selbstbestimmungsrecht der Nation und weiter zur Forderung der deutschen Republik im Jahre 1848.

So blieb das Nationalgefühl dem Volke überlassen und dem Mißtrauen der Regierung preisgegeben.

Die soziale Seite der Ausprägung gegenüber den inneren Grenzen, deren Vorläufer schon die geheimen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts gewesen waren, kam in der deutschen Burschenschaft und im Turnwesen zum Ausdruck, die sich auch der Forderung einer deutschen Nationaltracht in ihrer Weise an-

nahmen.[32] Wie bei den Universitäten wurde auch für die deutsche Wissenschaft etwas später die bloß sprachliche Gemeinschaft zur nationalen erhoben durch die Gelehrten-Versammlungen. Das Vereinswesen erlangte dann überhaupt die Bedeutung eines nationalen Charakterzuges und gemeinsamen Bandes; Sänger und Schützen folgten auf diesem Wege nach, für die höhere Einheit über alle Grenzen zu demonstriren.

Das geklärte Nationalbewußtsein hielt an dem Bedürfniß der Macht fest, die den übrigen mühsamen errungenen Gütern die Bürgschaft der Dauer hinzufügen sollte. Der Hinblick auf Frankreich, England und Rußland ließ dies Bedürfniß noch brennender empfinden.

Der deutsche Bund, die künstliche Fristung und Kodifizirung des Verfalles des alten Reiches, stieß die Gemüther ab; die Einheit, die er darzustellen sich den Anschein gab, entbehrte eben gerade der Macht.

Kein Zeitraum der Geschichte zeigt so deutlich, daß die Politik unfruchtbar bleibt, die sich den Forderungen der Völker entfremdet, auch wenn sie sich im Rechte fühlt. Die Geringschätzung des Bundes, die tiefe Unbefriedigung mit dem zu Recht Bestehenden prägte dem politischen und geistigen Streben des Volkes ihren Stempel auf.

In dieser Hinsicht war es auf poetische Befriedigung angewiesen. Die Sagengestalt des Kaisers Barbarossa, als Symbol ehemaliger Einheit und Macht des ganzen Deutschlands, beherrschte die Gemüther. Der poetische Zauber verhüllte lange für die Meisten den tiefen Ernst der „deutschen Frage", an welchen der zwei großen Staaten, — von denen der eine deutsch sein wollte, ohne es zu können, der andere konnte, ohne es zu wollen, — die kleinen sich anlehnen sollten, um die möglichst große Macht darzustellen. Die Begeisterung für das Recht der Nationalität erzeugte die Sympathien für die Aufstände der

Griechen und der Polen bis zur Unklarheit über die rein deutschen Interessen. Das deutsche Nationalbewußtsein rang mit der Schwierigkeit, die uns der Verlauf unserer Geschichte auferlegt hat, zur geistigen Volkseinheit auch zugleich die Staatseinheit und die Macht hinzuzufügen. Das Frankfurter Parlament, eine glänzende Heerschau über die Vertreter des nationalen Bewußtseins, erschöpfte die Erörterung aller Möglichkeiten und schloß mit der Anfrage, wo das Wollen zum Können hinzutreten mußte. Der Verzicht auf volle staatliche Einheit, eine politische Nothwendigkeit, die Lösung der deutschen Frage im kleindeutschen Sinn vollzog sich im Gegensatz zu den Wünschen des Nationalgefühles, das jeder Trennung widerstrebte.

Aber eine Erneuerung des alten Reiches, das Barbarossa mit sich hinabgenommen hatte, in seinem vollen Umfang war von Anfang an undenkbar. Die Absonderung der alten Reichsgebiete im Südwesten und Nordwesten, der Schweiz und der Niederlande mußte als unwiderruflich gelten, seit hier im Laufe der Jahrhunderte die Differenzirung sich gesteigert hatte, auf staatlichem Gebiete bei beiden gleich, auf sprachlichem durch die Annahme der hochdeutschen Schriftsprache in der Schweiz gemildert.

Und selbst vom geographischen Gebiete der Volks- und Kultureinheit Deutschlands mußte ein gutes Viertheil ausgeschnitten werden, um dem Reste straffe Zusammenfassung zu einer rein deutschen Macht zu ermöglichen. So sehr die politische Absonderung des Südostens seit sechs Jahrhunderten sich ausgebildet hatte, so waren doch die geistigen Schranken, die die Gegenreformation aufgerichtet hatte, mehr und mehr gefallen, und zu einem neuerstandenen nationalen Gut, der Musik, hatte Oesterreich seinen vollgemessenen Beitrag gestellt.

Gewinn auf der einen Seite, Verlust auf einer anderen, diese Erfahrung der deutschen Geschichte blieb auch dem 19. Jahr-

hundert nicht erspart. Abgesehen von der Völkerwanderung hat zu keiner Zeit die Entdeutschung an den Grenzen und in Sprachinseln infolge verlöschenden Nationalgefühles in solchem Umfange stattgefunden. Fast ausschließlich war der Blick der führenden geistigen Kräfte auf die politischen Kämpfe gerichtet; trotz der Warnung wiederholte sich der zeitflüchtige Idealismus Goethes und Schillers, die Verwahrlosung der äußerlichen räumlichen Geltung des Volksthums: es ist ein unfruchtbarer Luxus geistiger Interessen, der die nationale Gemeinsamkeit mit den unteren Ständen geringschätzt. Vor allem war es für Oesterreich eine schwere Unterlassungssünde, daß es nach außen deutsch sein wollte, nach innen aber vergaß, die weise Staatskunst des 18. Jahrhunderts fortzuführen, — wenn auch nicht aus nationalen, doch wenigstens staatlichen Erwägungen. Die Einverleibung Ungarns ins Reich hatten allerdings magyarische Größe und deutsche Publizisten und Fürsten vergebens von Leopold I. gefordert, der selbst die Hand bot zur Knickung des deutschen und protestantischen Städtewesens der Karpathen. Aber seit des Prinzen Eugen Erwerbung des Banats war der Strom der deutschen Einwanderung ins entvölkerte Land geleitet worden. Militärkolonien nach altrömischem Muster forderte eine Denkschrift von 1720; Josephs II. Ackerbaukolonien wandelten Wüsten und Sümpfe in Kornkammern; die Verlegung der Residenz an die Theiß erschien nach der großen Gebietsverschiebung von 1809 nicht ungereimt, dachte man dabei doch nicht daran, den deutschen Ursprung des Reiches zu verwischen. Aber die nachfolgende Zeit überließ diese Saat allen Wechselfällen.

In Ungarn, in Amerika, in Rußland bestand so gewissermaßen schon, was Goethe gelegentlich aussprach, daß die Deutschen in alle Welt verpflanzt und zerstreut werden müßten wie die Juden, um zum Heile aller Nationen zu entwickeln,

was in ihnen liegt. Nach Goethe sind noch Millionen den Weg der Zerstreuung gegangen; allem Anschein nach werden noch weitere Millionen ihn gehen müssen. Alle sind dem Zwange oder der Verlockung fremden Volksthums ausgesetzt. Die neuzeitliche Auffassung vom Staat, daß er nationalen Zwecken zum Werkzeug dienen soll, und daß auch die Nationen selbst nur durch den Schutz des Staates Dauer haben können, hat sich gelassen mit der Aussicht abfinden können, daß für alle Deutsche außerhalb der Grenzen des neuen deutschen Reiches der Abschluß der Völkerwanderung, die Aufsaugung durch andere Völker unvermeidlich sei. Ein theurer Preis für die errungene Einheit und Macht, dem Untergange selbst der an den Reichsgrenzen wohnenden Landsleute mit verschränkten Armen zusehen zu müssen. Hat auch Goethe nichts Anderes gemeint, als was man später bitter Völkerdünger genannt hat?

Allerdings der sehnlich erstrebte deutsche Staat ist dagegen machtlos; selbst der Wunsch, in überseeischen Kolonien ein neues Deutschland zu gründen, schon vor 1848 ein Untertheil des Verlangens nach Macht, ist um einige Jahrzehnte zu spät erfüllbar geworden; die Welt ist von Zeus weggegeben. Und doch hoffte Schiller am Anfang unseres Jahrhunderts, daß die deutsche Sprache einst die Welt beherrschen werde, nicht durch Zwang des Staates, sondern durch ihren inneren Werth als Trägerin der Bildung.[33] Sollen auch wir nur hoffen?

Im 20. Jahrhundert erwächst dem Nationalbewußtsein mithin dieselbe Aufgabe, nur in weiterem Umfange und höherem Grade, die das Nationalgefühl des deutschen Volkes im 15. und 16. Jahrhundert gelöst hat, in den Faktoreien der Hansa, in den deutschen Bürgerschaften Ungarns oder Polens. Aber so viele Verluste unser Jahrhundert zu verzeichnen hat — aus Schwäche des Nationalgefühles nicht nur der Versprengten und Verlorenen, so ist doch auch schon der Weg der Erhebung

beschritten. Allerdings besaß jenes Nationalgefühl etwas, was dem unseren noch fehlt, den unbeirrten Stolz höheren Werthes, die Ueberlegenheit gegenüber allen Fremden, die Ausschließlichkeit.

Uns ist das Fremde etwas Angestauntes, Nachahmungswürdiges geworden, von der französischen Mode, der englischen Sitte bis zum Schnürenrock der Ungarn. Wenig wiegt gegen solche Unsicherheit des Widerstandes das reflektirte Bewußtsein höherer Kultur und Bildung, Litteratur und Wissenschaft. Nur die soziale Ausprägung des Nationalgefühles kann uns die Zähigkeit nationaler Sitte gewähren. Zwar ist die Achtung des deutschen Namens, der Glanz der Kriegsthaten und die Machtstellung für jeden Einzelnen eine Quelle innerer Erhebung, eine Mahnung gegen Wegwerfung. Aber der Staat hat seine festen Grenzen; über sie hinaus reicht nur das Gemeingefühl der Volksgenossen, denen die deutsche Sprache trauter klingt, als jede andere, gleichviel unter welchem Himmel, die den Wunsch eines Deutschen, deutsch zu bleiben, nicht gleichgültig anhören. Meist genügt ja schon der Wunsch allein. So stark die Verstreuung ist, so stark ist auch der Verkehr geworden. Länder, Berge und Meere sind nicht mehr die Hindernisse, wie im Mittelalter. Wie die Eisenbahnen von Nord nach Süd, nach Ost und West die abgelegensten Gegenden Deutschlands in das große Ganze hineingezogen, das Gefühl der Gemeinsamkeit erweckt und gepflegt haben, so haben sie andererseits auch die geistigen Grenzen der Nationen, die Sprachen schärfer zum Bewußtsein gebracht; aber sie müssen auch die räumlichen Trennungen von Sprachinseln bedeutungslos machen, wie der Brief, das Buch sie überspringt. So kann jeder Einzelne, der in der Fremde auf Deutsche trifft, einen leisen Faden flechten, der sie an die Heimath und an die Muttersprache heftet. Nicht nur der Afrikaforscher, sondern jeder Reisende und Wanderer steht so im Dienste seines Volkes, je weiter sich dieses verzweigt. So ist das entlegenste Alpen

dorf der deutschen Sprache gerettet, sobald es durch die lebendige Kraft des Verkehrs an das große Ganze angeschlossen wird.

Wo der Einfluß des Einzelnen noch nicht ausreicht, da ist die Kraft der Vereinigung von Nutzen. Das Wesen der nationalen Güter ist die Gemeinsamkeit, ihre Bethätigung ist der Verein der Einzelnen, welchem Zwecke er diene, wenn er nur den Gebrauch der Sprache voraussetzt. Hierin liegt die große nationale Bedeutung des Vereinswesens. Jeder deutsche Gesangsverein oder Turnverein ist ein Stück geistigen Deutschlands, sobald er will. So mächtig auch der Einfluß fremder Sprache sein mag, so sehr er durch den Zwang des fremden Staates gefördert werden kann, auf diese Weise kann ihm entgegengewirkt werden. Dem Nationalbewußtsein ist damit ein reiches Feld der Thätigkeit erwachsen, um so reicher, wenn auch der Unterschied der Stände, Berufe und der Bildung dabei zurücktritt. In erster Reihe ist die Sprache zum Reden, nicht zum Lesen und Schreiben da. Tiefer gewurzelt ist die gesprochene, als die geschriebene Sprache.

Und auch in bewußter Klarheit des Zweckes, der Abbröckelung des deutschen Sprachgebietes entgegenzubauen, hat das deutsche Vereinswesen kräftige Anläufe genommen, das zu thun, was dem Staate versagt ist. Der Gustav-Adolf-Verein ist damit vorausgegangen, deutsche Protestantengemeinden im Auslande zur Festhaltung des deutschen Nationalbewußtseins zu befähigen. Ein noch weiteres Arbeitsfeld hat sich der deutsche Schulverein in Oesterreich gesteckt, das deutsche Sprachgebiet gegen weitere Einbußen zu sichern durch Erhaltung deutscher Schulen da, wo immer die Kinder deutscher Eltern in Gefahr sind, dem Deutschthum entfremdet zu werden — eine echte Geburt nationalen Gewissens, die die Geschichte des deutschen Volksthums, so lange es ein solches giebt, höher als blutige Feldzüge stellen muß. Als Aufschwung des deutschen Nationalbewußtseins, als Folge der

neuen Machtstellung wird man dereinst nicht minder den allgemeinen Schulverein und den deutschen Sprachverein würdigen, beide im deutschen Reiche aus der Nation hervorgegangen als Ausdruck des ernsten Willens, ihren Besitzstand auch außerhalb der staatlichen Grenzen auf dem Erdball zu wahren und das erste und wichtigste Gemeingut der geistigen Volksthümlichkeit, die Sprache, immer mehr zum reinen Spiegel deutscher Art zu gestalten. Und noch manche andere Saat ist gesät, deren Aufwuchs das Bewußtsein geistiger Gemeinsamkeit aller Theile des großen Volkes nähren wird. Viel bleibt noch zu thun und vorzubereiten.

Aber wie die deutsche Nation im Bewußtsein ihres inneren Werthes die Macht erstrebt und erreicht hat, nicht um sich an deren Glanz zu berauschen, sondern um ihre Eigenart gegen äußere Bedrohung zu schirmen, so verbürgt ihr Nationalbewußtsein, wenn es nur erst in allen Gliedern waltet, eine frohere Zukunft, in der ihre geistigen Güter, ohne Neid und Anfeindung zu finden, alle Welt zu Gaste laden dürfen.

Anmerkungen.

Die nachfolgenden Belege und Verweisungen machen um so weniger Anspruch auf Vollständigkeit als zu ihrer Ergänzung auf die eingehende Darstellung des Verfassers, die seit längeren Jahren in Vorbereitung sich befindet, hingewiesen werden kann, besonders für die neuere Zeit.

[1] Wort Nationalgefühl (Grimm, Deutsches Wörterbuch). In der Stelle aus Herder hat es überdies nicht die heutige Bedeutung, wie der Zusammenhang zeigt.

[2] Tacitus Germania 2, 4. Damit berühren sich wieder die neuen Hypothesen. (Penka, Origines Ariacae 1883. Herkunft der Arier 1886. Pösche, Arier 1878) — Ueber Kindesmord, vgl. besonders Friedberg Aus deutschen Bußbüchern 10.

[3] Jordanis 36, 192 (Auctores antiqu. V 193). Siehe auch 21, 111. 28, 142.

[4] Vandalen: Procop. Vandal.-Krieg I., 22.

[5] Salisches Gesetz: Die Rezension b bei Hessels und Kern L. Sal. fügt noch den Selbstruhm der Treue hinzu, aber fidelibus atque amicis!

[6] Vaterunser lateinisch zu lernen: die Bestimmung 1. Kap. 802 (Boretius II. 1, 106 = LL. I. 90, I. 105 im Zusammenhang mit den epist. ad Garib. I. 127 und anderen Anhaltspunkten nur so zu verstehen — gegen Hauck, Kirchengeschichte II. 241. Ueber das undatirte Kap. LL. I. 129, in der neuen Ausgabe 257 bestritten, — am anderen Ort! Lateinische Gesetzessprache, vgl. Waitz III. 623.

[7] Mönch v. St. Gallen I. 10, Mitte.

[8] Sachsen und Angelsachsen. Bonifatii epist. 39, Jaffe, 167.

[9] Reginar, Vita S. Goaris Acta Sanct. O. Bened. Mabillon II., lib. II. Kap. 11. — Spuren: Kasseler Glossen. W. Grimm, Kleine Schriften III, 389. Walahfried Haupt-Zeitschrift XXV. 99.

[10] Das Tegernseeer Spiel, herausgegeben, übersetzt und überschätzt von G. von Zezschwitz, 1877.

[11] Guillermus Apulus II. 93 M. G. S. IX. 253.

[12] Ekkehard von Aura ad 1099. M. G. S. VI. 214. Nach ihm bei Otto von Freising chron. VII. 5.

[13] Karl IV. als Tscheche. Vita bei Böhmer Fontes I, 246—48.

[14] Zur Stelle des Sachsenspiegels Phillips, Kl. Schriften III. 360 ff. Maurenbrecher, Königswahl 229.

[15] Absetzung Wenzels: Deutsche Reichstagsakten III. S. 22 und 254 ff.

[16] Begriff der Nation, Paulsen Hist. Zeitschr. von Sybel 45, 387. Institut. für österreichische Geschichtsforschung IX. 494. Acta nationis Germaniae Bononiensis 1887 und das schöne Referat, Korrespondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1891, S. 1 (Knod).

[17] Nationaler Widerstand: Wattenbach, Zeitschr. f. G. d. Oberrheins 25, S. 50.

[18] Noch eingehender in der declaratio gegen Murner S. 5.

[19] Liliencron, Volkslieder II. Nr. 250.

[20] Zusatz zur zweiten Ausgabe „Aus dem christlichen Adel". Neudruck Braune S. 72 ff.

[21] Liliencron IV, S. 519—530.

[22] Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts 152.

[23] Teutscher Achior 1634.

[24] Heigel, Sitzungsberichte der bayerischen Akademie, Histor. Klasse 88, S. 1—2.

[25] Erst 1765 wurde von den kurbayerischen Beamten der Gebrauch der reinen Schriftsprache gefordert.

[26] Lessings Briefe an Gleim, 14. Februar 1759 und 16. Dezbr. 1758, konnten wirklich mißverstanden werden! Man brauchte nur die Briefe an denselben vom 2. Oktober 1757 und 6. Februar 1758 daneben zu halten.

[27] Leisewitz, Besuch um Mitternacht im Göttinger Musenalmanach 1775, S. 226, geht wohl auf Braunschweig und die Brankoni.

[28] Der Brief Knebels ist datirt 14. April 1788; das 100—104. Stück der Hamburger Dramaturgie vom 19. April 1768 (zurückdatirt).

[29] Humboldts Schrift vollständig gedruckt erst 1851. Siehe dort über die Gründe: Einleitung XII.

[30] Nach Schillers Briefwechsel an Körner, auch schon bei Woldemar

Wenck, „Vor hundert Jahren“ II. Theil (vorher Grenzboten 89, II. Quartal. S. 171.) -- Der Brief des Frankfurters bei Urlichs Briefe an Schiller, unterm 6. November 1790.

[31] Pallhausen, in dem Buch Garibald, der erste König Bojariens 1810, ist aber weder der erste noch der einzige Vertreter. Auch die Kon sequenzen zog er nicht selbst.

[32] Zu den von Jahn Volksthum 333, der Ausgabe von 1810 genannten Vorläufern kam denn z. B. noch 1815: Vortheile einer Nationaltracht. Das „deutsche Feyerkleid“ 1814 bezieht sich nur auf eine bestimmte Gelegenheit und nur auf die Frauen.

[33] Schiller, kritische Ausgabe, von Gödeke II. 410.

Ueber die
Volksdichtung der Römer.

Von

Lucian Mueller
in St. Petersburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaf
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der folgende Vortrag bildet gleichsam die Einleitung des vor kurzem in dieser Sammlung (N. F. 4. Serie, Nr. 92) veröffentlichten „Die Entstehung der römischen Kunstdichtung", den ich zu vergleichen bitte.

Wie bekannt, hat sich seit hundert Jahren, zuerst in Deutschland, von da auch in den meisten übrigen Ländern Europas die Gunst des gebildeten Publikums ebenso sehr den griechischen Klassikern zugekehrt, als sie sich von den römischen abwandte. Während bis dahin Cicero als das Ideal eines Redners, Virgil als das Muster eines Dichters galt, noch ein Lessing für Horaz die reinste, jeden Zweifels bare Bewunderung hegte, ging diese Verehrung immer mehr in Kälte, ja Geringschätzung über, seitdem eindringlicheres, auch nicht bloß auf Philologen beschränktes Studium die Originalität, Fülle, Kunstfertigkeit der Lehrmeister Roms, der Griechen, weiten Kreisen bekannt und verständlich gemacht hatte. So verfielen nicht Wenige aus einem Extrem in das andere, und vergessend des Dankes, welcher den römischen Schriftstellern gebührt, theils wegen ihrer eigenthümlichen Vorzüge, theils deshalb, weil sie durch ihre Nachahmung der Griechen als Vermittler und Wegweiser dastehen zwischen diesen und der neueren Zeit, war man vielfach geneigt, ihnen allen selbstständigen Werth abzusprechen, ja überhaupt das Volk des

Romulus für halbe Barbaren auszugeben, nicht viel besser als die Mongolen und Tartaren, die wohl im Zerstören fremder Kulturen, aber nicht in der Aufrichtung eigener Fertigkeit gezeigt haben.

Besonders erstreckte sich jenes absprechende Urtheil auf die Poesie, trotzdem daß diese auf die Litteratur der Neueren viel mehr Einfluß geübt hat als die Prosa. Es läßt sich nun auch nicht leugnen, daß gerade auf jenem Gebiete die mehr verstandesmäßig und praktisch angelegten Römer merklich hinter ihren griechischen Vorbildern zurückstehen und ihre Werke deshalb dem Geschmack des letzten Jahrhunderts, das Originalität und Schwungkraft am Dichter höher schätzt als Nachahmung fremder Muster, mag sie auch mit Geist, Geschmack und Freisinn betrieben werden, weniger zusagen müssen.

Gleichwohl ist auch hier die Verkleinerung viel zu weit gegangen. — Wenngleich nun in den letzten Jahrzehnten sich eine verständige Reaktion angekündigt hat, die, ohne der Griechen hohen Ruhm zu schmälern, auch den Römern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen bereit ist, so fehlt doch noch viel, daß jenes ungünstige Vorurtheil gänzlich überwunden wäre.

Es hat sogar nicht an Leuten gemangelt, welche meinten, daß die Römer überhaupt keine Poesie besessen hätten vor der nach Beendigung des ersten punischen Krieges durch Livius Andronicus begonnenen und bald durch die Autorität des Ennius für alle spätere Zeit geheiligten Nachahmung der Griechen. Dafür sollte als Beweis der Umstand dienen, daß die im Latein gebräuchlichste Bezeichnung des Dichters („poëta“) griechischen Ursprungs ist. — Dies beweist freilich nicht mehr, als wenn man meinte, die Slaven und Germanen hätten vor ihrer Bekehrung zum Christenthum der Poesie ermangelt, weil im Russischen der Vers mit griechischem Namen „stich“ heißt, im Deutschen die Worte „Vers“, „dichten“, „Dichter“ aus dem

Lateinischen entlehnt sind. — Es ist nämlich ein allgemeines Gesetz, daß wenn ein rohes Volk, so zu sagen, in die Schule geht bei einem gebildeten, es von diesem die technischen Ausdrücke in Litteratur, Kunst und Wissenschaft übernimmt. — So haben diese die Römer den Griechen entlehnt, wie den Römern das übrige Europa.

Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß die Bewohner Latiums weder an poetischer Begabung, noch an Neigung zur Poesie den Griechen gleichkamen. — In harter Arbeit mit dem zum Theil wenig dankbaren Boden mußten sie ihren Lebensunterhalt finden. Außerdem fehlte ihnen die Anregung, welche den Griechen dank dem Inselreichthum des ägäischen Meeres und den zahllosen Häfen des Festlandes seit frühen Zeiten die Seefahrt, der Verkehr mit den Völkern des Ostens und Westens brachte. — Roms Geschichte endlich bietet mit dem Ende der Königszeit jahrhundertelang nur das Bild innerer und äußerer Wirren.

So ist denn die römische Mythologie dürftig im Vergleich zur griechischen. Die wenigen einheimischen Sagen, die Latium eigenthümlich sind, nicht, was sehr früh begann, unter dem Einfluß der Griechen gebildet, kommen nicht in Betracht gegen die unerschöpfliche Fülle phantastischer Gebilde, wie sie uns in den homerischen Gesängen entgegentritt. Entsprechend dem oben Dargelegten wird man auch begreifen, daß bei den Latinern unmöglich so umfänglich und kunstvoll angelegte Werke entstehen konnten, wie Ilias und Odyssee, mag man diese nun als die Verbindung verschiedener, allmählich zur Einheit zusammengeschmolzener Volkslieder oder, was wenig wahrscheinlich ist, als die Schöpfung eines einzelnen Dichters ansehen.

Gleichwohl hat auch in der Brust des latinischen Stammes der Same für Dichtkunst gelegen, wie bei allen für Kultur nicht ganz unempfänglichen Völkern. Wir finden bei den Latinern

seit ältesten Zeiten alle Arten der Dichtung gepflegt. Daß sie sich nicht zur Blüthe entfalteten, wie bei den Griechen, vielmehr stagnirten oder abstarben, hat den Grund in der verschiedenen Begabung und der verschiedenen Entwickelung beider Völker. Denn während bei den Griechen mit Ausnahme Spartas stets der freien Entwickelung jedes Einzelnen ein beträchtlicher Spielraum gelassen war, ferner seit dem peloponnesischen Kriege immer mehr das staatliche Leben zurückging, bis sie durch Philipp von Macedonien die Freiheit verloren und endlich ohne eigene Geschichte nur noch als Pioniere der Kultur im römischen Weltreiche fortlebten, entwickelte sich der römische Staat zu beispielloser Macht und Größe, aber freilich unter solchen Mühen und Kämpfen, daß er die Kraft und das Streben der Bürger fast ganz absorbirte, ihnen kaum Zeit zur Bestellung ihrer häuslichen Angelegenheiten ließ, geschweige zu den Werken der Musen.

Darüber werden wir noch später einige Worte sagen. — Nunmehr wollen wir uns mit den ältesten, bis zum Ende des ersten punischen Krieges, also ohne nennenswerthen Einfluß der Griechen, in Latium kultivirten Dichtungsarten befassen.

Wir schicken voraus die Bemerkung, daß es sich im Folgenden durchaus nur um kleinere Gedichte handelt. Ein größeres, einheitlich gestaltetes Kunstwerk hat die römische Vorzeit nicht geschaffen.

Wie bekannt, zerfällt die Poesie in epische, lyrische, dramatische. Den Stoffen nach ist sie entweder religiösen oder weltlichen Inhalts.

Man darf annehmen, daß all diese verschiedenen Arten, seit sich die Menschheit zu den ersten Anfängen höherer Kultur emporgearbeitet hatte, gleichmäßig bestanden. Aber wie das Beispiel der griechischen Poesie zeigt, der einzigen, die sich ganz naturgemäß ohne fremde Einwirkung, voll entwickelt hat, gelangt zuerst zur künstlerischen Vollendung das Epos, welches objektiv die

Geschicke der Götter und Könige, sowie die Thaten oder Leiden des gesamten Volkes verherrlicht, dann die Lyrik, welche den Empfindungen verschiedener Gruppen, wie sie Geschlecht, Alter, Neigung und Stand in der menschlichen Gesellschaft entwickeln, zuletzt sogar jedes Individuums, so zu sagen, ihr Recht gewährt, das subjektive Gefühl zum Ausdruck bringt, endlich das Drama, welches wieder die Interessen des Einzelnen mit denen des Staates und der Gesellschaft zu versöhnen und auszugleichen sucht, an Beispielen von Befolgung oder Verletzung der bestehenden göttlichen und weltlichen Gesetze und Bräuche Rechte und Pflichten des Bürgers darlegt, und so, gleich dem Epos, an das ganze Volk appellirt.

Entsprechend der Tradition, daß die Poesie ein unmittelbares Geschenk der Gottheit sei, bestimmt, die Menschen aus dem thierischen Zustand zur Bildung und Gesittung überzuführen, hießen bei den ältesten Römern die Dichter religiöser Gesänge und sonstiger Lieder von höherem Schwunge „vates“, d. h. „Propheten“. Wie die Verfasser anderer Dichtungen genannt wurden, ist unbekannt; vielleicht, als wandernde Sänger, „spatiatores“ oder, nach der unten erwähnten Dichtungsart, „fescennini“. — Wie bei allen rohen Völkern, war ursprünglich bei den Römern die Poesie von Gesang und Musik unzertrennlich. Deshalb hieß die Beschirmerin der Dichtkunst „Camena“ (ursprünglich „Casmena“, von „canere“, „singen“); wie auch die alte Göttin der Weissagung „Carmentis“ genannt wurde. Das einzige musikalische Instrument der Römer war lange die Flöte; später nahm man von den Griechen die Zither und Lyra an. — Mit dem Gesange waren oft Tänze und rhythmische Körperbewegungen verbunden.

Sicherlich spielten bei einem so frommen, mit peinlicher Sorgfalt die gottesdienstlichen Zeremonien wahrenden Volke die religiösen Dichtungen eine große Rolle. Doch ist von diesen

viel zu wenig erhalten, als daß wir über ihren Inhalt im Klaren wären.

Ohne Zweifel hatte jede vom Staat verehrte Gottheit auch ihre Lieder und Gebete, die bei bestimmten Festtagen, oder wo es sonst galt Segen zu erflehen oder Unheil abzuwehren, von den Priestern und den sonst Betheiligten vorgetragen wurden. Doch kennen wir nur wenige Einzelheiten.

Uralt, nach Varro das älteste Denkmal römischer Dichtung, waren die Gesänge der Salier, deren Ursprung zugleich mit dem Kollegium selbst auf den fabelhaften König Numa zurückgeführt wurde. Ihre Anzahl betrug ursprünglich, entsprechend der Zahl der Hauptgötter, zwölf, wurde aber später verdoppelt. Man erlas sie aus älteren und jüngeren Mitgliedern der vornehmen Gesellschaft. — Der Name „salii" bedeutet Tänzer. Genannt sind sie davon, daß sie bei festlichen Gelegenheiten, besonders im März, dem Monat des Frühlings und alten Jahresanfangs der Latiner, in phantastischem Aufzuge tanzend und singend durch die Stadt zogen. — Denn die Abneigung der Römer gegen den Tanz von Männern (bekannt ist ihr Sprichwort: „niemand tanzt nüchtern") galt nicht für religiöse Feierlichkeiten. — Die Tänze waren begleitet von Liedern.

Das berühmteste von diesen verkündete das Lob der zwölf Hauptgötter („di consentes") des römischen Volkes, vor allem des Mars, des uralten Sonnen- und Frühlingsgottes, den die spätere Sage zum Gott des Krieges und Stammvater der Römer machte. Auch der Helden der Vorzeit ward gedacht, namentlich des Romulus und Remus. Am Schlusse ward verherrlicht Mamurius, eigentlich wohl nur ein anderer Name für Mars (der auch Mamers, Mavors hieß), nach der Sage jedoch der Schmied der elf Schilde („ancilia"), welche nach dem Muster eines angeblich vom Himmel gefallenen gefertigt waren. An diesem sollte nämlich das Heil des Reiches hängen, und um

die Menge zu beruhigen, falls dasselbe verloren ginge, hatte nach der Ueberlieferung König Numa jene Kopien herstellen lassen, die zugleich mit dem echten von den Saliern verwahrt und bei ihren Festzügen durch die Stadt getragen wurden. — In anderen Gesängen spielten ohne Zweifel Bitten, Gelübde oder Danksagungen die Hauptrolle.

Die Lieder der Salier galten, wie schon bemerkt, als die ältesten Denkmale römischer Poesie. Doch waren sie schon am Ende der Republik (vermuthlich selbst viel früher) den Laien, großentheils wohl auch den Priestern unverständlich. Deshalb wurden von den Gelehrten mehrfach Kommentare zu ihnen verfaßt.

Die erhaltenen Bruchstücke kommen nur für den Sprachforscher in Betracht, nicht in ästhetischer Hinsicht, da wegen ihrer Geringfügigkeit und Dunkelheit ein Urtheil über ihren poetischen Werth nicht möglich ist.

Das Kollegium der Salier war hochgeehrt bis in die späte Kaiserzeit. Ihre Lieder wurden noch gesungen bis ins dritte Jahrhundert nach Chr. Es galt für eine besondere Ehre, wenn die Namen von Kaisern oder Prinzen des Kaiserlichen Hauses den Namen der in den Liedern angerufenen Götter angereiht wurden, wie dies z. B. dem Augustus widerfuhr. — Den Schluß der Zeremonien bildeten Gelage, die wegen ihrer Opulenz sprichwörtlich waren, wie überhaupt die römischen Priester einen guten Tisch liebten.

Minder angesehen, doch ebenso aus vornehmen Kreisen erwählt war das Kollegium der „fratres arvales“, angeblich schon von Romulus gestiftet, welches gleichfalls, wie ursprünglich die Salier, zwölf Mitglieder umfaßte. Sie hielten vornehmlich im Mai ihre Festlichkeiten mit Tanz und Sang ab, indem sie außer andern Zeremonien im Hain der nur aus ihren Verhandlungen bekannten dea dia, ohne Zweifel einer Schirmerin

der Felder und Fluren, wie Ceres oder Ops, Gedeihen der Aecker, sonst aber auch gelegentlich von andern Gottheiten alles Mögliche erflehten. In der Kaiserzeit betheiligten sie sich, gleich den Saliern, eifrig an den Ovationen für das kaiserliche Haus. — Von ihren Verhandlungen sind in Rom sehr bedeutende Ueberreste aufgefunden worden, die sich vom Jahre 14 n. Chr. bis ins dritte Jahrhundert erstrecken. — Besonders berühmt ist ein uraltes, aber erst auf einer Inschrift des Jahres 218 n. Chr. erhaltenes Gedicht von 5 je dreimal gesungenen Zeilen, das Anrufungen der Laren, des Mars und der „semunes" (etwa den Heroen der Griechen vergleichbar) enthält, mit der Bitte um Abwendung einer Seuche. Den Schluß macht die fünfmal wiederholte Interjektion „triumpe".

Das Gedicht ist merkwürdig, weil es sichere Spuren des ältesten Versmaßes der Römer, des saturnischen, von dem noch nachher zu sprechen sein wird, enthält. Durch die Unkenntniß des ältesten Lateins jedoch, wie sie in der Kaiserzeit herrschte, und die Nachlässigkeit des Steinmetzen ist es so verderbt auf uns gekommen, daß es nur zum Theil verständlich ist.

Außer den seit alter Zeit bestehenden Festlichkeiten und Zeremonien religiöser Art wurden oft bei außergewöhnlichen Anläßen Feierlichkeiten veranstaltet und Hymnen zur Ehre der Götter gesungen, die dann im Auftrage des Senates irgend ein Dichter verfaßte, so z. B. gegen Ende des zweiten punischen Krieges der älteste Nachahmer der Griechen, Livius Andronicus.

Bei einem so abergläubischem Volk wie die alten Römer hatten natürlich auch Propheten („vates") jeder Art ein dankbares Handwerk. — Selbst der Staat und die Behörden benutzten ihre Weissagungen häufig. — Nicht gehören jedoch hierher die uralten sibyllinischen Bücher, da sie griechisch und in Hexametern abgefaßt waren.

Der Schutzgott der einheimischen Propheten war Faunus,

der Beherrscher der Wälder und Fluren. — Von ihm begeistert, hatten viele Sänger jahrhundertelang den Söhnen Latiums das Dunkel der Zukunft erhellt. Doch sind ihre Namen fast sämtlich verschollen. — Nur die Brüder Marcius heben sich aus dieser Schar hervor.

Sie waren aus vornehmem Geschlecht; ihr Zeitalter ist unbekannt. Doch steht fest, daß sie vor dem zweiten punischen Kriege lebten, in welchem ihre Weissagungen zu Ehren kamen und sogar der Senat infolge derselben Spiele zu Ehren des Apollo einsetzte. Ohne Zweifel wurde ihnen damals manches untergeschoben, wie überhaupt in jenen für Rom so kritischen Zeiten alle Arten frommen Betruges blühten. — Erhalten sind in prosaischer Umschreibung zwei ihnen zugeschriebene Orakel, von denen das eine sich auf die Schlacht bei Cannä bezieht, deren unglücklichen Ausgang es voraussagt, während das andere empfiehlt zur Vertreibung der Punier dem Apollo Spiele zu geloben. Doch sind beide in so freier, zumal sprachlich ganz umgearbeiteter Form überliefert, daß eine Herstellung des Originals unmöglich ist.

Die Alten erwähnen bald zweier Marcier, bald eines, der wohl der berühmtere war. Dem einen von ihnen ward auch eine Spruchsammlung zugeschrieben, mit der des Appius Claudius (um 300) ein erster Anfang römischer Kunstdichtung.

Bei Besprechung der ältesten römischen Orakel kommen nicht in Betracht die fälschlich sogenannten „sortes Praenestinae", d. h. eine Auswahl Weissagungen, an verschiedenen Orten Latiums zu verschiedenen Zeiten gespendet, doch wohl sämtlich vor Chr. Geburt verfaßt, die man früher für saturnisch hielt, während die neuere Kritik in ihnen das Versmaß der griechischen Orakel, daktylische Hexameter, freilich sehr schlechte, oft fehlerhafte, erkannt hat. — Danach können auch die ältesten kaum vor dem Tode des Ennius, der zuerst diesen Vers bei den Römern

einführte († 168), verfaßt sein; sie bedürfen also hier keiner Besprechung.

Oft wurden auch Weihgeschenke, zur Erfüllung eingegangener Gelübde dargebracht, mit poetischen Widmungen versehen. Als Probe des Stils derselben mag eine Inschrift dienen, die allerdings erst aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. stammt:

„Was bang der Vater gelobte, als sein Glück schlimm geschädigt war, das bringen in Erfüllung des Gelübdes, den Zehnten als Opfer weihend, die Kinder gern dem Herkules dar, der dies wohl verdient hat. Zugleich flehen sie, daß du sie oft zum Darbringen des Gelobten veranlassest."

Seit alter Zeit waren ferner in Italien beliebt Hexenkünste, Beschwörungen, Verfluchungen. — So sind denn auch uralt bei den Römern Zauberlieder u. dergl. — Schon in dem Gesetzbuch der zwölf Tafeln ward mit Strafe bedroht, wer die Ernte seines Nachbars durch ein Lied auf den eigenen Acker überführte. — Es haben sich einzelne solcher Formeln erhalten, die aber theilweise unverständlich sind. Hier möge erwähnt werden ein von Varro überlieferter Spruch, den man nach seiner Anweisung bei Fußleiden, ohne etwas vorher genossen zu haben, 27 mal absingen, dabei die Erde berühren und ausspeien sollte:

„Die Erde soll das Unheil empfangen, hier soll das Hel bleiben!"

Die Ueberreste der religiösen Poesie sind zu unbedeutend, als daß man über diese ein erschöpfendes Urtheil fällen könnte Ohne Zweifel hatte sie die Grandezza und Feierlichkeit, welche theils der Natur des Gegenstandes, theils dem Charakter des römischen Volkes und der lateinischen Sprache zukam. Von großen künstlerischen Leistungen konnte in ihr keine Rede sein Dies verhinderte theils die Roheit der Zeiten, theils der Umstand, daß sie sich vielfach in festen, seit langem geheiligten Ausdrücken bewegte, die man, schon aus religiöser Scheu, nicht

zu ändern wagte, selbst wenn man sie nicht mehr verstand. Uebrigens waren die Formeln, die man bei feierlichen Anlässen anwandte, keineswegs immer, wie manche geglaubt haben, in Versen. Wie das Beispiel anderer Völker zeigt und noch mehr die minder poetisch angelegte Natur des römischen Volkes glaublich macht, waren sie vielmehr überwiegend prosaisch abgefaßt, was um so weniger zu verwundern, als sie meist kurz waren und sich deshalb auch ohne das Hülfsmittel eines bestimmten Metrums leicht dem Gedächtniß einprägten. — Man hat dies verkannt und mit gleichem Unbedacht sogar angenommen, daß auch alle möglichen Schriftstücke des ältesten Roms, wie z. B. das Gesetzbuch der zwölf Tafeln, ja sogar Inschriften der Meilensteine in poetischer Bearbeitung existirt hätten. — Was erfindet nicht zuweilen die Phantasie grübelnder Philologen!

Wir gehen nun zu der weltlichen Poesie der Römer über.

Man sollte wohl annehmen, daß bei diesem ebenso thatkräftigen, als ruhmbegierigen Volke vor allem das Epos gepflegt sei. In der That haben viele Gelehrte nach dem Vorgang Niebuhrs vermuthet, daß die Entstellungen, Uebertreibungen und Widersprüche, an denen die älteste römische Geschichte leidet, umfangreichen Epen der ältesten Zeit den Ursprung verdanken. Doch ist diese Ansicht heute gänzlich verlassen. Auch spricht nichts für solche Epen, selbst abgesehen von dem Schweigen der Alten über derartige Dichtungen. Zwar sind, wie selbstverständlich, in der ältesten Geschichte Roms viel sagenhafte Elemente, doch haben zu ihrer Gestaltung weit mehr Kombination, Rhetorik, Neigung zur anschaulichen Charakteristik der Helden und Staatsmänner, endlich Nachahmung der Griechen beigetragen als die heimische Dichtung.

Allerdings gab es bei den Römern Lieder zum Lobe der Ahnen. Solche wurden vornehmlich bei Tische gesungen, theils von den Gästen selbst, wie bei den Griechen, theils von ihren

Söhnen. — Sie mögen zum Theil Improvisationen des Augenblicks gewesen sein, wie die Skolien der Griechen, weit öfter jedoch Wiederholungen älterer, allbekannter Gesänge. — So werden Lieder zum Lob des Romulus und Remus, wie des Coriolanus erwähnt. Und gewiß ward noch mancher König oder Kriegsheld der fabelhaften Vorzeit in gleicher Weise verherrlicht. Allein nichts deutet an, daß jemals sich ein Mann gefunden hätte, der solche wenig umfangreichen Produkte zu irgend einer Einheit, wie sie in den homerischen Gedichten erscheint, verbunden, geschweige daß Kunstdichter aus den vorhandenen Sagen eigene Epen gestaltet hätten. — Uebrigens hörte der Gebrauch an der Tafel das Lob der Vorfahren zu verkünden, bereits viele Menschenalter vor dem Ende der punischen Kriege auf.

Dagegen blieb die gleichfalls uralte Sitte bei Leichenbegängnissen die Thaten und Eigenschaften des Verstorbenen gebührend zu preisen.

Es war bei den Römern seit früher Zeit Brauch die Verdienste angesehener Männer (später auch Frauen) durch Leichenreden zu verherrlichen. Ferner bestand die Gewohnheit, daß gedungene Weiber die Todtenklage („naenia") unter Begleitung der Flöte, später auch der Zither anstimmten, die Führerin der Schar aber, die sogen. „praefica", ein Loblied zu Ehren des Verstorbenen sang.

War der Leichnam in die Gruft gesenkt, so ward ihm oft eine ehrende Grabschrift, in Prosa oder Versen, zu theil. Ein günstiges Geschick hat es gefügt, daß wir mehrere solcher Denkmäler aus älterer Zeit besitzen. — Es sind dies die in dem Grabmal der Scipionen entdeckten fünf Elogien hervorragender Männer jenes Hauses. Die älteste Inschrift mag bald nach dem Jahre 250 v. Chr. Geb. verfaßt sein, die jüngste etwa hundert Jahre später. — Die vier ersten sind in dem nationalen

Metrum, dem saturnischen verfaßt, die jüngste in elegischen Distichen. Offenbar zeigt sich bei dieser der Einfluß des den Scipionen befreundeten Dichters Ennius, der zuerst dies den Griechen entlehnte Metrum anwendete. — Die Inschriften sind ziemlich gut erhalten, leider aber stammen sie nicht sämtlich von kundigen Verfassern. Es gab nämlich im Alterthum, wie jetzt, Leute, die für Geld Gelegenheitsgedichte anfertigten, ohne genügende Kenntniß der Sprache und Metrik, während die Kunstdichter sich meist zu gut hielten für Lohn zu arbeiten. Daher sind so viele alte Inschriften fehlerhaft in Versbau und Prosodie. — Wir geben hier einige Proben, da sie besser als viele Worte den altrömischen Geist, der alles dem Staat und Ruhm opferte, charakterisiren.

So lautet die Grabschrift des Lucius Cornelins Scipio (Konsul im Jahre 259):

„Es stimmt überein der Römer große Mehrzahl, daß dieser vor Allen der beste Mann unter den Guten war, Lucius Scipio, der Sohn des Barbatus. Er war Konsul, Zensor, Aedil bei euch. Er nahm Corsica und die Stadt Aleria. Den Stürmen weihte er nach Verdienst einen Tempel.“

Daß der Anfang dieses Gedichtes nicht Eigenthum des Verfassers war, sondern eine damals auf Grabschriften allgemein verbreitete Formel, zeigt das von Cicero bewahrte Elogium des jenem Scipio gleichzeitigen Aulus Atilius Calatinus:

„Es stimmt überein der Völker große Mehrzahl, daß er vor Allen der erste Mann der Römer war.“

Auf dem Sarge eines anderen Lucius Cornelius Scipio, der im Jahre 298 Konsul war, lautet die etwas jüngere Inschrift:

„Cornelius Lucius Scipio Barbatus, der Sohn des Vaters Gnaevus, ein tapferer und kluger Mann; der Konsul, Censor, Aedil bei euch war, Taurasia, Cisauna, Samnium nahm, ganz Lucanien bezwang und Geiseln heimführte.“

Von einem allzufrüh Verstorbenen meldet der Nachruf:

„Der du den Apex (eine turbanartige Kopfbedeckung), den Schmuck des Flamen Dialis getragen hast, dein Tod bewirkte, daß alles kurzstundig war, Ehre, Ruf und Tugend, Ruhm und Begabung. Hättest du dies in langem Leben nutzen dürfen, so hättest du leicht durch Thaten den Ruhm der Vorfahren übertroffen. Deshalb nimmt dich gern in ihren Schoß auf die Erde, Publius Cornelius Scipio, Sohn des Publius."

So heißt es in der vierten Inschrift von einem gleichfalls früh Verstorbenen:

„Dem das Leben gebrach, nicht die Ehre zur Blüthe, der liegt hier im Grabe, der nie an Tugend übertroffen wurde."

Gleich kurz und treffend, ebenfalls in epischem Charakter gehalten, lauteten die poetischen Inschriften, welche die Feldherrn, denen die höchste Ehre eines römischen Kriegers, ein Triumph, zu theil geworden war, nach vollendetem Festzug auf dem Kapitol dem Jupiter oder anderen Göttern darbrachten.

So hieß es in einer derselben:

„Er warf nieder, verjagte, vernichtete die mächtigen Scharen des Feindes."

Ueber dem Eingung des Tempels der Meeresgeister, der im Jahre 179 zur Erinnerung an einen im Kriege mit Antiochus dem Großen erfochtenen Seesieg errichtet wurde, kündete eine Inschrift, daß die Römer, „um den großen Krieg zu enden und die Könige zu bewältigen", die Flotte der Feinde im Angesicht des Königs Antiochus und seines ganzen Heeres besiegt, niedergeworfen, zermalmt, verjagt hätten.

Das Gegenstück zu diesen prunkvollen Selbstzeugnissen bildeten die schlichten Verse, welche die den Triumph begleitenden Soldaten sangen, oft zum Lobe der Feldherren, noch öfter aber, um ihn zu höhnen. Theils geschah dies, um der

den Römern wie allen Italienern eigenen Freude an Spott und Schimpf zu fröhnen, theils um den Triumphator zu erinnern, daß auch er ein Mensch sei und nicht übermüthig werden solle, besonders aber weil sie häufig mit Recht oder Unrecht meinten, von dem Anführer bei Vertheilung der Beute verkürzt oder sonst schlecht behandelt zu sein.

Diese uralte Sitte blieb bis in die Kaiserzeit. Aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. sind uns mehrere Spottlieder dieser Art erhalten, die an Schärfe nichts zu wünschen lassen. Sie können als Beispiel für die älteren, verlorenen dienen.

Bei einem Triumph Cäsars sangen die Soldaten:

„Bürger, wahret eure Frauen; wir bringen einen kahlen Wüstling. In Gallien hast du das Geld verhurt; hier hast du es auf Borg genommen.“ — Bekanntlich hatte Cäsar frühzeitig sein Haar verloren. — Auch behaupteten seine Feinde, daß er nur, um seinen Gläubigern zu entgehen, die Eroberung Galliens unternommen habe.

Von anderen militärischen Liedern ist nichts bekannt, obwohl solche unmöglich gefehlt haben können.

Auch sonst liebten die Römer seit ältester Zeit ihrem Groll gegen hochgestellte Männer durch Gassenhauer Luft zu machen, die, wie das Beispiel Pompejis und Herculanums zeigt, mit flüchtigem Griffel oder auch Pinsel an die Mauern der Häuser geschrieben wurden und so ihre Runde durch die Bürgerschaft machten. — Wir haben noch eine Menge solcher Pasquille, freilich meist aus der Kaiserzeit, wo die Beschränkung der Redefreiheit viele anonyme oder pseudonyme Publikationen hervorrief. — Noch im vierten Jahrhundert n. Chr. versiegte den Römern nicht der Witz. Als Constantin der Große seinen Sohn Crispus, später seine Gattin Fausta hatte hinrichten lassen, schrieb ein vornehmer Mann, Ablavius, an die Thür des kaiserlichen Palastes:

„Wer vermißt noch des Saturnus goldene Zeiten? Die unseren sind gar von Edelstein, doch von dem des Nero.“

Es war eine häufige Schmeichelei zur Zeit der Kaiser, das goldene Jahrhundert sei zurückgekehrt. — Ablavius meint, die Gegenwart gleiche sogar einem Edelstein, aber freilich dem nach Nero, dem Mutter- und Brudermörder benannten.

Die Thätigkeit der ältesten Römer war noch weit mehr als die der Griechen in ihrer Blüthezeit vornehmlich dem Staat gewidmet. Aber auch das Privatleben behauptet seine Rechte. Betrachten wir nun die Dichtungen, die auf dieses Bezug hatten.

Zunächst versteht es sich von selbst, daß solche Lieder den Römern nicht fehlten, deren Existenz so zu sagen in der Natur der einzelnen Menschen, sowie der menschlichen Familie begründet ist. — So wissen wir sicher, daß es Trinklieder gab. Und bedarf es eines Zeugnisses für Liebeslieder? Die geschlechtliche Neigung ist ja das Gefühl, das sich am wenigsten in den konventionellen Fesseln der alltäglichen Prosa zu halten weiß.

Immerhin darf man annehmen, daß auch in den römischen Trink- und Liebesliedern, entsprechend dem Charakter des Volks, das realistische Element auf Kosten des idealistischen beträchtlich vorgewogen hat.

Ebenso gab es natürlich Gesänge, um Kinder einzuschläfern oder zu beruhigen und willig zu machen. Ebensolche werden erwähnt für die Kinderspiele.

Von diesen haben wir noch einige Beispiele, freilich aus späterer Zeit. So hieß es bei einem Spiel, das den Sieger zum König machte (auch die Vorsitzer bei Gelagen hießen Könige):

„König wird, wer recht thut, wer nicht recht thut, wird es nicht.“

Bei einem Wettlauf rief der Leiter des Spieles:

„Die Krätze soll kriegen, wer zuletzt zu mir kommt.“

Wie bekannt, war bei den Römern der ältesten Zeit, bis

zum ersten punischen Kriege, durchaus der Ackerbau die Grundlage ihres gesamten Lebens; der Ackerbau und was sich an ihn anschloß, bildete neben den politischen Interessen fast die einzige Beschäftigung des Bürgers in Zeiten des Friedens.

So hat es denn auch nicht an Liedern der Bauern und Hirten gefehlt, die freilich wohl zum größten Theil dem Gebiete der religiösen Dichtungen, der Zauber- und Beschwörungsformeln u. dgl. angehört haben.

In dem mühsamen Beruf des Landmanns giebt es einen Lichtpunkt: die Ernte; in Italien außerdem die Weinlese. — Bei dieser Gelegenheit vergaß der von harter Arbeit zur Erwerbung des täglichen Brotes geplagte, dazu so oft von inneren Wirren oder Kriegen mit den Nachbarn in Anspruch genommene Römer den Kampf um das Dasein, und die angeborene italienische Fröhlichkeit trug den Sieg davon über den Ernst und die Würde („gravitas“), die sonst als wichtigste Eigenschaft jedes Römers galten. — Diesen ländlichen Festen vornehmlich verdankt bei den Römern wie bei den Griechen das Drama seinen Ursprung. Denn die südliche Lebendigkeit begnügt sich nicht, wie meist der Nordländer, in geschlossenen Räumen und einzeln oder in kleinem Kreise sich des Lebens zu freuen. Man zieht am liebsten in dichten Haufen mit möglichst großem Lärm und Gepränge durch die Straßen, und so entsteht von selbst Tanz, Gesang in Chören und Wechselrede. Diesem Getreibe kommt zu statten das milde Klima.

Aus solchen Anfängen entwickelte sich in Attika neben der Komödie die höchste Gattung der Poesie — die Tragödie; in Rom fand mehr Scherz und Schimpf eine Stätte, wozu, neben der italienischen Spottlust und der Neigung einmal gründlich den meist sehr schweren Druck des Lebens zu vergessen, die bei jenen Gelegenheiten unbeschränkte Redefreiheit, ferner die dabei üblichen Maskeraden gleichsam einluden.

So entstanden die drei ältesten Arten des römischen Dramas, wohl zu scheiden von den seit dem Jahre 240 durch Livius Andronicus eingeführten Nachahmungen der Griechen: Satire, Fescenninus, Atellana.

Ueber das Wesen der Satire kursiren noch heute viel irrige Meinungen, was nicht zu verwundern, da selbst die Alten darüber viel Unklares oder Falsches berichten. — Meist wurde die „satura“ von dem griechischen *σάτυρος* abgeleitet. Danach sollte diese Dichtungsart, die angeblich von den üppigen und übermüthigen Begleitern des Bacchus ihren Namen hatte, ganz dem Scherz, Spott und Muthwillen gewidmet sein, ähnlich dem satyrischen Drama der Griechen.

Allein dem widerspricht zunächst der Umstand, daß dergleichen Stoffe unzweifelhaft die Domäne der Fescenninen waren, ferner die Thatsache, daß die Satiren des Ennius, des ältesten Vertreters dieser Dichtung, von dem wir genaueres wissen, nach den Fragmenten zu urtheilen, mindestens eben so oft Ernstes, ja Erhabenes, als Komisches oder Alltägliches behandelten. — Deshalb ist ohne Zweifel vorzuziehen die gleichfalls altüberlieferte Ableitung des Wortes „satura“ von „satur“ = „reich“, „mannigfaltig“, „vollgepfropft mit allen möglichen Dingen“. Danach sind „saturae“ Gedichte buntesten Inhalts, wie er den mannigfachen Bildern alltäglichen Lebens, aus dem sie in echt römischer Weise ihre Stoffe schöpften, entspricht; auch wohl solcher, in denen, wie in einem Potpourri, die verschiedensten, selbst entgegengesetzte, Situationen oder Empfindungen vorgeführt werden.

Die Satiren wurden sicher oft in der Form des Gespräches resp. Wechselgesanges aufgeführt, wie sie auch noch bei Ennius vielfach erscheinen; ob dies jedoch stets geschah, läßt sich nicht entscheiden. — Was den Inhalt anlangt, so war derselbe, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, zwar sehr verschieden, doch

werden wir nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß die Satire hauptsächlich den Ernst des Lebens vorführte, und deshalb meist in würdigem, zuweilen selbst feierlichem Tone gehalten war.

Jedenfalls hatte das, was wir jetzt unter „Satire", „satirisch" verstehen, mit der ältesten Dichtungsart dieses Namens sehr wenig zu schaffen.

Erst der römische Ritter Lucilius (180—102 v. Chr.) verlieh der Satire den Charakter, welchen sie seitdem behalten hat, d. h. er machte sie zu einem Gedicht, welches durch Spott und Tadel die Gebrechen und Fehler des Einzelnen wie der ganzen Gesellschaft zu heben und damit zugleich bessere Zustände des gesellschaftlichen Lebens anzubahnen suchte. — Sein Beispiel ist dann für alle Zeit maßgebend geblieben.

Dagegen war dem Scherz und Hohn von Anfang an gewidmet der Fescenninus (ein Wort, dessen Ableitung unbekannt ist). Namentlich wurden bei den Lustbarkeiten der Ernte und Weinlese (wie bei anderen Gelegenheiten) übelberüchtigte Personen oft von Einzelnen oder ganzen Haufen verhöhnt, wie denn überhaupt die Sitte der Katzenmusiken, wie alle andern Arten der Lynchjustiz, im Alterthum eben so häufig war, als in der Neuzeit. Die Urheber dieser und ähnlicher Scherze wahrten ihre Anonymität, wie die Darsteller der Atellanen, durch roh aus Rinde geformte Masken. — Doch tändelte lange der entfesselte Uebermuth, wie Horaz sagt, in liebenswürdiger Weise, bis der Unfug allmählich so stark wurde, daß schon in den zwölf Tafeln die Beleidigung mittelst schmähender Gedichte mit Todesstrafe bedräut wurde, die aber selten genug ausgeführt sein mag. — Sicher ist jedoch, daß die Fescenninen allmählich in Verfall und Verruf geriethen. Zu Ciceros Zeit und später wurden nur noch Hochzeitslieder (Epithalamien) mit diesem Namen bezeichnet. Mit solchen wurde nämlich das

Brautpaar vor der Vermählung empfangen, und auch nach der Zeremonie erschallten Sänge zu seiner Ehre, nicht immer besonders feine und züchtige. — Noch von dem genialsten Dichter der nachklassischen Zeit, Claudianus, sind kurz vor dem Zusammenbruch des Römerreichs „Fescenninen" verfaßt zur Vermählung des Kaisers Honorius mit Maria, der Tochter seines Vormunds Stilicho, von denen der letzte trotz alles Wandels der Jahrhunderte und Sitten, trotz Hofetiquette und Christenthum lebhaft an den Muthwillen und Uebermuth erinnert, der in Catulls Gedicht auf die Hochzeit des Manlius und der Vinia sein Wesen treibt.

Am besten sind wir über die dritte Art des altrömischen Dramas unterrichtet: die Atellane, nur daß deren Name noch heute nicht genügend erklärt ist. Die Alten bezeichnen sie oft als „Oscum ludicrum", als eine Spielgattung, die aus Campanien, dem Sitz der ausgelassenen und sittenlosen Osker, nach Latium eingewandert sei. Ja, der Geograph Strabo, in Sachen der römischen Litteratur freilich eben so unzuverläßig wie alle anderen Griechen, behauptet, es würden noch in seiner Zeit (um 15 n. Chr.) Stücke in oskischer Mundart in Rom aufgeführt. — Allein solches ist überhaupt nie geschehen, am wenigsten damals, wo diese sogar in ihrer Heimath erloschen war. — Der Inhalt der Atellanen war, ähnlich wie bei den Fescenninen, hahnebüchen, burlesk, gemein, oft bis zur Unfläthigkeit. Doch scheint in denselben mehr das persönliche Element des Spottes und Schimpfes zurückgetreten zu sein, und dies möchte der Unterschied zwischen den beiden Dichtungsarten sein. — Entsprechend jener Besonderheit war es, daß in der Atellane wie im Volkslustspiel des neueren Italiens stehende Charaktermasken wiederkehrten, besonders der Maccus, unserm Hanswurst oder Harlequin vergleichbar, der Bucco (von „bucca", dem volksthümlichen Ausdruck für Mund), ein Parasit, ebenso

freßlustig wie redselig, Pappus ein geschwätziger und vertrauensseliger Alter, endlich der Dossennus, (von „dorsum“, Rücken), wahrscheinlich ein buckeliger Industrieritter und Intrigant, der zugleich von Weisheit überfloß, der „dottore“ der modernen italienischen Komödie.

Sonst war der Inhalt dem Alltagsleben, ländlichem oder städtischem, wie es sich in den unteren Kreisen der Gesellschaft abspiegelt, entlehnt und entsprechend derb, ja grotesk behandelt.

Alles dies aber läßt im Ungewissen die Erklärung des Namens „Atellana“; denn die oben geschilderten Eigenheiten dieser Dichtungsart stimmen ebenso zum latinischen wie zum kampanischen Volkscharakter. Außerdem war die Atellane seit uralter Zeit in Rom eingebürgert. Für die Sympathien, deren sie genoß, ist bezeichnend der Umstand, daß sie das einzige Bühnenspiel war, das bis zur Zeit des Augustus von Römern ohne Verlust ihres Bürgerrechtes und ohne Rüge seitens der Censoren aufgeführt werden durfte, während alle übrigen Arten, wenigstens seit der neuen Kunstschule des Livius Andronicus (240 v. Chr.), von Nichtrömern, meistens griechischen Sklaven und Freigelassenen, ausgeführt wurden.

Wahrscheinlich ist die Benennung „Atellana“ erst späteren Ursprungs. Ob sie aber daher rührt, weil in Atella, der zweiten Stadt Campaniens, dergleichen Possen mit besonderer Fertigkeit gepflegt wurden, oder solche so zum Spott der Atellaner genannt wurden, sei es von den Campanern, sei es nach Niederwerfung dieses Ortes, der im zweiten punischen Kriege mit Capua zu den Karthagern abgefallen war und nach seiner Wiedereroberung wie dieses grausam gezüchtigt und seiner städtischen Rechte beraubt wurde, von den Römern (man vergleiche die deutschen „Schildbürgerstreiche“, „Krähwinkeleien“), bleibt ungewiß.

In die Litteratur eingeführt und dadurch, ebenso wie die

Satire und der Mimus, stark gräcisirt ward die Atellane zu Sullas Zeit von den Dichtern Pomponius und Novius. Doch blieb sie mit dem Mimus bis zur spätesten Kaiserzeit immer das Symbol der Frechheit und Obscönität.

Der Mimus kann hier füglich übergangen werden, obwohl er trotz seines griechischen Namens (= Nachahmer, nämlich des Alltagslebens) ohne Zweifel bei den ursprünglichen Bewohnern Italiens ebenso von alters her bestand, wie bei den stammverwandten griechischen Einwanderern. Man verstand unter „mimi" Tausendkünstler („scurrae"), die entweder einzeln oder in Kompagnie herumzogen, um durch gute und schlechte Späße, Zoten, Gesang, Tanz und Gestikulation die Leute zu vergnügen und sich so das Brot zu verdienen; ebenso hieß das Gewerbe „mimus". Oft wurden dieselben auch von reichen Leuten zur Belustigung des Hauses unterhalten, wie später die Hofnarren, um namentlich bei der Tafel ihre Herren zu erheitern. — Ein solcher Wettstreit zweier „scurrae", von Horaz in der Satire „Die Reise nach Brundisium" geschildert, zeigt, wie populär jenes Geschlecht bei den Römern war und wie selbst geistreiche Männer an den ziemlich faden oder hahnebüchenen Scherzen solcher Leute Gefallen fanden. — Da jedoch die künstlerische Ausbildung des Mimus erst in die Zeit Ciceros fiel, so kommt derselbe hier nicht in Betracht.

Wir haben gesehen, daß, abgesehen von der Tragödie, es keine Dichtungsart gab, deren Ursprünge ohne jede Nachahmung der Griechen sich nicht auch in Latium nachweisen ließen. Woher kam es nun, daß trotzdem jene Anfänge nicht zur Blüthe kamen, vielmehr großentheils verkümmerten, das Latein verwilderte, so daß, als Rom seit der Mitte des 5. Jahrhunderts d. St. einen neuen geistigen Aufschwung nahm, die römische Dichtung verachtet war bei den Eingeborenen wie bei den Fremden, die sie bald umgestalteten, da sie von Livius Andronicus

und seinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen aufgebaut und zugleich die Sprache reformirt ward.

Es kann dies nicht an mangelnder Befähigung des latinischen Stammes liegen. Denn wenn derselbe auch nicht zu den am meisten musisch begabten Mitgliedern der sogenannten indogermanischen Völkerfamilie zählt, so gehört er noch minder zu den am wenigsten begünstigten, steht vielmehr im Gebiete der Dichtung und Kunst, wenn auch nicht produktiv, so doch rezeptiv den engverwandten Griechen am nächsten.

Es war der eherne, erbarmenlose Gang der römischen Geschichte seit Vertreibung der Könige, welcher die Poesie theils tödtete, theils im Wachsthum behinderte. Wie die Träger der Weltgeschichte, durch die Staaten begründet, erhöht oder auch zum Abgrund geführt werden, die oft ganzen Völkern oder Epochen den unvertilgbaren Stempel ihrer mächtigen Hand aufdrücken, selten Zeit und Stimmung finden die zarten und milden Eigenschaften der menschlichen Begabung zu pflegen, so war es bei dem gesamten Römervolke. In den schweren Jahrhunderten, die nach der glänzenden und kunstliebenden Regierung der letzten Könige folgten, fast ohne Unterbrechung von äußeren Kriegen und inneren Zwisten ausgefüllt, erstarb der musische Geist und konnte nicht aus sich selbst, ja zunächst nicht einmal durch Anschluß an die vor allen Völkern poetisch begabten Griechen wieder zu neuem Leben erweckt worden. Die Begründer und Mehrer der seit dem Ende des ersten punischen Krieges in Nachahmung der Griechen entstandenen Dichtungen waren 150 Jahre hindurch größtentheils Nichtrömer. Zunächst bot ein äußerer Umstand, das Aufkommen der Bühnenspiele, den Anlaß zu ihrer Thätigkeit, weshalb auch die späteste Frucht der dichterischen Entwickelung, das Drama, im Anfang der neuen geistigen Bewegung Roms stand. Ihm schloß sich bald das Kunstepos an.

Doch über Entstehung und Entwickelung der römischen Kunstdichtung ist in der Einleitung der erwähnten Arbeit ausführlich gehandelt worden.

Entsprechend der geringen Pflege, welche die Poesie in den drei ersten Jahrhunderten der Republik zu Rom fand, ist die Thatsache, daß für alle Dichtungsarten ohne Unterschied e i n Metrum genügte (wenigstens läßt sich die Benutzung anderer nicht erweisen), nämlich das saturnische oder faunische. Jenen Namen hatte es (zur Bezeichnung seines grauen Alters) von Saturnus, der, nachdem ihn Jupiter entthront, in Latium geherrscht haben sollte, diesen von dem Gott der Felder und Wälder, Faunus, dem es zur Verkündung seiner Orakel diente.

Es war gebaut, wie alle Verse der Römer und Griechen, mit strenger Beobachtung von Länge und Kürze, nur mit gewissen durch die damalige Aussprache des Latein bedingten Modifikationen der Quantitäten, wie solche auch bei den ältesten Dramatikern der Römer sich finden.

Während das ursprüngliche Metrum der Griechen naturgemäß daktylisch war, besteht der Saturnier, entsprechend dem Bau der lateinischen Sprache, aus Jamben und Trochäen. Seine ursprüngliche Gestalt zeigt das folgende Schema:

⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ | –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑

So begann die lateinische Odyssee des Livius Andronicus:

Den Mann, den listenreichen, | künde mir, Camene!

Allein solche ganz rein gehaltene Verse finden sich nirgends. Zunächst war es erlaubt, überall statt der kurzen Senkung eine lange zu verwenden, wenn dies auch nach dem Einschnitt hinter

der ersten, iambischen Hälfte selten geschah, ferner durfte jede Hebung durch zwei Kürzen ersetzt werden, wie solche auch gelegentlich statt der langen Senkung verwandt wurden. Auch der Einschnitt wurde zuweilen vernachlässigt. Endlich fand, wie in der älteren deutschen Metrik, häufig eine Unterdrückung der Senkung statt, d. h. nur der dritten und sechsten, eine Erscheinung, die uns übrigens auch schon in der Griechen lyrischer Dichtung begegnet. — Noch sonst hatte der Saturnier manche Besonderheiten, die ihn theilweise von der Verskunst der dramatischen Dichter seit Livius, noch mehr von der des Ennius und seiner Nachfolger auffällig unterscheiden. Uebrigens ist gar manches in den Gesetzen desselben bis zur Stunde zweifelhaft und dürfte kaum je ganz entschieden werden, da die in jenem Maß verfaßten Ueberreste der Litteratur wenig zahlreich, überdies durch die Unwissenheit der späteren Römer, dann der Abschreiber des Mittelalters vielfach stark verderbt oder willkürlich verändert sind. Die saturnisch gehaltenen Inschriften aber sind deshalb keine zuverlässigen Zeugnisse, weil sie großentheils von wenig gebildeten Verfassern herrühren.

Noch die ältesten Kunstdichter Livius und Nävius verwandten diesen Vers bei ihren Epen, Jener zur Uebertragung der homerischen Odyssee, Dieser zur Verherrlichung des ersten punischen Krieges, in dem er unter den Bundesgenossen der Römer mitgefochten hatte. Als aber der größte und begeistertste Vertreter des Hellenismus, Quintus Ennius, der zuerst in seinem Epos, den „Annalen", Roms Heldenthaten vom Beginn bis auf die Gegenwart im Versmaß Homers zu besingen wagte, bei der zweiten, ums Jahr 184 erfolgten Ausgabe des Werkes mit Spott der Verse gedachte, „welche einst die Faunen und Barden sangen, als Niemand die Klippen der Musen erklommen hatte, noch sich der Rede Kunst befliß", da waren die Tage des ehrlichen Saturniers gezählt. Er verlor sich schnell aus dem

Gebrauch, ward vergessen und verachtet, in der Regel nur noch als Beweis altväterischer Roheit und Unmanierlichkeit erwähnt. Die Gesetze seines Baus aber waren schon den Gebildeten, ja selbst den Sprachgelehrten zur Zeit des Cicero und Horaz völlig unklar. Viele hielten den Saturnier gar nicht für ein Metrum, sondern für einen „Rhythmus", mit welchem Namen die Grammatiker des Alterthums alle Verse bezeichneten, deren Gesetze zu entziffern sie nicht im stande waren.

Das nordische Wohnhaus während des 16. Jahrhunderts,

sonderlich in Hinblick auf das Schweizerhaus.

Von

Dr. Wilhelm Goetz
in Waldenburg bei Basel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die schönen Worte Eugen Kölbings in dessen Uebertragung von „Die Geschichte von Gunnlang Schlangenzunge": „Der Tag wird kommen, wo jene Erzählungen, deren Wiege inmitten der Felsberge Islands gestanden hat, zwischen den Alpen wiederholt werden, wo ihre individuelle Schönheit von allen zivilisirten Nationen genossen werden wird", sind kein frommer Wunsch mehr. Die nordischen Sagas von der Nialssaga bis zur Hervararsaga sind uns zu eigen geworden, nicht zu rechnen die uns mit dem Norden gemeinsamen Sagen, wie wir denn nur an Romangs „Friesenwäg" „aus grusam alter Zyt" zu erinnern brauchen. Wir gehen nicht fehl, wenn wir dem Anfange dieses außerhalb der Schweiz wenig bekannten Gedichtes, das so sehr den Ton altnordischer Balladen anschlägt, hier als einer Folie Raum geben:

D'r Friesenwäg.

(Dialekt des Saanenthales im Berner Oberlande.)

D'r Chüjer seit zum Meisterchniächt:
„I d's Thal embry grad wollt' ich g'schwind,
Es blanget mich na Wyb u Chind,
Jetzt acht mir zu mim Sachli recht.
Un Eis vor Allmu mußt mir losen,
Süst bist du z'Hand in bösen Hosen:
B'schlüß d' Stallthür nit, i wollt's nit han,
La's wyt u wagen offen stahn.

Es ist nit Blug, es ist mir Aerist.
Uens Stiefeli ist hie etwärist
Grad buwes uf en Friesenwäg,
D'rum b'schlüss nit, ol süst bist nit zwäg!

„Vor schüfter, grusam alter Zyt
Ist d's Friesenvolch i d's Ländli chon,
Het B'husig hie u Triftig g'non,
Wahar daß chon ist weiß mu nit.
Hergägen g'hört van Zyt zu Zyten
Mu's dütlich in den Bergen lüten;
G'hört rüefen u d' Harschhoren gan,
Glychanhi chunnt's mit Roß u Man; —
Sie müeßen us den Gräbern stygen,
Uf sälbem Wäg, wo chon sie sygen,
Heimgan i d's uralt Heimatland, —
D'rum los, b'schlüß d' Stallthür nit de z' Hand![1]"

Die Kenntniß der alten nordischen Welt, sei sie Island insbesondere, sei sie Skandinavien überhaupt, ist uns nahe gerückt; und in dem Gedenken, jüngst zumal angeregt durch F. Vetters (Bern) Reiseschilderungen aus Island, der den Stätten der Nialssaga[2] nachgegangen, betreten wir das baugeschichtliche Gebiet des Nordens, unser Augenmerk auf das nordische Wohnhaus und dessen Eigenart richtend, doch nicht ohne ähnliche Erscheinungen auf unserem Schweizerboden vergleichend heranzuziehen.

Ein Franzose, Charles d'Ogier, welcher im sechzehnten Jahrhundert Schweden bereiste, erzählt von den hervorragendsten Bauernwohnungen, den Pastoraten, daß sie sehr niedrig gewesen seien und von außen einem Gänse- oder Hühnerstalle ähnlich ausgesehen hätten.[3] Und doch waren diese Wohnungen königlichen Geschlechts, konnten ihre Herkunft von jenen Königshallen ableiten, in welchen vordem Hunderte von Männern Platz gefunden, wenn der Skalde von Walhalla sang und von „Nordens hohen Göttern". Aber neue und bessere Formen waren im Laufe der Jahre aufgekommen; und, von dem Adel sowohl als

den Bürgern aufgegeben, hatte die alte Bauart sich unter die Bauern zurückgezogen. Was sie hierdurch an Prunk einbüßte, gewann sie an Verbreitung; und hartnäckig hielt sie auf ihrem letzten Gebiete aus, indem sie ihre Stärke darin besaß, daß sie den Bedingungen des Lebens entsprach, wie denn die in den Bauernwohnungen zur Geltung kommende Grundidee in der Einheit des Aufenthaltsortes für alle Hausgenossen ohne Ausnahme beruht.

Den beherrschenden Mittelpunkt bildete die Feuerstätte, welche innerhalb dieses Kreises ihre Fürsorge über Alle erstreckte, aber auch jeden Versuch, besondere Räume für eigenen Gebrauch abzusondern, unter den Bann stellte und mit Ausschließung von ihrer Wärme strafte.

Es erinnert uns dies an das niedersächsische Haus. „Die Wohnung eines gemeinen Bauern", sagt Justus Möser, der wackere Verfasser einer Osnabrückischen Geschichte, der Geschichte seines Vaterlandes, in der er hauptsächlich die alten Verfassungs-, Rechts- und Sittenzustände untersucht, „ist in ihrem Plane so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann. Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt Denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und ihr Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei — und ruhet nimmer. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen und beachtet Keller

und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen." —

Die Heerstraße führt von den Bauernhäusern mit den bis zum Erdboden reichenden Dächern zur Stadt.

Dänemarks Städte weisen im sechzehnten Jahrhundert durchweg die vier Stufen auf, welche die Gebäude des Landes in ihrer Entwickelung seit den ältesten Zeiten bis heute durchlaufen haben: Häuser aus Holz, Fachwerkbauten aus Lehm, solche mit Mauersteinen, grundgemauerte. Zum letzten Male treten sie da noch nebeneinander auf; denn schon im siebzehnten Jahrhundert sind die Holzbauten aus den Städten völlig verschwunden. Indem sie noch so gemeinsam auftreten, gewähren sie uns ein Bild des Weges, den der menschliche Erfindungsgeist sich trotz allen Hindernissen zu bahnen gewußt hat.

Am Ausgang des Jahrhunderts war die gewöhnliche Bauart in allen einigermaßen wohlhabenden Städten die folgende: Fachwerk, nach der Straße zu mit einer zierlichen Front, deren Getäfel mit Mauersteinen gefüllt war, während die drei anderen Hausseiten sich nach alter Weise mit lehmgefülltem Getäfel genügsam darstellten. Viele dieser Fachwerkhäuser waren wenigstens zwei Stockwerke hoch, wie denn das Domkapitel der Frauenkirche zu Kopenhagen Jedem, der in dem Bereiche desselben bauen wollte, ausdrücklich die Bedingung auferlegte, in besagter Höhe zu bauen. Auch hatte es gewiß seinen guten Grund, wenn das vorgeschriebene Meisterstück der Zimmerleute in Kopenhagen darin bestand, daß ein Haus von zwei Höhen (Stockwerken) erstellt werden mußte. In diesem Falle war das obere Stockwerk häufig niedriger, als die „Stube"; das Erdgeschoß dehnte sich dabei unter der letzteren hinaus, und das Dach ragte über beiden Geschossen.

Es war eine echte Zimmerwerk-Konstruktion. Und jener Baustil, nicht unähnlich dem der Schweizer Holzbauten,[4] stand

in inniger Harmonie sowohl mit der Beschaffenheit des angewandten Baumaterials als auch mit den Anforderungen der häuslichen Bequemlichkeit. Die weit hinausragenden Dächer und oberen Stockwerke dienten dazu, sowohl das obere Gebälke mit den freistehenden Balkenköpfen als auch die Schwelle gegen Regen zu schirmen; unterhalb derselben konnte man Buden aufschlagen, konnten Bänke auf der Straße unbehelligt stehen, konnte endlich auch ein offener Söller („Laube", wie man in der Schweiz sagt) an der Hofseite zweckmäßig angelegt werden. In welchem Grade man indes die Sache übertreiben konnte, was ohne Zweifel in Skandinavien gerade so gut geschehen ist, wie anderswo, davon bekommen wir eine Vorstellung durch einen gleichzeitigen Bericht aus England. In York, Englands „zweiter" Stadt, gab es ein Wohnhaus, dessen oberstes Stockwerk nicht weniger als fünfzehn Fuß über die Schwelle hinüberragte. Erst durch eine Verordnung von 1683 wurde in Kopenhagen diese Bauweise verboten, und dies wegen der durch sie entstehenden Einengung der Straßen. Das war anderweit freilich nicht anders, und so darf es uns nicht wunder nehmen, wenn schon zu Heinrichs IV., deutschen Angedenkens, Zeit, wie Lambert von Hersfeld von dem „hiligen" Köln erzählt, die Straßen das Menschengedränge nicht fassen konnten.

Fügen wir hinzu, was Gladbach in seinem „Die Holz-Architektur der Schweiz" von den Schweizerhäusern sagt. „Diese Holzbauten," so äußert sich der Kenner, „sind auch für den Kunsthistoriker dadurch interessant, daß sich einestheils deren allmähliche Entwickelung oder gänzliche Umgestaltung, anderntheils deren wesentlich unveränderte Erhaltung im Laufe der letzten drei Jahrhunderte deutlich nachweisen lassen, indem die Zeit der Erbauung an vielen Häusern sorgfältig eingeschrieben ist. Die Mannigfaltigkeit, wie auch häufig die Eleganz der dabei angewandten Formen, welche stets der Natur des Holzes dadurch

angepaßt sind, daß sie weniger quer die Spiegelfasern durchschneiden, weit mehr sich denselben anschmiegen, beweisen die Geschicklichkeit der damaligen schlichten Handwerker, welche gleiche Freude an der Arbeit wie am Lohne suchten.

In der Neuzeit ist dieser Baustil bei Landhäusern und dergleichen selbst in den fernsten Gegenden den veränderten Bedürfnissen angepaßt worden, und große Etablissements im Oberland wie auf Maloja in Graubünden wetteifern mit Hülfe der Dampfkraft in der Reproduzirung dieses eigenthümlichen Holzbaues. Das Schweizerhaus spiegelt die Sitten und das Leben der Gebirgsbewohner, sowie deren verschiedene Nationalitäten und zeigt auf einem verhältnißmäßig engen Terrain sowohl in konstruktiver als dekorativer Hinsicht eine große Mannigfaltigkeit, nicht allein gruppenweise nach den Kantonen getrennt, sondern auch in den größeren Thälern derselben Kantone verschieden, wenn auch oft nur dem geübten Auge bemerkbar."

Treten wir nunmehr in das zürcherische Wohnhaus des sechzehnten Jahrhunderts, Umschau haltend, ein. Zürich lockte in alter wie neuer Zeit den Wanderer.

Denn „bei der Eidgenossenschaft
Hat diese Stadt durch Tugendkraft
Zu solcher Achtung es gebracht,
Daß sie zum Vorort ward gemacht." (Fischart.)

Unser nächstes Ziel sind die oberen Theile des Hauses. Dahin gelangen wir auf einer steinernen gewundenen (Schnegg) oder einer hölzernen, gerade fortlaufenden Stiege. Beim Absatze des ersten Stockwerks biegen wir ab und erreichen unmittelbar oder durch eine Gemachthüre die untere „Laube" (gangartiger Anbau). Diese ist nach der Hinterseite des Hauses gelegen, hat einen „Blättliboden" (Steinplattenboden) und dient bei ungünstiger Witterung als willkommener Tummelplatz der fröhlichen Kinderwelt. In den heißen Sommertagen aber wird sie

zum angenehmen Versammlungsplatz der Hausbewohner bei ihren täglichen Mahlzeiten. Hier blendet uns sofort das „Blattengestell“ (Geschirrrahmen), denn auf ihm spiegelt sich das blankgescheuerte Zinngeschirr, bestehend aus Platten und Schüsseln für alle Zwecke.

Von hier geht es in die Wohnstube. Welch eine Fülle von wohlthuenden Eindrücken überrascht uns da! Zunächst richtet sich unser Auge nach der langen Fensterreihe, deren überspannte Bogen von einem kunstreich in Stein gehauenen Mittelpfeiler gestützt werden. Durch die in Blei gefaßten, runden oder vieleckigen Scheiben schweift unser Blick nach dem ehrwürdigen Rathhause gegenüber oder hinab in das bunte Gewühl des Marktes zu unseren Füßen. Und schauen wir zurück in das Innere der Stube nach den mit zierlichem Schnitzwerk vertäfelten Wänden! Auf der einen Seite gegen die „Laube“ erregt unsere Bewunderung der mächtige Ofen aus glasirten, einfarbigen oder bunt bemalten Kacheln. Seine untere Hälfte, auf einer von kurzen Säulen getragenen Steinplatte, hat die Form eines Würfels; die obere ist sechseckig. Längs den Wänden laufen Bänke oder vielmehr Kisten mit beweglichen Deckeln, zum Sitzen mit Bank„küssi“ (=Kissen) belegt. Eine lange Bank gegenüber den Fenstern nimmt das Büffet ein. In seiner Mitte steht auf „gewürkter Tecki“ (gewirkter Decke) ein irdenes Geschirr mit Henkeln, dessen frisch gepflückter Blumenstrauß köstlich duftet. Die oberen Absätze sind mit zinnernen Becken und Schalen ausgestattet.

Wir gehen weiter in die Jungfrowen=Kammer, welche den dienstbaren Geistern des Hauses angewiesen ist. Ihr waren nur die nothwendigsten Geräthe zugetheilt, eine „ufgerüste“ Bettstatt mit einer „Federstecki“, ein „Spanbett“ mit einem Laubsack und zwei „Teckinen“.

Zum letzten Raume im ersten Stockwerk, dem sogenannten

Sprachhus (Abtritt) führte eine schmale Flur von der Laube; es befand sich über dem zwischen den Rückseiten zweier Häuserreihen hinlaufenden Graben (Kloake) und entbehrte nicht eines Vorraths von „Mies“ (Moos) oder dürrem Gras, später von „Schrenzbappyr“.

Wir steigen in den zweiten Stock und gelangen zunächst auf die obere Laube. Die Gemächer, deren Thüren auf diese mündeten, bestanden in etlichen Häusern aus einem Saal oder einer „oberen Stube“, meistens aber nur aus Kammern. Der Saal hatte nichts aufzuweisen, als geweißte Wände und geweißte Decke. Dessenungeachtet wurden innerhalb desselben alle frohen und traurigen Ereignisse des Hauses begangen, das „Taufimahl“ eines jüngstgeborenen Erdenbürgers, das „Hochsigessen“ (Hochzeitsessen) glücklicher Neuvermählter, die festliche Feier erlangter Ehren und Aemter des Hausherren, gleichwie das ernste „Lichenmahl“ (Leichenschmaus) nach dem Begräbnisse lieber Familienglieder.

Größeren Schmuck verwandte man auf die „obere Stube“. Wir erinnern an diejenige im alten Seidenhof, welche in das Gewerbemuseum zu Zürich versetzt worden ist.[5]

Das Gegenstück zu jener ist in Basel ein herrlich eingerichtetes Wohnzimmer, welches, da es in der „mittelalterlichen Sammlung“ dieser Stadt aufgestellt wurde, Jedwedem zu schauen gestattet ist. Eine Abbildung desselben enthält das „Basler Neujahrsblatt 1880“. Es zeigt uns, wie sehr man bei aller Einfachheit des Aeußeren in reichen Häusern bestrebt war, als Entschädigung die Innenräume so schön als möglich zu gestalten, und gereicht so dem Besteller und dem Künstler zu hoher Ehre, denn wir haben es hier mit einer ganz ausgezeichneten Schöpfung des Kunsthandwerkes zu thun. Der konsequente und klar durchdachte Aufbau des Ganzen, verbunden mit einem ebenso meisterhaften Detail, spricht dafür, daß nur ein ganz geübter Künstler

hier gearbeitet hat. Man betrachte, um einen Begriff von der Feinheit der Zeichnung zu erhalten, das Mittelstück der Decke, die Wappen; man studire die sinnige Anordnung, wodurch die gegebene Form des Zimmers verdeckt wird, man bewundere die Genauigkeit, mit welcher die einzelnen Verzierungen, z. B. der Zahnschnitt des Frieses, gearbeitet sind, man staune ob des prächtigen, verschiedenen Holzes, durch welches auch in der Farbe die lebendigsten Effekte hervorgebracht werden.[6] —

Einen sonderlich eigenen Eindruck auf den Beobachter unserer Tage würden die Fenster des nordischen Hauses während des sechzehnten Jahrhunderts machen.

Es war Sitte, Jahreszahl, Namen, Figuren den Scheiben einzubrennen, aufzumalen oder auch Scheiben mit verschieden gefärbtem Glas einzusetzen. Ein solches buntes Bild diente nicht allein als Zeugniß für die Kunstfertigkeit des Meisters selbst, sondern es bezeugte auch den Reichthum und den Geschmack des Besitzers. Auch war es Brauch, solche Fensterscheiben als Geschenke bei Hochzeiten oder bei Richtfesten zur Einweihung eines neuen Hauses zu verwenden. Wie heutigen Tages die Photographien, erinnerten sie an den Geber, indem sie, wenn auch nicht sein Bild, doch dessen Namenszug oder Wappen zeigten.

Die Sitte der Fensterschenkung blühte in keinem Lande so, wie in der Schweiz, zumal im sechzehnten Jahrhundert. „Während die eidgenössischen Stände vorher und nachher neu entstehende, öffentliche und private Bauten in ihren eigenen Gebieten wie außerhalb der Schweiz mit Beisteuern, größeren und kleineren, unterstützten, auch nebenher Geld und Baumaterialien zum gleichen Zwecke verabreicht wurden, bildet sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als stehende Sitte eine eigenthümliche Art der Beschenkung neuer Bauten heraus: die Schenkung von Fenster und Wappen. Das heißt: man zahlt ein Fenster und schenkt sein in Glasmalerarbeit ausgeführtes

Wappen darein. Diese Sitte machen gleichmäßig auch Städte, Klöster, Zünfte, Schützengesellschaften und Private mit. Die Gesellschaft der Zeit ehrt und unterstützt sich gegenseitig, setzt sich mit diesen Schenkungen selbst Denkmäler. Bei dem Vergnügen, das man beiderseits, in der Stellung des Gebers sowohl wie in derjenigen des Empfängers, an diesem Sporte findet, wird an der ursprünglichen Requisite „Neubaute" nicht strenge festgehalten; auch kleinfügige Aenderungen am alten Hause werden zum Anlaß der Schenkung genommen. Zwei Jahrhunderte werden diese Schenkungen hinüber und herüber gegeneinander ausgespielt. Im großen und ganzen geht es in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts damit zu Ende".[7]

Von den Fenstern schweifte der Blick zu den Wandsprüchen, zu den Inschriften der schnitzwerkreichen Häuser des Nordens zumal, welche sonderlich in Bibelsprüchen und Versen erbaulichen oder geschichtlichen Inhalts bestanden. Zu der letzten Gattung gehörten im Norden vor allem Angaben von Feuersbrünsten, denen das Haus oder die Stadt ein Opfer gewesen. Unter den Inschriften von mehr allgemeinem Inhalte gab es solche, die dem damaligen Geschlechte besonders zusagen mochten und daher öfter Platz fanden. Es waren dies vorzüglich die zwei Zeilen:

„Gott helfe uns, so bauen und wohnen hienieden,
Daß wir erlangen den ewigen Frieden."

So sind auch die Sinnsprüche an Blockhäusern im schweizerischen Prättigau zumeist erbaulichen Inhalts:

„Ich laß es Gott walten. 1575."

„Hab Gott lieb in allen Dingen,
So mag dir nit mislingen. 1575."

Sie gehören zum Charakter der Wohnhäuser, diese Sprüche:

„Die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert."

In oben gedeutetem Sinne sind auch die Monatsbilder und der Thierkreis aufzufassen, Vorstellungen, die fast an jeder französischen Kathedrale erscheinen, die Darstellungen der Jahreszeiten, der Planeten u. s. w., lauter Bilder, die an und für sich zwar einen profanen Charakter haben, aber niemals ohne Rapport zu den religiösen und kirchlichen Gedankenkreisen gegeben wurden. Ein Beispiel dieser Art, eines der interessantesten und vollständigsten, geben die Glasgemälde, welche die Rosette im südlichen Querschiff der Kathedrale von Lausanne schmücken. Es sind Werke des dreizehnten Jahrhunderts, die zusammen den ganzen Zeit- und Weltkreis repräsentiren. Da sieht man um die Allegorien der Jahreszeiten die Monatsbilder gruppirt; weiter in ähnlicher Zusammenstellung die vier Elemente, umgeben von den Zeichen des Thierkreises und den antiken Personifikationen der Sonne und des Mondes. Dann wieder die vier Paradiesflüsse, die Winde und schließlich eine Reihe von wunderlichen Gestalten: einen Mann, der sein Gesicht auf dem Rumpfe hat, den Hundsköpfigen, den Pygmäen, den Vieräugigen, lauter Halbwesen, Unholde und Zwittergestalten, wie sie den Alten zufolge in fernen und unbekannten Welttheilen gelebt haben sollen.

Der Zusammenhang dieser Erscheinungen mit den übrigen Vorstellungen ist in der hier vorliegenden Gruppirung leicht zu verstehen: versinnlicht das Ganze die Wechselwirkung der Dinge in Zeit und Raum, den Kreislauf des Lebens nach göttlicher Ordnung, so gilt es, durch jene absonderlichen Kreaturen zu zeigen, wie die Weisheit und Allmacht des Schöpfers auch Das beherrscht und regelt, was dem Menschenverstande unbegreiflich, fremd und zuwiderlaufend erscheint.

So urtheilt schon der heilige Augustinus. In seinem Werke De civitate Dei (XVI, 8) sagt er: „Denn Gott ist der Schöpfer von allem; derselbe weiß, wo und wann etwas ge-

schaffen werden muß oder hat geschaffen werden müssen, indem er weiß, mit der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit welcher Theile er die Schönheit des Ganzen verbinden soll. Wer nun nicht im stande ist, das Ganze einzusehen, der stößt sich wohl an der scheinbaren Mißgestalt des einen Theiles, weil er nicht einsieht, worauf derselbe sich bezieht."

Das ganze Mittelalter hindurch hat diese Auffassung gegolten; noch später — im sechzehnten Jahrhundert — finden wir dieselbe vertreten, bei Sebastian Münster z. B., der im siebenten Buche seiner Kosmographia die lange Reihenfolge derselben Wundergestalten mit ihren fremdartigen Gewohnheiten und Lebensäußerungen aufzählt und dann bemerkt: „Doch will ich Gott in seiner Gewalt nicht geredt haben, er ist wunderbarlich in seinen Werken, und hat sein unaussprechliche Weißheit und Mechtigkeit wöllen den Menschen durch mancherley Werck für die Augen stellen, und in einem jeden Land etwas machen, darüber sich die Eynwohner der Länder verwunderten, und vorab hat er in India und auch im innern Africa seine hohe Weißheit etwas sonderlich wollen anzeigen mit so viel seltzamen Creaturen oder Geschöpffen, und das so wol im Wasser als auff dem Landt."[8]

Und jene Aufschrift im Berner Oberlande, welch ein Zeugniß echter Menschlichkeit!

Hören wir Heinrich von Kleist! Aus Thun schrieb dieser an Zschokke: „Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernstlich gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir mit Geßner die Freude Ihres Besuches schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, auf dem folgender Vers steht:

Ich komme, ich weiß nicht von wo,
Ich bin, ich weiß nicht was,

Ich fahre, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe.

Es erinnern uns jene Inschriften aber auch an die reichgeschnitzten Häuser Goslars aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Einen fast rührenden Eindruck machen diese so vielfach und so zierlich geschnitzelten Häuser, jedes wieder anders, mit allen ihren schönen und holdspielenden Formen, ihren Karyatiden, Sirenen, Drachen, Löwen und Bären, ihren Palmetten, Rosetten, Wappen, Säulchen, ihren fröhlichen Früchten und Blumengewinden und harmlosen Bildwerken, und dazwischen schlingen sich noch, der ganzen stillheimlichen Pracht die Weihe des Geistes gebend, edle Sinnsprüche hindurch, selbst wieder als Zierden in schöngehaltenen Zügen:

„Ich bin jungk gewesen und alt worden und habe noch nie gesehen,
Den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen".

„Laßt uns das Zeitliche verachten,
Und nach dem ewigen Gute trachten. 1585."

„Ein jeglich Haus wird von Jemand bereitet,
Wer aber alles bereitet, ist Gott. 1679."[9]

Wir betreten die nordische Wohnstube. „Schornstein" war der vornehmere Name für die Feuerstätte derselben. Gleichbedeutend mit Dem, was man heutigen Tages „Kamin" heißt, nahm er in der Stube einen Ehrenplatz ein und war unleugbar ein wahrer Segen im Vergleich mit den alten „Rauchöfen", welche den Rauch im Zimmer zurückließen. Bedeutend nahm er sich dabei aus mit seiner steinumsetzten Thüröffnung und allem seinen traulichen Zubehör von Feuereisen, Feuergabel, Kohlenschaufel und Blasebalg. Und der Schornstein oder Kamin gewährte den Vortheil, daß er die Stube nicht nur erwärmte,

sondern auch erhellte. Um ihn sammelte sich daher, sobald das Dunkel herabgekommen, die ganze Familie; Jeder hatte um diesen Mittelpunkt des Hauses seinen bestimmten Platz.

Im allgemeinen aber wiesen die Wohnstuben des sechzehnten Jahrhunderts nicht weniger als vier Hauptformen der Feuerstätte auf: Kamin, gemauerte Oefen, Kachelöfen, Eisenkachelöfen. Nimmt man hierzu die kleinen beweglichen Abarten, als da sind Feuerkieke („Gluthhund") und Wärmtöpfe, welche zur Unterstützung des Kamins herbeigeholt wurden, so muß man zugeben, daß es an Vorkehrungen, dem leidigen Froste trotzen zu können, nicht fehlte.

Wir würden aber sicherlich irren, wenn wir bezüglich der Erwärmungsmittel auf eine entsprechende Reihe von Uebergängen innerhalb jeder einzelnen Wohnstube schließen wollten, wie sich denn Kamine, welche schon im Anfange des Jahrhunderts von den Oefen überflügelt waren, trotzdem an vielen Orten behaupteten. In jenen Tagen war es ja eben, da in den südlicheren Ländern die Kamine ihren Ruf als die anmuthigsten Bestandtheile der Stube erlangten, als die Stelle, auf welche der meiste Luxus verwandt wurde. Und der Vorgang mußte nothwendigerweise auch auf den Norden von Einfluß sein, zumal da die Renaissance auf dem Wege über das weltfrachtfahrende Holland ihren Einzug gehalten hatte.[10]

Von allen Möbeln der nordischen Stube zog sofort das mächtige Himmelbett die Aufmerksamkeit des Eintretenden auf sich und verdiente sie; denn wie eine Stube in der Stube beherrschte es das Ganze, ein Zeuge des Wohlstandes und Geschmackes der Bewohner, das Vorbild, das sich ihnen im stillen bot, wenn es sich darum handelte, das ganze Zimmer zum Feste zu schmücken. Nicht ohne Grund machte es den Eindruck, daß es etwas mehr vorstelle, als ein bloßes Möbel; und die Zeit, da es, ein Staat im Staate, wirklich ein besonderes kleines

Zimmer, einen Alkoven mit festen Wänden, mit Decke und Thüre, ausgemacht hatte, war in Erinnerung verblieben. Ja, noch im Jahre 1593 heißt es von einem Manne zu Bergen, welcher ungestört zu sein wünschte: „Er schloß seine Bettthüre zu und schlug einen langen Eisenhaken vor.“

In der Regel waren jedoch nur die Pfosten und Rahmen des Bettes von Holz; das Dach und die Seitenwände wurden aus dem Umhang gebildet. Letzterer machte dann nach außen den wichtigsten Bestandtheil des Bettes aus und war daher auch Das, worauf das Meiste verwandt wurde. War er völlig so, wie es sich gehörte, so bestand er wenigstens aus drei Stücken: oben der Himmel, rings um denselben ein Umhang mit herabhängenden Fransen und Quasten und endlich der eigentliche Vorhang oder die Gardine (Spärlagenet). Diese war entweder in zwei Theile getheilt, zwischen welchen man ins Bett hineinsteigen konnte, oder er bestand aus einem Stücke, welches sich auf Ringen zur Seite ziehen ließ.

Schwache Spuren weisen darauf hin, daß im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, da die Leinwand noch als Kostbarkeit galt, weiße Umhänge als das Schönste erachtet wurden. Dieser Gebrauch wurde bald verdrängt durch die überwiegende Vorliebe der Zeit für das Bunte. Brandgelbe, grüne, hochrothe Vorhänge kamen in Mode. Der benutzte Stoff war anfänglich Wolle oder Baumwolle. Schon im Jahre 1524 aber hören wir von Seidengardinen im Gebrauche des Mittelstandes; und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verlangte der gute Ton, daß in einem wohlhabenden Bürgerhause das Bett mit silberdurchwirktem Damast oder mit Zeug aus einer der berühmten Fabriken von Arras oder doch wenigstens aus Nürnberg verhängt sei. In Zürich war schwarzer „Arriß“ beliebt.[11]

Es klingt fast unglaublich, was an Stoff für einen Vorhang aufging. Ein Bett, welches die Königin Katharina von Schweden

im Jahre 1559 ausstatten ließ, erforderte für die Gardine 87 und für den Himmel 83 Ellen Seidenbrokat. Ihre Zeitgenossin Dorothea, Königin von Dänemark, hinterließ einen Bettumhang, dessen Gardine 80 Ellen Seidendamast erforderte.

In Bezug auf die ausgedehnte Sitte des sogenannten Zeltens, d. h. des Behängens auch der Wände mit kostbaren Stoffen — ein Vorgang, der wohl zumal infolge der Ostfahrten, deren in der „Edda" häufig gedacht wird und die auf die frühzeitige Handelsverbindung mit Miklagaard (Konstantinopel) deuten, geblüht hat — verweisen wir sonderlich auf Franz Bocks „Goldstickereien und Webereien in alter und neuer Zeit". [12]

Als mit der Entdeckung Amerikas und der Eroberung Mexikos durch die Spanier sich für das Abendland eine neue reiche Fundgrube eröffnete zur Gewinnung goldenen Edelmetalls, wurde im sechzehnten Jahrhundert der Fabrikation der vergoldeten Silberdrähte zunächst zur Darstellung von Goldgespinsten ein erhöhter Impuls gegeben. Fast zu gleicher Zeit kam in Frankreich die Fabrikation der sogenannten Leonischen Gold- und Silberdrähte in Aufnahme. Aber auch Deutschland blieb in dieser Periode in der Anfertigung von Gold- und Silbergespinsten nicht zurück, indem schon 1545 Andreas Schulz in Augsburg eine Golddrahtfabrik in Betrieb setzte, desgleichen ein Franzose, Antoine Feurnier mit Namen, zu Nürnberg im Jahre 1570 eine solche begründete.

Von dem ersten erzählt Paul von Stetten in seiner Geschichte Der Heil. Röm. Reichs Freyen Stadt Augspurg: „Um diese Zeit brachte einer, Nahmens Andreas Schultz, aus Italien die Kunst, Silber- und Goldfäden zu spinnen, mit sich nach Augspurg und würckte sich vom Rath die Freyheit aus, daß solches niemand neben ihm treiben dürfte; er gerieth aber darüber in große Schulden und mußte nach drei Jahren deßwegen flüchtig werden."

In Basel begann erst um 1630 Franz Passavant eine „neue Fabrike des Gold- und Silberpassamenten".[13]

In jenen Tagen auch kamen zu den Nordländern die vergoldeten Ledertapeten. Sie wurden in Spanien verfertigt, wo bekanntlich die Mauren es in der Bearbeitung von Leder weit gebracht hatten. Mit großen Blumen auf Goldgrund oder goldenen Mustern auf rothem Grunde nahmen sich diese Tapeten vortrefflich aus.

Auch der Fußboden wurde farbig gehalten. Die Natur liefert uns in den blumengeschmückten Wiesenteppichen das Vorbild eines Fußbodens, auf welchem man gehen und sich lagern kann; und so folgte man auch im Norden der Natur, indem man zumal bei festlichen Anlässen den Fußboden mit Gras, Laub und Blumen bestreute. Nirgendwo ging man hierin so weit, wie in England. Bei Shakespeare ist der Sitte häufig gedacht. Gepflasterte Fußböden waren das Kennzeichen von Prunkstuben.

Werfen wir noch einen Blick auf die Nippsachen, die namentlich in Nürnberg, dem damaligen Tandladen der Welt, für den Norden zur Anfertigung kamen, wie uns dies Johannes Voigt in seinem „Blicke in das kunst- und gewerbereiche Leben der Stadt Nürnberg im sechzehnten Jahrhundert"[14] des Ausführlichen berichtet.

Unter den Kleinigkeiten fand sich denn manch ein Erbstück, das sich Generationen hindurch im Hause unversehrt erhalten, bei dessen Anblick der Greis bedenkt, daß er es schon seit vielen Jahren so und nicht anders gesehen:

> „Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
> Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
> Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Aepfel."—

Krüge, Kannen und Becken waren in jenen Tagen gemeiniglich von Zinn, wie denn noch im Jahre 1628 für das Frederiksborger Schloß ein reichlicher Vorrath von Wasserbecken,

Kannen und Nachtgeschirren, alle von Zinn, mit Krone und Namenszug des Königs auf dem Boden, angeschafft wurde. Ja, in England wurde für das Bankett in der Londoner Guildhalle, welches Georg III. in Staatsgala im Jahre 1762 mit seinem Besuche beehrte, neues Zinngeschirr im Werthe von 264 Pfd. Strl. gekauft.

Englisches Zinngeschirr — siehe Shakespeare „Der Keiferin Zähmung" II. 1 — war aber weltberühmt, und so handelt — mit England stand Zürich schon von Heinrichs VIII. Tudor Zeiten her in reger Wechselwirkung — der zu Zürich aufgenommene Engländer Hilles in Frankfurt mit Zürcher Büchern gegen englisches Wolltuch und Zinngeschirr.[15] Im Zürcher Wohnhause spielen so „zinnin" Teller eine Rolle. Und in einer Geschichte der Stadt Liestal[16] in Basels Nähe finden wir folgendes Inventarium:

Zinnen gschir:

20 groß und klein Brotiß- (Braten-) Blatten
20 Fleisch-Blatten
32 Reisblättli
6 groß Supenblatten
4 klein Supenblatten
18 Senfblättli
6 Orenschüsseli
3 Blattenteller
54 Teller
3 gescheubte Saltzbürli
9 Zangenkannen
21 mässig Kannen u. s. w. u. s. w.

Was die Dachbekleidung der Burgen des Nordens anbelangt, um wieder auf die Herrensitze zu kommen, so herrschte in dieser Beziehung eine gewisse Willkür; eine bestimmte Regel, vollends ein deutlicher Entwickelungsgang scheint nicht nachweisbar zu sein. Die Sache war wohl diese. Insgemein mußte man darin einig sein, daß das Kupfer das Beste, aber zugleich

das Theuerste sei, so daß es für Viele nur ein frommer Wunsch blieb, solches verwendet zu sehen. Hierzu kam, daß es keineswegs immer zur Hand war. Bleidächer standen in hohem Ansehen, wie denn unter dem verschiedenen Baumaterial, das die durch die Reformation zum Abbruch verurtheilten Kirchen und Klöster abgaben, ohne Zweifel das Blei auf den Dächern das Willkommenste war.

Ziegel aber waren die gewöhnliche Bekleidung des Daches. Auch drang während des sechzehnten Jahrhunderts eine andere bauliche Sitte im Norden merklich durch: die Anwendung von Schieferdächern.

Was im besonderen Grade dazu beitrug, den Dächern der damaligen Zeit Leben mitzutheilen, das war die immer mehr um sich greifende Lust, sie mit Thurmspitzen, Erkern und Wetterfahnen zu bevölkern. Während die alten Gebäude es höchstens bis zu Treppengiebeln brachten, im übrigen aber nur kahle Dachflächen zeigten, selbst ohne irgend eine Luke oder ein Dachloch, ja während sie sogar die Thürme nicht einmal in eine Spitze auslaufen ließen, sondern dieselben mit einem platten oder einem gewöhnlichen Dache versahen, so erwachte ungefähr um die Mitte des Jahrhunderts ein ungestümer Drang nach dem Aufwärtsstrebenden und dem Mannigfaltigen. Zunächst und vor allem baute man jetzt alle Thürme mit Spitzen. Besonders auf den Schlössern, wo die Mittel dazu nicht fehlten, traten hierdurch die prächtigsten Formen ins Dasein, entweder jene langen, schlanken Kirchthurmspitzen, wie auf dem älteren Frederiksborg (Seeland), oder anschwellende Kuppeln, bald nach unten eingeschnürt, wie jene eigenthümlichen auf Engelsholm in Jütland, bald aus der Thurmfläche hervorwachsend, wie ein Hünengrab auf Säulen, und nach obenhin beständig neue Schichten aussondernd von leichteren, durchbrochenen, luftig gebauten Formen.

Alle die Thurmspitzen, große wie kleine, fanden auf dieselbe Weise ihren Abschluß in einer langen Stange, welche eine vergoldete Wetterfahne trug.

Hatte der Besucher das Thor eines Herrensitzes mit seinen Inschriften passirt und ging über den Hof, um in das Innere des Gebäudes einzutreten, so trat ihm, wenigstens in allen neueren Schlössern, ein ansprechendes Bild vor Augen. Es war dies „der Brunnen“, wie der bescheidene Name lautete; in Wirklichkeit war es ein stolzer Springbrunnen, welcher mit seinem mächtigen Steinbassin und lebhaften Plätschern den ganzen Hofraum beherrschte, wie denn die Renaissance bezüglich des Brunnens „zur Form eines weiten Beckens zurückgreift“. Vollkommen ebenso großartig war, was dem Auge sich entzog, die Wasserleitung unter der Erde, welche oft von weit entfernten Hügeln ausging, und das ganze Netz von Adern, welches sich unter dem Steinpflaster nach allen Seiten verzweigte, in die Küche hinein, nach der Brauerei, zu der Badestube, allüberall hin. Was hier ausgeführt war, gehörte zu den vorzüglichsten Werken der Zeit und würde noch heute gerechte Bewunderung erwecken.

Der äußere Anlaß der ganzen Bewegung war unstreitig das erwachende Interesse der Renaissance für ähnliche Arbeiten des Alterthums. Der Anblick der mächtigen römischen Wasserleitungen, der sonderlich im Süden so bezaubernde, unwiderstehliche Eindruck von Schönheit, den ein reich sprudelnder Wasserborn hervorbringt, hat gewiß zuerst italienische Meister dazu begeistert, sich in dieser Richtung zu versuchen. Von Italien breitete sich die Bewegung weiter aus, so nach den Niederlanden; und gerade von hier drang sie nach dem Norden vor.[17]

Die Begeisterung für die Wasserkünste war ein echtes Kind der Renaissance, ein charakteristisches Erzeugniß der Zeit, deren

Sinn hauptsächlich auf das Reiche, das Frische, das Sprudelnde gerichtet war. Und dem leiht Worte C. F. Meyers:

„Der Springquell plätschert und ergießt
Sich in der Marmorschale Grund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Rund;
Und diese giebt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Fluth,
Und jede nimmt und giebt zugleich,
Und alles strömt, und alles ruht."

Es war das gleiche Verlangen, zu der Natur in ein innigeres Verhältniß zu treten, das sich, wie wir in der Folge sehen werden, auch in dem Kultus der Gärten ausspricht, ein Sehnen, welches später die Gemüther vergewaltigen sollte und welchem der Dichter, da dasselbe auf deutschem Boden den Höhepunkt erreicht hatte, so tiefen Ausdruck giebt:

„Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob es die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles ringsumher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Ortes, das alles hat so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde dasitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter des Königs selbst verrichteten. Wenn ich dasitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie, alle die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen

wohlthätige Geister schweben. O, der muß nie nach einer schweren Sonntagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann."[18]

Water is the liquid gold.

Und es ist war, die Brunnen sind, gleich anderen Werken von vorwiegend praktischer Bestimmung, in ihrer künstlerischen Ausschmückung vortreffliche Gradmesser für das Kunstbedürfniß und die Kunstrichtung eines Volkes und zugleich Spiegel der jeweilig herrschenden Kulturströmung.

Bezeichnend ist es daher, wenn in der Schweiz im sechzehnten Jahrhundert in den reformirten Gegenden auch die Zünfte anfingen, sich eifrig an der Aufstellung schöner Brunnen zu betheiligen. Solche waren u. a. die Brunnen in der Riehenthorstraße zu Basel, zum ehemaligen Zunfthause der Rebleute gehörig, und derjenige des Venner in der Marktgasse zu Bern vor dem früheren Zunfthause der Büchsenschützen. Wie die Zünfte bis dahin in den Kirchen gemeinschaftliche Kapellen oder Altäre gestiftet hatten mit werthvollem Altargeräth, Votivbildern und Glasscheiben, um ihren Reichthum zu zeigen, so stellten sie diesen jetzt in reich verzierten Zunfthäusern mit oft kostbarem Geräth und schönen Glasscheiben und auch in Brunnen zur Schau. Es ist die Nord-, Mittel- und West-Schweiz, wo in der Blüthezeit der Renaissance die schönsten Brunnen erstellt wurden; aber es sind hauptsächlich die westlich gelegenen Kantone, in denen wir sie noch heute finden.[19]

In seinen „Basler Stadtbildern"[20] giebt uns F. A. Stocker eine Abbildung des Fischmarktbrunnens zu Basel und führt an: „Man würde diese sanft geschweiften Figuren, sagt Rahn in seiner Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz, mit ihren süß lächelnden Mienen und den langen schmiegsamen Gewändern unbedenklich für Werke des vierzehnten Jahrhunderts halten, wenn nicht ein urkundliches Zeugniß den späteren Ursprung verbürgte."

Berühmt war im Norden der Neptunsbrunnen zu Kronborg, dem Doppelmayr in „Historische Nachricht von nürnbergischen Mathematicis und Künstlern" durch Beschreibung und Abbildung — das Kunstwerk erlag trotz seinen zweihundert Zentnern Erzes den Stürmen der Zeit — ein Erinnerungsmal aeere perennius gesetzt hat.[21]

War das Hauptgebäude der Burg nur ein Haus, so bildete das oberste Stockwerk meistens einen einzigen Saal mit freier Aussicht nach allen Seiten; bestand das Gebände aus vier Flügeln, so nahm der Rittersaal wenigstens den höchstgelegenen Wohnraum des ganzen Hauptflügels ein. Selbst unter diesen letzten mehr beschränkten Verhältnissen konnte der Rittersaal eine bedeutende Flächengröße erreichen. Auf Nygaard (Fünen) betrug sein Umfang nicht weniger als zwölf Ellen Breite und dreiunddreißig Ellen Länge. Jedoch war dieser Umfang für gar nichts zu rechnen im Vergleich mit den Räumen, welche die königlichen Schlösser aufweisen konnten. In dem Kopenhagener Schlosse war der Rittersaal nicht weniger als vierzig Ellen breit und sechsundachtzig Ellen lang. Auf Kronborg war es etwas schmäler, dafür aber erheblich länger.

In der Regel war der Eingang zum Rittersaale von der Wendeltreppe des Thurmes aus, welche an der Seite desselben mündete. Seltener führte die Treppe in die Mitte des Fußbodens hinauf. Die Ausstattung des Rittersaales war von derjenigen der anderen Stuben merklich verschieden. Hier stand kein Himmelbett, keine wohlverschlossene Kiste, sondern eine Reihe Kanonen lag da nnd starrte zu den Fenstern hinaus, bestäubt und die Mündungen mit Spinngeweben überzogen. Längs der Wand standen gewöhnlich Tischplatten und Böcke, welche hier auf die Seite gestellt waren; und unter der Decke hingen ein paar Kerzenkränze mit niedergebrannten Lichtstumpfen vom letzten Feste her.

Es war der Renaissance vorbehalten, neues Leben auch in den Schloßbau des Nordens zu bringen. Und die folgenden Worte Lübkes (Geschichte der Renaissance in Frankreich) von den französischen Herrensitzen zur Zeit, da die bezeichnete Lebenserfrischung in Frankreich Eingang fand, sie deuten die gleiche Strömung im Norden:

Schon seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hatte man die alten Schlösser unbehaglich gefunden. Die engen Höfe, die massigen Thürme, die geringen Lichtöffnungen, der ganz bloß auf Vertheidigung berechnete Charakter wurde drückend und lästig in einer lebenslustigen Zeit, deren Sinn auf heiteren Genuß gerichtet war. Ohnedies waren die Befestigungen durch die Einführung des schweren Geschützes und durch das Uebergewicht der königlichen Macht unhaltbar geworden. Aber den Schein des Feudalschlosses wollte man doch aufrechthalten, da traditionelle Vorurtheile doch zu fest daran hafteten. Außerdem hatten manche Lebensgewohnheiten, die ihren Ausdruck in den Schlössern gefunden, sich so in die neue Zeit vererbt, daß man sie nicht aufgeben mochte. Daher die vielen versteckten Gänge und Treppen, die hohen Dächer mit dem Walde von Kaminen, die Dachgeschosse mit giebelschmückenden Fenstern, die selbständige Bedachung der einzelnen Gebäudetheile, vor allem die gewaltigen runden Thürme und endlich die Wassergräben mit Wällen und Zugbrücken.

Aber alle diese Formen sollten einen neuen Sinn erhalten. Die Thürme, vordem nur zur Vertheidigung dienend, mit den spärlichen Oeffnungen, mit Zinnenkranz und Machicoulis, werden zu Wohnräumen, erhalten große Fenster zum Ausschauen in die Landschaft. Ueberhaupt, während man früher sich nach innen zurückzog, legt man jetzt die Flucht der Wohnräume gern nach außen, um des Blickes in die umgebende Natur froh zu werden. Denn nicht bloß der vorbeiziehende

Strom, Wald und Wiese und ein Hügelzug — wahrlich das Alte: „ut fons, ut campus, ut nemus placuit“! — locken zur Aussicht, auch die Kunst trägt zur Verschönerung der Umgebung bei. Gartenanlagen, Blumenparterres, mit Terrassen, Pergolen und Springbrunnen geschmückt, umgeben fortan den Herrensitz, und ein stattlicher Park macht den Uebergang zu Wald und Feld.

Während früher das Schloß sich finster gegen außen absperrte, öffnete es sich jetzt festlich einladend. Ja, das nordische Haus ward in den Garten gepflanzt.

Schon die Italiener des sechzehnten Jahrhunderts, bei denen die Anlage von Prachtgärten zu einer Art Leidenschaft wurde, waren davon durchdrungen, daß der Garten ein architektonischer Gedanke sein müsse; aber sie wußten sehr wohl und blieben sich klar darin, daß sozusagen die Baumaterialien, die ihnen dabei zur Verfügung standen, von ganz anderer Art waren, als diejenigen für ihre Paläste und Kirchen, daß sie es, anstatt mit gefügigem Stein, Holz oder gebranntem Thon, die sich *ihren* Gedanken bequemten, mit den lebendigen organischen Gebilden der Natur zu thun hatten, die sich, unabhängig vom menschlichen Einflusse, ihre eigene Gestalt schaffen. Sie hatten also bei der Komposition schon mit fertigen Formen zu rechnen, die sie unangetastet ließen, wenigstens nicht wider ihre Natur behandelten. So ließen sie wohl in der Anlage die gerade Linie vorherrschen, sie zerlegten die gegebene Fläche in große symmetrische Felder, sie bauten vom Palast abwärts Terrassen mit Balustraden und Rampentreppen, sie ließen reichlich strömendes Wasser in gerader Linie hindurchfließen, sie pflanzten Alleen und Pinienhaine, aber die Cypressen behielten ihren natürlichen Wuchs und die Pinienhaine selbst den Schein der Wildheit; sie ließen ferner die umgebende große, freie Natur, die Bergformen, die Veduten der Städte, das Meer und die

Wälder in ihre Gärten hereinblicken und zu dem großen architektonischen Gesamtbilde mitwirken. So war in der That der italienische Garten der Uebergang vom Palast zur Landschaft, von den starren Formen der Architektur zu den freien Gebilden der Natur.

Auch die reichen Bewohner der deutschen Städte, zumal aber die Niederländer liebten und übten, von Italien aus angeregt, damals mit Leidenschaft die Gartenbaukunst; auch bei ihnen herrschten in der Anlage Richtschnur und Winkelmaß, doch in der Weise des Ziergärtners, nicht des Architekten.

Das Idealschloß, wie den vorbildlichen Renaissance-Garten aber giebt uns Rabelais in seiner Schilderung der Thelemitenabtei:

„Inmitten des Hofes war ein herrlicher Brunnen von schönem Alabasterstein; darauf standen die drey Grazien mit den Hörnern des Ueberflusses und gaben das Wasser aus Brüsten, Ohren, Mund, Augen und anderen Oeffnungen des Leibes von sich. Der innere Bau des Hauses über dem Hofe stand auf mächtigen Pfeilern von Chalzedon und Porphyr mit schönen antikischen Bögen, innerhalb welcher schöne lange geräumige Galerien waren, verziert mit Schildereyen, mit Hörnern von Hirsch, Rhinozeros, Einhorn, Flußpferd, mit Elephantenzähnen und anderen Merkwürdigkeiten. . . .

Auf der Fluß-Seit war der schöne Lustgarten, und mitten darin das artige Labyrinth belegen. Zumittelst der beiden andern Thürn das Ballspiel und der große Ballen. Dem Thurn Kryere gegenüber war der Fruchtgarten voller Obstbäume all im Quincunx angepflanzet; hinter demselben das große Gehäg, von allen Arten Gewildes wimmelnd . . . Alle Zimmer, Säl und Gemächer waren nach den Jahreszeiten verschiedentlich tapezirt, die Böden all mit grünem Tuch bedeckt, die Betten von Stickerey.“[22]

Skandinavisches Gartenwesen ward nun vorzüglich von Holland her, welches direkt an Italien anlehnte, beeinflußt.[23]

Ungefähr seit der Mitte des Jahrhunderts läßt sich eine beständig wachsende Neigung nachweisen, Lusthäuser aufzuführen. Anfangs scheinen diese Dem entsprochen zu haben, was die Gegenwart mit diesem Namen bezeichnen würde; aber hurtig übersprang die Bewegung die engen Schranken. Die Lusthäuser wuchsen heran zu fundamentirten, zwei und drei Stockwerke hohen Gebäuden mit Spitzen und Thürmen, inwendig ausgestattet mit marmornen Fußböden und Säulen anderen Gesteins.

Wir behaupten den Gesamteindruck: War die griechische Architektur hauptsächlich Tempelbau, beruhte auch im christlichen Mittelalter der Schwerpunkt des architektonischen Schaffens in den kirchlichen Denkmalen, so steht bei der Renaissance der Profanbau im Vordergrund, nicht nach dem Maße der Leistungen, denn darin bleibt die kirchliche Kunst keineswegs zurück, sondern nach dem für alle Zeiten gültigen Werth derselben. Seit der Römerzeit hatte der Profanbau nicht mehr diese Bedeutung gehabt. Nunmehr aber tritt er entscheidend hervor, und indem er sich vor allem der Verherrlichung des Einzeldaseins widmet, erhebt er den Privatbau zur höchsten Stufe künstlerischer Bedeutung, monumentaler Würde. Das Wohnhaus, vom fürstlichen Palast bis hinab zu der einfachsten bürgerlichen Form, erfährt mit der „Wiedergeburt" zum ersten Male seit dem Alterthume eine mustergültige Behandlung.

Und so lassen wir des Gedenkens unseren Vortrag ausgehen, nicht ohne jedoch noch an das Alte „Das Haus ist das Kleid der Familie" zu gemahnen.

Anmerkungen.

[1] Das Gedicht findet sich in Bächtolds Deutschem Lesebuche für höhere Lehranstalten der Schweiz, II. (Frauenfeld, Huber, 1881), sowie bei Trenkle „Die Alemannische Dichtung seit Johann Peter Hebel (Tauberbischofsheim, J. Lang, 1881)". „Wer die Schönheit dieses Gedichtes zu empfinden vermag, der wird dasselbe geradezu für ein klassisches Produkt halten. Und es ist dieses nicht bloß durch Ton und Stimmung, die dasselbe beherrschen, und durch seine künstlerisch vollendete Abrundung, sondern ebensosehr durch die Reinheit des Dialekts, worin dieses Gedicht in der neuen schweizerischen Poesie einzig dasteht." Wir lassen einige Worterklärungen folgen: Meisterchniächt: Meisterknecht, — embry: hinab, — wollt: will, Präs. ind. von wollen, — es blanget mich: ich habe Sehnsucht, — Sachli: Vermögen, Geschäft, — z'Hande: diesen Abend, heute Nacht, — wyt u wagen offen: ganz weit offen, — Blug, der: die Täuschung, — Aerist: Ernst, — Stiefeli: Diminutivum zu Staffel, Sennhütte, — etwärist: quer, — buwes: gebaut, — ol: oder, — schüfter: schauderhaft, — Bhusig und Tristig nehmen: Haus und Hof aufschlagen, — mu: man, — Harschhornen: Harschhörner, — sälb: der nämliche, — losen: hören.

Von der Sage selbst handelt ausführlich Vetter in der Gratulationsschrift der Universität Bern zur vierten Säkularfeier der Universität Upsala (Bern 1877), und zwar sucht er nachzuweisen, daß die Sage nicht bloß aus Nachrichten mittelalterlicher Historiker zusammengestoppelt und ins Volk geworfen, sondern ihrem Kerne nach der Rest einer alten, echten, mit denen anderer germanischer Stämme zusammengehörigen und ebenbürtigen Wandersage der Alemannen sei, historisch natürlich nur in ihrem allgemeinsten Inhalt, der Einwanderung von Norden her. Wichtig ist diese Sage als solche auch darum, weil sie jedenfalls mit der Tellsage zusammenhängt (Siehe Tobler, Schweizerische Volkslieder. Frauenfeld 1882).

[2] Dr. Wilhelm Goetz, Die Nialssaga ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. Berlin, 1885,

[3]. Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts. Kopenhagen, 1882.

[4] Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz (Zürich, Orell Füßli).

[5] Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1879 (Zürich, Orell Füßli, 1879).

[6] Basler Neujahrsblatt 1880.

[7] Hermann Meyer, Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert (Frauenfeld, Huber, 1884.).

[8] Rahn, Die Schmiedstube in Zürich, in Zürcher Taschenbuch 1879.

[9] E. Paulus, Bilder aus Kunst und Alterthum in Deutschland, Stuttgart 1883.

[10] Goetz, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance (Berlin 1886).

[11] Zürcher Taschenbuch 1879.

[12] Nürnberg, Bieling, 1884.

[13] Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel.

[14] Berlin, Brigl und Lobeck.

[15] Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel.

[16] Brodbeck, Geschichte der Stadt Liestal. Liestal, A. Brodbeck. 1872.

[17] Goetz, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance. Berlin 1886.

[18] Goethe, Die Leiden des jungen Werther, erschienen 1774.

[19] Schubert, Die Brunnen in der Schweiz. Frauenfeld, 1885.

[20] Basel, Georg, 1890.

[21] Goetz, a. a. O.

[22] Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich, giebt Rabelais' Gargantua I. 53 und 55 nach der Uebersetzung von Regis.

[23] Goetz, a. a. O.



Märtyrer des freien Denkens

aus alter und neuerer Zeit.

Von

Hedwig Bender

in Eisenach.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Uralt — fast so alt wie die Menschheit selber — ist auch der spekulative Trieb des menschlichen Geistes — der Vater jedes tiefsinnigen metaphysischen Gedankens und jeder kühnen, weltbewegenden reformatorischen Idee. Vieltausendjährig ist seine Geschichte — denn schon in der Kindheit des Menschengeschlechtes hat der Gang seiner Entwickelung seinen Anfang genommen, und seine Spuren lassen sich rückwärts verfolgen, bis sie sich fern im Morgenlande, im Dunkel einer sagenhaften Vorzeit, im Schatten indischer Palmenhaine und ägyptischer Pyramiden verlieren. . . . Seitdem ist der Hang zum Grübeln und Forschen, der Hang zu spekulativer Betrachtung unter den Menschen nicht wieder zur Ruhe gekommen, sondern hat immer aufs neue mehr oder minder erfolgreiche Versuche gemacht, den Bann ererbter Anschauungsweisen und durch Gewohnheit geheiligter, langjähriger Vorurtheile zu brechen und — soweit möglich — den Schleier des Saisbildes zu lüften. . . . Denn wieder und wieder seit jenen fernen halbmythischen Tagen hat es kühne, selbständig denkende Geister gegeben, die sich bei den jeweilig bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen oder auch bei den gerade herrschenden religiösen Vorstellungen und metaphysischen Lehrmeinungen nicht zu beruhigen vermochten, die nach Verbesserung der ersteren strebten oder nach tieferer und vollkommenerer Einsicht, als die letzteren

sie ihnen zu bieten schienen, verlangten. Und wieder und wieder im Laufe der Jahrtausende geriethen diese seltenen, zu geistiger Selbständigkeit veranlagten Individuen mit ihrer Zeit und Umgebung nicht bloß innerlich in Widerstreit, sondern oft auch äußerlich in einen mehr oder minder heftigen und für sie verderblichen Konflikt; wieder und wieder im Laufe der Jahrtausende regten sie den Haß herrschsüchtiger Priester, den Fanatismus blindgläubiger Massen, die Wuth der frommen Verfolgungssucht und oft auch die Mordsucht und Tücke tyrannischer Gewalthaber gegen sich auf.

So ist die Entwickelungsgeschichte des denkenden Menschengeistes die Geschichte eines endlosen, rastlosen Kampfes — eines Kampfes, der um so furchtbarer ist, weil er nicht bloß mit geistigen Waffen geführt wird, sondern seitens der jeweilig herrschenden Parteien nur zu häufig mit denen tyrannischer Willkür und brutaler, roher Gewalt. Groß ist die Zahl der Märtyrer, die in diesem unseligen Kampfe gefallen, die dem Dämon der Unduldsamkeit zum Opfer gebracht worden sind. Aber nur ein winziger Bruchtheil jener Hunderttausende gehört der kleinen Schar der selbständig denkenden Geister, die sich nicht führen ließen, sondern Anderen Führer und Leiter wurden, an. Dennoch sind selbst diese Wenigen, die zugleich Märtyrer und geistesmächtige Vorkämpfer mehr oder minder kühner und kulturell werthvoller Ideen gewesen sind, großentheils in weiteren Kreisen kaum ihrer wahren Bedeutung nach gewürdigt, ja vielfach nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Zwar blickt die gesamte gebildete und frei gesinnte Welt auch heute noch voll Ehrfurcht und dankbarer Bewunderung zu der Gestalt des großen griechischen Weisen, der zu Athen den Giftbecher trank, und zu den gewaltigen, weltgeschichtlichen Erscheinungen eines Girolamo Savonarola, eines Johannes Huß und Giordano Bruno auf; — zwar beugt sie auch heute noch

verehrend vor der Lichtgestalt des besten und edelsten Menschensohnes, der jemals auf Erden gewandelt ist, vor der wahrhaft unvergleichlichen Gestalt des schlichten Zimmermannssohnes aus Nazareth, der am Kreuz zu Golgatha sein schuldloses Leben verhauchte; ihr Haupt — daß hindert aber nicht, daß zahlreiche andere unter den Märtyrern und Vorkämpfern des freien Denkens, die sich zwar großentheils an Bedeutung mit den eben genannten nicht messen können, dennoch aber zu ihrer Zeit und in ihrer Umgebung ebenfalls als vielbewunderte, ein mehr oder minder helles Licht ausstrahlende Gestirne erglänzten, heutzutage vergessen und fast verschollen sind. Wer erinnert sich beispielsweise heute noch eines Julius Cäsar Vannini und Tommaso Campanella? wem sind die Irrfahrten Michael Servets, wem ist nicht bloß sein tragisches Schicksal, sondern auch seine bleibende kulturgeschichtliche Bedeutung bekannt? — Und noch eine ganze Reihe gleich interessanter Charakterköpfe weist die Galerie der unerschrockenen und todesmuthigen Helden des geistigen Befreiungskampfes, von dem hier die Rede ist, auf. — Es müßte eine lohnende Aufgabe sein, die Spuren aller Derjenigen, die diesem Kreise angehören, durch die Jahrhunderte zu verfolgen, ihre bedeutenden Gestalten in lebensvollen und farbenreichen Bildern den Lesern vorzuführen und sie gleichsam wie in einem idealen Pantheon menschlicher Geistes- und Gesinnungsgröße in Gedanken um ihn zu versammeln. Aber die Verwirklichung eines so gewaltigen und viel umfassenden Planes führte uns an dieser Stelle zu weit.

Ich muß mich daher darauf beschränken, nur wenige flüchtige Skizzen zu entwerfen, und greife demgemäß nur einige der merkwürdigsten Persönlichkeiten aus theilweise weit auseinanderliegenden Zeitepochen als Repräsentanten der ganzen Klasse heraus.

I.

Ein uns räumlich und zeitlich sehr fernliegender Schauplatz ist es, auf den der erste Rückblick, den wir in die Tiefen weltgeschichtlicher Entwickelung werfen, uns versetzt. Der Vorhang einer mehr als anderthalb Jahrtausende umfassenden Vergangenheit rauscht empor. Wir befinden uns im alten Babylonien, am Tigrisufer, in der altehrwürdigen Residenz der Meder- und parthischen Perserkönige und der späteren Sassanidenherrscher, im „schätzereichen" Ktesiphon. Hier wurde, wahrscheinlich um das Jahr 214 nach Christi Geburt, zu der Zeit, da der grausame und verschwenderische Wütherich Caracalla den römischen Kaiserthron einnahm, Mânî oder Mânes, der Sohn Fatiks oder Futtaks, der Begründer der seiner Zeit im Orient außerordentlich weit verbreiteten Sekte der Manichäer geboren.[1] Die Zeit seiner Kindheit und reiferen Jugend war unruhig, ja theilweise stürmisch bewegt. Noch saßen die Arsaciden, das einst so ruhmreiche parthische Königsgeschlecht auf Persiens Thron;[2] aber schon war ihre Macht durch die mehr als hundertjährigen unglücklichen Kriege gegen die Römer, die ihnen schon unter Trajan (von 114—117) und später unter Septimius Severus große Theile ihres Reiches entrissen hatten, in trauriger Weise geschwächt; Armenien, Assyrien und Mesopotamien waren längst in die Hände der Feinde gefallen, und auch Ktesiphon, die alte Haupt- und Residenzstadt des Reiches und muthmaßliche Vaterstadt Mânîs, schmachtete seit geraumer Zeit mit Seleukia und Babylon unter dem verhaßten römischen Joch. Nichtsdestoweniger dauerten die erbitterten Feindseligkeiten zwischen Parthern und Römern auch damals noch fort, und Caracalla selber kam im Jahre 217 — als Mânî etwa drei Jahre zählen mochte — auf einem Feldzuge gegen jene um. — Inzwischen bereitete sich für Persien und die angrenzenden Länder ein neuer gewaltiger Umschwung

vor: Ardaschîr (Artaxerxes), der Sohn Bâbaks, aus dem altpersischen Geschlecht der Sassaniden, brachte zuerst die eigentliche Provinz Persien und in der Folgezeit ganz Iran in seine Gewalt und warf sich endlich nach der siegreichen Schlacht bei Hormuz, in der der letzte Partherkönig Artabanes V. Krone und Leben verlor, im Jahre 226 n. Chr. (während der Regierungszeit des Alexander Severus) zum gefürchteten Oberhaupt des gewaltigen neupersischen Reiches auf. Bald empfanden denn auch die Römer die wieder erstarkte persische Macht: persische Heere drangen erobernd über die schlecht vertheidigten römischen Grenzen, Babylonien und Assyrien wurden wiedergewonnen, und Artaxerxes zog triumphirend in den alten Königspalast zu al Madâin oder Ktesiphon, aus dem die Römer die Partherfürsten vordem vertrieben hatten, ein.

Unter solchen Verhältnissen wuchs Mânî als ein den Schilderungen nach frühreifer, etwas schwärmerischer und insbesondere für Einwirkungen religiöser Natur allem Anschein nach sehr empfänglicher Knabe heran. Seine Familie war altpersischen Ursprungs; sein Vater, der aus Hamadân (dem alten, im eigentlichen Persien gelegenen Ekbatana) gebürtig und nach Babylonien eingewandert war, gehörte dem angesehenen persischen Geschlecht der Haskanîja, seine Mutter vielleicht sogar dem Geschlechte der alten Partherkönige, der Aschganiden oder Arsaciden selber an. So traten naturgemäß auch die religiösen Anschauungs- und Vorstellungsweisen, die in Persien von alters her heimisch gewesen, frühzeitig an ihn heran: persische Magier unterrichteten ihn in dem Licht- und Feuerkultus seines altpersischen Heimathlandes — sie lehrten ihn den tieferen Sinn des Mithrasdienstes, dieser uralten, dem Sonnengott huldigenden, medisch-persischen Volksreligion, verstehen und führten ihn in die Geheimnisse der Ormuzdlehre, wie sie seiner Zeit von Zoroaster in den heiligen Büchern der Zend-Avesta niedergelegt wurden, ein. Aber dies

waren nicht die einzigen und auch nicht die ersten und frühesten Einwirkungen religiöser Art, die der wißbegierige Knabe empfing. Sein Vater Futtak war wohl ursprünglich Parse gewesen — aber er schloß sich später — wie wir aus dem Fihrist[3] erfahren — und zwar kurz ehe Mânî geboren wurde — der schwärmerischen Sekte der Mugtasila, die die unzugänglichen, sumpfigen Niederungen östlich und westlich vom Euphrat und Tigris bewohnten, an. Wie wir später noch sehen werden, weist die nachmalige Lehre Mânîs deutliche Spuren der Anschauungen, die von den Anhängern dieser Sekte ihm eingeflößt wurden, auf. Endlich zog ihn früher oder später auch das Christenthum, das in jenen Gegenden bereits im ersten Jahrhundert seines Bestehens festen Fuß gefaßt zu haben scheint,[4] in die ihm eigenthümlichen Vorstellungs- und Ideenkreise hinein.

Unter dem Einflusse so vieler verschiedenartiger, einander in wesentlichen Stücken widersprechender und befehdender Auffassungsweisen setzte sich in der Seele des schwärmerischen Jünglings allmählich die Ueberzeugung fest, daß er von Gott berufen sei, der Menschheit ein neues Evangelium zu verkünden und als der verheißene „Tröster“ oder „Paraklet“ die Mission Jesu Christi fortzuführen und zu vollenden. Geheimnißvolle Visionen und Traumgesichte, die er zu haben glaubte, bestärkten ihn in dieser Meinung, sein „neues Evangelium“ nahm nach und nach feste Formen in seinem Innern an und bildete sich schließlich zu einem eigenthümlichen, stark mit phantastischen Elementen versetzten, aber doch in seiner Art großartigen und in sich geschlossenen Gedankengebäude heraus. Nachdem er schon längere Zeit im stillen für seine Lehre Propaganda gemacht und Anhänger für dieselbe geworben hatte, trat er endlich in seinem 24. Lebensjahre bei einer außergewöhnlich feierlichen Gelegenheit, am Tage der Thronbesteigung Sâbûrs I.,[5] des zweiten Sassanidenherrschers, wahrscheinlich um 238, öffentlich in Ktesiphon als Verkündiger derselben auf.

Der Erfolg dieses Schrittes ist ein für ihn verhängnißvoller gewesen, und wenn man die gegebenen Verhältnisse in Betracht zieht, so kann man nicht über diesen Erfolg an sich, sondern einzig und allein über die Kühnheit des Wagnisses, das ihn herbeigeführt hat, erstaunen. Man vergegenwärtige sich nur die Lage der Dinge: der Ort, den Mânî für sein erstes öffentliches Auftreten sich auserwählt, war der Herrschersitz des Sassanidengeschlechts, der politische und geistige Mittelpunkt des von ihnen begründeten Reiches. In ganz Persien aber war gerade zu jener Zeit — infolge der Siege Ardaschîrs — zugleich mit der Erstarkung des altpersischen Nationalgefühls auch die Begeisterung für die alte persische Volksreligion, die durch das Heidenthum und das Christenthum und durch das stetig zunehmende Sektenwesen stark untergraben war, neu erwacht. Die Sassanidenherrscher selber waren eifrige Vorkämpfer des alten Parsenglaubens und ergriffen schon aus politischen Gründen in leidenschaftlicher Weise für denselben Partei; sie richteten aller Orten die Feueraltäre wieder auf und stellten die Lichtreligion Zoroasters in ihrer früheren Einfachheit und Reinheit wieder her. Infolgedessen stand das Magierthum, das vorher an Ansehen stark eingebüßt hatte, gerade damals auf dem Gipfel seiner Macht, und Mânî forderte sehr zu seinem Schaden die Feindschaft dieser stolzen und herrschsüchtigen Priesterkaste durch die öffentliche Verkündigung seiner „neuen Lehre" heraus.

Die Verfolgungen, denen er sich aus diesem Anlaß von seiten der letzteren ausgesetzt sah, nöthigten ihn denn auch sehr bald zur Flucht: er verließ sein Vaterland und hielt sich lange Jahre außerhalb der Grenzen aller von Sâbûr beherrschten Staaten auf. Ungefähr vierzig Jahre lang — so wird berichtet — zog er in den transoxanischen Ländern, in Turkestan und Churâsân, in Chokand und in der hohen Tartarei, in Kaschmir und Thibet umher — er wanderte bis an die Grenzen

Indiens und Chinas, ja nach einigen Berichten sogar in diese Länder hinein. Bezeichnend für die Macht seiner Persönlichkeit und für den Einfluß, den er auf die Gemüther der Menschen ausübte, ist die Thatsache, daß der heimathlose Flüchtling in allen diesen Ländern sich selbst treue Anhänger und Verehrer und seiner Lehre zahlreiche begeisterte Bekenner gewann.

Erst gegen das Ende der Regierung Sâbûrs kehrte er endlich nach Ktesiphon zurück. Der Erfolg seiner Lehre im Auslande hatte wohl seine Hoffnungen auf einen gleichen Erfolg auch in seinem Vaterlande neu belebt. Und obwohl sich die betreffenden Verhältnisse in Persien während der Zeit seiner Abwesenheit nicht verändert hatten, so begünstigte ihn doch nunmehr — wenigstens vorübergehend — in augenfälliger Weise das Glück. Mohammed ben Ishâk berichtet uns, daß Mânî Sâbûrs Bruder Fîrûz sich günstig zu stimmen wußte, und daß er durch Vermittelung desselben auch Zutritt beim Könige selber gewann. Im Grunde seines Herzens zwar war dieser, wie die Berichte versichern, ihm immer noch feindlich gesinnt; er trachtete, sich seiner Person zu bemächtigen, denn er hegte insgeheim die Absicht, ihn zu tödten. Als er ihm aber leibhaftig gegenüberstand, da entsank ihm der Muth. „Es ergriff ihn" — so heißt es an der betreffenden Stelle — „eine Scheu vor Mânî, und er freute sich seines Anblickes; er fragte ihn, was ihn zu ihm führe, ja er versprach ihm sogar, sich zu ihm und seiner Lehre bekehren zu wollen. . . . Und er gewährte ihm alles, um was er ihn bat —" d. h. er sagte ihm für ihn und seine Anhänger Schutz und Sicherheit in allen von ihm beherrschten Ländern zu.

Allerdings scheint diese auffallende Sinneswandelung Sâbûrs[6] aus Anlaß seiner persönlichen Begegnung mit Mânî keineswegs nachhaltig und von Dauer gewesen zu sein; wenigstens deuten verschiedene Gerüchte, die freilich nicht übereinstimmend lauten, auf einen abermaligen Umschwung in der Gesinnung des

Königs zu Ungunsten Mânîs hin. Nach einer Lesart nämlich ließ ihn Sâbûr ins Gefängniß werfen, nach einer anderen ergriff Mânî gegen das Ende der Regierungszeit desselben noch einmal vor diesem Fürsten die Flucht. Ist die erste Behauptung richtig, so wurde er von Sâbûrs Nachfolger Hurmuz (Hormisdas I.), der ihm seine Gunst geschenkt haben soll, der aber nicht ganz zwei Jahre regierte, aus dem Gefängniß befreit;[7] dürfen wir dagegen der zweiten Annahme Glauben schenken, so hat er während der Regierungszeit des Hurmuz als Flüchtling in der Verborgenheit gelebt und ist erst unter Bahrâm I. (Varanes), dem Sohn und Nachfolger des Hurmuz, neuerdings nach Persien zurückgekehrt. Jedenfalls taucht er in den Berichten der meisten und zuverlässigsten Schriftsteller über diesen Fürsten abermals auf. „Er kam zu ihm —" so erzählt Masûdi[8] „und lud ihn zur Annahme der Lehre der Dualisten ein." Bahrâm aber bemächtigte sich seiner, ließ ihn angeblich durch die ersten Gelehrten seines Reiches von der Irrthümlichkeit seiner Lehre überführen und überantwortete ihn, da er trotz alledem nicht widerrufen wollte, dem Tode. Auch eine größere Anzahl seiner Anhänger — die Berichte sagen zweihundert — ereilte das gleiche Geschick.

Sich nach dem relativ Wenigen, was wir von seinen geistigen Eigenthümlichkeiten und von seiner Lebensweise wissen, ein einigermaßen klares Bild von der Persönlichkeit Mânîs zu machen, hält überaus schwer. Allerdings finden sich mancherlei Andeutungen, die uns werthvolle Anhaltspunkte zu geben vermögen, bei den verschiedenen Schriftstellern vereinzelt vor.

So wird uns in den aus orientalischen Quellen herfließenden Berichten mehrfach sowohl von seiner Liebe zur Musik und von seinem Talent für dieselbe als auch von seiner hervorragenden Begabung für die Malerei und Zeichenkunst erzählt.[9] Bei Cyrillus und Photius hinwiederum wird seiner Beredsamkeit und seiner Geschicklichkeit im Disputiren rühmend erwähnt.

Für die Fruchtbarkeit und schöpferische Kraft seines Geistes spricht die große Anzahl (theils in syrischer, theils in persischer Sprache abgefaßter) Schriften, die ihm von den verschiedenen morgen- und abendländischen Autoren mit großer Bestimmtheit zugeschrieben werden — für sein großes Organisationstalent die großartige, von ihm im engsten Anschluß an sein Lehrgebäude und an die vorausgesetzte „Hierarchie" der Himmelsmächte geschaffene, reich gegliederte Kirchenverfassung, die er bei seinem Tode schon voll ausgebildet hinterließ. Von seiner Lebensweise wissen wir nur, daß sie der von ihm gepredigten strengen Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitslehre voll und ganz entsprach. Fassen wir endlich die wichtigste von allen uns zur Beurtheilung seiner geistigen Individualität zu Gebote stehenden Quellen — sein Lehrgebäude — ins Auge, so erscheint er in diesem als ein Mann von Tiefsinn und Geist, von seltener Größe der Auffassungsweise, von unleugbarer poetischer Begabung und reicher, schöpferisch gestaltender Phantasie. Nehmen wir alle diese einzelnen Momente zusammen, so gewinnen wir den Eindruck einer groß angelegten und ungemein reich und vielseitig begabten, durchaus eigenartigen und machtvollen Individualität, einer Individualität, die allem Anschein nach mit all ihren mannigfachen geistigen Vorzügen zugleich auch jenen Zauber der Persönlichkeit, der allein Mânîs außergewöhnliche Erfolge als Sektenstifter und Mann des Volkes erklären kann, verband.

Was sein Lehrsystem als solches betrifft, so ist dieses ebenfalls in hohem Maße interessant. Er versucht es darin, das Christenthum mit dem Parsenthum, oder genauer noch, das dem letzteren entlehnte Dogma von den beiden gleich ewigen und gleich anfanglosen Urprinzipien mit der christlichen Heils- und Erlösungslehre zu verschmelzen.

Von Ewigkeit her — lehrt Mânî — standen sich gutes und böses Prinzip, Lichtreich und Reich der Finsterniß unabhängig

und scheinbar ebenbürtig gegenüber. Da entbrannte zwischen beiden der Kampf: die Dämonen der Finsterniß, die bis dahin untereinander im Streit gelegen hatten, vereinigten sich zu einem gemeinsamen räuberischen Einfall in die Reiche des Lichtes. Zwar wurden sie nach heftigen Kämpfen zurückgeschlagen, doch rissen sie Theile des Himmelslichtes an sich, vermischten es mit Theilen ihres eigenen, unreinen Elementes und zogen es mit sich hinab. Um dieses von den Banden der Finsterniß umstrickte Licht zu befreien und nach und nach wieder an sich zu ziehen, schuf Gott aus dem erwähnten Gemisch von reinen und unreinen Substanzen die Welt. In dieser repräsentirt die Materie das böse Prinzip, die ihr innewohnende belebende und beseelende Kraft (die Weltseele) aber das durch sie gebundene und gefangen gehaltene Licht. Mânî stellt nun in seinen Schriften des weiteren ausführlich dar, durch welche Mittel und Wege die Wiedervereinigung dieses von den Dämonen geraubten Lichtes mit dem ewigen, göttlichen Urlicht nach dem Rathschluß Gottes gelingt. Er schildert uns, wie der Fürst der Finsterniß diesen Rathschluß zu vereiteln trachtet, indem er zur Schöpfung der ersten Menschen, zur Schöpfung Adams und seines Weibes Hawwa (Eva) schreitet, damit durch die innige Vereinigung der menschlichen Seele mit dem menschlichen Leibe die Materie das reine Licht nur um so fester umklammere und mit den unwürdigen Fesseln unreiner Sinnlichkeit umschlinge. Er erzählt uns dann ferner, wie der Gottessohn Isa oder Jesus zu dem ersten Geschöpf oder Urgeschöpf (d. h. zu Adam) entsandt wird, damit er die Lichtseele des letzteren und die in gleicher Weise des göttlichen Lichts theilhaftigen Seelen seiner Nachkommen aus diesen Fesseln der Sinnlichkeit löse, indem er sie vor den Fallstricken des Dämons warne und ihnen den Rathschluß Gottes und den Weg, der zum Heil führt, verkünde. Er berichtet uns endlich, wie die reine Lehre des Gottgesandten durch Juden und

Christen verfälscht worden sei,[10] und wie er, Mânî, infolgedessen den Auftrag empfangen habe, das Werk Jesu Christi zu vollenden. — Natürlich endet bei ihm der jahrtausendelange Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip schließlich mit dem denkbar vollkommensten Sieg des „Königs der Paradiese des Lichtes": durch einen allgemeinen Weltbrand wird am Ende aller Dinge auch der letzte Rest des einst geraubten Lichtes befreit, und der Dämon der Finsterniß kehrt, gedemüthigt und für immer unschädlich gemacht, in den Abgrund, dem er entstiegen, zurück.

In seiner Sittenlehre, in der er die strengste Enthaltsamkeit von seinen „Auserwählten" fordert und als den einzigen Weg des Heils und der Erlösung aus den Banden der Materie preist, schließt sich Mânî nicht bloß an die Moralvorschriften des Christenthums, an die Gebote der allgemeinen Menschenliebe, der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit 2c., sondern auch in augenfälliger Weise an die weit asketischere Moral der oben erwähnten Sekte der Mugtasila an.[11]

Die außerordentliche historische Bedeutung des Manichäerthums und seine ungewöhnlich schnelle Verbreitung (insbesondere unter den Völkern des Morgenlandes) wird durch die zahlreichen orientalischen und occidentalischen Schriftsteller, die sich mit ihm beschäftigt haben, bezeugt. Nicht umsonst wurden Mânî und seine Anhänger nicht allein von dem frommen Eifer der Feuerpriester, sondern auch von demjenigen der christlichen Fanatiker verfolgt. In der That hatte die junge christliche Kirche im Orient kaum einen zweiten, ihr gleich gefährlichen Feind, schlich er sich doch sogar versteckterweise in die Reihen ihrer eigenen Geistlichkeit, vornehmlich in die Reihen der Bischöfe und Metropoliten der ägyptischen Kirche ein. Daß auch der Kirchenvater Augustinus ursprünglich dem Manichäismus huldigte, ist bekannt. Trotz aller Verfolgungen, die letzterer von Anbeginn zu bestehen

hatte, breitete er sich indessen mit erstaunlicher Schnelligkeit zuerst durch die mittel- und kleinasiatischen Reiche, dann an der Nordküste Afrikas und endlich auch in Sizilien und Süditalien aus. Im vierten Jahrhundert zogen sich seine Bekenner, der mehr und mehr sie bedrängenden Verfolgungen wegen, tief in das Innere von Asien zurück, erhielten sich aber auch im Abendlande in einzelnen Ueberresten bis spät in das Mittelalter hinein und tauchten in den verwandten Erscheinungen der Paulicianer (im siebenten und achten Jahrhundert) und der Katharer und Albigenser (im zwölften Jahrhundert) in verschiedenen Gegenden Europas wieder auf. So war es ein großartiges historisches Drama, das mit dem Auftreten Mânîs im dritten Jahrhundert n. Chr. begann und das erst neunhundert Jahre später mit dem greuelvollen Schlußakt der Albigenserkriege (1209—29) auf den Trümmern zahlreicher blühender Städte und bei dem Brande rauchender Scheiterhaufen seinen erschütternden Abschluß fand.[12]

II.

Den denkbar größten Gegensatz zu der gewaltigen, einen großartigen, aber vorwiegend düsteren Charakter tragenden und in ihrer schwankenden Unbestimmtheit einigermaßen schattenhaften Erscheinung Mânîs bildet der Philosophin Hypatia anmuthig edle, sich in klaren, festen Linien, plastisch wirksam und lichtvoll zugleich vom dunklen Hintergrund ihrer Zeit und Umgebung abhebende Gestalt. Mânîs Persönlichkeit übt einen geheimnißvollen, fast unheimlich bestrickenden Reiz; es scheint eine echt orientalische Mischung von ungewöhnlicher Verstandesschärfe und ausschweifender Phantastik, von glühender Sinnlichkeit und abstrakter Gedankentiefe in seinem Charakter gewesen zu sein, die uns fesselt und mächtig ergreift; Hypatia dagegen zieht uns vornehmlich durch die echt hellenische Feinheit und Geistesanmuth, die ihr eigenthümlich waren, durch ihren echt griechischen Schönheitssinn

und durch den Zauber jungfräulicher Hoheit und Reinheit und echt weiblicher Liebenswürdigkeit, der von ihr ausstrahlt, an. — Mânes ist der leidenschaftliche und wortgewaltige Verkündiger eines neuen und in seiner Art großartigen Evangeliums — er fühlt sich und muthet auch uns fast an wie ein alttestamentlicher Prophet; Hypatia ist die pietätvolle Hüterin der angesammelten Geistes- und Wissensschätze einer absterbenden großen Zeitepoche, eine der spätesten und idealsten Vertreterinnen einer unwiderruflich dem Untergange geweihten Kultur. Sie hat etwa anderthalb Jahrhunderte später als Mânî gelebt; als sie gegen das Ende des vierten Jahrhunderts in Alexandria geboren wurde, war dieser wohl schon länger als hundert Jahre todt.

Während dieses Zeitabschnittes hatte der langsame, aber unaufhaltsame Zersetzungsprozeß des römischen Weltreichs, der schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts mit Marc Aurels Tode seinen Anfang genommen, nach allen Richtungen hin die gewaltigsten Fortschritte gemacht; alle staatlichen und gesellschaftlichen Bande hatten sich mehr und mehr gelöst. Das Volk war immer tiefer in materielles Elend und moralische Verkommenheit hineingerathen, die Kaiserkrone war zum Spielball ehrgeiziger Söldnerführer herabgesunken, Parteiungen zerrissen im Innern, die sich mehrenden Einfälle der Barbarenvölker bedrohten von außen her das Reich. Die wenigen kräftigen Kaiser dieser Periode sahen sich außer stande, dem mehr und mehr überhand nehmenden allgemeinen Verderben zu wehren. Die Unmöglichkeit einer wirksamen Beherrschung des zerfallenden Riesenreiches seitens eines Einzelnen erkennend, hatte endlich (im Jahre 395) auf seinem Todtenbette Kaiser Theodosius der Große dasselbe unter seine beiden Söhne Arcadius und Honorius getheilt. Unter der Herrschaft des Ersteren, dem das Morgenland und damit auch die Herrschaft über Aegypten zufiel, wuchs

Hypatia als Tochter und demnächstige Schülerin des tüchtigen, in wissenschaftlichen Kreisen allgemein geschätzten Mathematikers Theon heran. Durch Letzteren wurde sie nicht bloß in seiner eigenen Wissenschaft unterrichtet, sondern auch frühzeitig mit Liebe und Begeisterung für die Wissenschaften im allgemeinen und für die Philosophen ihres altgriechischen Heimathlandes im besonderen erfüllt. Ihre weitere philosophische Ausbildung erhielt sie in Athen. Als sie von da zurückgekehrt war, erlangte sie in Alexandria als Vorsteherin der dortigen Philosophenschule großen Ruhm, war sie doch eine geistvolle, sich und Andere für die erhabenen Ideen der großen griechischen Weisen begeisternde Vertreterin der von Anbeginn her in Alexandria heimischen, zuerst durch Ammonius Sakkas und seinen großen Schüler Plotinus daselbst begründeten neuplatonischen Philosophie, jenes tiefsinnigen metaphysischen Gedankensystemes, das sich als eine sinnreiche Verschmelzung platonischer, pythagoreischer, aristotelischer und orientalischer Lehren darstellt, unter engster Anlehnung an die Ideenlehre Platons ursprünglich in erster Reihe den Begriff des Ewig-Einen, des wesentlich einheitlichen göttlichen Urwesens begrifflich zu entwickeln unternahm, daneben aber (vornehmlich in seinen späteren Vertretern) durch allegorische Deutung der alten Göttersagen die altheidnische Volksreligion zu vergeistigen und neu zu beleben sich bestrebte und in einer mystischen Vereinigung der menschlichen Seele mit dem Ewig-Göttlichen, in einer ekstatischen „Intellektualanschauung“ des letzteren „den höchsten Triumph und das Endziel alles philosophischen Forschens und Strebens“ erkannte. Hypatia gehörte der letzteren Richtung an; sie war die Priesterin eines ideal gefaßten Altheidenthums, eines allegorisirten und geistig verklärten Götterglaubens und kämpfte, wie kurz vorher Julian, der Apostat, es gethan, mit allen Waffen ihres reichen Geistes und unter Zuhülfenahme aller bedeutsamen Errungenschaften

altheidnischer Weltweisheit, gegen den gefährlichsten Feind der von ihr vertretenen Geistesrichtung, gegen das junge Christenthum und das in ihren Augen unzertrennlich mit ihm verbundene Barbarenthum an. Aber das Heidenthum hatte längst allen Boden im Volke verloren, und das Christenthum war eine in jugendlicher Frische emporstrebende, mehr und mehr die Gemüther gefangen nehmende Macht; es hatte sich allen Verfolgungen zum Trotz erhalten, es war jüngst durch Konstantin den Großen zur Staatsreligion erhoben worden, und es wurde gerade zu Hypatias Zeiten durch Theodosius II., den Nachfolger des schwachen Arcadius, oder richtiger noch durch seine fromme Schwester Pulcheria, die an seiner Stelle den Gang der Staatsgeschäfte leitete, von oben herab nachdrücklich unterstützt. So konnte es nicht fehlen, daß Hypatia in ihrem Kampf gegen die heranwachsende Weltmacht erlag. Aber die Art, wie sie erlag, gereicht dieser letzteren nicht zum Ruhm. Kaum selbst den Verfolgungen ihrer Feinde entronnen, trat die junge christliche Kirche schon ihrerseits als intolerante Verfolgerin abweichender Meinungen auf. Insbesondere das Heidenthum empfand ihre schwere, unnachsichtlich strafende und rächende Hand. Tausende der schönsten altheidnischen Tempel und Heiligthümer wurden erbarmungslos zerstört, und vornehmlich im Morgenlande reizten gewaltthätige christliche Mönche und Priester das Volk aller Orten gegen die Götzendiener und Götterbilder und gegen die Altäre, an denen sie verehrt wurden, auf. Der Schar dieser wahnwitzigen Fanatiker gehörte auch der hochbegabte, aber ehrgeizige und herrschsüchtige Cyrillus, der zu Hypatias Zeiten den Bischofsstuhl von Alexandria inne hatte, an. Er war Hypatias erbittertster Feind, denn er haßte in ihr die begeisterte Verkünderin heidnischer Weisheitslehren und gewahrte mit Neid und Ingrimm ihren stets wachsenden Einfluß in den Kreisen der alexandrinischen vornehmen Jugend und geistigen Aristokratie. Lange Jahre

hindurch führte er gegen sie einen unausgesetzten, erfolglosen Kampf; da er ihr aber trotz aller Intriguen nicht beizukommen vermochte, so nahm er endlich seine Zuflucht zur Gewalt und reizte den Pöbel Alexandrias zur Ermordung der bitter Gehaßten und heimlich Gefürchteten auf: Hypatia ward auf sein Anstiften in eine christliche Kirche geschleppt und fand unter den Steinwürfen der rohen, fanatisirten Menge ihren Tod.

In ihr sank die liebenswürdigste Verkörperung jener spezifisch alexandrinischen Geistesrichtung, die auf dem Boden der altägyptischen Weltstadt als ein Erzeugniß der sich daselbst berührenden hellenischen, orientalischen, christlichen und jüdischen Kulturelemente erwachsen war, dahin. Ihre geistige Begabung scheint eine sehr bedeutende gewesen zu sein; unter ihren Schriften, die leider sämtlich verloren gegangen sind, wird von Suidas ein Kommentar zu der Schrift des Apollonius von Perga über die Kegelschnitte, ein astronomischer Kanon und ein Kommentar zu Diophantus erwähnt; unter ihren Schülern ist vornehmlich der ihr lebenslang treu ergebene christliche Bischof von Ptolemais, Synesius von Cyrene, bekannt. Sie war eine zu ihrer Zeit viel gefeierte Persönlichkeit, und ihr Name ward weit über die Grenzen Alexandrias hinaus mit Verehrung und Bewunderung genannt. Dabei waren es nicht bloß ihre hervorragenden Geistesgaben, sondern auch ihr Seelenadel und ihre Sittenreinheit in Verbindung mit ihrer weiblichen Schönheit und Liebenswürdigkeit, denen sie das unbestrittene Ansehen, dessen sie sich erfreut hat, verdankte. Aber trotz allem Glanze, den ihre Erscheinung ausstrahlt, umschwebt ein Hauch von Trauer und Schwermuth die liebliche Gestalt; ihr grausamer Untergang warf seine Schatten bei ihren Lebzeiten schon voraus: sie fühlte allem Anschein nach, daß es ein verlorener Posten war, den sie mit dem ganzen Aufgebot ihrer außergewöhnlichen geistigen und sittlichen Kraft zu vertheidigen strebte, aber sie vertheidigte ihn

dennoch und hielt treulich und tapfer bis zum letzten Athemzug auf ihm aus. Hierin vor allen Dingen liegt das Tragische ihres Geschicks. Ihr Tod ist von sinnbildlicher Bedeutung: er ist, wie Bunsen[13] sich treffend ausdrückt, das symbolische Todtenopfer des (antiken) heidnischen Geistes.

III.

Und wieder hebt sich der Vorhang, der die Geschicke vergangener Generationen und Menschheitsepochen den Blicken der späten Enkel und geistigen Erben derselben verhüllt, wieder thut sich ein Schauplatz bedeutender weltgeschichtlicher Begebenheiten vor unserem geistigen Auge auf. Aber freilich ist dieser Schauplatz durch eine breite und tiefe Kluft von demjenigen, auf dem sich Cyrill und Hypatia gegenüberstanden, getrennt. Mehr als sieben Jahrhunderte nämlich sind seit den zuletzt geschilderten Ereignissen dahingegangen — die alte Welt ist lange in Trümmer gefallen — die Hochfluth der Völkerwanderung ist verrauscht. — Das Christenthum, das wir im vorigen Abschnitt erst im Beginn seiner weltgeschichtlichen Laufbahn erblickten, hat längst seine Weltmachtstellung erobert — die streitende Kirche der ersten Jahrhunderte ist in die siegreich triumphirende verwandelt und wieder zur Hauptstadt der Welt erhoben, thront Völkern gebietend auf seinen Hügeln, wie einstmals das ewige Rom. Von Rom aus aber beherrscht das Papstthum — wie ehedem die Kaiser es thaten — die Welt. Sein Einfluß auf das gesamte soziale und ideelle Leben der abendländischen Völker ist nahezu unbegrenzt. Das Jahrhundert, in dessen Beginn wir stehen — es ist dasjenige Friedrich Barbarossas, dasjenige des zweiten und dritten Kreuzzuges — trägt den Stempel dieses Einflusses an der Stirn — es ist durch und durch mit christlichem — oder genauer noch mit päpstlich-hierarchischem — Geiste getränkt. Und es verkündigt die Macht dieses Geistes

nicht bloß durch die großen welthistorischen Thaten, die es vom Feuerrausch jugendlicher, religiöser Begeisterung ergriffen, vollbringt; es dokumentirt sie auch in der praktischen Lebensgestaltung, in der Wissenschaft, die fast ausschließlich in der ihr von kirchlicher Seite vorgeschriebenen, dogmatisch-scholastischen Bahnen wandelt und in der mehr und mehr vom spezifisch christlichen Geist der Gothik ergriffenen und beherrschten Kunst; es verräth sie endlich in der nie dagewesenen Ausdehnung, die das christliche Mönchs- und Ordenswesen, diese „Miliztruppe des Papstthums" erlangt. Das ganze Dichten und Trachten der Völker ist scheinbar in die Grenzen des Kreises, den die Allgewalt der Kirche ihm angewiesen, gebannt.

Aber doch eben nur scheinbar, — denn schon machen sich die ersten Anzeichen einer energischen Gegenströmung bemerkbar — schon beginnt's in den Geistern zu gären — schon wird der Druck, den die Kirche ausübt, hier und dort als solcher empfunden, schon kämpft man von verschiedenen Seiten — allerdings noch meist versteckt, meist zaghaft und erfolglos — gegen ihn an. Da tritt, kühner und unerschrockener als irgend ein Anderer, zuerst in seiner lombardischen Heimath, dann im eigensten Zentrum der römischen Machtstellung, unter den Augen des Papstes in Rom selber — Arnold von Brescia mit der Forderung einer völligen „Entweltlichung" der Kirche und einer entsprechenden gründlichen Umgestaltung der bestehenden Kirchenverfassung auf. Die außergewöhnliche Erscheinung dieses Mannes verdient es wohl, daß wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts in Brescia geboren, ward er von seinen Eltern (deren Lebensstellung und Herkunft unbekannt ist) frühzeitig dem priesterlichen Stande bestimmt. Durch Otto von Freising erfahren wir, daß er in seiner Vaterstadt zum Lektor geweiht ward, dann aber sich nach Frankreich zu Abälard begab und hier während mehrerer Jahre seine weitere

philosophische und theologische Schulung unter der persönlichen Leitung dieses ausgezeichneten und hochberühmten Magisters empfing. Als er wieder nach Brescia zurückgekehrt war, erlangte er daselbst die Priesterweihen und ward zum Probst des Chorherrnstiftes, in das er eingetreten war, ernannt. In den Berichten seiner Zeitgenossen erscheint er schon damals als ein ungewöhnlicher, Aufsehen erregender Mann. Die Historia pontificalis und Andere schildern ihn als einen scharfsinnigen, aber unruhigen Kopf, einen feurigen Prediger der Weltentsagung, der durch Fasten und rauhe Kleidung sich selbst kasteite, dabei eifrig und ausdauernd im Studium war und durch den Zauber seiner Beredsamkeit und durch das Beispiel, das er durch seinen Lebenswandel gab, bald einen großen Anhang unter der Laienbevölkerung gewann.

Unter dem Einfluß patarenischer Lehren, die sich in Brescia länger als anderwärts erhalten zu haben scheinen,[14] durch das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter, und wahrscheinlich auch durch dasjenige des römischen Rechts, war in dem lebhaften Geist und in der feurigen Seele dieses Mannes nämlich das Ideal einer neuen christlichen Gesellschaftsordnung, einer Kirchen- und Staatsverfassung von apostolisch-republikanischer Einfachheit nach dem Muster des Urchristenthums und altrömischer Einrichtungen gereift. In leidenschaftlich begeisterter Weise und mit dem ganzen Feuer der ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit kämpfte er infolgedessen gegen den weltlichen Besitz des Klerus und der Klöster und gegen die Hoffart und Ueppigkeit der „verweltlichten" Geistlichkeit an. Weltliche Macht und weltlichen Reichthum erklärte er nach den Grundsätzen des Christenthums für unvereinbar mit dem geistlichen Amt und wies nicht bloß in seinen Predigten, sondern auch durch seinen Lebenswandel auf ein in Armuth, altevangelischer Einfachheit und Weltentsagung geführtes Dasein als auf die einzige, einem

christlichen Priester angemessene und für ihn gebotene Lebensweise hin. Durch solche Lehren aber gerieth er naturgemäß sehr bald mit den Vertretern der bestehenden Kirchenordnung in Konflikt. Schon auf dem großen Konzil, das Papst Innocenz II. im April des Jahres 1139 im Lateran abhielt, traten denn auch verschiedene Geistliche seiner heimischen Diözese, darunter der Bischof von Brescia selbst, mit schweren Anklagen gegen ihn auf. Da er infolge derselben seines Amtes entsetzt und zur Verbannung aus Italien verurtheilt wurde, begab er sich aufs neue nach Frankreich und suchte seinen alten Freund und Lehrer, den von ihm hochverehrten Abälard wieder auf. Dieser berühmteste Vertreter des sogenannten „Nominalismus“[15] behauptete bekanntlich eine etwas unabhängigere Haltung der herrschenden Kirchenlehre und hierarchischen Autorität des Papstthums gegenüber und war einer der wenigen Verfechter einer wenigstens relativen geistigen Freiheit und Selbständigkeit innerhalb der Grenzen der scholastischen Philosophie. Er war zu jener Zeit gerade in heftige Streitigkeiten mit dem heiligen Bernhard (von Clairvaux) verwickelt und lehrte wieder, wie ehedem, auf dem Berge der heiligen Genovefa zu Paris. Arnold ergriff in leidenschaftlicher Weise für ihn und seine Lehre Partei; letztere aber wurde im Jahre 1140 auf der Kirchensynode zu Sens für ketzerisch und verderblich erklärt und Abälard als Häretiker aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen und zu ewigem Schweigen verdammt. Außerdem befahl der Papst, daß man ihn und seinen Schüler Arnold als Feinde des katholischen Glaubens, getrennt voneinander, in Klöster einsperre und ihre verderblichen Schriften beschlagnahme und verbrenne.

Abälard war alt und gebrochen und besaß zu fernerem Widerstand nicht den Muth; er ging freiwillig ins Kloster zu St. Marcel bei Chalons sur Saone, machte dort seinen Frieden mit der Kirche und starb daselbst schon wenige Jahre darauf (am 21. April 1142),

Arnold hingegen trat nunmehr öffentlich und unerschrocken an seiner Stelle auf dem Berge der heiligen Genovefa als Lehrer auf. Und merkwürdig genug: so sehr er von klerikaler Seite gehaßt und gefürchtet wurde, keiner der französischen Bischöfe wagte es, den Befehl des Papstes an ihm zu vollziehen. So setzte er seine Lehrthätigkeit ungehindert fort, bis ihn König Ludwig VII. von Frankreich auf Betreiben des heiligen Bernhard des Landes verwies. Der abermals Vertriebene suchte und fand nunmehr in Deutschland ein Asyl. Durch Otto von Freising wissen wir, daß er sich in Zürich niederließ,[16] wo er allem Anschein nach abermals als Lehrer großen Einfluß übte und mächtige Freunde und Gönner gewann. Aber auch dort sah er sich von dem frommen Eifer und der Unduldsamkeit des heiligen Bernhard, der den Bischof von Konstanz gegen ihn aufzureizen wußte, verfolgt. So ging er schon 1143 von Zürich wieder fort — doch ist nicht mit Sicherheit festzustellen, wohin er sich von dort aus und während der folgenden Jahre gewandt. Erst 1145 taucht er für uns aufs neue — diesmal in Italien — wieder auf. Sein hartnäckiger Gegner und Verfolger nämlich, Papst Innozenz II. war todt; die unmittelbaren Nachfolger desselben Cölestin II. und Lucius II. waren kurz nacheinander ebenfalls ins Grab gesunken, und seit dem Februar des Jahres 1145 saß Eugen III. auf dem päpstlichen Thron. Unter diesem nun söhnte sich Arnold (wahrscheinlich durch Vermittelung des ihm befreundeten Kardinals Guido) mit der Kirche wieder aus und kehrte mit Genehmigung des Papstes in sein Vaterland zurück.

Und zwar ging er direkt nach Rom. Hier aber fand er eine Lage der Dinge und Verhältnisse vor, die ihn zur Wiederaufnahme seiner reformatorischen und agitatorischen Thätigkeit geradezu herauszufordern schienen, ja die ihn gewissermaßen mit innerer Nothwendigkeit zu derselben zwangen. Seit geraumer Zeit nämlich war in der ewigen Stadt eine mächtige Bewegung gegen die

weltliche Papstherrschaft im Gange, die, ganz im Sinne der Arnoldschen Reformidee und wohl auch angefacht durch die früheren Predigten desselben, auf nichts Geringeres abzielten, als auf die dauernde Trennung der weltlichen von der kirchlichen Gewalt und auf die Wiederbegründung der altrömischen Republik. Schon in den letzten Regierungsjahren Innocenz II. hatte diese Bewegung ihren Anfang genommen, und obwohl Arnold ursprünglich nicht persönlich handelnd in dieselbe eingegriffen hatte, so war es doch natürlich, ja selbstverständlich, daß dieselbe durch sein Erscheinen in Rom erneute Nahrung gewann. — Dennoch hielt er selbst sich zunächst — seinem gegebenen Versprechen gemäß — ostentativ von ihr fern. Ueber Jahr und Tag hat er allem Anschein nach, lediglich mit strengen Andachts- und Bußübungen beschäftigt, still und zurückgezogen in Rom gelebt. Schließlich aber rissen ihn dennoch der Sturm und Drang der Verhältnisse und der geheime Zug seines eigenen leidenschaftlichen Herzens aufs neue in den Strudel der Bewegung hinein. Während der Papst (vom März 1147 bis zum April 1148) in Frankreich verweilte, trat Arnold in Rom in alter Weise als begeisterter Vorkämpfer der Ideen und Ideale, die in seinem Herzen lebten, auf. Bald war die Zahl seiner Anhänger, wie aller Orten, wo er bisher gepredigt hatte, sehr groß. „Die Sekte der Lombarden", wie man dieselben von kirchlicher Seite zu bezeichnen pflegte, nahm in kurzer Zeit derartig zu, daß der Papst schon auf der Rückreise von Frankreich, von Brescia aus, eine energische Warnung vor den Irrlehren derselben unter strenger Bedrohung aller Derjenigen, die sich ihr anschließen würden, erließ. Bald darauf verhängte er ebenfalls, wie einst schon Innocenz II. gethan, über den „Schismatiker" und „Häretiker" Arnold die große kirchliche Exkommunikation.

Von da an knüpfte sich zwischen diesem und dem römischen

Senate ein festes Band. Die Häupter der politischen und kirchlichen Revolution schlossen eine Art Schutz- und Trutzbündniß miteinander und nahmen gemeinsam den Kampf gegen Papstthum und Priesterherrschsucht auf. Immer entschiedener drängt sich seitdem für die historische Betrachtung der Dinge die Gestalt und Persönlichkeit Arnolds in den Vordergrung der damaligen römischen Begebenheiten, immer wirkungsvoller tritt sie hervor, immer bedeutender hebt sie sich von dem Hintergrund einer an und für sich schon hochinteressanten geschichtlichen Episode ab. Fast sieben Jahre lang stand der kühne und unerschrockene Mann thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, als geistiger Lenker und Leiter derselben an der Spitze jener merkwürdigen, aus seinen Ideen herausgeborenen und mit ihnen fort und fort genährten römischen Republik. Höher und höher verstieg sich während dieser Periode, im Bewußtsein der Macht, die er durch seine Beredsamkeit über die Gemüther der Menschen ausübte, allem Anschein nach sein Geist. Stolze Träume von der Wiederkehr altrömischer Größe und Herrlichkeit bewegten seine Seele, großartige Gedanken und Pläne, wie derjenige von einem engen Anschluß der Republik an die deutschen Könige und von einer durch „den Senat und das Volk der Römer“ ohne jede Mitwirkung des Papstes vorzunehmenden römischen Kaiserwahl, beschäftigten seinen Sinn. Aber der Stern der Republik war im Sinken begriffen, und Arnold selbst war unrettbar dem Untergange geweiht. Alle Hoffnungen, die er und seine Freunde auf die hohenstaufischen Könige, auf Konrad II. und nachmals auf Friedrich Barbarossa, gesetzt hatten, erwiesen sich in kürzester Frist als trügerisch — die Republik sah sich ausschließlich auf sich selbst gestellt und harrte vergebens jahrelang auf physische oder moralische Unterstützung von außen. Zwar wußte sie — merkwürdig genug — trotz alledem bis in das Jahr 1155 hinein ihre Freiheit und Unabhängigkeit den Päpsten (Eugen III. und

seinem Nachfolger Anastasius IV.) gegenüber zu behaupten. Dann aber kam ihr von außen her, von eben der Seite, von der sie Rettung erhofft, nicht Hülfe, sondern Verderben.

Friedrich Barbarossa war über die Alpen gestiegen und zog mit großer Heeresmacht — nicht, wie Arnold vor Zeiten gewähnt —, als gewaltiger Schirmherr der römischen Freiheit, sondern im Gegentheil als Bedränger derselben, als erklärter Bundesgenosse des Papstes und mit der ausgesprochenen Absicht, sich von diesem die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen — heran. Im Vertrauen auf seinen Beistand trat denn auch Hadrian IV., der im Dezember des Jahres 1154 den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, mit großer Energie und Entschiedenheit dem römischen Senat gegenüber auf. In drohendem Tone verlangte er vor allen Dingen die Austreibung Arnolds aus der Stadt. Und als der Senat die Erfüllung dieser Forderung verweigerte, da that er, was noch keiner seiner Vorgänger zu thun gewagt: er verhängte über Rom das Interdikt.

Die Wirkung dieser Maßregel war eine ungeheure. Die ganze Stadt gerieth in wilde Bewegung, Schrecken und Entsetzen bemächtigte sich der Gemüther, aufgeregte Volksmassen stürmten, Drohungen und Verwünschungen ausstoßend, in den Sitzungssaal des Senats. Dazu steigerte sich mit jedem Tage die von außen drohende Gefahr. Schon stand Friedrich der Rothbart mit seinem Heere in den Ebenen der Lombardei. Der Senat war eingeschüchtert: er sah sich von allen Seiten bestürmt, zur Unterwerfung gedrängt, bedroht. In solcher Lage der Dinge bewilligte er die Forderung des Papstes und gab Arnold und seine Freunde preis. Am 28. März 1155 verließ dieser als Heimathloser, vom Bann und Fluch der Kirche verfolgter Flüchtling die Stadt. Er erreichte die Grenzen Toskanas, gerieth aber hier binnen kurzem in Friedrich Barbarossas Gewalt. Dieser lieferte ihn ohne Zögern, dem Verlangen des heiligen

Vaters Folge gebend, an Hadrian IV. aus. Damit war das Schicksal des beklagenswerthen Mannes besiegelt: er ward dem Präfekten von Rom übergeben und auf Befehl des Papstes erhängt. Dann ward sein Leichnam den Flammen überliefert und seine Asche in den Tiber gestreut, damit nicht, wie Otto von Freising sagt, „das thörichte Volk seine Gebeine verehre."

So endete Arnold von Brescia, einer der ersten, kühnsten und begeistertsten Vorkämpfer des reformatorischen Gedankens — ein Reformprediger im großen Stil wie mehr als dreihundert Jahre später Girolamo Savonarola einer war, und einer der wenigen freien, den Bannkreis der herrschenden, kirchlich-hierarchischen Anschauungsweise durchbrechenden, unerschrocken das Recht des freien Denkens der allgemein anerkannten geistlichen Autorität gegenüber zur Geltung bringenden, wahrhaft selbständigen und unabhängigen Geister seiner Zeit. Er war, wie Giesebrecht[17] treffend hervorhebt, kein Häretiker im gewöhnlichen Sinn: er hat weder einzelne Dogmen der katholischen Kirche, noch auch die metaphysische Gesamtanschaunng, die ihr zu Grunde liegt, bekämpft. Seine Lehre ist — wie Giesebrecht sich ausdrückt — „durchaus nüchtern" gewesen, ohne jeden Anflug jener den Ketzern sonst eigenthümlichen Schwärmerei; indessen, wenn er auch kein *spezifisch religiöser* Schwärmer im engeren Verstande des Wortes war — ein Schwärmer war **der** Mann, der sein Ideal eines reinen Urchristenthums, einer von aller Verweltlichung freien Urkirche und einer auf altrömische Einfachheit und Sittenstrenge gegründeten republikanischen Staatsverfassung in einer ganz anders gearteten Welt zu verwirklichen strebte und allem Anschein nach ernstlich an die Möglichkeit einer solchen Verwirklichung glaubte, trotz alledem und alledem doch.

Und merkwürdig genug: der Erfolg gab dem „Schwärmer" recht — bei seinen Lebzeiten wenigstens — denn wo immer er hingekommen ist, da hat er durch das Feuer seiner Beredsamkeit

die Gemüther der Menschen mit sich fortgerissen und hat nicht bloß in seinem Vaterlande, sondern auch in Frankreich und der Schweiz, ja bis tief in das Herz von Süddeutschland hinein Tausende und Abertausende mit denselben ethischen und sozialen Ideen, die ihn begeisterten erfüllt. Doch scheint es, daß die Bewegung, die durch sein Auftreten hervorgerufen ward, fast allenthalben ebenso schnell, wie sie Platz gegriffen hatte, auch wieder erstarb; nur bis gegen das Ende des Jahrhunderts hin begegnen wir noch einzelnen Nachwirkungen derselben, vornehmlich in den alemannischen Gegenden und in den Städten der Lombardei; späterhin verliert sich auch in diesen jede Spur.

Daß es so kam und kommen mußte, kann uns nach Lage der Dinge nicht befremden. Soweit wirklich fruchtbare und entwickelungsfähige Keime in den Lehren des kühnen Brescianers enthalten waren, war er eben seiner Zeit und Umgebung um Jahrhunderte voraus; denn erst sehr viel später geborene Geschlechter nahmen den großartigen, nachmals weltbewegenden Gedanken einer „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern", den vor ihm Keiner mit gleicher Energie der Empfindung und gleicher Gedankentiefe erfaßt und mit gleich großer Entschiedenheit zum Ausdruck gebracht hatte, wieder auf. Freilich war Das, was Arnold von Brescia erstrebte, keine Reformation in Luthers Sinn, denn er suchte seine Ideale in der Vergangenheit und zielte auf eine Erneuerung der Kirche im Sinne urchristlicher Weltabwendung und Weltentsagung hin. Aber welches auch die Irrthümer und Mängel seiner praktisch undurchführbaren Ideen gewesen sein mögen, unvergessen wird es ihm bleiben, daß er, als der erste wirklich bahnbrechende Vertreter des reformatorischen Gedankens, diesen in einer Zeit, die noch ganz vom mittelalterlich-hierarchischen Geiste erfüllt war, so kraftvoll zu vertreten wagte und unter den Augen des Papstes selbst die Fahne der geistigen und bürgerlichen Freiheit zu entfalten und

jahrelang unerschrocken und unentwegt hochzuhalten und zu vertheidigen unternahm. Diese Thatsache sichert ihm bleibenden Ruhm; in ihr wurzelt seine weit über den ersten Erfolg und späteren Mißerfolg seiner Lehre hinausreichende wahrhaft weltgeschichtliche Bedeutung.

IV.

Den Kampf, in dem Arnold unterlegen war, den Kampf gegen die verweltlichte Papstkirche und gegen die päpstliche Weltherrschaft focht nahezu vier Jahrhunderte später Martin Luther siegreich aus. Aber er vollbrachte sein Werk nicht allein, galt es doch, einen Riesenbau zu erschüttern, und reichten doch Eines Mannes Kräfte — wie gewaltig dieser Mann auch war — zur Bewältigung dieser Aufgabe nicht aus. Als einen seiner Mitstreiter und Mitarbeiter im weiteren Sinne aber dürfen wir auch einen Mann bezeichnen, der im Verein mit anderen hervorragenden Gelehrten seiner Zeit sein Leben in erster Reihe der Bekämpfung des Aristoteles und des sich auf Aristoteles berufenden scholastischen Geistes, der damals noch in der Wissenschaft der allgemein herrschende war, geweiht. Dieser Mann war Petrus Ramus oder, wie er eigentlich heißt: Pierre de la Ramée. Im Jahre 1515 als Sohn eines Köhlers zu Cuth in Vermandois geboren, verließ er frühzeitig, von heißem Drang nach Erkenntniß getrieben, seinen Heimathsort und begab sich nach Paris. Hier wußte sein brennender Wissensdurst alle Schwierigkeiten, die sich seiner Befriedigung entgegenstellten, mit Zähigkeit und ausdauernder Energie zu überwinden. Zweimal durch den Mangel an Unterhalt zum Verlassen der Stadt genöthigt, kehrte er zweimal dahin zurück. Endlich erreichte er seinen Zweck; es gelang ihm, es durchzusetzen, daß er im Kollegium von Navarra zwar nur als Diener, aber doch mit der Erlaubniß, den Vorlesungen beiwohnen zu dürfen, dauernde

Aufnahme und Beschäftigung fand. Hiermit eröffnete sich seinem Talente die ihm gemäße Bahn; schon wenige Jahre später erlangte er an demselben Kollegium die Würde eines Magisters der Philosophie. Das Thema, das er sich bei dieser Gelegenheit zur Disputation erkoren hatte, war überaus bezeichnend für seine Anschauungsweise und kündigte in demonstrativer Weise die Richtung, in der fast seine gesamte Denk- und Lehrthätigkeit sich lebenslang bewegen sollte, an. „Alles, was Aristoteles gelehrt hat, ist nicht wahr" — so lautete der mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit (die kaum geringeres Aufsehen erregte als die Wahl des Themas selbst) von ihm einen ganzen Tag hindurch vertheidigte paradoxe und damals doppelt befremdlich und ungeheuerlich klingende Satz. Und was er bei dieser Gelegenheit unumwunden zu behaupten gewagt, das führte er, soweit es ernstlich gemeint war, in seinen bald darauf (1543) erschienenen „Aristotelischen Bemerkungen" und in seiner „Dialektik" weiter aus. In den ersteren greift er die Logik des Aristoteles als gekünstelt und verworren und des wahrhaft wissenschaftlichen Charakters entbehrend in der heftigsten Weise an; in der letzteren weist er den Künsteleien der aristotelischen Dialektik und dem ganzen widernatürlichen Treiben der damaligen gelehrten Schulen gegenüber auf die natürliche Dialektik des gesunden Menschenverstandes, „an der alle Menschen, wie die Sterne am ewigen Lichte, Antheil haben" hin. Das Aufsehen, das diese Schriften hervorriefen, war enorm. Aristoteles galt in den damaligen gelehrten Kreisen noch als schlechthin unbedingte und unantastbare Autorität, war doch das ganze Dogmengebäude der katholischen Kirchenlehre von der scholastischen Schulweisheit auf dem Grunde dieser Autorität errichtet worden, und bildete dieselbe doch die festeste Stütze der gesamten orthodox scholastischen Philosophie. In den Kreisen des zünftigen Gelehrtenthums war denn auch infolgedessen die Entrüstung gegen den kühnen Neuerer ebenso

groß als allgemein. Man behauptete, daß er durch seine Angriffe auf Aristoteles die Autorität der Kirche und die Religion gefährde, man erklärte eben deshalb den „unerhörten" Fall für einen Kriminalfall von der allerschwerwiegendsten Bedeutung, und man unterbreitete ihn als solchen der rechtlichen Entscheidung des Parlaments. Aber ehe noch der höchste Gerichtshof des Landes sein Urtheil in der Angelegenheit abgeben konnte, ward auf Befehl des Königs eine besondere Kommission zur Prüfung und Begutachtung desselben ernannt. Durch Erkenntniß dieser letzteren wurden alsdann die erwähnten Schriften des Ramus für „verwegen, übelklingend und gottlos" erklärt, auch ward ihm selbst als einem „anmaßenden und unverschämten" Menschen die fernere Verbreitung derselben, die weitere Abhaltung von Vorlesungen ohne spezielle Erlaubniß und das „Vorbringen ähnlicher Anzüglichkeiten gegen den Aristoteles und andere altansehnliche Autoren" unter Androhung schwerer Strafen untersagt. König Franz I. bestätigte diesen harten und ungerechten Spruch. Derselbe ward „in Paris an allen Straßenecken angeschlagen und nach auswärtigen Universitäten versandt; die Gegner schmähten den Unterdrückten auf alle Weise und feierten selbst in Schauspielen seine Niederlage".[18] Aber die Genugthuung, die der Letztere verdient hatte, blieb nicht aus. Schon wenige Jahre später ward Ramus, um die durch die Pest verscheuchten Studenten wieder nach Paris zu locken — trotz des Widerspruchs der Sorbonne zum Lehrer der Beredsamkeit am Collége de Prêle und 1557, nachdem Franz I. gestorben war, sogar zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Pariser Universität ernannt. Zugleich hob Heinrich II. den unter seinem Vorgänger gegen Ramus gefällten Urtheilsspruch wieder auf, und Letzterer gab seine Bücher nunmehr unbehelligt in neuer Bearbeitung heraus. Gleichwohl brachen bald abermalige Verfolgungen gegen den Wehrlosen,

der sich inzwischen öffentlich zum Calvinismus bekannt hatte, herein.

Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war für Frankreich wie für die meisten übrigen europäischen Länder, insbesondere in religiöser Beziehung, unruhig und leidenschaftlich bewegt. Auf Heinrich II. war Franz II., und nach dessen kaum anderthalbjährigen Regierung im Jahre 1560 sein minderjähriger Bruder Karl IX. gefolgt. Unter diesem aber nahmen die religiösen Zwistigkeiten und Parteiungen, die Kämpfe zwischen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens, zwischen der Partei der Guisen und derjenigen der Hugenotten bald in trauriger Weise überhand. Auch Ramus gerieth wiederholt in den Strudel der allgemeinen, religiös-politischen Bewegung hinein. Er mußte mehrfach seines Glaubens wegen aus Paris entweichen und kämpfte 1567 im Hugenottenheere in der Schlacht bei St. Denis. Der bald darauf geschlossene Friede gab ihm auch dieses Mal seine alte Stellung an der Pariser Universität zurück. Aber die inneren Unruhen dauerten gleichwohl ununterbrochen fort, und Ramus, der durch dieselben seine Sicherheit gefährdet sah, entschloß sich infolgedessen, eine längere Reise ins Ausland zu unternehmen, bei welcher Gelegenheit man ihn insbesondere in Zürich, Basel und Heidelberg mit Auszeichnung und ausgesuchter Zuvorkommenheit empfing. Gern hätte er eine Professur an einer protestantischen, deutschen Hochschule übernommen; da ihm eine solche aber nicht angetragen wurde, kehrte er 1571 nach Paris zurück. Hier ward er gleich so vielen seiner Glaubensgenossen ein Opfer des furchtbaren Blutbades, das durch Katharina von Medicis in der Bartholomäusnacht des Jahres 1572 unter den Hugenotten Frankreichs angerichtet worden ist; und zwar fiel er bei dieser Gelegenheit als ein Opfer nicht bloß seiner religiösen, sondern auch seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung, insofern er seinen Tod durch die Hand eines Meuchelmörders,

den sein alter Gegner Charpentier, ein Katholik und Aristoteliker, gedungen und in jener Schreckensnacht gegen ihn ausgesandt hatte, empfing.

Ramus war ein tüchtiger, aber etwas pedantischer Gelehrter und ein trotz mancher Sonderbarkeiten hochherziger, von inniger Wahrheitsliebe beseelter und in der Vertretung Dessen, was er als Wahrheit erkannt zu haben glaubte, standhafter und unerschrockener Mann. Er scheint nicht frei von Gelehrtendünkel gewesen zu sein, aber arbeitsam und mäßig und von edlem, zur Mildthätigkeit geneigtem Sinn. Seine kulturhistorische Bedeutung ist nicht zu unterschätzen. Er hat durch seine Polemik gegen Aristoteles nach den verschiedensten Seiten hin kräftig anregend gewirkt und besonders auf den französischen und deutschen Hochschulen eine lebhafte wissenschaftliche Fehde zwischen den Anhängern und Gegnern seiner Anschauungsweise, zwischen „Ramisten" und „Antiramisten" entfacht. Und wenn diese Fehde auch auf den ersten Blick ein bloßer Gelehrtenstreit zu sein scheint, so blieben ihre Wirkungen doch keineswegs auf die ausschließlich gelehrten Kreise beschränkt. Der Kampf gegen Aristoteles ist eben nicht bloß ein hervorstechender, sondern auch ein hochbedeutsamer Zug im geistigen Antlitz jener merkwürdigen, in erster Reihe auf dem religiösen Gebiet nach Freiheit ringenden Zeit. Er schließt sich den reformatorischen Bestrebungen derselben auf Allerengste an, denn aus den Materialien, die sie der geistigen Werkstatt des Aristoteles entlehnt, hatte ja die Kirche die dogmatischen Fesseln geschmiedet, in denen sie jahrhundertelang das religiöse Denken und Empfinden der Menschheit gefangen gehalten, durch die Autorität des Aristoteles, auf die sie sich fortgesetzt berief, hatte sie die Geister sich unterwürfig gemacht und jeden freien Aufschwung gehemmt. Darum war volle Freiheit nur möglich und der dauernde Besitz der schon errungenen nur denkbar, nachdem man diese Autorität von Grund

aus geprüft und sie, so weit dies nothwendig war, zerstört hatte. Eben deshalb waren denn auch die Humanisten, die eine gründlichere Kenntniß der alten Autoren, insbesondere des Platon und des Aristoteles innerhalb wie außerhalb der gelehrten Kreise verbreiten und dadurch einer gründlichen Kritik derselben die Wege ebnen halfen, die wirksamsten Vorkämpfer und Beförderer der Reformation. Aber sie waren es auch noch in einem anderen, höheren Sinne, denn thatsächlich waren es ja doch die humanistischen Studien gewesen, die jenen Geist der Freiheit, der gegen das Ende des Mittelalters hin immer kühner und gewaltiger die lange gefesselten Schwingen regte, in weiten Kreisen geweckt. „Man erkannte," sagt Carrière sehr treffend, „daß es die Freiheit war, welche die Alten groß gemacht, und man rüttelte an den scholastischen Ketten."[19] Und man rüttelte so lange, bis man diese Ketten, und zwar zuerst diejenigen des unechten scholastischen Aristoteles und dann auch diejenigen des wahren ursprünglichen Aristoteles, zerbrach. Unter Denjenigen aber, die sie zerbrechen und damit das wissenschaftliche Fundament des Katholizismus zerstören halfen, steht Petrus Ramus obenan. Er verdient es, daß man seiner unter den Vorkämpfern der geistigen Freiheit, in deren Dienst er lebenslang treu und unermüdlich thätig gewesen ist und um derentwillen er sein Leben ließ, gedenkt.

Freilich war er nur Einer unter Vielen, denn gerade das Zeitalter, in dem er lebte und wirkte, war an geistig hervorragenden Männern, die ihre Talente und Begabungen in den Dienst des Freiheitsgedankens stellten, und leider auch an Solchen, die um seinetwillen mannigfache Leiden, oder wie Ramus selbst, den Tod erdulden mußten, ganz besonders reich; war es doch dasselbe Zeitalter, das einen Vannini, einen Michael Servet, ja einen Giordano Bruno selbst dem Scheiterhaufen überliefert hat, das einen Galilei durch Folterqualen zum Abschwören der

erkannten Wahrheit zu nöthigen wußte, das einen Thomas Morus zum Blutgerüst und einen Tommaso Campanella zu siebenundzwanzigjähriger Kerkerhaft und zu geradezu unerhörten und beispiellosen Qualen verdammte.

Unsere Zeit hat dem größten unter diesen Märtyrern des freien Denkens, hat Giordano Bruno jüngst auf derselben Stätte, die einst seinen grausamen Opfertod sah, ein Ehrendenkmal geweiht; dennoch sind wir auch heute noch von jenem Zeitalter wahrer Humanität und Duldsamkeit, für das er und seinesgleichen gelitten und gestritten haben, himmelweit entfernt. Denn Tausende und Abertausende scheinen auch heute noch keine Ahnung davon zu haben, daß es, mit Galilei zu reden, nicht in der Gewalt des Mannes der Wissenschaft steht, seine Ansichten freiwillig zu ändern und sich beliebig zu dieser oder jener Meinung, die man ihm aufdrängen will, zu bekennen — und daß man ihm eben deshalb auch keinerlei bestimmte Meinung gebieten kann, sondern daß man sich bemühen muß, ihn zu überführen und zu überzeugen. Und Tausende und Abertausende scheinen es bis auf diesen Tag auch ebensowenig begriffen zu haben, daß es ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Wahrheit und der Wissenschaft ist, wenn man dem menschlichen Geiste verwehren will, frei und ungehindert im „Buche des Himmels" oder, im weiteren Sinne, im Buche der Natur überhaupt, das offenkundig vor Aller Blicken daliegt, zu lesen. Sie Alle mögen es sich von Galilei gesagt sein lassen, daß „die Lektüre der erhabensten Gedanken, die mit leuchtender Sternenschrift auf den Blättern dieses Buches geschrieben stehen," bei weitem noch nicht beendigt ist, wenn man sich einzig damit begnügt, „die Sonne und die Sterne bei ihrem Aufgang und Niedergang anzustaunen, was am Ende auch die Thiere vermögen" — „sondern, daß in den Blättern dieses Buches so tiefe Geheimnisse, so erhabene Ideen verzeichnet sind, daß auch die Nachtarbeiten, die Beobachtungen,

die Studien von hundert und aberhundert der scharfsinnigsten Geister mit tausendjährigem Forschen sie noch nicht völlig zu entziffern vermochten, weshalb die Lust des Suchens und Findens ewiglich währt"[19] und der denkende Forscher immer Neues und immer Wunderbareres ans Licht zieht und enthüllt. Wir aber wollen von den Märtyrern des freien Denkens mit der zuversichtlichen Hoffnung scheiden, daß sie nicht umsonst ihr Leben daran gesetzt haben, um jenen Tag heraufführen zu helfen, den viele von ihnen vorahnend im Geiste geschaut — den Tag, an dem die Menschheit allgemein jene „Lust des Suchens und Findens," von der Galilei spricht, ihrem wahren Werthe nach zu würdigen weiß, und an dem sie in dem heißen, sehnenden Drang nach Erkenntniß den höchsten und edelsten Trieb, ja den wahrhaft göttlichen Trieb der Menschenseele erkennt.

Anmerkungen.

[1] Entweder in Ktesiphon selbst oder in der Nähe desselben, in einem kleineren mehr südlich gelegenen Ort. Vergl. darüber: „Mânî, seine Lehre und seine Schriften" von Gustav Flügel. Leipzig. F. A. Brockhaus 1862. Demselben Werk sind auch die biographischen Daten über Mânîs Abstammung und muthmaßliche Lebensschicksale entnommen. Flügel schöpft sie in erster Reihe aus dem Fihrist, der ältesten, uns bekannten Litteraturgeschichte der Araber, die 987/88 v. Chr. von Mohammed ben Ishâk (mit dem Zunamen en-Nedîm, der „heitere Festgenosse") verfaßt ist und deren auf Mânî bezügliche Abschnitte von Flügel zuerst im Urtext und zugleich in einer kritisch berichtigten und mit einem fortlaufenden Kommentar versehenen Uebersetzung unter dem oben erwähnten Titel herausgegeben sind. Von den abendländischen Quellen, die sich mit Mânî und seiner Lehre beschäftigen, wird die Lebensgeschichte des Letzteren freilich in einer ganz anderen, von der oben gegebenen wesentlich abweichenden Fassung erzählt. Nach diesen ist nicht er selber, sondern eigentlich Terebinthus, der mythische

Schüler seines ebenso mythischen Lehrers Scythianus, der Schöpfer des fälschlicherweise nach Mânî genannten Systems; Letzterer, der als Sklave in Persien geboren und nachmals von seiner Herrin adoptirt worden sein soll, hat — wenn wir diesen Quellen Glauben schenken — nur von dieser nach ihrem Tode einerseits ihr ganzes bedeutendes Vermögen, andererseits die vier Bücher, die die Geheimlehre des Terebinthus enthielten, geerbt — und er gab diese von Scythianus aus Aegypten bezogene Lehre, die er lediglich mit einigen abenteuerlichen Zusätzen eigener Erfindung versehen hatte, nur nachmals, völlig unberechtigterweise, für seine eigene Lehre aus. Auf die Widersprüche und Dunkelheiten, die sich in den betreffenden, stark tendenziös gefärbten Berichten finden, und auf die Unglaubwürdigkeit und innere Unwahrscheinlichkeit derselben weist Flügel in dem erwähnten Werke eingehend und überzeugend hin.

[2] Arsaces, der Ahnherr dieses Herrschergeschlechtes, hatte seiner Zeit in der Gegend der heutigen Bucharei das Partherreich gegründet, indem er sich — etwa 250 v. Chr. — unter dem kraftlosen Antiochus II. der Oberhoheit der Seleuciden, die seit dem Tode Alexanders des Großen das syrische Reich und damit alle Länder vom Hellespont und vom Mittelmeer bis zum Indus und zum Jaxartes beherrscht hatten, entzog. Hundert Jahre später schloß das parthische Reich der Arsaciden bereits alle zwischen dem Indus und Euphrat gelegenen Länder ein.

[3] Der „Fihrist" ist die in der ersten Anmerkung erwähnte älteste Litteraturgeschichte der Araber, der Flügels Darstellung der Lebensgeschichte Mânîs entstammt.

[4] Nach Assemani, der in der Bibliotheca orientalis über diese Verhältnisse berichtet, war al Madâin schon im ersten Jahrhundert n. Chr. Sitz eines christlichen Patriarchats.

[5] Sâbûr, auch Schahpor oder Sapores genannt, war der Sohn Ardaschîrs, des Begründers der Dynastie.

[6] Die Berichte der Manichäer führen dieselbe auf einen wunderbaren, überirdischen Glanz, der während der betreffenden Unterredung angeblich von des Propheten Schultern ausgegangen sein soll, zurück. In Wahrheit ist darin wohl nur ein Beweis des außerordentlichen Eindrucks zu erblicken, den Sâbûr gleich so vielen Anderen von der allem Anschein nach imponirenden Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes empfing.

[7] Nach Anderen sogar erst von dem gleich zu erwähnenden Bahrâm, was aber wenig wahrscheinlich klingt.

[8] Es ist vieles unklar und widerspruchsvoll in den diesbezüglichen Berichten. Manche Schriftsteller lassen Mânî schon unter Sâbûr sterben, andere erst unter Bahrâm II., die meisten und zuverlässigsten aber schreiben seinen Tod übereinstimmend König Bahrâm I zu. Demnach ist es wohl

zweifellos, daß Mânî zwischen 272 und 276 (so lange währte die Regierungszeit Bahrâms I.) sein Ende fand. Auch in betreff der Todesart und der den Tod begleitenden Umstände weichen die verschiedenen Erzählungen zum Theil erheblich voneinander ab. Nach den Einen ist Mânî im Gefängniß gestorben, nach den Anderen ward er hingerichtet und sein Körper in zwei Hälften getheilt, wieder nach Anderen ward ihm die Haut abgezogen, die Bahrâm — nach einer im Orient gebräuchlichen Sitte — mit Stroh auszustopfen und zum warnenden und abschreckenden Beispiel für Jedermann an den Thoren von Dschundisâbûr aufzuhängen befahl.

[9] In China war er ganz allgemein als „Mânî, der Maler", bekannt; in Hyde's: Veterum Persarum Historia werden sogar mehrere Tempel namentlich erwähnt, die er mit Bildern geschmückt, und ein Buch, Artank oder Erteng genannt, das er mit Malereien kunstvoll verziert haben soll. Wieder Andere schreiben ihm die Erfindung eines neuen, als persische Lyra oder Laute bezeichneten musikalischen Instrumentes zu.

[10] Zu den Verfälschungen und Entstellungen der wahren Jesuslehre rechnet er in erster Reihe die Behauptung, daß der Sohn Gottes leibhaftig als Mensch hier auf Erden gewandelt, daß er wie andere Menschen von einem sterblichen Weibe geboren und eines leiblichen Todes (am Kreuz) gestorben sei. Dies alles seien „jüdische, des Sohnes Gottes unwürdige Fabeln." Den Jesus, den die Juden gekreuzigt hatten, den „Sohn der Witwe" — wie Mânî ihn mehrfach nennt — erkennt er seinerseits gar nicht als wahren Gottessohn an; der wahre Erlöser des Menschengeschlechtes, der Jesus, der zu Adam entsandt ward, ist nach Mânes nie wirklicher Mensch gewesen, sondern er trug nur scheinbar, als er dem ersten Menschen erschien, menschliche Züge und Gestalt. — Diese Leugnung der wirklichen Menschwerdung Christi hat Mânes übrigens mit den verschiedenen ketzerischen Sekten der ersten Jahrhunderte, die man mit dem gemeinsamen Namen der „Doketen" zu bezeichnen pflegt, gemein.

[11] „Iß kein Fleisch, trinke keinen Wein und gehe keine Ehe mit Frauen ein!" Diese drei fundamentalen Gebote, deren strengste Ausübung Mânî von der Kaste der „Auserwählten" oder „Wahrhaftigen" (der Priesterkaste des Manichäerthums) verlangte, hatte er den Mugtasila entlehnt Auch die Lehre von den beiden gleich ewigen Urwesen, die überhaupt im ganzen Orient stark verbreitet war, fand er schon bei ihnen vor; doch nahmen sie ein männliches und ein weibliches Grundprinzip, an deren Stelle Mânî nach dem Vorgang Zoroasters das gute und böse Grundwesen setzte, an. Repräsentirten die „Auserwählten", die in strenger Enthaltsamkeit lebten und in die „Mysterien" des Manichäerthums eingeweiht waren, die „Priesterkaste" des letzteren, so fand das Laienelement bei ihm seine Vertretung in der Klasse der Zuhörer oder Auditores. Da letztere alle weltlich

praktischen Geschäfte zu erledigen hatten, so gestaltete sich ihre Lebensweise schon durch ihre nothgedrungene beständige Berührung mit der „sündigen" Materie weniger streng. Dieselbe Scheidung des Laienelementes von dem priesterlichen tritt auch bei den Manichäern des Mittelalters, den Katharern des zwölften Jahrhunderts hervor. Vergl. Flügel: „Mânî" X. S. 284.

[12] Im Jahre 1209 wurden durch Papst Innocenz III. die Güter des Grafen Raimund von Toulouse, des Beschützers der Albigenser, dem grausamen Simon von Montfort verliehen und zugleich Bann und Interdikt über die gesegneten Landstriche an der unteren Rhone und oberen Garonne verhängt. Dies war das Signal zu dem greuelvollen „Kreuzzug" gegen die Albigenser, der erst 1229, nachdem auch Ludwig VIII. von Frankreich gegen die „Ketzer" das Schwert gezogen, durch die völlige Unterwerfung und Demüthigung des Grafen von Toulouse sein Ende fand.

[13] Vergl. Karl Josias Bunsens „Vorwort" zu Kingsleys bekanntem Roman „Hypatia."

[14] Mit dem Namen der „patarenischen" bezeichnet man eine reformatorische Bewegung, die um die Mitte des elften Jahrhunderts in der Lombardei Platz gegriffen hatte und die sich gegen die laxe Disziplin und die Zuchtlosigkeit und zugleich auch gegen die weltliche Macht der hohen lombardischen Geistlichkeit erhob. Da die übermächtigen lombardischen Bischöfe und ihr Oberherr, der erzbischöfliche Nachfolger des heiligen Ambrosius in Mailand, noch eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit dem päpstlichen Stuhle gegenüber behaupteten, so wurde, um ihren stolzen Sinn zu brechen und sie völlig der Oberhoheit des heiligen Vaters zu unterwerfen, die patarenische Bewegung zu jener Zeit auch von Rom aus unterstützt. Später jedoch wollte die römische Kurie von den Lehren der Patarener nichts mehr wissen: sie ließ die „Pataria" fallen, nachdem sie mit ihrer Hülfe ihr Ziel erreicht und die völlige Unterwerfung der lombardisch-ambrosianischen Kirche erlangt.

[15] Er ist in weiteren Kreisen vornehmlich durch seine Liebe zu Heloïse, der Nichte des Kanonikers Fulbert, bekannt.

[16] Vergl. v. Giesebrecht: „Arnold von Brescia". Sitzungsberichte der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften zu München 1873. Heft VI. S. 133.

[17] Vergl. Giesebrecht a. a. O. S. 148.

[18] Vergl. Moritz Carrière: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit". Stuttgart und Tübingen. J. G. Cottascher Verlag 1847, S. 62.

[19] Vergl. Carrière: „Weltanschauung der Reformationszeit", S. 140,

Die thierische Eigenwärme und deren Erhaltung.

Von

Prof. Hermann v. Meyer
in Frankfurt a. M.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Unter den mancherlei äußeren Einflüssen, welchen der organische Körper ausgesetzt ist, befindet sich einer, welcher denselben niemals und unter keinen Verhältnissen verläßt und sich daher beständig an demselben geltend macht. Es ist dieses die Temperatur des umgebenden Mediums, welches für den bei weitem größten Theil der höheren Thiere die atmosphärische Luft ist. Insoferne als der organische Körper eine Anhäufung einer gewissen Menge von Materie ist, muß er sich nach bekannten physikalischen Gesetzen in seiner eigenen Temperatur mit derjenigen seiner unmittelbaren Umgebung in Gleichgewicht setzen. Ganz entgegen diesem Gesetze finden wir aber die merkwürdige Thatsache, daß der Körper der sogenannten warmblütigen Thiere stets eine Eigenwärme von ungefähr 37° Celsius* behauptet, während doch in unserem Klima die Temperatur der Luft zwischen 20° minus und 30° plus sich zu bewegen pflegt, in anderen Klimaten aber diese Grenzen nach oben, beziehungsweise nach unten bedeutend überschreiten kann; melden uns doch Afrikareisende von 35° plus im Schatten und Polarreisende von 50° minus.

Vollständig unabhängig ist indessen doch die Eigenwärme des Organismus gegenüber der Lufttemperatur keineswegs, wie

* Alle Temperaturangaben in dem Folgenden sind nach Celsius.

Versuche, welche für diesen Zweck angestellt wurden, gezeigt haben. Berger und de la Roche setzten sich für einige Minuten einer trockenen Wärme von 80—87° aus und erfuhren eine Zunahme ihrer Körperwärme (unter der Zunge gemessen) auf 42—43°; andererseits fand Davy, als er sich längere Zeit einer Temperatur von 0° aussetzte, eine Verminderung seiner Körperwärme auf 35°. — Beide Beobachtungen zusammen geben also einen durch die äußere Temperatur veranlaßten Unterschied der Eigenwärme des Körpers von 7—8°. Mit Rücksicht auf den außerordentlich großen Unterschied der für die Versuche gewählten Lufttemperaturen erscheinen diese 7—8° indessen doch verhältnißmäßig sehr gering. Immerhin aber werden wir dadurch belehrt, daß doch ein gewisser Wärmeaustausch zwischen dem Körper und der äußeren Luft stattfindet und daß es sich dadurch erklärt, warum die für die Eigenwärme des Körpers aufgestellte Zahl 37° nach Individualität oder zufälligen äußeren Umständen um einige Zehntelgrade schwanken kann.

Daß größere Störungen der Eigenwärme mit mehr oder weniger großen Nachtheilen für den Organismus verbunden sein müssen, läßt sich ohne weiteres vermuthen und wird auch durch die Erfahrung bestätigt; und ebenso ist auch anzunehmen, daß ein gedeihliches Leben des Organismus nur innerhalb gewisser engerer Grenzen der äußeren Temperatur möglich ist, welche die Erhaltung der Eigenwärme auf ungefähr 37° leicht gestatten. Als den durch solche Grenzen eingeschlossenen Raum kann man die Wärmegrade zwischen 10° und 20° bezeichnen, und unsere Erfahrung rechtfertigt diese Aufstellung, denn unter 10° finden wir es kalt und über 20° finden wir es warm, d. h. für unser Wohlbefinden wird unter 10° zu viel und über 20° zu wenig von unserer Eigenwärme in das umgebende Medium übergeführt.

Wenn also einerseits festgestellt ist, daß der Grad der Eigenwärme des Körpers durch die Temperatur seiner Umgebung

beeinflußt werden kann, und wenn andererseits die Erfahrung lehrt, daß nur innerhalb der bezeichneten sehr engen Grenzen diese Beeinflussung sich mit dem Wohlbefinden des Organismus verträgt, so drängt sich die Frage auf, bis zu welchem Grade jene Grenzen nach oben und nach unten überschritten werden dürfen, ohne daß das Leben des Organismus vernichtet wird. — Auch für diese Frage giebt die Wissenschaft entsprechende Antwort. Beobachtung und Versuch haben nämlich ermittelt, daß das Leben erlischt, wenn die Eigenwärme des Körpers auf 25° hinabgedrückt ist, — und ebenso, wenn die Eigenwärme auf einige Grade über 40° hinaufgetrieben ist, indem nach Weikart bei 42,6° Eigenwärme das Blut in den Adern gerinnt und bei 49° die Muskeln durch Gerinnung absterben. Das Maximum der Schwankungen, welchen die Eigenwärme ausgesetzt sein darf, ohne daß der Tod eintritt, beträgt also nur etwa 15°, von welchen 11° unterhalb und etwa 4° oberhalb der für die Eigenwärme normalen 37° gelegen sind, — so daß die Grenzen der möglichen Bewegungen der Eigenwärme des lebenden Organismus den Raum von 26—41° umschließen.

Wenn wir nun mit diesem Ergebniß den Umfang der Lufttemperaturgrade vergleichen, welchen wir in unserem Klima unterworfen sind, so finden wir einen auffallend großen Unterschied. Halten wir nämlich fest an den im Früheren aufgestellten Werthen, so besitzt der Umfang unserer Lufttemperatur von minus 20° bis plus 30° den Werth von 50°, während der Werth des Umfanges der möglichen Eigenwärme des Körpers, wie soeben gezeigt, nur 15° beträgt; und zwar liegen diese 50° äußerer Temperatur mit Ausnahme der wenigen Grade von 26°—30° alle tiefer als die möglichen Grade der Eigenwärme; der größte Theil dieser letzteren liegt also höher als das Maximum der Luftwärme unseres Klimas, welches nur von dem direkten Sonnenbrand überschritten wird. Wir bewegen uns daher stets

in einer Luft, deren Temperatur bedeutend tiefer steht als die Eigenwärme. Hieraus ist aber zu erschließen, daß die Erzeugung dieser Eigenwärme eine Leistung des Organismus selbst ist, eine Lebenserscheinung, welche geeignet ist, einer mit den Funktionen des Organismus nicht verträglichen Auskältung zu widerstehen. Es erscheint daher als nächste Aufgabe, nach den Quellen der Eigenwärme des lebenden Organismus zu forschen.

In dieser Beziehung lehrt uns nun die Physiologie, daß als Träger der Eigenwärme zunächst das in seinen Gefäßbahnen alle Theile durchströmende Blut zu erkennen ist, und daß dieses in seinem überaus schnellen Umlaufe alle Temperaturverschiedenheiten der einzelnen Theile des Organismus vollständig ausgleicht, so daß dieser ganz gleichmäßig durchwärmt erscheint. In gleicher Weise erzeugt bei der Warmwasserheizung das in Röhren umlaufende warme Wasser eine annähernd gleichmäßige Durchwärmung des ganzen Hauses. Das auf solche Weise verwendete Wasser hat aber als solches die Wärme nicht in sich, sondern es muß dieselbe erst einem Heizungsapparate entnehmen, welchen es in seinem Umlaufe immer aufs neue durchströmt. Dasselbe ist auch bei dem Blute der Fall. Auch dieses entnimmt seine Wärme zuerst gewissen in dem Organismus beständig wirkenden Quellen. Als solche sind aber anzusehen die verschiedenen chemischen Prozesse, welche im Verlaufe der Lebenserscheinungen auftreten und die Reibungen, welche infolge der Bewegungen der Theile aneinander zu stande kommen.

Die chemischen Quellen der Wärme in dem lebenden Organismus finden ihr Bestehen zunächst darin, daß alle Lebensvorgänge mit Zersetzungen der Substanz derjenigen Organe verbunden sind, durch welche sie in die Erscheinung treten. Besonders ausgezeichnet sind in dieser Beziehung die absondernden Drüsen und die Muskeln. Das Zustandekommen dieser Zersetzungen ist schon für sich eine sehr wichtige Wärmequelle; deren

Bedeutung wird aber noch wesentlich erhöht durch die Art und Weise, wie die Produkte dieser Zersetzungen aus dem Körper entfernt werden. Sie verbinden sich nämlich mit dem durch die Athmung in das Blut aufgenommenen Sauerstoff und werden dadurch in die beiden Stoffe Wasser und Kohlensäure umgesetzt, welche dann auf verschiedenen Wegen, namentlich aber durch die Lungen und die Haut ausgeschieden werden. Da nun aber diese Umwandlung in Wirklichkeit derselbe Prozeß ist, wie der Prozeß der Verbrennung, so ist es begreiflich, daß dieselbe eine überaus wichtige Quelle der Eigenwärme werden kann und muß; ist sie doch recht eigentlich eine innere Heizung des Körpers durch Verbrennung von Heizungsmaterial. Nach einer von angesehener Seite aufgestellten, gegenwärtig freilich vielfach angezweifelten Ansicht sollen auch gewisse Nahrungsmittel, welche sehr reich an Kohlenstoff sind, wie Fett, Mehl, Alkohol, sobald sie in das Blut gelangen, in diesen Verbrennungsprozeß hereingezogen werden und dadurch ihren Hauptwerth als Heizungsmaterialien für den Organismus finden.

Reibungen, welche wärmeerzeugend wirken, sind namentlich gegeben durch die Bewegungen der Muskeln und das Gleiten ihrer Sehnen, durch die Reibung der Lungen an der Brustwand beim Athmen, durch die Bewegung der Blutmasse innerhalb ihrer Gefäße ꝛc.

Indem das Blut in seinem Umlaufe durch die thätigen Muskeln und Drüsen und durch die übrigen Wärmequellen deren Wärme aufnimmt und mit derselben befrachtet die anderen Theile des Körpers, welche nicht eigene Wärmeerzeugung haben, durchströmt, durchwärmt es auch diese zugleich und zwar um so mehr, je mehr Wärme es hat aufnehmen können und je größer seine Menge überhaupt und insbesondere in den betreffenden Theilen sich zeigt. Die größte Eigenwärme muß also ein Organismus erkennen lassen, welcher durch gute Ernährung eine reichliche

Blutmenge besitzt und starke Muskelbewegung ausführt. Beweis dafür liefert die tägliche Erfahrung, daß eine reichliche Mahlzeit eine stärkere allgemeine Erwärmung zur Folge hat und daß uns bei starker Muskelthätigkeit sehr warm wird. Direkter sprechen dafür die Thatsachen, daß nach stärkeren Blutverlusten, z. B. nach Verwundungen, die Eigenwärme von 37° bis auf 35½° sinken kann, — und daß andererseits bei dem Wundstarrkrampf, in welchem in rascher Folge eine Reihe heftigster allgemeiner Krämpfe den Patienten befällt, dessen Eigenwärme bis auf 42° und darüber bis zum tödtlichen Maximum steigen kann. Den schlagendsten Beweis dafür, daß wirklich gute Ernährung und Muskelthätigkeit die Hauptquelle der Eigenwärme sind, liefern aber die Versuche von Chossat, welcher Thieren Nahrung und Möglichkeit der Bewegung entzog und dann fand, daß bei diesen schon in sehr kurzer Zeit selbst bei einer Lufttemperatur von plus 12° bis 18° die Eigenwärme auf das tödtliche Minimum von 25° hinabging.

Der Organismus erzeugt also beständig eine je nach Umständen etwas größere oder etwas geringere Eigenwärme, welche im beständigen Austauschverkehr mit der Temperatur der umgebenden Luft steht, und da diese letztere als Regel niedriger ist als die Eigenwärme, so wird dieser Verkehr vorzugsweise darin bestehen, daß Eigenwärme nach außen abgegeben wird, wodurch sich auch die bekannte Erfahrung erklärt, daß überfüllte Zimmer und namentlich Tanzlokale, in welchen lebhafte Muskelthätigkeit geübt wird, gar bald unangenehm warm werden.

Wie schon erwähnt, ist eine Lufttemperatur von plus 10° bis 20° für den Organismus die gedeihlichste, d. h. bei dieser findet eine Art von Gleichgewicht in der Weise statt, daß die Quellen der Eigenwärme genügen, den Abgang, welchen die um 20° bis 25° kühlere Luft dem Körper entzieht, vollständig zu ersetzen. — Bei höherer oder niederer Lufttemperatur ist indessen dieses Gleichgewicht

gestört. Bei höherer als plus 20° wird dem Körper zu wenig Wärme entzogen und bei einer solchen von über 37° wird ihm sogar noch Wärme von außen mitgetheilt; — bei niederer als plus 10° dagegen und gar bei einer solchen unter dem Gefrierpunkt wird ihm zu viel Wärme entzogen, ohne daß er im stande ist, den Abgang genügend zu ersetzen.

Die hier angegebenen Zahlen sind indessen nicht so anzusehen, als ob sie absolut genau gewisse Grenzen anzugeben im stande wären. Sie können vielmehr nur eine annähernde Genauigkeit haben, weil in ihrer Aufstellung nur die Temperatur der äußeren Luft allein maßgebend ist, während doch noch andere Verhältnisse derselben in Verbindung mit der Temperatur einen Einfluß auf den Organismus geltend machen, nämlich ihre Bewegung und ihr Wassergehalt (Feuchtigkeitsgrad).

Ist die Luft bewegt, d. h. trifft den Körper mehr oder weniger Wind oder Durchzug, so ist die Folge davon, daß immer wieder neue kühlere oder kältere Luft mit seiner Oberfläche in Berührung tritt und ihm Wärme entzieht und zwar um so mehr, je mehr die Luftströmung, die Kleider durchdringend, in die unmittelbare Nähe der Haut gelangen kann. Ein steter Wechsel der Luft befördert ferner auch die Verdampfung der beständig an die Oberfläche der Haut hervortretenden leichten Wasserausscheidung und wirkt auch dadurch wärmeentziehend. — Bewegte Luft vermehrt daher den Eindruck kälterer äußerer Temperatur und vermindert den Eindruck wärmerer. Die Grenzen der dem Organismus angemessenen Lufttemperatur werden dadurch nothwendig etwas nach oben verschoben und dürften dann etwa auf 15° bis 25° anzunehmen sein statt auf 10° bis 20°.

Als regelmäßiger Bestandtheil der Atmosphäre ist außer den dieselbe bildenden Gasen (Sauerstoff und Stickstoff), sowie etwaigen zufälligen Beimengungen stets noch eine gewisse Menge von Wasserdampf in Gasgestalt zu finden. Von dieser Thatsache

kann man sich leicht überzeugen, wenn man einen kalten Gegenstand in wärmere Luft bringt, denn man sieht alsdann den vorher unsichtbaren Wassergehalt der Luft in tropfbar flüssiger Gestalt auf der Oberfläche des kalten Gegenstandes sich niederschlagen. Dieser Wassergehalt der Luft rührt her von der Verdampfung des vielen freien Wassers, welches sich überall findet und von dem Wasserdampfe, welchen pflanzliche und thierische Organismen beständig an die äußere Luft, abgeben. — Im allgemeinen kann wärmere Luft mehr Wasserdampf in sich auflösen als kältere Luft; aber diese letztere ist darum doch im stande eine nicht unbeträchtliche Menge von Wasser in sich aufzunehmen, wenn ihr solches z. B. bei Regenwetter geboten wird. — Wasser ist aber ein besserer Wärmeleiter als Luft und entzieht deshalb bei der Berührung mit der Haut dem Körper in energischerer Weise seine Eigenwärme; daher erscheint uns kaltes Wasser kälter als Luft von der gleichen Temperatur. — Dagegen erscheint uns warmes oder laues Wasser wärmer, als Luft von gleicher Temperatur, weil es die abkühlende Verdampfung an der Hautoberfläche hemmt. Eine mit Wasserdampf gesättigte, kältere oder kühlere Luft berührt uns deswegen empfindlicher, als es nach dem Stande des Thermometers zu erwarten ist, und wir nennen sie „rauh". In gleicher Weise läßt uns auch eine mit Wasserdämpfen gesättigte Luft die äußere Wärme unangenehmer empfinden, als möglichst trockene Luft von gleichem Thermometergrade, und wir nennen sie „schwül". Feuchte Luft beschränkt deswegen das Gebiet der zuträglichen äußeren Temperatur an seinen beiden Enden und verkleinert deswegen dessen Umfang je nach Umständen in höherem oder geringerem Maße.

Trotz der unter allen Verhältnissen sehr engen Grenzen der dem Gedeihen des Organismus angemessenen Lufttemperatur sehen wir doch, daß sowohl unter der versengenden Gluth des

Aequators wie in den eisstarrenden Zonen der Polarländer Säugethiere und Vögel sich kräftigen Lebens und fröhlichen Gedeihens erfreuen und dabei stets, wie Untersuchungen bestätigt haben, eine gleichmäßige normale Eigenwärme behaupten; — und nicht minder müssen wir uns davon überzeugen, daß auch der Mensch unter diesen beiden so extrem einander gegenüberstehenden klimatischen Verhältnissen lebt, gedeiht und sich heimisch gemacht hat. — Hieraus ist aber zu erschließen, daß die Warmblüter in sich selbst die Möglichkeit finden, der zu starken Einwirkung extremer Lufttemperaturen zu widerstehen; und in Wirklichkeit zeigt es sich auch, daß ihnen hierfür mancherlei Hülfsmittel zu Gebote stehen.

Das einfachste Hülfsmittel ist für Menschen und Thiere in dem Vermögen der Ortsbewegung gegeben, wodurch sie in den Stand gesetzt sind, solche Oertlichkeiten aufzusuchen, in welchen sie den nachtheiligen Einflüssen weniger ausgesetzt sind. Gegen zu niedrige Temperatur werden windgeschützte und gedeckte Orte aufgesucht, wie Höhlen oder Gebüsche oder auch zum Verkriechen geeignete Haufen von Laub oder anderen vegetabilischen Abfällen. Gegen zu hohe Temperaturen aber werden schattige und zugige Orte gewählt; und auch wohl durch kalte Bäder eine allerdings nur vorübergehende allgemeine stärkere Abkühlung erzielt. Dem Menschen ist es außerdem noch vergönnt, daß er in geschlossenen Räumen auf künstlichem Wege angemessene Temperaturen zu erzeugen und zu genießen im stande ist und daß er auch schon seine Wohnstätten so einzurichten vermag, daß sie ihm Schutz gegen die Angriffe des Klimas gewähren. Der Eskimo wohnt in künstlichen Erdhöhlen und der Neger in Hütten aus Holzstäben und Palmblättern.

Ein zweites sehr wirksames Mittel besteht darin, daß die Möglichkeit des gegenseitigen Einflusses der inneren und der äußeren Temperatur beschränkt oder auch möglichst gehemmt

wird. Dieses kann aber dadurch geschehen, daß die Oberfläche des Körpers in eine Luftschichte eingehüllt wird, welche als schlechter Wärmeleiter die Ausstrahlung der Eigenwärme in die kältere Luft erschwert und in gleicher Weise auch die Einwirkung höherer Wärmegrade auf die Körperoberfläche hemmt. Eine solche Luftschichte muß natürlich eine ruhende sein und dadurch gewissermaßen einen Bestandtheil des Körpers selbst bilden. Dieser Bedingung kann aber nur dadurch entsprochen werden, daß die der Körperoberfläche zunächst liegende Luftmasse durch widerstandleistende feste Gebilde verhindert wird in die Strömungen der Atmosphäre hineingezogen zu werden. In sehr vollkommener Weise wird dieses aber geleistet durch das Haarkleid der Säugethiere und durch das Federkleid der Vögel, bei welchen in den Zwischenräumen zwischen den Haaren beziehungsweise den Federn eine mehr oder weniger mächtige Luftschichte sich befindet, die Schutz gewährt nicht nur gegen Abgabe zu vieler Körperwärme an die Außenwelt, sondern auch umgekehrt gegen zu starke Einwirkung äußerer Wärme auf den Körper. Dem Menschen gewährt den gleichen Schutz allerdings nur für den Kopf das Haupthaar. Im übrigen ist er bekanntlich darauf angewiesen, den Vortheil, welchen Säugethiere und Vögel auf diese Weise genießen, durch seine Bekleidung zu erstreben, welche theils in ihrem Gewebe und in ihren Zwischenräumen, theils in dem Raume, der sie von der Körperoberfläche trennt, die einhüllende Luftschichte festhält. Je größer diese Luftschichte, um so größer ist auch der Schutz, den sie gewährt. Deshalb ist auch der Turban und der schleierumwickelte Hut ein ebenso guter Schutz gegen die zu starke Erwärmung des Kopfes in der Sonnenwärme, wie die wattirte Pelzmütze des Nordländers gegen Durchkältung des Kopfes, und ebenso hat der Neger in seinem wohlgepflegten Wollhaar einen kräftigen Schutz seines Kopfes gegen den afrikanischen Sonnenbrand. — Da der Zweck der

Kleidung eine Hemmung der Wärmestrahlung nach einer oder der anderen Seite hin sein soll, so ist auch eine möglichst helle Kleidung für beide Verwendungen das Angemessenste, weil die weiße Farbe ein viel schlechterer Wärmeleiter ist als die schwarze. — In Bezug auf Dichtigkeit und Färbung haben also unter den Säugethieren der Eisbär, der Yack und das Schaf das ausgezeichnetste Schutzkleid.

Die beiden bisher besprochenen Hülfsmittel beziehen sich nur auf Regelungen der Verkehrsmöglichkeit zwischen der Temperatur der Luft und der Eigenwärme des Körpers. Neben diesen besitzt aber der Organismus in seinen eigenen Lebensfunktionen eine Reihe von Hülfsmitteln, welche im stande sind innerhalb gewisser Grenzen den nachtheiligen Einwirkungen unpassender äußerer Temperaturgrade zu widerstehen; und diese Hülfsmittel werden dadurch in die Erscheinung gerufen, daß die Haut, welche die oberflächliche Schichte des Körpers bildet, bis zu einem gewissen Grade von der äußeren Temperatur durchdrungen und somit direkt von außen her erwärmt oder ausgekältet wird.

Ist die äußere Temperatur eine zu hohe, so ist die nächste Folge der Durchwärmung der äußeren Haut eine Erschlaffung der in dieser reichlich vorhandenen Blutgefäße. Diese letzteren können deswegen dem von der Herzkraft mitgetheilten Drucke, unter welchem das Blut in den Gefäßen strömt, nicht genügend widerstehen und werden daher stark mit Blut erfüllt. Dem Auge bietet sich diese Blutfülle als mehr oder weniger starke Röthung dar, für den Organismus selbst wird sie aber von größter Wichtigkeit, indem auf ihr die Möglichkeit einer stärkeren Abkühlung desselben beruht. Fürs erste nämlich ist dadurch eine gewisse größere Menge von Blut an die Oberfläche gerückt und kann etwas von ihrer Wärme an die immerhin noch kühlere Atmosphäre abgeben, in ähnlicher Weise, wie ja auch ein zu warmes Getränk durch die Berührung mit dem angeblasenen

warmen Athem abgekühlt wird. Viel wichtiger wird aber eine andere Folge der Blutfülle. Innerhalb der Grenzen der als angemessenste erkannten äußeren Temperatur giebt nämlich das Blut der Hautgefäße eine gewisse Menge seines Wassers nach außen ab; diese Menge ist aber so gering, daß sie sogleich verdampft. Von ihrem Vorhandensein kann man sich jedoch leicht überzeugen, wenn man die Hand an die kalte Fensterscheibe bringt, denn sie schlägt sich dann in Gestalt vieler kleiner Tropfen auf diese nieder. Sind die Gefäße von Blut stark ausgedehnt, so enthalten sie einestheils eine größere Menge von Blut und anderentheils sind die ausgedehnten Gefäßwandungen dünner, die Abgabe von Wasser nach außen kann also auch leichter und reichlicher geschehen, so daß die Haut sich feucht anfühlt. Sehr bald aber kann dann auch unter Mitwirkung der Nerven eine so reichliche Wasserausscheidung eintreten, daß große Tropfen die Hautfläche bedecken und über sie abfließen, eine Erscheinung, die als Schwitzen hinlänglich bekannt ist. Es ist leicht verständlich, daß die Verdampfung des in solcher Menge ausgeschiedenen Wassers namentlich bei bewegter Luft im stande ist, der Haut und dem in ihr umlaufenden Blute und somit auch dem ganzen Körper eine entsprechende Menge von Wärme zu entziehen, so daß dadurch das richtige Gleichgewicht zwischen innerer Wärmeerzeugung und äußerer Wärmeentziehung hergestellt wird. — Unterstützt werden diese Vorgänge noch dadurch, daß die mit stärkerer äußerer Wärme stets verbundene allgemeine Schlaffheit lebhaftere Bewegungen vermeiden läßt, so daß die in den Muskelbewegungen gegebene Quelle innerer Wärmeerzeugung spärlicher fließt.

Wie wirksam auch der Schutz ist, welcher dem Organismus durch diese Verhältnisse gegen die Einwirkung äußerer Wärme gegeben ist, so genügt dieser doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Ist die äußere Wärme nach Grad oder nach Dauer zu beträchtlich und findet dabei etwa auch noch stärkere Muskel-

thätigkeit statt, also stärkere innere Wärmeerzeugung, wie z. B. bei angestrengter Feldarbeit im Sonnenbrand — oder findet lebhaftere innere Wärmeerzeugung durch andauernde starke Muskelthätigkeit statt, während engumschließende, sonnendurchwärmte Kleidung die Wärmeabgabe an die Luft hindert, wie z. B. bei militärischen Märschen, — dann kann die Eigenwärme die zulässige Höhe überschreiten und zu schwerer Erkrankung, ja zu plötzlichem Tode führen, welche Erscheinung als „Hitzschlag" bezeichnet wird.

Verwandt mit dieser Erscheinung ist die auffallende Thatsache, daß Verbrennungen und Verbrühungen der äußeren Haut oft mit Folgen verbunden sind, welche in gar keinem Verhältniß zu der Größe der Verletzung stehen. Eine Brandwunde, welche die Größe von zwei Handflächen hat, ist im stande das Leben ernsthaft zu gefährden oder wenigstens schwere allgemeine Erkrankung zu veranlassen, während doch die Funktion eines so unbedeutenden Stückes der Haut ohne irgend einen Nachtheil entbehrt werden kann. Unter diesen Verhältnissen ist es unverkennbar, daß eine Brandwunde schon als solche ein mächtiger Eingriff in die Integrität des Organismus sein muß; und allerdings besitzen wir hierüber höchst belehrende Mittheilungen von Welti,[1] welcher durch Versuche die Art dieses Eingriffes zu ermitteln suchte. Er tauchte die beiden Ohren eines Kaninchens in Wasser von 43° und erwärmte dieses allmählich bis auf 56°. Nach nicht voll einer Stunde war die Eigenwärme auf 42° gestiegen, es erfolgten allgemeine Krämpfe und unter diesen der Tod. In einem anderen Versuche erfolgte der Tod in etwas kürzerer Zeit ohne Krämpfe aber bei einer Eigenwärme von über 43°. Diese Ergebnisse geben schon einen interessanten Hinweis darauf, wie von einer einzigen verhältnißmäßig kleinen Hautstelle aus in verhältnißmäßig kurzer Zeit der ganze Körper in eine beträchtlich höhere Eigenwärme, sogar bis zum tödtlichen Maximum

derselben übergeführt werden kann. Bei genauerer Untersuchung der todten Thiere stellte es sich dann heraus, daß das Blut bei seinem Umlaufe durch die erhitzten Ohren bedeutende Veränderungen erfahren hatte, welche in der Bildung zahlreicher klumpiger Massen bestanden. Diese Massen waren dann, durch die Blutströmung weiter geführt, in den verschiedensten Organen, namentlich in Gehirn, Nieren und Magen stecken geblieben und hatten dort Störungen veranlaßt. Es durfte also zweifelhaft sein, ob der Tod durch die Erreichung des Maximums der Eigenwärme oder durch die inneren Umlaufstörungen namentlich des Gehirns herbeigeführt worden war. — Wenn aber die Thiere den Versuch überlebten, so erlagen sie doch nach einigen Tagen und zwar infolge der Zerstörungen, welche die Gefäßverstopfungen in den Nieren und dem Gehirne veranlaßt hatten.

Diese Untersuchungen geben uns also genügende Erklärung über die unmittelbare oder mittelbare Tödtung durch umfangreiche Verbrennungen oder Verbrühungen. Zu gleicher Zeit aber gestatten sie auch für den Hitzschlag ein ähnliches Zustandekommen zu vermuthen. Lange Einwirkungen des Sonnenbrandes auf entblößte Theile, wie Hals und Arme, muß in ähnlicher Weise wie das Eintauchen der Ohren des Kaninchens in heißes Wasser die Eigenwärme allgemein erhöhen und dieses muß um so schneller geschehen können, je mehr zugleich angestrengte Muskelthätigkeit auch von innen her die Eigenwärme steigert. Bei Personen aber, welche den Anfall des Hitzschlages überleben und nachher doch nach einiger Zeit erliegen oder eine langwierige Genesung haben, dürfen wir wohl voraussetzen, daß Veränderungen in dem Blute und deren Folgen wie bei Verbrennungen Ursache der Nachwirkung des Hitzschlages werden.

In den beiden soeben näher ausgeführten Fällen des Hitzschlages und der Verbrennungen hatten wir eine schaden- oder todbringende Steigerung der Eigenwärme durch äußere

Einwirkungen zu erkennen. Diesen Thatsachen gegenüber ist es nun zu beachten, daß unter geeigneten Verhältnissen eine solche schadenbringende Steigerung der Eigenwärme auch allein durch innere Ursachen erzeugt werden kann, wenn nämlich die inneren Wärmeerreger zu stark wirken. Es ist dieses schon im Früheren von dem Wundstarrkrampfe (Tetanus) erwähnt worden, bei welchem die heftigen Muskelkrämpfe die Eigenwärme bis zum Maximum steigern. Dieser Erfahrung ist nun noch die Erscheinung beizufügen, daß auch andere noch theilweise unbekannte innere chemische Prozesse die Eigenwärme in hohem und gefährdendem Grade zu steigern vermögen. Dieses ist wenigstens gegenwärtig als derjenige Vorgang erkannt, welcher in Begleitung der verschiedensten Erkrankungen beobachtet zu werden pflegt und als „Fieber" bezeichnet wird. Seit man dieses erkannt hat, hat man deswegen auch allgemein angefangen, die Höhengrade des Fiebers nach dem Thermometer zu bestimmen und die frühere Uebung zu verlassen, nach welcher man die Höhe des Fiebers nach der Zahl der Pulsschläge bestimmte, welche auf die gleichzeitig mit dem Fieber auftretende und durch dieses veranlaßte Vermehrung der Herzthätigkeit hinwies.

Betrachten wir nunmehr die Einwirkung einer zu niedrigen äußeren Temperatur auf den lebenden Organismus, so fällt uns vor allem auf, daß die Eingriffe, welche dem Organismus von dieser Seite her drohen, viel beträchtlicher sein müssen, als diejenigen, welche er von der entgegengesetzten Seite erfahren kann und zwar deswegen, weil der Unterschied zwischen der äußeren Temperatur und der Eigenwärme des Körpers ein sehr bedeutender werden kann. Rechnen wir als höchsten Kältegrad in unserem Klima nur minus 25°, so ist dieser immer noch 35° unter dem Minimum der dem Organismus zuträglichen äußeren Temperatur und 62° unter der Eigenwärme des Körpers.

Hieraus ist schon leicht ersichtlich, welche große Ansprüche an die Widerstandsfähigkeit des Organismus niederen Temperaturen gegenüber gemacht werden. Zwar hat er in seinen Funktionen auch nach dieser Seite hin die Mittel diesen Ansprüchen bis zu einem gewissen Grade zu genügen; dennoch aber muß der wichtigste Schutz hier immer durch die früher besprochenen äußeren Hülfsmittel gewährt werden, für die Thiere durch das Haar- beziehungsweise Federkleid und Aufsuchen geschützter Orte, für den Menschen durch Kleidung und geheizte Räume.

Indessen steht der Organismus für sich allein den Angriffen der Kälte gegenüber keineswegs vertheidigungslos da. Wie in der durchwärmten Haut die Gefäße erschlaffen und mehr Blut aufnehmen, so erfahren in der durchkälteten Haut die Gefäße eine starke Zusammenziehung und Verengerung und nehmen weniger Blut in sich auf. Allerdings wird dadurch der Haut ihre Wärmequelle beeinträchtigt und die Kälteempfindung wenigstens anfangs gesteigert; dagegen wird aber eine gewisse Menge von Blut vor der Wärmeabgabe durch die Haut behütet und dafür gegen die inneren Organe gedrängt, welche dadurch den Vortheil genießen, mehr Schutz gegen die Durchkältung zu finden.

In dem Inneren des Körpers ist übrigens das Blut vor den Angriffen der Kälte keineswegs gesichert, denn der Athmungsprozeß führt stets etwa zwanzigmal in der Minute eine gewisse Menge äußerer Luft in die Lunge. In diesem Organ zirkulirt aber eine sehr bedeutende Blutmenge in außerordentlich engen Netzen ganz dicht unter der Oberfläche seiner Luftkanäle, so daß Luft und Blut sich gegenseitig leicht beeinflussen können. Dieses ist ja auch der Zweck der Lunge; denn in ihr soll ein Gasaustausch zwischen Luft und Blut in der Weise stattfinden, daß das Blut aus der Luft deren Sauerstoff entnimmt und dagegen Kohlensäure an dieselbe abgiebt. Hierauf kann sich aber der gegenseitige Einfluß von Luft und Blut nicht beschränken, denn

wenn die äußere Luft einen Temperaturgrad besitzt, welcher sehr verschieden ist von demjenigen der Eigenwärme des Blutes, dann müssen die ungleichen Temperaturen sich auch ausgleichen. Daß dieses auch in Wirklichkeit geschieht, davon überzeugen wir uns sehr leicht durch persönliche Erfahrung, wenn wir z. B. vor einem geöffneten Ofen einen Athemzug von überhitzter Luft einnehmen und deren Wärme bis in die Brust hinein empfinden. In höherem Grade aber werden wir darüber belehrt, wenn wir an dem kühlen Abend eines warmen Sommertages tief einathmen und uns dann einer wohlthätigen Durchkühlung der ganzen Brust erfreuen. In der Lunge erfährt also das Blut in gleicher Weise eine Wärmeentziehung wie in der äußeren Haut, und die dadurch gegebene Abkühlung des Blutes ist um so größer, je bedeutender der Kältegrad der in die Lunge eintretenden Luft ist. — Das Unangenehme des Einathmens kalter Luft läßt sich aber bekanntlich leicht vermeiden, wenn man dafür sorgt, daß man nur erwärmte Luft einathmet; und dieses bringt man dadurch zu stande, daß man ein Tuch vor Nase und Mund hält, am besten ein recht locker gestricktes in mehrfacher Lage. Die ausgeathmete, in den Lungen erwärmte Luft durchdringt das Gewebe, erwärmt dessen Fäden und bleibt zum Theil zwischen diesen zurück. Wenn dann bei dem Einathmen die äußere Luft das Gewebe durchstreicht, dann erwärmt sie sich an dessen warmen Fäden und vermengt sich mit der zwischen diesen liegenden warmen Luftschichte, und der in den Körper eintretende Luftstrom hat dadurch schon viel von seiner Kälte verloren. — Der sogenannte „Respirator", welchen man bei Lungen- und Kehlkopfkranken vielfach angewendet sieht, leistet seine Dienste nach demselben Grundsatze nur durch einen kleinen aus Metalldrähten gebildeten Apparat, welcher vor dem Munde getragen wird.

Es ist nun von großem Interesse zu finden, daß in dem Baue des Organismus Anordnungen sich vorfinden, welche nach

den gleichen Grundsätzen für die Erwärmung der eingeathmeten Luft wirksam sind. Um dieses zu verstehen, ist vor allem zu berücksichtigen, daß die richtige Eingangspforte für die eingeathmete Luft nur die Nase ist und nicht der Mund, obgleich durch diesen die Luft auf nächstem Wege zu dem Kehlkopfe und durch diesen in die Lungen gelangt. Die Nase ist nämlich allein in Bezug auf die Verbindung ihrer Höhle mit der Oeffnung des Kehlkopfes geeignet dem Luftstrom die angemessenste Richtung in die Luftröhre zu geben, während der durch die Mundhöhle geleitete Luftstrom erst den hinteren Abschluß der Mundhöhle durchbrechen muß und dann auch nicht einen direkten Einfluß in die Luftröhre findet. Außerdem sind auch die erwähnten Erwärmungsapparate nur in der Nasenhöhle zu finden. Ein alter Gesundheitsspruch für rauhes und kaltes Wetter heißt deswegen auch: „Halte den Mund verschlossen," d. h. athme allein durch die Nase und nicht durch den Mund. Bekanntlich wird diese Maßnahme auch noch von dem ästhetischen Standpunkte aus empfohlen, und wir müssen uns freuen, hierin wenigstens eine Gesundheitsvorschrift mit dem sogenannten Schönheitsgefühl des Publikums in Einklang zu finden.

Die Nasenhöhle hat ihren vorderen Eingang durch die enge Nasenöffnung, erweitert sich dann ziemlich beträchtlich nach oben und außen und geht dann wieder durch eine engere Oeffnung in den Schlundkopf über, in welchen auch von unten her die Luftröhre mit ihrem obersten Theile, dem Kehlkopfe, einmündet. — Diese Einrichtung bedingt es, daß der Luftstrom durch die Nase nur verhältnißmäßig langsam hindurch gehen kann. Durch die engere Nasenöffnung kann nämlich die Luft nicht so rasch einströmen, daß sie die in dem erweiterten Nasenraume enthaltene wärmere Luft schnell oder plötzlich verdrängen könnte. Sie mischt sich daher nur allmählich dieser Luft bei, während in dem gleichen Verhältniß die Luft des Nasenraumes nach dem

Kehlkopfe hin abfließt. Der Nasenraum kann also erst mit der Zeit durch eine Luft erfüllt sein, welche ganz oder annähernd die gleiche Temperatur zeigt wie die Atmosphäre, und diese Luft kann nicht so schnell durch die engere Abflußöffnung entweichen, muß also eine gewisse Zeit in dem Nasenraume verweilen. Nun befindet sich aber angeheftet an die äußere Wand der Nasenhöhle eine dünne Platte, „untere Muschel“ genannt, welche bei dem Menschen spiralig gerollt in den Hohlraum der Nase hineinragt, — und diese ist mit einer Schleimhaut überzogen, die mit vielen sehr weiten Gefäßen durchsetzt ist, so daß sie überaus reichlich mit Blut erfüllt ist. Es ist unverkennbar, daß an dieser Muschel oder vielmehr an dem Blute, welches dieselbe umströmt, die Luft während ihrer langsameren Fortbewegung durch den Nasenraum sich wie an einem Ofen wärmen kann. Bei Säugethieren kann man besonders gut erkennen, daß dieses wirklich die Bedeutung der unteren Muschel ist, denn be diesen ist sie meist sehr komplizirt gebaut, indem sie theils in vielen Windungen zusammengerollt ist, theils auch, in viele Blätter zerspalten, ein fast schwammartiges Aussehen gewinnt. In diesen beiden Gestalten bietet sie aber dem über sie hinstreichenden eingeathmeten Luftstrom eine außerordentlich große blutreiche Oberfläche dar, welche wohl geeignet ist, denselben zu durchwärmen.

Noch ist einer merkwürdigen Einrichtung der Nasenhöhle zu gedenken, welche ohne Zweifel mit dieser Schutzeinrichtung gegen das Eindringen zu kalter Luft in die Lungen in engster Verbindung steht. In einem Theile der Gesichtsknochen befinden sich nämlich Höhlen, welche durch enge Gänge oder Oeffnungen mit dem Luftraume der Nasenhöhle in Verbindung stehen und auch mit Luft erfüllt sind. Diese Verbindungsöffnungen sind aber so angeordnet, daß nur der ausgeathmete Luftstrom in sie eintreten kann, nicht aber der eingeathmete. Diese Anordnung giebt uns einen Hinweis auf deren Bedeutung für die Athmungsthätigkeit. Der aus-

geathmete Luftstrom wird nämlich dadurch mit der ganzen Kraft seiner Bewegung theilweise in diese Nebenhöhlen hineingedrängt, so daß diese mit verdichteter warmer Luft gefüllt werden. Hört nun die Ausathmungsthätigkeit auf, so dehnt sich diese Luft wieder aus und hilft den Luftraum der Nasenhöhle ausfüllen; — außerdem wirkt aber auch hernach die Einathmungsthätigkeit ansaugend auf die in den Nebenhöhlen verbleibende Luft, so daß diese dem eingeathmeten Luftstrom als Erwärmungsmittel beigemengt wird. Die Nebenhöhlen der Nase sind deswegen als Vorrathsbehälter für erwärmte Luft anzusehen.

Die durch die Nasenhöhle eingezogene Luft erreicht also schon gut durchwärmt den Eingang des Kehlkopfes, so daß eine Schädigung der diesen Eingang bildenden Stimmbänder durch die Kälte der Luft vermieden ist. Tritt sie aber sodann durch den Kehlkopf in die Luftröhre und durch diese in die Lungen, so findet sie in diesen noch einen beträchtlichen Vorrath von warmer Luft, denn die Lungen entleeren im gewöhnlichen ruhigen Athmen mit einer einzelnen Ausathmung nur etwa ein Sechstel ihres Luftgehaltes, so daß etwa fünf Sechstel zurückbleiben. Das Ein- und Ausathmen erscheint deswegen nicht sowohl als eine vollständige Entleerung und Wiederfüllung der Lungen, sondern vielmehr als eine Ventilation der in ihnen enthaltenen Luft, so daß erst etwa fünf bis sechs Athmungsbewegungen eine annähernd vollständige Erneuerung der Luft in den Lungen zu stande bringen.

Unter diesen Verhältnissen sind schon recht hohe oder sehr lange einwirkende äußere Kältegrade erforderlich, um eine namhafte Wärmeentziehung für das Blut auf dem Wege der Athmung zu bedingen.

Trotz der besprochenen Schutzmittel ist indessen der Organismus keineswegs gegen wichtigere Nachtheile höherer Kältegrade geschützt. Gegen solche bedarf es nicht allein des Schutzes, sondern es bedarf zur Erhöhung der Widerstandskraft des Organismus

auch noch vermehrter Leistung der inneren Wärmequellen. Diese wird aber gewährt durch lebhaftere Muskelthätigkeit in rascherer Ortsbewegung oder in sonstiger anstrengender Arbeit und durch kräftige Ernährung, namentlich auch mit reichlicher Beimengung von kohlenstoffreichen Nahrungsmitteln, besonders Fetten, weshalb auch die Eskimos in einem natürlichen Gefühle sich so sehr begierig nach Fett und Thran zeigen.

Bei längerer Einwirkung hoher Kältegrade genügt aber auch dieses nicht mehr den Kampf gegen die elementaren Gewalten mit Erfolg weiterzuführen, und es erfolgt allmählich immer tieferes Eindringen der Kälte, bis der ganze Körper zuletzt auf das tödtliche Minimum von plus 25° durchkältet ist, d. h. es tritt Tod durch Erfrieren ein. Bei Mangel an Bewegung und bei etwa noch vorhandener unvollständiger Ernährung genügen indessen oft verhältnißmäßig sehr unbedeutende Kältegrade, um zu diesem Ziele zu führen, wie vielfache Erfahrungen beweisen und wie auch Chossats schon erwähnte Versuche darlegen, in welchen Thiere ohne Bewegung und ohne Nahrung selbst bei + 12° bis + 18° auf + 25° auskälteten, d. h. also: erfroren.

Entgegengesetzt der Erscheinung bei tödtlicher Ueberhitzung, deren Folge so schnell einzutreten pflegt, daß sie in ihrer Benennung einem Schlagfluß (Apoplexie) verglichen wird, tritt die Wirkung einer tödtlichen Durchkältung sehr allmählich und unmerklich ein.

Zuerst wird die äußere Haut durchkältet; sie wird dadurch relativ blutleer und verliert infolgedessen noch mehr ihre Widerstandsfähigkeit gegen weitere Durchkältung. Wie wichtig aber eine gewisse Blutfülle für diese Widerstandsleistung sein muß, läßt sich schon aus dem früher über die Bedeutung des Blutes Entwickelten erschließen, wird aber auch durch die Erfahrung hinlänglich dargelegt, welche sich vielfach unangenehm aufdrängt. Glacéhandschuhe und enge Stiefel haben bekanntlich den Zweck,

die Theile, für deren Bekleidung sie bestimmt sind, auf den kleinsten Umfang zusammenzudrücken; sie drängen deshalb bei ihrer Verwendung das Blut aus der Haut zurück, entziehen dieser damit ihre Wärmequelle und bedingen dadurch ein empfindliches Frieren der Hände und Füße bei kaltem Wetter. — Wenn die Haut einmal durchkältet ist, so gestattet sie nicht nur ein weiteres Eindringen der Kälte, sondern sie entzieht selbst, wie ein kalter Umschlag, den unter ihr liegenden Theilen von ihrer Eigenwärme; sie selbst aber kann bei längerer Einwirkung intensiver Kälte so stark ausgekältet werden, daß unbedeckte oder ungenügend gedeckte freierliegende Theile, wie Wange, Nase, Ohren, Finger, Zehen, wirklich zu Eis gefrieren können und dann nur durch sehr vorsichtiges Aufthauen noch gerettet und vor brandigem Abfallen bewahrt werden können.

Weiter eindringend befällt die Durchkältung zunächst die mehr oder weniger mit Fett versehene Unterhautzellschichte. Das Fett ist nicht ein für den Organismus wichtiges Gebilde, auch ist es nicht mit vielen Gefäßen versehen. Eine Durchkältung von dieser Schichte kann daher auch keine große Bedeutung zum Nachtheile des Organismus gewinnen. Dagegen aber kann eine mächtigere Fettschichte unter der Haut dem Organismus den Vortheil eines gewissen Schutzes gewähren, weil, so lange die Durchkältung diese Fettschichte noch nicht durchdrungen hat, die Muskulatur noch vor dem unmittelbaren Angriffe der Kälte gesichert bleibt, und damit ein folgereicher Eingriff in das Bestehen des Organismus noch verhütet wird. Die Durchkältung der Muskulatur muß nämlich für das Leben desselben verhängnißvoll werden, weil dadurch einerseits die Leistungsfähigkeit der Muskeln beträchtlich vermindert wird und andererseits das Blut aus ihnen mehr nach innen gedrängt wird. Die Folgen dieser Umstände sind aber Hemmung der Möglichkeit stärkerer wärmeerzeugender Bewegungen und zugleich Unlust zu

solchen, weil die innere Blutfülle einen betäubenden Druck auf das Gehirn ausübt. Beides wird dann als Müdigkeit und Schläfrigkeit empfunden, und diese Gefühle können sich um so mehr geltend machen, als die Kälteempfindung schon sehr frühe als Wirkung der Hautdurchkältung geschwunden ist. Wird aber diesen Gefühlen nachgegeben und Ruhe und Schlaf gesucht, dann stellt sich dieser auch sehr bald ein, aber ein Erwachen aus demselben findet nicht mehr statt.

Man sollte erwarten und es ist auch eine allgemeine Meinung, daß ein solcher Erfrierungstod etwas höchst Peinliches und Qualvolles sei. Dieses ist indessen keineswegs der Fall, wie die Erfahrungen der Nordpolfahrer lehren, von welchen nur diejenigen des bekannten Polarforschers Kane[2] angeführt seien, der seine und der Seinigen Gefühle und Zustände schildert in einem Stadium, in welchem bei ihnen zu dem Erfrierungstode nichts mehr fehlte als das Niederlegen, um den verhängnißvollen Schlaf zu suchen, so daß unter diesen Verhältnissen nur seine mit kräftigster Selbstüberwindung durchgeführten energischen Maßnahmen ihn selbst und seine Mannschaft retten konnten. Diese Erfahrungen machte Kane auf einer Expedition von 72 Stunden Dauer, welche er von seinem Standquartier aus unternahm. Das Thermometer zeigte in dieser Zeit anfangs minus 45° C., dann minus 49° und zuletzt minus 20°, im Mittel 41°. — Im Anfange ging alles gut, aber etwa in der Mitte der Rückkehr fühlten alle plötzlich einen solchen Nachlaß ihrer Kräfte, daß das mitgeführte Zelt schleunigst aufgeschlagen werden mußte, um die Leute darin zu versorgen. Kane selbst aber ging mit einem Begleiter weiter, um in einem auf der Hinreise als Zwischenstation für die Rückkehr aufgerichteten Zelte den Empfang der Leute vorzubereiten, welche, nachdem sie sich erholt hatten, nachkommen sollten. Ueber diesen Marsch von etwa drei Wegstunden äußert sich Kane: „Ich kann nicht sagen, wie

viel Zeit wir dafür brauchten, denn wir waren in einem eigenthümlichen Stupor und hatten gar kein Bewußtsein von Zeit. — Wir waren Beide nicht bei voller Besinnung und haben nur eine ganz verwirrte Erinnerung an die Erlebnisse vor der Erreichung des Zeltes. — Wir waren in einem vollständigen Delirium und hatten kein vernünftiges Verständniß mehr für die uns umgebenden Verhältnisse. Wir schritten nur vorwärts wie im Traum." — Auf dem Wege von dieser Zwischenstation nach dem Standquartier befiel die ganze Gesellschaft noch einmal ein allgemeiner Kräftenachlaß, dessen Folgen nur durch höchst energisches Eingreifen von Kane abgewendet werden konnten. Er äußert sich über dieses Erlebniß: „Mit dem abgestumpften (benumbed) und fast lethargischen Gefühl der äußersten Kälte war ich natürlicherweise genügend vertraut, aber das vielfach erwähnte schläfrige Wohlbehagen (sleepy comfort) des Frostes hatte ich stets als eine romantische Ausschmückung angesehen. Jetzt mußte ich mich aber von der gänzlichen Unrichtigkeit dieser Meinung überzeugen. Zwei unserer kräftigsten Leute kamen zu mir und baten um Erlaubniß zu schlafen, indem sie versicherten, sie befänden sich wohl, spürten keine Kälte und litten auch nicht durch den Wind, sondern bedürften nur etwas Schlaf; und diesen Versicherungen stimmten auch die Uebrigen bei; zwei Mann waren auch bereits stehend eingeschlafen."

Bisher wurden nur warmblütige Thiere, beziehungsweise Menschen berücksichtigt, und erkannt, daß diese im stande sind bis zu einem gewissen Grade einer höheren oder niedrigeren äußeren Temperatur gegenüber ihre Eigenwärme und damit die Möglichkeit ungestörten Lebens zu behaupten. Ein anderes ist es mit den sogenannten kaltblütigen Thieren, deren innere Lebensthätigkeiten mit so wenig Energie vor sich gehen, daß sie nur eine sehr geringe selbständige Eigenwärme entwickeln. Die Folge dieses Verhältnisses ist es, daß diese Thiere stets die

Temperatur des umgebenden Mediums zeigen oder nur unbedeutend davon abweichen. Wir besitzen hierüber sehr werthvolle genaue Untersuchungen und Versuche von Berthold,[3] von deren Ergebnissen zuerst nur angeführt sei, daß trockene Amphibien (Eidechsen, Blindschleichen, Schildkröten, Schlangen) stets $^1/_4{}^0$ bis 1^0 Wärme mehr zeigten als die Luft, welcher geringe Ueberschuß einen Hinweis darauf giebt, daß auch diese Thiere nicht ganz ohne Eigenwärme sind. Dagegen zeigten Frösche und Aale an der Luft, nicht aber im Wasser, etwas weniger Wärme als die Luft (bis zu $1^1/_2{}^0$ Unterschied), offenbar infolge der Wasserverdampfung an ihrer Oberfläche. Abgesehen von diesen kleinen Abweichungen sah Berthold die Temperatur von Fischen im Wasser, von Eidechsen, Blindschleichen und Schildkröten in Luft und von Fröschen im Wasser und in Luft gleichmäßig mit der Temperatur des umgebenden Mediums steigen und fallen, wenn die Versuchsthiere zu der Zeit, in welcher sie in das Medium gebracht wurden, mit diesem gleiche Temperatur hatten; — war indessen die Temperatur eine ungleiche, dann fand zuerst eine allmähliche Ausgleichung statt und sodann erst ein gleichmäßiges Steigen und Fallen.

Bertholds Versuche stellten ferner auch, wenigstens für Frösche und Fische, die interessanten Thatsachen heraus, daß für diese eine äußere Wärme von ca. 25^0 C. tödtlich wird,[4] wenn derselben die nöthige Zeit gegönnt war, sich deren ganzem Körper mitzutheilen, — und daß bei einer Temperatur unter dem Eispunkt dieselben Thiere fest und hart zu Eis gefroren, aus welchem Zustande sie indessen, wenn die Kälte nicht unter 5^0 bis 6^0 C. ging, durch vorsichtiges Aufthauen wieder ins Leben zurückgerufen werden konnten. Es ist deswegen auch möglich, Fische in gefrorenem Zustande zu versenden und sie an dem Empfangsorte wieder aufleben zu sehen. — Die Grenzen, innerhalb welcher die innere Körperwärme der kaltblütigen Thiere

sich bewegen darf, ohne daß das Leben zerstört wird, können also auf der einen Seite auf 0° und auf der anderen Seite auf + 25° C. gestellt werden. Insofern läßt sich also das mögliche Schwankungsgebiet der Körperwärme für die Kaltblüter etwas größer als für die Warmblüter erkennen, und es ist nicht ohne Interesse, zu finden, daß das tödtliche Maximum für erstere mit dem tödtlichen Minimum für letztere zusammenfällt, nämlich in plus 25° C.

Diesen für das Allgemeine gültigen Thatsachen von dem Verhalten der Eigenwärme gegenüber ist es indessen zu beachten, daß individuell die Maße der zulässigen äußeren Temperatur auch für die Dauer durch Angewöhnung erweitert werden können, wie die Beispiele von Reisenden in den Aequatorial- und in den Polarländern genügend beweisen. Offenbar ist dieses nur dadurch möglich, daß die in den Thätigkeiten des Körpers selbst begründeten Widerstandsmittel sich den äußeren Temperaturgraden anpassen oder daß die inneren Lebensfunktionen mit der Zeit gewissermaßen es lernen, auch bei tieferer oder höherer Temperatur als sonst zulässig vor sich zu gehen, so daß die engere Sphäre der gedeihlichen äußeren Temperatur um etwas nach oben oder nach unten verrückt wird. Ein solcher Anpassungsprozeß verlangt aber eine gewisse Zeit und kann nur allmählich zu stande kommen; zu plötzliche Sprünge in der äußeren Temperatur sind immer ein starker Angriff auf das Wohlbefinden des Organismus. Lehrt uns doch auch die eigene Erfahrung, daß wir in dem ruhigen Wechsel der Jahreszeiten allmählich einerseits mit der Sommerwärme und andererseits mit der Winterkälte vertraut werden, daß aber plötzliche Umschläge der Witterung, wie sie ja wohl bis zu 20° vorkommen können, höchst unangenehm empfunden werden. — Ueber ähnliche Anpassungsfähigkeit der Kaltblüter fehlt es noch an genügenden Beobachtungen.[5]

Noch ist einer höchst merkwürdigen hierher gehörigen

Erscheinung zu gedenken, welche, vereinzelt betrachtet, als etwas ganz Wunderbares erscheint, in Wirklichkeit aber sich an die eben besprochenen Thatsachen von Anpassungen und an die Erfahrungen vom Wiederaufleben gefrorener Fische und Frösche eng anschließt. Es ist dieses der Winterschlaf und der Sommerschlaf gewisser Thiere, in welchem diese in einem vollständig erstarrten Zustande mit sehr herabgestimmten Lebenserscheinungen für lange Zeit, ja für Monate hindurch, beharren, ohne die Möglichkeit zu verlieren, aus demselben wieder zu frischem und thätigem Leben zu erwachen.

Der Winterschlaf stellt sich bei einem gewissen Grade niederer Temperatur ein an Insekten, Schnecken, Eidechsen, Schlangen, Fröschen, Salamandern, nachdem sie sich an einem geschützten Ort verkrochen haben. Auffallender und deswegen auch am meisten Gegenstand genauerer Beobachtung geworden ist aber der Winterschlaf von Warmblütern, wie Siebenschläfer, Murmelthier, Hamster, Fledermaus, Igel. Beobachtungen an solchen haben gelehrt, daß in deren Winterschlaf die innere Eigenwärme auf ungefähr die Hälfte herabsinkt, also eine solche wird, wie sie sich sonst als absolut tödtlich erweist, und daß dabei alle Lebensthätigkeiten erloschen zu sein scheinen mit Ausnahme der sehr schwachen und auf die Hälfte ihrer Frequenz herabgesunkenen Herz- und Athmungsbewegungen. Tritt während des Winters etwa einmal vorübergehend eine höhere Temperatur ein, so können sie wohl zeitweilig zu schwachen Lebensthätigkeiten erwachen; ein vollständiges Erwachen zeigt sich aber erst bei Wiederkehr der wärmeren Jahreszeit.

Eine ähnliche Erscheinung ist der Sommerschlaf, welcher in heißen Gegenden Krokodile, Schlangen, Eidechsen, Kröten und auch Insekten bei einem gewissen höheren Wärmegrad befällt, nachdem sie sich an geschützte Orte verkrochen haben, und aus welchem sie erwachen, wenn die kühlere Regenzeit beginnt. Bei

Warmblütern ist der Sommerschlaf nur von dem Igel am Senegal und dem Tenrek auf Madagaskar bekannt.[6]

Beide Erscheinungen erinnern an die allerdings in bescheidenerer Gestalt auftretenden Zustände des schläfrigen Stupors in starker Kälte und der torpiden Erschlaffung der ganzen Thierwelt in den Mittagstunden heißer Sommertage und sind offenbar nur Modifikationen derselben, welche in den Kreis der normalen Lebenserscheinungen eingetreten sind.

Blicken wir zurück auf die mannigfaltigen Thatsachen, welche Forschung und Beobachtung uns in Bezug auf den Gegenstand unserer Besprechung kennen gelehrt haben, so werden wir von Erstaunen ergriffen über die Leistungsfähigkeit des lebenden Organismus, welcher nicht nur mit den wunderbarsten Mechanismen sich frei im Raume zu bewegen vermag und im stande ist, seinen eigenen Fortbestand durch passende Ernährungsthätigkeiten zu sichern, sondern auch das Vermögen besitzt, in mannigfaltigster Weise den störenden Angriffen elementarer Gewalten zu widerstehen.

Anmerkungen.

[1] E. Welti, Ueber die Todesursache nach Hautverbrennungen. Diss. Zürich. Jena, Fischer 1889.

[2] Elisha Kent Kane, Arctic explorations 1853—55. Philadelphia, Childs & Peterson 1856. Vol. I. Chapt. XVI. Von dem vollständigen Stumpfsinn der beiden Wanderer nach dem Zelte der Zwischenstation giebt folgende Episode den besten Begriff: Indessen erinnern wir uns doch eines Bären, der langsam (leisurely) vor uns herging und eine am Wege liegende, tags vorher verlorene Pelzjacke zerzauste und zusammenballte, ohne übrigens unseren Marsch zu stören. Ich erinnere mich auch, daß ich ein unklares Gefühl hatte, unser Zelt und die darin liegenden Vorräthe könnten ein gleiches Schicksal erfahren. Mein Begleiter konnte auch in der Entfernung sehen, daß der Bär unser Zelt in gleich rücksichtsloser Weise behandelte. Es kam mir vor, als sähe ich dieses auch, aber wir waren so trunken von der Kälte, daß wir ruhig (steadily) vorwärts schritten, ohne, so viel ich weiß, unsere Schritte zu beschleunigen. — Wahrscheinlich rettete unsere Ankunft das Zelt, denn wir fanden es unbeschädigt, aber der Bär hatte es umgeworfen und unsere Vorräthe in den Schnee geschleudert. Was wir uns erinnern und vielleicht alles, was wir uns erinnern, ist, daß wir große Schwierigkeit hatten, das Zelt wieder aufzurichten. Wir krochen darauf in unsere Schlafsäcke und genossen einen festen traumreichen Schlaf, welcher drei Stunden währte.

[3] A. A. Berthold, Neue Versuche über die Temperatur der kaltblütigen Thiere. Göttingen, Dieterische Buchhandlung 1835.

[4] Die Erkennung eines tödtlichen Maximums von + 25° für die Außenwärme und somit auch die Eigenwärme der Kaltblüter gestattet auch, den immer wiederkehrenden Erzählungen von Fröschen, Eidechsen, Salamandern, Blindschleichen, welche in dem Magen von Menschen gelebt oder gar in demselben sich aus verschluckten Eiern entwickelt haben sollten, ihre richtige Stellung als Fabeln ohne weiteres anzuweisen; denn wenn für diese Thiere das tödtliche Maximum der Wärme 25° ist, so konnten sie nicht in einer Wärme von 37° leben. Dieser einfachen Thatsache gegenüber erscheinen alle Diskussionen über Möglichkeit, Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit solcher Vorkommen als überflüssige Bemühungen. — Alle dergleichen Geschichten, so weit sie nicht rein erfunden sind, beruhen auf Täuschungen oder auf zweckvollem Betrug.

[5] Ueber Anpassungen an wärmere Klimate, wenn die Lebensweise vernünftig geführt wird, fehlt es in unserer Zeit der Afrikareisen keineswegs an entsprechenden Beispielen; auch ist es bekannt, daß aus Afrika Zurückkehrende, um sich langsam wieder an unser Klima anzupassen, gerne an Zwischenstationen verweilen.

Daß auch an kältere Klimate Anpassungen stattfinden können, lehrt der Winteraufenthalt in hochgelegenen Alpenthälern, in welchen windstiller heiterer Frost von 25° bis 30° gar bald auch in relativ leichter Kleidung ohne Beschwerden ertragen wird. — Ferner zeugen dafür die Versicherungen von Theilnehmern an dem kalten Feldzug nach Südfrankreich im Winter 1870/71, daß sie sich sehr schnell in den Dienst im Freien bei Tag und bei Nacht gefunden hätten. — Kane berichtet in Bd. I. Kap. XX. seines oben erwähnten Reisewerkes, daß einer seiner Begleiter, Peterson, welcher zwei Jahre in Upernawik gelebt hatte, dort selten ein geheiztes Zimmer betrat, und daß ein Anderer, Riley, bei minus 30° Fahrenheit (34° bis 35° C.) ohne Decke im Freien zu schlafen pflegte.

Diesen Beispielen sei in der folgenden Zeitungsnachricht ein Beispiel von der Einwirkung eines raschen Temperaturwechsels gegenübergestellt:

Petersburg, den 3. Dezember 1890. Aus Orenburg wird telegraphirt: Infolge des plötzlichen Ueberganges der Temperatur von drei Grad Wärme auf dreißig Grad Kälte sind dreißig durch die Steppe reitende Kirgisen buchstäblich erfroren; ferner wurden von der Kälte eine Anzahl Pferde, Schafe und Kamele getödtet. Schließlich sollen in der Steppe noch Menschen, Vieh und ganze Warenkarawanen umgekommen sein.

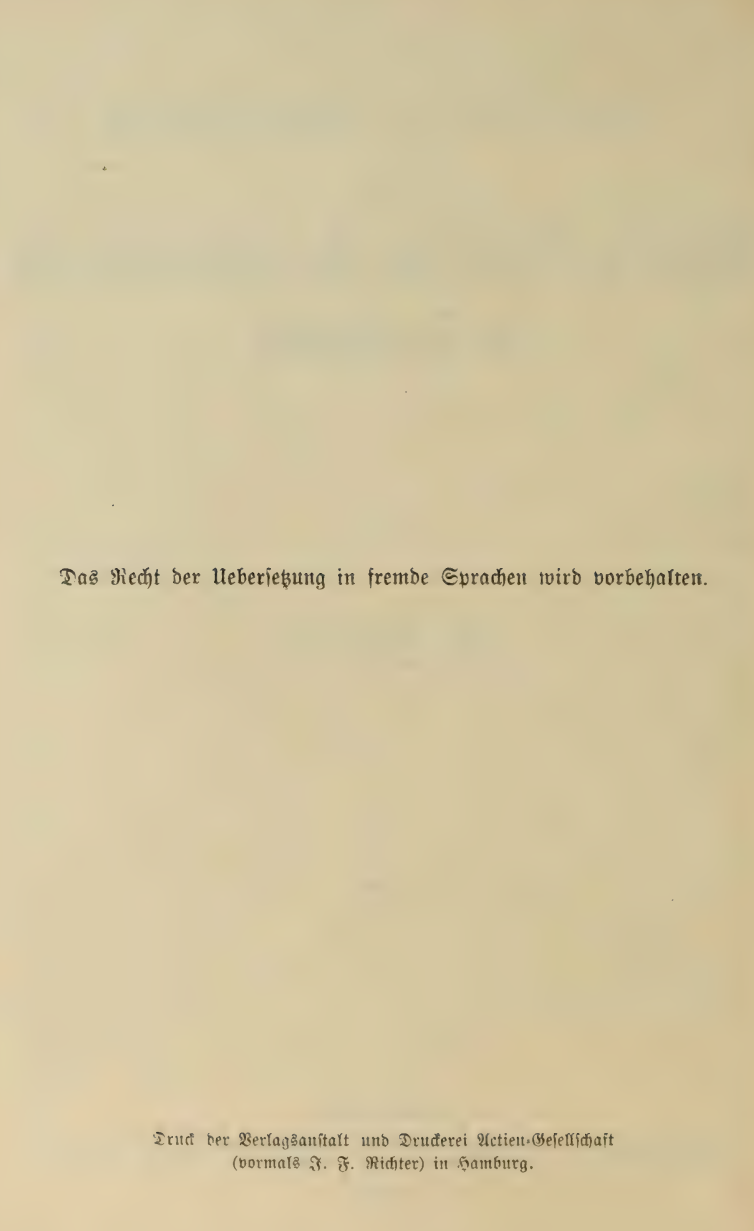
[6] Immer und immer wieder kommen aus Ostindien Nachrichten, daß Fakire nach einigen Tagen der Vorbereitung sich in ausgemauerte Gräber einschließen ließen und dann nach ein bis zwei Monaten aus dem geöffneten Grabe ziemlich heruntergekommen heraussstiegen, sich aber bald wieder erholten. Hochgestellte Personen werden als Zeugen dafür angeführt, mit der Versicherung, daß diese die Möglichkeit einer Täuschung auf das Vorsichtigste verhütet hätten. — Sollten diese Nachrichten auf Wahrheit beruhen? Insofern als das Verhalten des Fakirs während seines Verweilens im Grabe, falls der Luftzutritt nicht vollständig abgeschlossen ist, keine andere Erscheinung darbietet, als sie sich auch in dem Winterschlafe warmblütiger Thiere zeigt, dürfte die Sache als nicht gerade unmöglich erscheinen; aber — sollten diese Leute wirklich das Geheimniß besitzen, sich künstlich in einen Winterschlaf zu versetzen?

Geschichtliche Entwickelung
des
Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesens
in Deutschland.

Von

P. Treutlein,
Professor am Gymnasium zu Karlsruhe.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Am 18. März 1890 hat der preußische Kultusminister Herr v. Goßler der preußischen, der deutschen Welt eine nicht geringe Ueberraschung bereitet, da er im Abgeordnetenhaus die Mittheilung machte, es stehe in naher Aussicht, „daß das ganze Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesen aus der ganzen Behandlung schulorganisatorischer Fragen ausscheidet“, daß also, wie man bald des näheren erfuhr, künftig als Vorbedingung zur Ausfolgung des Einjährigen-Berechtigungsscheines das vollständige erfolgreiche Durchlaufen einer der bestehenden höheren Schulen gelten solle.

Wie sollte eine solche Nachricht nicht tiefgehende Erregung hervorrufen, wenn man bedenkt, daß wohl an 8000 junge Männer alljährlich beim Heer als Einjährige dienen, daß demnach alle die Tausende von Schülern unserer höheren Schulen, daß die Familien, denen sie zugehören, d. h. daß die nach Bildung und Besitz obersten Schichten unserer gesamten Bevölkerung, aufs ernstlichste von einer so einschneidenden Abänderung der seitherigen Bestimmungen getroffen werden! Diese Abänderung als Thatsache angenommen, läge es nahe und wäre es hauptsächlich betreffs unseres höheren Schulwesens interessant, einen Ausblick in die Zukunft zu thun, Vermuthungen anzustellen, wie wohl Schule und Einjährigenwesen bei solcherlei neuen

Lebensbedingungen sich gestalten mögen — doch ich verzichte darauf, die Rolle des Propheten zu spielen; mir scheint, daß man einzig Sicheres für die Zukunft erlerne aus der Betrachtung des Vergangenen, daß man den Blick für das Werdende schärfe durch das Studium des Gewordenen und seines Werdens.

Drum sei es heute meine Aufgabe, der geschichtlichen Entwickelung unseres Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesens nachzugehen, dieses in seinen ersten Anfängen aufzusuchen und seine Gestaltung, seine allmähliche Ausbildung bis zur Gegenwart darzulegen. Ich werde mich also nicht kümmern um das Einjährig-Freiwilligen-Wesen selbst, sei's bei uns, sei's in fremden Landen, zumal nach seiner militärischen Seite hin, also nicht um die Art der Ausbildung unserer Einjährigen, um ihren Dienst, um ihre Prüfungen und deren Entwickelung, um ihre Beförderung — alles dies rein Militärische soll ausgeschlossen bleiben von meiner Betrachtung; ich habe, wie ich schon betonte, das Berechtigungswesen im Auge, d. h. also hauptsächlich die Beziehung des Freiwilligenwesens zum höheren Schulwesen, die allmählichen mehr oder minder starken und guten Anpassungen beider staatlichen Einrichtungen aneinander.

Unser deutsches Einjährig-Freiwilligen-Wesen ist bekanntlich auf preußischem Boden erwachsen, ist ein kräftiger Seitenschoß des jetzt schon so gewaltigen, aber immer noch weiter wachsenden Stammes der allgemeinen persönlichen Wehrpflicht und ist wie diese ein Erzeugniß der hohen patriotischen Begeisterung unserer Freiheitskriege.

Die genannten Neuschöpfungen zu verstehen, zu würdigen, müssen wir für einen Augenblick uns zurückversetzen in die Zeiten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts.

Alle die Schlachten jener Zeiten wurden geschlagen von im wesentlichen geworbenen Soldaten, die „Werbung“ war die allgemeine Ergänzungsweise der Heere, auch der stehenden Heere.

Sehr langsam nur trat hierin eine Aenderung ein. So führte Friedrich Wilhelm I. für Preußen im Jahre 1733 eine Art Aushebung ein, indem er die sogenannte Kantons-Verfassung schuf: das ganze Land ward in Bezirke, sogenannte Kantone eingetheilt und jedem Regimente ein solcher Bezirk zugewiesen, um hier, soweit die Werbung nicht ausreichte, den nöthigen Rekrutenbedarf zu entnehmen. Dem Grundgedanken nach ward damals schon bestimmt, daß alle Männer zum Waffendienste verpflichtet seien; in Wahrheit aber wurden so viele Ausnahmen zugelassen, daß von einer allgemeinen Wehrpflicht nicht die Rede war. Adel, Besitz, Bildung, auch örtliche Besonderheiten galten als Befreiungsgrund, und so geschah der Hauptersatz auch weiterhin durch Werbung, besonders durch Werbung im Auslande. Vollends Friedrich der Große wollte erst recht nicht seinem schwach bevölkerten Lande den Hauptstamm seiner Heere entnehmen; schon 1742 beschränkt er die Zahl der „Einländer“ auf ein Drittel der Gesamtstärke, auch er läßt werben, er scheut sich sogar nicht, Deserteure und selbst Gefangene in großer Zahl in seine Reihen einzustellen, er entnimmt kurzweg Rekruten aus den eroberten und besetzten Gebieten. Nur eine überstrenge, empörend rohe Mannszucht konnte solche Massen zusammenhalten. Auch später ist dem großen König nicht die Idee aufgegangen, daß der Waffendienst eine gemeine staatliche Pflicht sei; 1763 wurde zwar die Zahl der Einländer da und dort bis zu sechzig Prozent erhöht, aber bis 1786 bestanden noch ganze Regimenter nur aus Geworbenen; die Kaufleute, die Fabrikanten, die vornehmeren Handwerker, die „wirklich angesessenen Bürger und Bauern“ und selbstverständlich die Beamten wurden von der Einrollirung befreit, theils durch förmliche Privilegien, theils durch „Exemtion“ der Orte, in denen sie wohnten, ja ganze Provinzen wurden von der Kantonspflicht befreit; die Uebungszeit der Kantonisten wurde abgekürzt, 1743 auf acht, nach 1763 auf sechs Wochen.

So blieben der Einrollirung nur unterworfen die Söhne der niederen Handwerker, der Bauern, der Taglöhner „und anderer gemeiner Leute“; wer aber einmal Soldat geworden, wurde spät, möglichst spät verabschiedet, er blieb oft bis zum sechzigsten, selbst über das sechzigste Lebensjahr hinaus[1] gemeiner Soldat.

Erst in den letzten Regierungsjahren Friedrichs regten sich Zweifel an der Zuträglichkeit seines militärischen Systems; unter seinem Nachfolger ging man langsam mit Abänderungen vor: nothgedrungen ward die ausländische Werbung beschränkt, noch nicht abgeschafft. Das neue Kantonsreglement von 1792 bestimmte zwar ebenfalls theoretisch die allgemeine Wehrpflicht, fügte aber sofort eine schier endlose Reihe von „Exemtionen“ bei, so daß thatsächlich die Kriegsdienstverpflichtung auf den Schultern der Ackerbürger und der gemeinen Handwerker ruhen blieb. Auch die Dienstzeit blieb die lange: noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gaben in Preußen selbst zwanzig Jahre Heeresdienst noch kein Anrecht auf Verabschiedung.

Aber schon war die neue Zeit angebrochen, die auch hier Wandel schaffen sollte: die große Revolution und ihr gewaltiger Sohn schufen ihn. In Preußen freilich bedurfte es des schwersten Ungemachs, der Schlacht von Jena und des schimpflichen Friedens von Tilsit, um den Wechsel herbeizuführen, und es bedurfte der Männer wie Stein und Scharnhorst, um das Neue zu gestalten. Zunächst fällt die ständische Sonderung, dieses Grundübel, die gesetzliche Scheidung zwischen Bauer und Bürger und Edelmann (Edikt vom 9. Oktober 1807); daß hierdurch auch die grundsätzliche Aenderung der bisherigen Heeresverfassung bedingt ist, wird alsbald klar. Sie einzuleiten und durchzuführen war eine der Aufgaben der am 20. Juli 1807 eingesetzten „Militär-Reorganisations-Kommission“, deren Haupt Scharnhorst wurde. Begründung des Heeres auf wirklicher allgemeiner Dienstpflicht, und neben dem Heere Schaffung einer Miliz und einer Landwehr — das

waren die Grundforderungen der Kommission (März 1808); aber solche Neuerungen erregten beim Könige die schwersten Bedenken, er verschob ihre Ausführung.

Ein zweiter Entwurf ward geplant: dem obwaltenden französischen Drucke nachgebend, wollte man jetzt einzig das stehende Heer bilden, auf knapp zwei Jahre sollte die Dienstzeit herabgesetzt, und für Gebildete sollte sie selbst noch weiter verkürzt werden (20. Dezember 1808) — wiederum versagte der König.

Aber auch er konnte sich in der Folge der Einsicht nicht verschließen, daß der Krieg, der unvermeidliche, herannahe; so wollte er wenigstens rüsten, und Scharnhorst plante die Art der Rüstungen (8. März 1809). Daß jetzt endlich mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst gemacht werden müsse, nahm er als selbstverständlich an, und so faßte er denn auch neben der Errichtung einer Reserve-Armee die Bildung von „Jäger-Compagnien aus Freiwilligen" ins Auge, deren Mannschaften sich selbst bekleiden, bewaffnen, remontiren und zum Entgelt dafür lebenslang von der Konskription befreit sein und überdies künftig ein Vorzugsrecht auf alle Staatsämter haben sollten. Aber wieder vermag der König seiner Unschlüssigkeit nicht Herr zu werden; er genehmigt nichts von all diesen Plänen, obwohl doch schon im Sommer vorher (3. August 1808) ein Gesetz über allgemeine Wehrpflicht amtlich und öffentlich in Aussicht gestellt worden war. Scharnhorst aber läßt nicht nach. Die Siegesnachricht von Aspern läßt Großes auch für Preußen, für Deutschland erhoffen. Drum weiß er den König zur Einsetzung einer Kommission zu bewegen, welche prüfen und entscheiden solle, ob und wie die verheißene allgemeine Wehrpflicht ein- und durchgeführt werden könne. Am 1. Juli 1809 berichtet die Kommission, der „allgemeine Heerbann", ohne jegliche Exemtion, sei rathsam, ja dringend nöthig: aus den Nichtbegüterten solle eine Miliz gebildet werden, in welcher jeder zum Waffentragen Befähigte

zu dienen verpflichtet ist; alle begüterten jungen Männer sollten aber aufgefordert werden, bei den zu formirenden „Volontär-Jägern" Dienste zu nehmen; wer hierzu im stande sei, sich aber jetzt in der Noth nicht melde, solle für die Zukunft von jedem Staatsamte ausgeschlossen werden. Aber zum dritten Male verwirft der König die allgemeine Wehrpflicht, er läßt den vorgelegten Gesetzentwurf unausgeführt, ein halbes Jahr lang unbeantwortet.

So beginnen Anfang 1810 die Verhandlungen der Konskriptions-Kommission aufs neue. Wieder empfiehlt ihr Schlußbericht vom 5. Februar 1810 die durchaus allgemeine Wehrpflicht, derart freilich, daß die Auszuhebenden durch das Los zu bestimmen seien, und diese sollten vier Jahre dienen; die Vermöglichen aber, welche sich aus eigenen Mitteln Uniform, Bewaffnung und Unterhalt zu beschaffen vermöchten, sollten, wenn ausexerzirt, beurlaubt und nur zur Uebungszeit wieder einberufen werden, so daß ihre Dienstzeit thatsächlich auf etwa fünf Monate beschränkt werde; diejenigen aber, welche sich den Wissenschaften und Künsten gewidmet, sollten in solche Garnisonen gesandt werden, wo sie Gelegenheit hätten, ihre Bildung fortzusetzen, und sie sollten auch durch Urlaub begünstigt werden, auch wenn sie nicht im stande seien sich selbst zu bekleiden und zu bewaffnen.

Wie schön war dies alles geplant — aber das Jahr 1810 verging, und die endgültige Entscheidung blieb aus, die allgemeine Wehrpflicht wurde noch nicht eingeführt, und als 1811 eine neue Krisis über Preußen hereinbrach, war eben immer noch das alte Kantons-Reglement[1] von 1792 das militärische Grundgesetz des Staates.

Erst das große Jahr 1813 sah die Verwirklichung der Scharnhorstschen Gedanken. Der russische Feldzug war mißglückt; das Volk stand auf, der Sturm brach los. Da endlich erlangte der große Organisator die Genehmigung des Königs zu zwei Aenderungen der heimischen Wehrverfassung, zur

Errichtung von „Detachements freiwilliger Jäger“ (3. Febr.) und zur „Aufhebung der bisherigen Exemtion von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges“ (9. Febr.). Volk und Heer sollten so in die engste Verbindung kommen, und sie kamen es wirklich: das Volk wurde erfüllt mit Antheilnahme, mit Liebe für das Heer, dem Heere wurden die edelsten und kostbarsten Theile des Volkes zugeführt.

Alle siebzehn- bis vierundzwanzigjährigen jungen Männer aus „denjenigen Klassen der Staatsbürger, welche bisher vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können“, dürfen sich als Freiwillige melden und ihren Truppentheil wählen; Jäger sollen sie heißen und sein, d. h. der freiesten und ungebundensten Truppengattung angehören; nicht zum inneren Dienst in Garnisonen oder zu Schildwachen sollen sie gebraucht werden, sondern zum Detachiren, zum Dienste der leichten Truppen; wer sich auszeichne, werde in seiner späteren Zivil-Laufbahn besonders berücksichtigt. Von allen Seiten strömten sie herzu, diese freiwilligen Jäger, und da Viele aus Mangel an Geld hätten zurückbleiben müssen, trat die Nation helfend ein und rüstete Einzelne wie bald auch ganze Freikorps aus. Und wie haben sie Alle den gehegten Erwartungen entsprochen, wie vor Allen die Lützower!

In schwerem Ringen, in furchtbaren Kämpfen ward endlich der Korse bezwungen; der Mann aber, der die allgemeine Wehrpflicht erkämpft und die Freiwilligen geschaffen, er sah nicht mehr das Ende des Ringens, die reife Ernte seiner Saat.

Wohl aber durfte man annehmen, daß die, freilich nur für die Dauer des Krieges, aufgehobene Exemtion nach Beendigung desselben nicht wieder eingeführt werden würde. Und dennoch — nach Beendigung des Krieges haben die Gegner der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen noch einmal gesiegt: ein Kabinettsbefehl hob die am 9. Febr. 1813 verkündigte unbedingte

Kantonpflicht wieder auf (27. Mai 1814). Aber der wenige Tage danach zum Kriegsminister ernannte Boyen nahm sich der Sache, für die er an der Seite seines Meisters lange sorgenvolle Jahre hindurch gekämpft hatte, mit regstem Eifer an, und der Erfolg krönte sein Wirken: am 3. September 1814 wurde das neue Gesetz „Ueber die Verpflichtung zum Kriegsdienst“ vollzogen. „Und eben dieses Gesetz ist es, welches die Bedingung aller kriegerischen Erfolge des preußisch-deutschen Staates geworden ist und heute die Runde um den Erdball macht“ (Lehmann).

Dieses Grundgesetz[2] nun erkennt einleitend mit Dank an, „daß die allgemeine Anstrengung Unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt“ habe, daß deshalb auch „die Einrichtungen, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht und deren Beibehaltung von der ganzen Nation gewünscht wird, die Grundsätze der Kriegsverfassung des Staates bilden sollen.“

Demgemäß spricht sofort § 1 des Gesetzes den großartigen Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht aus, indem bestimmt wird: „Jeder Eingeborene, sobald er das zwanzigste Jahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet.“ Aber „um im allgemeinen die körperliche und wissenschaftliche Ausbildung so wenig als möglich zu stören,“ gestattet der § 9 „jedem jungen Manne schon nach vollendetem siebzehnten Jahre, wenn er die nöthige körperliche Stärke hat, sich zum Kriegsdienste zu melden.“ Freilich soll der Mann nicht mehr, wie früher, zeitlebens oder jahrzehntelang bei der Fahne bleiben, sondern „um die allgemeine Verpflichtung, besonders im Frieden, auf eine solche Art auszuführen, daß dadurch die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört werden, so sollen in Hinsicht der Dienstleistungen und Dienstpflicht Abstufungen

stattfinden," derart, daß (§ 2) „die bewaffnete Macht bestehen soll a) aus dem stehenden Heere (= 5 Jahre), b) aus der Landwehr des ersten Aufgebotes (= 7 Jahre), c) aus der Landwehr des zweiten Aufgebotes (= 7 Jahre) und d) aus dem Landsturme (= vom 17. bis zum 50. Lebensjahr)."

Während nun weiter i. a. verfügt wird (§ 6), daß „die Mannschaft des stehenden Heeres die drei ersten Jahre sich durchgängig bei ihren Fahnen befinden soll," wird sofort im § 7 diejenige Einrichtung vorgesehen, aus welcher sich das heutige Einjährig-Freiwilligen-Wesen heraus entwickelt hat. Es wird nämlich bestimmt: „Junge Leute aus den gebildeten Ständen, die sich selbst kleiden und bewaffnen können, sollen die **Erlaubniß** bekommen, sich in die Jäger- und Schützenkorps aufnehmen zu lassen. Nach einer einjährigen Dienstzeit **können** sie zur Fortsetzung ihres Berufes auf ihr Verlangen beurlaubt werden. Nach den abgelaufenen drei Dienstjahren treten sie in die Landwehr des ersten Aufgebotes, wo sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Verhältnisse die ersten Ansprüche auf die Offizierstellen haben sollen."

Durch die vorstehende königliche Verfügung mit Gesetzeskraft war zwar formell kein Recht begründet zur Ableistung eines nur ein Jahr dauernden Dienstes bei der Fahne, es war den betreffenden jungen Männern nur die Erlaubniß hierzu ertheilt, und ausdrücklich war der Vorbehalt gemacht, daß sie nach einjährigem Dienste entlassen werden können, nicht entlassen werden müssen. Thatsächlich aber war, wie das Gesetz in der Folge gehandhabt wurde — vermuthlich wohl von nur seltenen Ausnahmen abgesehen — der Einjährigfreiwilligendienst eingeführt.

Ueber den zum nur einjährigen Dienst erforderlichen Grad der wissenschaftlichen Ausbildung war in dem Gesetze

selbst keine Bestimmung getroffen; es ward also in dieser Beziehung vermuthlich den Regiments-Kommandeuren vorerst völlig freie Hand gelassen, wie sie den Begriff von „jungen Leuten aus gebildeten Ständen" genauer umschreiben wollten. Bald aber, am 19. Mai 1816, ward diese Lücke ausgefüllt:[3] eine von den Ministerien des Innern und des Krieges gemeinsam erlassene „Instruktion über den Eintritt von Freiwilligen in das Heer" traf eingehendere Verfügungen.

Es ward hier (§ 9) zunächst der Zweck festgesetzt, welchen das Gesetz bei der Annahme von Freiwilligen und bei der Bewilligung der ihnen darin zugesicherten „Vorrechte" im Auge habe, nämlich: „jungen Leuten aus den gebildeten Ständen, die sich den Wissenschaften und einer höheren Ausbildung widmen, eine zweckmäßige Vereinigung ihres weiteren Studiums mit ihrer zu lösenden Verpflichtung zum aktiven Militärdienst möglich zu machen."

Man wird ja wohl kaum irre gehen mit der Vermuthung, daß in den seit Erlaß des Gesetzes verflossenen anderthalb Jahren Mancher den Hauptnachdruck auf die Gesetzesbestimmung vom „Selbstkleiden und Bewaffnen" gelegt hatte. Drum ward jetzt solche Auffassung und praktische Handhabung ausdrücklich zurückgewiesen; es ward nämlich das Folgende bestimmt: „Die bloße Fähigkeit, seine eigene Equipirung zu bewirken, ist daher in keinem Falle zur Annahme eines sich selbst ausrüstenden Freiwilligen und zum Genuß der selbigem zustehenden Vorrechte entscheidend, sondern er muß auch bereits einen solchen Grad wissenschaftlicher Bildung erworben haben, der seine Fähigkeit zu einer höheren Ausbildung bekundet und die Erreichung des Zweckes sichert, um dessentwillen der Staat ihm die Vergünstigung angedeihen läßt."

Es ward jetzt (1816) aber auch das Maß der zu verlangenden wissenschaftlichen Bildung etwas genauer angegeben:

„Unter dem hier bedingten Grade von Bildung wird eine solche wissenschaftliche Vorbereitung verstanden, die einem jungen Manne zum Eintritt in die höheren Klassen eines Gymnasiums eignet.“

Eine strenge Umgrenzung war also auch hiermit noch nicht gegeben. Dieselbe Instruktion sagt zwar weiterhin: „Aus eben der vorigen Rücksicht ist auch denjenigen Jünglingen, welche sich schon in einer der drei höheren Klassen eines Gymnasiums befinden und die ihre Studien künftig auf der Universität fortsetzen wollen, zu ihrem eigenen Wohl und zur Beförderung einer gründlichen Kultur der Wissenschaften überhaupt anzurathen, den Zeitpunkt zum Eintritt als Freiwillige nur so zu wählen, daß sie erst ihren Gymnasialkurs völlig absolvirt haben, um dann nach Beendigung ihres aktiven Militärdienstes eine Universität zu beziehen.“ Aber hiermit ist eben nur ein Rath gegeben betreffs der Zeit der Ableistung des Einjährigen-Jahres, so daß offenbar den Militärbehörden betreffs der Anforderungen immer noch ein weiter Spielraum gegeben war.

Dieses Letztere geht auch aus dem folgenden § 10 jener Instruktion hervor, wonach „diejenigen Jünglinge, welche ihren Unterricht auf einem Gymnasium empfingen, zur Beglaubigung ihrer bis zu dem im vorhergehenden Paragraphen bezeichneten Grade gewonnenen wissenschaftlichen Ausbildung die Zeugnisse der Schulanstalten, diejenigen jungen Leute aber, welche ihre Unterweisung auf einem anderen Wege gewonnen, die Atteste ihrer Lehrer beibringen, oder sich, nach den Umständen, der Prüfung eines Sachkundigen unterwerfen müssen.“

Daß in der That die mitgetheilte Vorschrift betreffs der zum Einjährigen-Dienste erforderlichen Vorbedingungen nicht allerseits als scharf bestimmt angesehen wurde, geht doch wohl auch daraus hervor, daß man da und dort glaubte, die Zu-

lassung zum Einjährigen Freiwilligen-Dienst sei nur auf wirkliche Universitäts-Studenten beschränkt — eine Auffassung, welcher durch besonderes Rundschreiben des Ministers des Innern vom 17. Februar 1817 entgegengetreten werden mußte[4]: die Zulassung, so wurde ausgeführt, finde auf Alle Anwendung, die den vorgeschriebenen Grad wissenschaftlicher Ausbildung nachweisen."

So war also vieles dem diskretionären Ermessen der Militär-Befehlshaber anheimgegeben, wie ja auch der § 11 der erwähnten Instruktion von 1816 erkennen läßt, indem er bestimmt, daß „bei den Freiwilligen der Kavallerie kann insofern eine begünstigende Nachsicht bezüglich ihrer wissenschaftlichen Vorbildung stattfinden, wenn der Betreffende sich durch Fertigkeit im Reiten auszeichnet."

Uebrigens ward durch die gleiche Instruktion eine beträchtliche Ausdehnung der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung eingeführt, indem nicht mehr bloß, wie bisher, nur die Jäger- und Schützen-Corps, sondern auch die Truppen aller übrigen Waffengattungen — jedoch mit Ausnahme der Gardetruppen — zur Annahme von Einjährig-Freiwilligen ermächtigt wurden. Und während in den zwei ersten Jahren des gesetzlichen Bestehens der allgemeinen Wehrpflicht der Eintritt des Freiwilligen ins Heer nicht nach dem 20. Lebensjahre stattfinden durfte, ward durch Verfügung vom 26. Oktober 1816 und erneuert durch § 98 der Ersatz-Instruktion vom 30. Juni 1817 erlaubt,[5] daß die Freiwilligen „bei gehörig früher Meldung ihren Eintritt bis vor dem Ende ihres 23jährigen Lebensalters verschieben." Zu welcher Zeit aber des von ihnen gewählten Jahres sie eintreten wollten, blieb wahlfrei: „Es stehet ihnen in der Regel der Eintritt zu jeder Zeit im Jahre frei, worüber sie sich mit dem Truppentheil, den sie sich wählen, zu einigen haben" — sagt jener § 98, und hierbei

scheint es bis 1843 geblieben zu sein, wo der 1. Oktober in erster Reihe, in zweiter der 1. April, ausnahmsweise auch der 1. August als Eintrittstage festgestellt wurden.[5]

Die gleiche Ersatz-Instruktion von 1817 dehnte dann die Vergünstigung zur Ableistung eines bloß einjährigen Militärdienstes auch etwas weiter aus, indem Künstlern und auch Schülern der Institute für kunstgerechte Arbeiten gestattet ward, auf Grund der vorgeschriebenen Zeugnisse als Einjährig-Freiwillige zu dienen[6]; auch den zu Volksschullehrern — aber, um dem Besuch von ausländischen Instituten und namentlich von Jesuitenschulen entgegenzuwirken, nur den auf preußischen Unterrichtsanstalten — sich ausbildenden jungen Männern ward durch Kabinetts-Order vom 16. März 1818 der bloß einjährige Militärdienst gestattet. (Diese Vergünstigung währte bis zum 29. Oktober 1827, wo sie durch eine weitergehende ersetzt wurde: laut Kabinetts-Order vom genannten Tage wurde für die Schulamtskandidaten, aber nur für die in Staats-Seminarien ausgebildeten, eine sechswöchige Uebungszeit als genügend erklärt[7].)

Wenige Jahre später, im Jahre 1822, ward dann auch die Unklarheit etwas gemindert, welche bis dahin betreffs der Höhe der wissenschaftlichen Vorbereitung bestanden hatte. Am 21. Januar 1822 erging nämlich in besonderer Instruktion die folgende Verfügung,[8] auf deren nähere Erläuterung sofort eingegangen werden soll. Es hieß da: „§ 13: Die Qualifikation in wissenschaftlicher Beziehung kann entweder durch Atteste oder durch mündliche Prüfung nachgewiesen werden.

Den Nachweis durch Atteste können nur führen (außer den vorhin schon genannten Volksschulamts-Kandidaten und den Kandidaten des katholischen geistlichen Standes

a) die auf einer preußischen oder einer fremden Universität mit Erlaubniß diesseitiger Behörden studirenden Jünglinge, wenn sie mit den Zeugnissen der Reife Nr. I und II versehen sind;

b) die Schüler auf Gymnasien aus den drei ersten Klassen, wenn sie durch ein Zeugniß der Schuldirektion beweisen, daß sie nach einer mit ihnen vorgenommenen Prüfung in allen Zweigen des Schulunterrichtes einen solchen Grad wissenschaftlicher Vorbereitung bekundet haben, der erwarten läßt, daß sie mit Nutzen den Wissenschaften sich widmen werden."

Zum Verständniß der eben angeführten Bestimmungen ist eine doppelte Aufklärung erforderlich, eine erste über die damalige Einrichtung der Gymnasien Preußens und eine zweite über die von diesen Gymnasien oder anderswie auszustellenden Abiturientenzeugnisse und deren Abstufungen.

Die gar mannigfach verschiedenen höheren Schulen des preußischen Staates sind mit Anfang unseres Jahrhunderts allmählich zu größerer Uebereinstimmung in Lehrverfassung und Unterrichtszielen gebracht worden. Für diejenigen unter ihnen, welche das Recht der Entlassung zur Universität hatten, wurde im Jahre 1812 der gemeinsame Namen „Gymnasium" festgesetzt. Ende 1818 besaß Preußen 91 solcher Gymnasien (heute im gleichen Ländergebiete 215). Noch lange besaßen diese „Gymnasien" recht beträchtliche Verschiedenheit im Einzelnen ihrer Einrichtung; die Unterrichts-Verwaltung hatte sich freilich im Jahre 1816 einen gewissen Durchschnittsplan als Richtschnur für ihr amtliches Thun festgelegt.[9]

Dieser (freilich niemals amtlich veröffentlichte) sogenannte Lehrplan von 1816) erstrebte eine gewisse harmonische Geistesbildung, beseitigte demgemäß das bis dahin gepflegte Fachsystem — nach welchem die Schüler in den verschiedenen Gegenständen verschiedenen Unterrichtsstufen angehören konnten — und hatte es um 1820 allgemein durch das seitdem herrschend gebliebene Klassensystem ersetzt. Darnach hatte das Gymnasium einen zehn Jahre währenden Unterrichtskurs, der auf

sechs Klassen vertheilt war, letztere wie leider noch heute üblich benannt. In den drei untersten Klassen Sexta, Quinta, Quarta hatte der Schüler je ein Jahr, in Tertia und Sekunda i. a. je zwei Jahre, und in Prima hatte er drei Jahre zuzubringen. Zur Beurtheilung nun, wie etwa der Wissensstand der einzelnen Klassen damals war, setze ich hier den Lehrplan von 1816 bei. Es betrug danach die Anzahl von Wochenstunden in den einzelnen Fächern:

	Religion	Deutsch	Latein	Griechisch	Geschichte u. Geographie	Mathematik	Naturkunde	Schreiben	Zeichnen
in Sexta VI	2	6	6	—	—	6	2	3	2
Quinta V	2	6	6	—	3	6	2	2	2
Quarta IV	2	4	8	5	3	6	2	—	2
Tertia III	2	4	8	5	3	6	2	—	2
Sekunda II	2	4	8	7	3	6	2	—	—
Prima I	2	4	8	7	3	6	2	—	—

Das Einjährigenrecht war also nach der Verfügung vom Jahre 1822 noch nicht an das bloße erfolgreiche Durchlaufen einer bestimmten Klasse geknüpft, es sollte unter Voraussetzung der Reife für die obere Tertia,[10] unbestimmt „den Schülern aus den drei ersten (d. h. obersten) Klassen" der Gymnasien zustehen, wenn diese durch Bestehen einer Prüfung „einen solchen Grad wissenschaftlicher Vorbereitung bekundet hätten, der erwarten läßt, daß sie mit Nutzen den Wissenschaften sich widmen werden". Die Direktoren der Gymnasien hatten hierüber eigene „Atteste" auszustellen.

In den westlichen Provinzen und in Berlin hatte man eigens zu dem Zwecke der Prüfung von Bewerbern um das Einjährigendienstrecht seit dem Anfang der zwanziger Jahre [neben den sogenannten „Departements-Ersatz-Kommissionen"] auch sogenannte „Departements-Prüfungs-Kommissionen" gebildet, und

durch Ministerial-Verfügung vom 25. Dezember 1825 waren solche in allen Provinzen des Staates eingeführt worden. Diese Kommissionen hatten nun auch jene Zeugnisse der Gymnasialdirektoren zu prüfen und hatten selbst das Recht sich durch erneute mündliche Prüfung von der Richtigkeit jener Zeugnisse selber zu überzeugen; vor diesen selben Kommissionen hatten auch alle zum einjährig-freiwilligen Militärdienst sich Meldenden, die keine derartigen Gymnasialzeugnisse vorzuweisen vermochten, zu erscheinen und „durch eine besondere mündliche Prüfung" ihre Qualifikation nachzuweisen.

Das Gleiche hatten — so verlangte die oben angeführte Instruktion vom Jahre 1822 — auch diejenigen Abiturienten der Gymnasien zu thun, welche bloß das Entlassungszeugniß mit der Nummer III in Händen hatten. Letzteres bedarf der folgenden aufklärenden Erläuterung.

Durch die königl. Verordnung vom 23. Dezember 1788 war bei der Mehrzahl der höheren Schulen die Abiturientenprüfung eingeführt, und diese war dann am 25. Juni 1812 „für alle von den Gymnasien und gelehrten Schulen des preußischen Staats abgehenden Jünglinge allgemein gemacht" worden.[11] Hierbei wurde die Ausstellung von Entlassungs-Zeugnissen vorgeschrieben, und zwar diese in drei Abstufungen mit den drei Gradnummern I = „unbedingt tüchtig", II = „bedingt tüchtig", III = „untüchtig": es sollte I erhalten, wer trotz mangelhafter Kenntnisse im Französischen und in der Naturkunde doch in den alten Sprachen, in Geschichte und Mathematik ein befriedigendes Maß von Kenntnissen besitzt; die Nummer II forderte die Erreichung des vorgesteckten Zieles nur im einen oder anderen dieser drei wesentlichen Stücke des höheren Schulunterrichts mit Zurückbleiben in anderen ebenso wichtigen; Nummer III sollte erhalten, wer in keinem jener drei Lehrgegenstände etwas Genügendes leistet.

Gleichwohl war verstattet mit dem Zeugnisse der „Untüchtigkeit" (Nr. III) die Universität zu beziehen: es sollte dem Gewissen und der Entscheidung der Vormünder eines noch unreifen Zöglings überlassen bleiben, ob dieser zur Hochschule übergehen solle, da ein Verbieten als ein zu tiefer Eingriff in die Rechte der väterlichen Gewalt erachtet wurde, weil ferner erfahrungsmäßig die ganz neuen eigenartigen Berührungen auf der Hochschule oft rascher die Reife des jungen Mannes erzielen helfen, und endlich weil man das Zeugniß der Reife mehr zu einem Ergebniß des Ehrgefühls als des Zwanges machen wollte.

Solche Studenten also, welche ein Abgangszeugniß nur mit Nummer III besaßen, hatten kein Anrecht auf den Einjährig-freiwilligendienst: sie hatten, wie gesagt, eine besondere, freilich nur mündliche Prüfung zu bestehen vor der Departements-Prüfungs-Kommission.

Eine neue Gruppe von Anwärtern auf die Vergünstigung des nur einjährigen Militärdienstes erwuchs allmählich in den zwanziger Jahren und schließlich allgemein geregelt seit 1832 aus den Schülern der sogenannten Höheren Bürger- und Realschulen.

Aus recht vereinzelten und bescheidenen Anfängen heraus hatte sich diese letztere Art von Schulen in der zweiten Hälfte des vorigen und in den drei ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts allmählich zu immer klarerer Gestaltung entwickelt, um dem überall lebhaft empfundenen Bedürfnisse einer Vorbildung für das sogenannte gewerbliche Berufsleben zu genügen. Ende der zwanziger Jahre zeigt sich bei dem Bürgerthum der Städte, allmählich stärker und stärker werdend, Neigung und bald große Vorliebe für dieses sogenannte Realschulwesen, und die städtischen Gemeinde-Verwaltungen machen mehr und mehr ansehnliche Aufwendungen für Gründung und Ausgestaltung ihrer Bürger- und Realschulen. Die Staatsregierung aber läßt

dieser Richtung um jene Zeit in dankenswerthester Weise freien Raum sich zu entwickeln, ja durch ehrende Anerkennung der Leistungen dieser neuen Schulen und selbst durch Verleihung von Berechtigungen für den öffentlichen Dienst, welche sie deren Schülern verlieh, gewährte sie der neuen Schulgattung sogar mittelbare Unterstützung und zeigte ihr förderndes Wohlwollen.

Dies trat am frühesten hervor in der günstigen Beurtheilung, welche die Regierung dem Zeugnißwerthe der genannten Schulen, anfänglich wenigstens einzelner der genannten Schulen, zu theil werden ließ in Ansehung des Einjährig-Freiwilligendienstes. So wurde „am 10. September 1824 auf Antrag des Magistrates der Stadt Berlin durch die Minister des Krieges und des Innern verfügt, daß diejenigen Schüler der einen Monat später zu eröffnenden und auch wirklich eröffneten „Berlinischen Gewerbeschule", der heutigen Friedrichs-Werderschen Gewerbeschule, welche den Kursus der (der Gymnasial-Tertia parallel stehenden) Tertia beendigt und die Reife zur Versetzung in die Sekunda erworben hätten, als qualifizirt für den einjährig-freiwilligen Militärdienst angesehen werden sollten."[12] In der genannten Schule wurden aber alte Sprachen nicht gelehrt, und so ist durch den angeführten Ministerial-Beschluß die Vergünstigung der *Zulassung moderner Sprachen an Stelle der alten* zum ersten Male in Preußen praktisch verwirklicht worden. Dieses Beispiel fand bald Nachahmung: 1825 ward der Realschule in Berlin, 1826 der Höheren Bürgerschule zu Frankfurt a. d. O. und 1830 der zu Elberfeld, sowie bald darauf noch mehreren anderen die gleiche Vergünstigung zu theil. Freilich war damit die völlige Gleichberechtigung mit den Zeugnissen der Gymnasien noch nicht ganz erreicht: erst am 1. Dezember 1836 wurde z. B. die Städtische Gewerbeschule zu Berlin, wenigstens in Bezug auf die Gültigkeit der Zeugnisse für den Einjährigendienst, „den Gymnasien gleichgestellt", indem von da ab „der Besuch der

Ober-Tertia" hierfür genügte.[13] Dagegen hatte in Bezug auf gewisse Laufbahnen des mittleren Beamtendienstes die erhöhte Würdigung der Realschulen schon früher stattgefunden: kurz vor und im Jahre 1830 wurde hierfür die auf den Realschulen zu erwerbende Schulbildung als ausreichend anerkannt und wurde der auf den Gymnasien zu gewinnenden als gleichartig zu achtende Vorbildung festgesetzt.

Diese Reihe von Einzel-Erlassen der Regierung und die nach Orten und nach Umfang reichlicher werdenden Vergünstigungen mußten naturgemäß ein Streben der noch nicht „berechtigten" Schulen erzeugen, auch für sich solche Berechtigungen zu erwerben. Andererseits machte die bessere Werthschätzung der neuen Schulgattung und der durch sie erstrebten und erzielten Jugendbildung in immer weiteren und weiteren Kreisen Fortschritte, und wenn auch die Regierung anfänglich von jedem unmittelbaren Eingreifen in die Gestaltung und Weiterbildung des Realschulwesens sich fern gehalten hatte, so konnte sie doch auf die Dauer bei dem gekennzeichneten Stande der öffentlichen Meinung ihre mehr beschauliche Stellung nicht beibehalten. Für alle Betheiligten war es so schließlich wünschenswerth, ja nothwendig geworden, daß von seiten der Staatsbehörde klare bindende Bestimmungen erlassen würden über die innere Einrichtung oder wenigstens über die Lehrziele solcher Realschulen, welche die Erlaubniß erhalten sollten und mußten, ihren mit den Zeugnissen der Reife abgehenden Zöglingen gewisse staatliche Berechtigungen zu verleihen.

Dies geschah durch die „Vorläufige Instruktion des Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 8. März 1832 an sämtliche Kgl. Regierungen über die an den Höheren Bürger- und Realschulen anzuordnenden Entlassungsprüfungen".

Als ersten Zweck solcher Prüfungen führt diese Instruktion

den auf, „denjenigen Jünglingen, welche den Unterricht in einer vollständigen höheren Bürger- und Realschule genossen haben und mit genügenden Kenntnissen aus derselben entlassen werden können, die bisher an den Besuch der oberen Klassen der Gymnasien geknüpfte Berechtigung zum Eintritt in den einjährig-freiwilligen Militärdienst, in das Post-, Forst- und Baufach, und in die Bureaus der Provinzialbehörden zuzusichern."

Mit dieser Verfügung ward wie einerseits den Gymnasien im ganzen das volle Monopol der „Berechtigungen" entrissen, so andererseits den Realschulen der Anfang einer festeren Gliederung gegeben; und wenn auch die große Mehrzahl der Realschulen damals den Unterricht im Lateinischen festhielt, so konnte doch von jetzt ab sogar trotz mangelnder Kenntniß der lateinischen Sprache, „sofern nur die Prüfung in den übrigen Unterrichtsfächern gut bestanden wird", das Zeugniß der Reife gewonnen und damit, wenn auch nicht die sichere Anwartschaft auf die mittleren Stellen des Staatsdienstes, so doch unbestritten das Recht zur Ableistung des einjährig-freiwilligen Militärdienstes erlangt werden. Freilich waren es nur neun Realschulen, welche sofort im Jahre 1832 das Recht erhielten, solche Entlassungs-Prüfungen abzuhalten und auf Grund derselben berechtigende Reifezeugnisse auszustellen. Die Zahl dieser sogenannten „berechtigten Höheren Bürger- und Realschulen" stieg langsam in den folgenden Jahren auf 12, sprang 1836 auf 25, erhob sich weiterhin auf 29, 33, 35, 37 und war im Jahre 1841 auf 39 gewachsen.

Beachte man aber wohl die in der damaligen Ordnung der Dinge liegende Ungleichheit oder vielmehr Ungerechtigkeit: auf den Gymnasien besaßen, wie wir sahen, sogar die Tertianer das Einjährig-Freiwilligen-Recht; die Schüler der Realschulen aber mußten anfangs der dreißiger Jahre stets die ganze Schule durchlaufen und eine eigentliche Schlußprüfung bestehen. Dazu

waren damals sogar nur einzelne auserwählte Schulen im Besitze der Vergünstigung. Erst am 1. Dezember 1836 ward die Berechtigung, wenigstens zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst berechtigende Zeugnisse auszustellen, allen ausgebildeten Realschulen gewährt.[14]

Das schreiende Unrecht, das in dieser Einrichtung gelegen war, wurde allerseits empfunden, und berechtigter-, ja verpflichteterweise hoben damals mehrere Provinzialbehörden die überaus starke Zurücksetzung hervor, welche so den Realschülern im Gegensatze zu den Gymnasiasten zugefügt ward.[15] Endlich, am 30. April 1841, fanden sich die Ministerien des Kriegs und des Innern bewogen, hierin gemeinsam eine kleine Abhülfe zu treffen:[16] „Die in Bezug auf den einjährig-freiwilligen Militärdienst den Tertianern der Gymnasien zustehenden Begünstigungen — so wurde verfügt — sollen künftig auch den für Prima reifen Sekundanern der höheren zu Entlassungsprüfungen nach dem Reglement vom 8. März 1832 berechtigten Bürger- und Realschulen auf das Zeugniß der Direktionen dieser Schule zu theil werden."

Mit dieser Verfügung war die doch gar zu große Verschiedenartigkeit in der Behandlung einerseits der von den Gymnasien und andererseits der von den Realschulen kommenden Schüler, wenn auch noch nicht ausgeglichen, wohl aber wesentlich abgeschwächt. Bei dieser Neuordnung der Schulberechtigungen betreffs unseres Gegenstandes verblieb es nun für die nächsten 17 Jahre. Langsam nur hob sich in dieser Zeitstrecke die Anzahl der berechtigten Realschulen, von 39 nämlich auf 57, freilich immerhin beträchtlich mehr als die Zahl der Gymnasien und Progymnasien des preußischen Staates, welche während dessen von 137 auf 164 stieg. Aber jenes Ansteigen der Realschulen war ganz gewiß geringer, viel geringer als den Wünschen der Bevölkerung genehm und erwünscht gewesen wäre: die Regierung, welche in den dreißiger Jahren den Realschulen freundlichst

gewogen war, entzog denselben mehr und mehr ihre Gunst, um schließlich in mehr und mehr gesteigertem Gegensatze zu all den Wünschen der großen Städte der Monarchie — sie alle baten seit 1847 in Petitionen um Erweiterung der Rechte ihrer Realschulen — um schließlich den Schülern der letzteren sogar noch die technischen Hochschulen zu verschließen.

Doch wollen wir hier nicht abschweifen, so interessant auch gerade dieses Stück preußischer Schulgeschichte ist. Wir haben hier nur das eine Gebiet von Berechtigungen zu beachten, das des bloß einjährigen Militärdienstes: in diesem wenigstens erfolgte kein Rückschritt mehr, wohl aber eine für die Schüler von Gymnasien wie von Realschulen gleichmäßige Erschwerung der Anforderungen.

Die neue Militär-Ersatz-Instruktion vom 9. Dezember **1858** behielt natürlich das Einjährigen-Recht der Gymnasial-Abiturienten bei, hob aber die bis dahin bestandene Vergünstigung, daß sogar auch Tertianer der Gymnasien den Einjährigen-Schein erhalten konnten, auf und bestimmte statt dessen (§ 131 b), daß ihn nur noch erhalten sollten deren „Schüler aus den zwei ersten Klassen, gleichviel ob diese Klassen in Abtheilungen zerfallen, die Sekundaner jedoch nur, wenn sie **mindestens ein halbes Jahr in Sekunda** gesessen und an dem Unterrichte in allen Gegenständen[15] theilgenommen haben.“ Dem entsprechend wurde weiter festgesetzt (§ 131 f), daß in gleicher Weise berechtigt sein sollten auch „die Primaner der zu Entlassungsprüfungen berechtigten höheren Bürger- oder Realschulen, wenn sie **mindestens ein halbes Jahr in Prima** gesessen haben.“

Bedeutungsvoll für das Einjährig-Freiwilligen-Wesen ist die Militär-Ersatz-Instruktion vom Jahre 1858 auch noch dadurch, daß sie ganzen Gruppen von jungen Männern, auch wenn sie nicht Gymnasium oder Realschule bis zur genügend hohen Klasse

besuchten, gleichwohl ohne Prüfung den bloß einjährigen Dienst bei der Waffe verstattet. Solche sind noch die folgenden:

a) die aus dem Kadettenhause zu Berlin nach mindestens halbjährigem Aufenthalte in demselben entlassenen jungen Leute;

b) die nicht in Seminarien ausgebildeten Schul-Amtskandidaten, welche von den zu ihrer Prüfung bestehenden Kommissionen ein Zeugniß ihrer Fähigkeit zum Elementarschulamt aufweisen können;

c) Mitglieder der Königl. Theater, welche zu Kunstleistungen bei denselben angestellt sind;

d) die Zöglinge der Gärtner-Lehranstalt zu Potsdam, wenn sie die Prüfung zur Lehrstufe der Gartenkünstler bestanden haben und mit dem Zeugnisse der diesfälligen Qualifikation versehen sind;

e) diejenigen, welche eine Bescheinigung der Direktion des Königl. Gewerbe-Instituts zu Berlin beibringen, wonach sie auf Grund eines Zeugnisses der Reife von einer Provinzial-Gewerbeschule entweder in diese Anstalt bereits aufgenommen oder zur Aufnahme für einen bestimmt zu bezeichnenden Zeitpunkt notirt sind.

Was die letzte der vorstehend erwähnten Gruppen von Berechtigten betrifft, so muß hier daran erinnert werden, daß das Gewerbe-Schulwesen in Preußen durch Erlaß vom 5. Juni 1850 seine Organisation erhielt,[16] indem man das Gewerbe-Institut zu Berlin, die höchste technische Lehranstalt des Staates, umgestaltete und zu den sogenannten „Provinzial-Gewerbeschulen" in nähere Beziehungen setzte, an letzteren auch Entlassungsprüfungen einführte, deren erfolgreiches Bestehen die Aufnahme in das Berliner Institut verbürgte;[17] man durfte selbst die Hoffnung hegen, daß das Erringen eines Reifezeugnisses bald auch das Einjährigen-Recht in sich schließen werde. Der Minister

v. d. Heydt hatte ja bei Erlaß des neuen Statutes (1850) öffentlich versprochen,[18] „es werde einen Gegenstand fernerer Erwägung für das Handelsministerium bilden, inwiefern sich an das Reifezeugniß die Zulassung der Geprüften zum einjährigen Militärdienst knüpfen lasse". Die versprochene Erwägung dauerte freilich etwas lange: nach mehr als acht Jahren erst, mit Erlaß der neuen Militär-Ersatz-Instruktion von 1858, ging, wie wir vorhin sahen, die erregte Hoffnung in Erfüllung.

Diese selbe Militär-Ersatz-Instruktion vom Jahre 1858 forderte dann aber weiter von allen die Begünstigung des einjährig-freiwilligen Dienstes nachsuchenden jungen Leuten, welche nicht die vorgeschriebenen Schulzeugnisse vorzulegen vermöchten, wie früher eine besondere Prüfung vor einer in besonderer Weise (§ 26 d. M.-E.-J.) zusammengesetzten „Departements-Prüfungs-Kommission für Einjährig-Freiwillige." Betreffs dieser Prüfung wird jetzt eine erschwerende Bedingung hinzugefügt. „Die hinreichende Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache ist durch schriftliche Klausurarbeiten nachzuweisen" — forderte der § 132 der neuen Instruktion, während bis dahin durchweg nur mündliche Prüfung vorgeschrieben und geübt worden war. Diese letztere blieb auch weiterhin beibehalten. Sie hatte „zu ermitteln, ob der junge Mann den Grad der wissenschaftlichen Bildung erlangt habe, welcher ihn zu den Leistungen eines im zweiten Semester des ersten Jahreskurses stehenden Schülers der zweiten Klasse eines Gymnasiums oder der ersten Klasse einer zu Entlassungsprüfungen berechtigten Realschule befähigen würde".

Diese gerechte Bestimmung ward, wie schon seit 1817 — s. oben S. 15 — betreffs der „Künstler und Schüler der Institute für kunstgerechte Arbeiten" geschehen war, auch jetzt wieder gemildert für eine gewisse und jetzt gegen früher erweiterte Gruppe von Kandidaten, indem bestimmt ward: „Hinsichtlich solcher jungen Leute, welche sich in einer speziellen Richtung

der Wissenschaft oder Kunst oder in einer anderen, dem Gemeinwesen zu gute kommenden Thätigkeit besonders auszeichnen und sich hierüber durch glaubhafte Zeugnisse auszuweisen vermögen, kann ausnahmsweise bei sonst hinreichender allgemeiner Bildung von dem strengen Nachweise des i. a. erforderten (vorhin genauer bestimmten) Maßes der Schulkenntnisse abgesehen werden". So bestimmte jetzt § 132,3; und die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste kann von jetzt (1858) ab sogar ertheilt werden, „ohne daß es des Nachweises einer weiteren, als der Elementar-Schulbildung bedarf", „kunstgerechten oder mechanischen Arbeitern, welche für ihre Fertigkeiten besonders ausgebildet sind, falls dies die besondere Berücksichtigung örtlicher Gewerbsverhältnisse erheischt oder wenn es ohne erheblichen Nachtheil für die zweckmäßige Erhaltung einer größeren Fabrik-Anstalt nicht möglich ist, die Stelle solcher Arbeiter durch andere zu ersetzen." Man wird zugeben müssen, daß hiermit alle schuldige Rücksicht auf besondere Fälle genommen war.

Noch war kein Jahr vergangen seit dem Inslebentreten der Militär-Ersatz-Instruktion von 1858, als die Bestimmungen derselben über die Zulassung zum einjährig-freiwilligen Dienst schon wieder theils abgeändert, theils erweitert wurden. Dieses Aendern war nothwendig geworden infolge der neuen Organisation, welche das preußische Mittelschulwesen im Verlaufe des Jahres 1859 erfuhr.

Es wurde ja schon vorhin (S. 23 f.) darauf hingewiesen, wie die Gunst, welche die preußische Regierung in früheren Zeiten den aufblühenden Realschulen zugewandt hatte, allmählich schwand, wie hauptsächlich in dem Jahrzehnte von 1849—1859 die Realschulen, beziehungsweise die denselben verliehen gewesenen „Berechtigungen" stete, immer weitergehende Beeinträchtigung erfuhren. Und auf diesem Gebiete errang sich unzweifelhaft höchst

zweifelhaften Ruhm hauptsächlich der Handelsminister, derjenige unter den Ministern, von welchem man noch am meisten sorgliche Pflege der jüngsten Schulgattung hätte erwarten dürfen. Drum war es auch und ist es begreiflich, daß dem ministeriellen „Reskript"-Belieben gegenüber der stete energische Einspruch der Betheiligten, d. h. der Geschädigten nicht fehlte: fast Jahr um Jahr kamen von Provinziallandtagen, von Handelskammern, von Städten Bestürmungen und Bitten an den Landtag, welche Abhülfe verlangten.

Diese weitverbreitete Unzufriedenheit mit dem herrschenden Zustande, die allmählich halb freiwillige, halb durch die öffentliche Meinung erzwungene Anerkennung der Leistungen, des Wesens und der Bedeutung der Realschulen, endlich die Rücksicht auf die im Jahre 1856 erfolgte Abänderung des Gymnasial-Lehrplanes veranlaßte die Regierung, am 6. Oktober 1859 eine neue Unterrichts- und Prüfungsordnung der Real- und Höheren Bürgerschulen herauszugeben und die an die Abgangszeugnisse der Realschulen zu knüpfenden „Berechtigungen" erneut festzustellen.

Erstmals jetzt ward den Realschulen amtlich der Charakter allgemeiner Bildungsanstalten beigelegt: „Sie sind keine Fachschulen, sondern haben es, wie das Gymnasium, mit allgemeinen Bildungsmitteln und grundlegenden Kenntnissen zu thun. Zwischen Gymnasium und Realschule findet daher kein prinzipieller Gegensatz, sondern ein Verhältniß gegenseitiger Ergänzung statt." Aber dieser Charakter einer selbständigen höheren Lehranstalt sollte und konnte nur einem Theile der vorhandenen Realschulen beigelegt werden; nur diejenigen sollten ihn erhalten, welche einen vollständigen neunjährigen Lehrgang in sechs Klassen, gesicherte Stellung der finanziellen Unterlage und eine genügende Ausrüstung mit Lehrkräften und Lehrmitteln nachzuweisen vermochten. Diese wurden jetzt

(1859) „Realschulen I. Ordnung" benannt, und ihren Schülern wurde, in richtiger Ausdeutung des Charakters der betreffenden Schulen, bezüglich der Berechtigung zur Ableistung bloß einjährigen Dienstes völlige Gleichstellung mit den Gymnasiasten zugesichert, d. h. die Verpflichtung zu bloß halbjährigem, erfolgreichem Besuche der Sekunda. Dies geschah[19] sogar schon 14 Tage vor dem eigentlichen Erlasse der Unterrichts-Prüfungs-Ordnung, nämlich durch Kabinetts-Order vom 22. September 1859; in der Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung selbst — und nachher, 6. März 1860, genauer definirt durch gemeinsamen Erlaß der Ministerien des Innern und des Krieges[20] — wurde der Beginn der neu ertheilten Zulassung zum einjährigen Militärdienst auf den 1. Januar 1860 festgesetzt, und zugleich wurden von den am 5. Oktober 1859 vorhandenen 56 „berechtigten Real- und Höheren Bürgerschulen" deren 26 zu „Realschulen I. Ordnung" erhoben.[21]

Die übrigen 30 Realschulen aber, welche den vorhin angegebenen strengeren Bedingungen nicht genügten, wurden als „Realschulen II. Ordnung" bezeichnet: betreffs ihrer Schüler und deren Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst blieb es bei den Bestimmungen der Militär-Ersatz-Instruktion von 1858, sie mußten die Reife für Prima und einen mindestens halbjährigen Besuch der Prima nachweisen.

Die Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung von 1859 unterschied weiter noch eine dritte Gattung von höheren Lehranstalten, die sogenannten „Höheren Bürgerschulen," das sind „solche Real-Lehranstalten, welche die Tendenz der vollständigen Realschule verfolgen, aber eine geringere Klassenzahl haben." Unter diesen gab es wieder zwei Gruppen: „anerkannte" und „nicht anerkannte" höhere Bürgerschulen. Die ersteren waren diejenigen, „welche (durch den Minister) die Berechtigung zu gültigen und unter der Aufsicht der vorgesetzten Provinzial-

behörde abzuhaltenden Abgangsprüfungen" erworben hatten; sie mußten „die fünf Klassen von Sexta bis Sekunda einschließlich (ohne Prima) einer vollständigen Realschule umfassen und im allgemeinen nach denselben Grundsätzen wie diese eingerichtet sein", mußten Latein lehren als verpflichtenden Lehrgegenstand und die Dauer ihrer Sekunda (die aber, als ihre oberste, „erste Klasse" benannt wurde) mußte zwei Jahre betragen. Solchen „anerkannten" höheren Bürgerschulen ward ebenfalls schon vorsorglich am 22. September 1859 durch Kabinetts-Order das Recht verliehen, daß „ihre Abgangszeugnisse (der Reife) fortan als Nachweis der wissenschaftlichen Qualifikation für den einjährig-freiwilligen Dienst zugelassen werden".[22] Die Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung vom 6. Oktober 1859 machte dann freilich von solchen höheren Bürgerschulen keine namhaft; erst in den folgenden Jahren wurden nach und nach einzelne „anerkannt", so daß je am Schluß der Jahre 1860—63 bzw. 3, 5, 9, 13 und zu Anfang 1864 deren 14 vorhanden waren; vorwegnehmend bemerke ich, daß ihre Zahl im Jahre 1869 in den alten Provinzen auf 24 und im ganzen Staate auf 33 gestiegen war.[23]

Bald aber, und zwar noch vor dem Erwerb der neuen Provinzen, zeigte es sich, daß den wirklichen Fällen der Schulgestaltung gegenüber die vorhandenen und im Vorgetragenen dargelegten Vorschriften betreffs der wissenschaftlichen Vorbedingungen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst nicht ausreichend waren. Je nach den örtlichen Bedürfnissen oder nach den besonderen Verhältnissen der Schulen gestalteten sich nämlich manche von diesen, besonders höhere Bürgerschulen, abweichend von der allgemeinen Norm, und streng wortgetreue Anwendung der Militärvorschriften auf deren Schüler führte da zu Unbilligkeiten und Härten, auf deren Abstellung man bedacht sein mußte.

So war die Unterrichts-Verwaltung genöthigt, manchen bis zur Sekunda einschließlich entwickelten Progymnasien und Höheren Bürgerschulen des Staates das Zugeständniß zu machen, daß sie als einem Gymnasium, beziehungsweise einer Realschule erster Ordnung in den entsprechenden Klassen gleichstehend anzuerkennen seien. Solche amtliche Anerkennung mußte, laut einer Kabinetts-Order vom 13. Mai 1865,[24] „in jedem einzelnen Falle nach vorgängiger Revision der betreffenden Anstalt durch gemeinschaftlichen Bericht der Minister des Unterrichtes, des Krieges und des Innern bei des Königs Majestät beantragt werden." Dieselbe Kabinetts-Order verfügt nun bezüglich solcher mit erweiterter Berechtigung versehenen Anstalten, daß „deren Schüler der ersten Klasse (= Sekunda) mindestens ein halbes Jahr angehört haben müssen", um das Einjährigen-Recht zu erhalten. Im Jahre 1867 gab es[25] deren 7, im Jahre 1869 deren 10.

Und auch bezüglich der „vom griechischen Unterrichte dispensirten Schüler solcher Gymnasien, bei welchen in Ermangelung einer an demselben Orte befindlichen Real- oder höheren Bürgerschule dergleichen Dispensationen überhaupt gestattet sind", mußte die Rücksicht auf Billigkeit die in der bestehenden Vorschrift liegende Härte — s. S. 44, Anm. 16 — mildern: die vorhin schon angeführte Kabinetts-Order vom 13. Mai 1865 setzte die frühere Anforderung herab; Schüler solcher Anstalten mußten künftighin nur noch „mindestens ein Jahr der Sekunda angehört haben und befriedigende Zeugnisse vorzulegen im stande sein;" sie wurden also von 1865 ab behandelt wie die Gymnasiasten und Realschüler erster Ordnung.

Endlich war auch den Schülern gewisser Provinzial-Gewerbeschulen Rücksicht zu schenken. Im Jahre 1850 waren ja diese letzteren in einfachster Weise eingerichtet worden, hatten aber vereinzelt, besonders in der ersten Hälfte der sechziger

Jahre, begonnen, ihren Lehrplan mehr und mehr nach der Seite allgemeiner Bildung auszugestalten und sich durch Beifügung von Realschulklassen zu erweitern. Dementsprechend wurde durch Kabinetts-Order vom 22. September 1866 zunächst der höheren Gewerbeschule in Barmen gestattet, daß ihre Schüler „nach absolvirtem Kursus der Anstalt auf Grund einer besonderen Abgangsprüfung den Nachweis der wissenschaftlichen Qualifikation für den einjährigen Militärdienst durch Abiturienten-zeugnisse führen dürfen" — d. h. also ohne wirklich in das Gewerbe-Institut zu Berlin einzutreten.[26]

So war man also durch den Zwang der Verhältnisse verschiedentlich genöthigt worden, vom strengen Wortlaute der Bestimmungen über das Einjährigenrecht abzusehen oder vielmehr ihn den vorhandenen Schulgestaltungen anzupassen. Früher oder später wäre wohl schon aus diesen Gründen eine Aenderung der allgemeinen Bestimmungen nöthig geworden; der Gang der politischen Ereignisse erzwang sie unverhofft bald und gründlich.

Die großen Ereignisse des Jahres 1866 führten zu der so beträchtlichen Erweiterung und Machtverstärkung des preußischen Staates und durch die Angliederung der neuen Provinzen zu einer entsprechenden Erweiterung und Vermannigfaltigung des preußischen Schulwesens. Beiderlei Umstände erheischten Neuordnung der Wehrverhältnisse und zugleich mit diesen auch Neubestimmungen über das Einjährig-Freiwilligen-Wesen.

Beides brachte das „Gesetz über die Wehrpflicht vom 9. November 1867". In klarer Voraussicht des kommenden Entscheidungskampfes dehnte dieses Gesetz die schwere Militärdienstverpflichtung, welche während des letzten Halbjahrhunderts Preußen allein getragen, auf den ganzen Norddeutschen Bund aus; zugleich ward die Dienstpflicht beim stehenden Heere auf

7 Jahre (wovon 3 bei der Fahne) ausgedehnt, die bei der Land-, beziehungsweise Seewehr auf 5 Jahre herabgesetzt, und dem Landsturme wurden alle dem Heere und der Marine nicht angehörigen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre zugeschrieben. Eben dieses Gesetz (§ 11) verfügte aber auch die Beibehaltung der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung. Die zur Ausführung jenes Gesetzes erlassene Militär-Ersatz-Instruktion vom 26. März 1868 gab dann in einem eigenen Abschnitte, dem dreizehnten (§§ 148—176) Einzelbestimmungen über das Einjährigenrecht und seine Ausübung.

Auch hier ward an den früheren preußischen Bestimmungen festgehalten, daß entweder durch besondere Prüfung oder durch Vorlage von Schulzeugnissen gewisser Art die vorgeschriebene „wissenschaftliche oder künstlerische Qualifikation“ nachgewiesen werden könne (und nachgewiesen werden müsse längstens bis zum 1. April desjenigen Kalenderjahres, in welchem der Pflichtige sein 20. Lebensjahr vollendet.)

Art und Umfang der allenfallsigen Prüfung wurde wiederum wie zehn Jahre zuvor nur im allgemeinen umschrieben[27] durch Hinweis auf die Ziele der betreffenden Klassen der öffentlichen Schulen; schriftliche Prüfung war auch jetzt wieder nur angeordnet für den Nachweis „hinreichender Fertigkeit im Gebrauche der deutschen Sprache“, Lateinisch war — nach besonderem Erlaß vom 25. Juni 1869 — „nicht als obligatorischer Prüfungsgegenstand zu behandeln“. Unter Ermäßigung der Prüfungsanforderungen durfte auch jetzt wieder die Berechtigung ertheilt werden derselben Gruppe von jungen Männern, welche auch die Instruktion von 1858 gekennzeichnet hatte (vgl. oben S. 26 f.).

Ohne Prüfung sollte wieder den sogenannten Einjährigenschein erhalten, wer genügende Schulzeugnisse vorzulegen vermochte.

So wurden natürlich in erster Reihe die Abiturienten-zeugnisse der Gymnasien als vollgültig erachtet; betreffs der Sekundaner-Zeugnisse wurden aber jetzt die Anforderungen erhöht, nicht sowohl wegen der Einjährig-Freiwilligen an sich, als vielmehr, ja vielleicht einzig wegen der den öffentlichen Schulen schuldigen Rücksicht.

Die Bestimmung von 1858 nämlich, daß die Schüler, um den Berechtigungsschein zu erhalten, bloß ein halbes Jahr lang in Sekunda zugebracht haben mußten, war eine entschieden unglückliche, obwohl die norddeutschen höheren Schulen meistens nur halbjährige Kurse hatten und auch Versetzungen nach nur halbjährigem Aufenthalte in der Klasse zuließen: es hatte sich bald gezeigt, daß jener Bestimmung zuliebe vielfach „in der Sekunda der höheren Lehranstalten eine Anhäufung von Schülern entstehe, die lediglich um des zu der militärischen Berechtigung erforderlichen Attestes willen noch ein halbes Jahr in der Schule zubringen wollten und ohne Interesse am Unterrichte ihr nur zur Last fielen und den Lehrern die Förderung der übrigen Schüler sehr erschwerten". Von allen Seiten kamen schwere Klagen solcher Art und das Drängen auf Abänderung jener Vorschrift. Die Zentralbehörden — z. B. die Ministerien des Innern und des Krieges am 7. Februar 1862 — hatten zwar das Lautwerden bezüglicher „Bedenken" und das Vorhandensein der erwähnten „Uebelstände" zugegeben und hatten auch Gutachten darüber eingefordert, schufen zunächst aber keine Abhülfe; nur das wurde vom Unterrichtsminister verfügt (31. Oktober 1861), daß „die Versetzung nach Sekunda nicht nur mit Strenge und ohne alle Rücksicht auf den gewählten künftigen Beruf des Schülers vorzunehmen sei", und „daß Abgangszeugnisse, welche sich über den Stand der erworbenen Kenntnisse, sowie über den Fleiß und das Betragen sich ungünstig aussprechen, von den Departement-Prüfungs-Kommissionen nicht als genügend werden

angesehen werden und die Erfahrung, daß in solchen Fällen eine nachträgliche Prüfung zu bestehen sei, ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen werde".

Einiges mögen die in der vorgetragenen Verfügung angegebenen Mittel geholfen haben, viel nach aller Erfahrung nicht: die Klagen der Lehrerschaft hörten nicht auf, sie wurden lauter und allgemeiner. Auch ihnen sollte nun die neue Militär-Ersatz-Instruktion vom 26. März 1868 abhelfen, welche ja durch die politischen Ereignisse und die aus ihnen folgende militärische Neugestaltung nothwendig geworden war. Sie setzte fest, daß die Sekundaner der norddeutschen Gymnasien und Realschulen I. Ordnung, um die Einjährigen-Berechtigung zu erhalten, künftig „**mindestens ein Jahr der Sekunda angehört**, an allen Unterrichtsgegenständen theilgenommen, sich das Pensum der Unter-Sekunda gut[28] angeeignet und sich gut betragen haben müssen". Die gleiche Forderung wurde jetzt natürlich auch erhoben „für die Schüler der obersten Klasse (= Sekunda) derjenigen Progymnasien und höheren Bürgerschulen, welche als einem Gymnasium, beziehungsweise einer Realschule I. Ordnung in den entsprechenden Klassen gleichwerthig anerkannt sind", und entsprechend sollten „die Schüler der als vollberechtigt anerkannten Realschulen II. Ordnung **mindestens ein Jahr** die Prima besucht", weiter aber mußten „die Schüler der nicht als gleichstehend anerkannten, aber zu Entlassungsprüfungen berechtigten höheren Bürgerschulen das (Abgangs-) Zeugniß der Reife erworben haben". In gleichmäßiger Erschwerung der Vorbedingung mußten nun auch künftig „die aus dem Kadettenhause zu Berlin Entlassenen einen mindestens einjährigen Aufenthalt in demselben" und „die aus dem Kadettenhause zu Dresden Abgehenden die Beendigung des Kursus in der ersten oder zweiten Division desselben" nachweisen können, um das Einjährigen-Recht zu erhalten. Zur Gewinnung dieses

selben Rechtes mußten endlich „die vom Griechischen dispensirten Gymnasiasten entweder die Sekunda absolviren oder sie mußten nach mindestens einjährigem Besuche der Sekunda auf Grund einer besonderen Prüfung ein genügendes Zeugniß der Lehrer-Konferenz erhalten". Außer den Schülern der vorerwähnten Schulen — so bestimmt § 154,4 der Ersatz-Instruktion von 1868 — „kann auch anderen öffentlichen und ausnahmsweise auch Privatschulen durch Verfügung des Bundeskanzlers die Vergünstigung gewährt werden, daß ihre Schüler auf Grund der von denselben ausgestellten Zeugnisse die Qualifikation zum einjährigen Dienst erhalten, sofern diese Lehranstalten in ihren Leistungen einer der ad 3 aufgeführten Kategorien gleichstehen".

Nach all den hier mitgetheilten Einzelbestimmungen ist es wahrhaftig recht nothwendig gewesen, daß die zur Ausstellung von Einjährigen-Zeugnissen berechtigten Schulen des Norddeutschen Bundes durch den Bundeskanzler nach Kategorien klassifizirt und danach öffentlich anerkannt wurden. Daß solches zu geschehen habe, schrieb denn auch die Militär-Ersatz-Instruktion selbst vor; dies geschieht demgemäß seit dem Jahre 1868 regelmäßig alljährlich.

Die Bestimmungen der Militär-Ersatz-Instruktion von 1868, soweit sie sich auf die Forderung gewisser zum Einjährigendienst erforderlichen wissenschaftlichen Vorkenntnisse bezogen, konnten selbstverständlich vorab nur auf die Angehörigen der altpreußischen Landestheile Anwendung finden; denn nur bei ihnen war die Entwickelung und Gestaltung des Militär- und Schulwesens derart, wie sie jene Bestimmungen zur selbstverständlichen Voraussetzung hatten.

Dagegen für die durch die Ereignisse von 1866 neu gewonnenen preußischen Provinzen, sowie für die seit der Gründung des Norddeutschen Bundes dessen Militärverfassung unterstehenden übrigen Bundesstaaten mußten Uebergangsbestimmungen

getroffen werden. Deren wesentlicher Gehalt konnte nur in einer vorläufigen Herabminderung der zu verlangenden Anforderungen bestehen, derart, daß diese in einer Reihe von Jahren erst bis zur eigentlichen gesetzlichen Höhe sich steigern würden. Dem entsprach auch in der That die am gleichen Tage mit der Militär-Ersatz-Instruktion (26. März 1868) erlassene Vollzugsverordnung. Ihre Nummer 12 bestimmte nämlich folgendes: „Der spezielle Nachweis wissenschaftlicher Bildung **wird erlassen** jungen Leuten von Bildung, welche

a) aus Hannover, Schleswig-Holstein, Lauenburg, aus den preußischen Regierungsbezirken Kassel und Wiesbaden,
b) aus dem Königreiche Sachsen,
c) aus den übrigen (norddeutschen) Bundesstaaten mit Ausschluß Preußens gebürtig und daselbst heimathsberechtigt sind, nämlich den bei a bis einschließlich 1870, bei b ebenso, bei c bis 1871 dienstpflichtig Werdenden. Weiterhin genügt für die unter a im Jahre 1871 und für die unter c im Jahre 1872 der Grad wissenschaftlicher Bildung, welcher durch einjährigen erfolgreichen Besuch der Tertia eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung erzielt wird; ferner für die unter a im Jahre 1872 und c im Jahre 1873 dienstpflichtig Werdenden genügt der Grad wissenschaftlicher Bildung, welcher der Reife für die Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung entspricht; weiterhin treten die Bestimmungen der Ersatz-Instruktion von 1868 in volle Kraft für die unter a im Jahre 1873, für b im Jahre 1870, für c im Jahre 1874, und d für alle sonstigen Preußen von 1869 ab".

Aehnliche Bestimmungen der Nachsicht mußten auch für die süddeutschen Staaten getroffen werden, um den Uebergang aus den milden Zeiten des Stellvertretungssystems zu der strammen Handhabung der allgemeinen Wehrpflicht zu erleichtern

In den Jahren von 1868—71 war ja auch in Baden, in Württemberg, in Bayern die allgemeine Wehrpflicht gesetzlich eingeführt worden, und mit ihr zugleich die Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung nach preußischem Muster.

Der nachfolgenden Darlegung etwas vorgreifend, will ich hier schon bemerken, daß in Bayern das norddeutsche Gesetz vom 9. November 1867, betreffend „die Verpflichtung zum Kriegsdienst", durch Reichsgesetz vom 24. November 1871 eingeführt ward und mit ihm natürlich auch die für den einjährig-freiwilligen-Dienst grundlegenden gesetzlichen Bestimmungen. Hier wurde[29] die Berechtigung in erster Reihe geknüpft an das Absolviren der beiden unteren Klassen eines Human- oder Realgymnasiums, welche Anstalten ja — bis August 1874 — die Fortsetzung der vier Jahreskurse besitzenden Lateinschulen gewesen sind. Die Landstände drängten aber dort darauf hin, daß zum Einjährigendienst auch berechtigen solle das Absolviren einer vollständigen Gewerbeschule, Handelsschule, Landwirthschaftsschule, d. h. von Anstaltsarten, welche, ihre Schüler vom vollendeten zwölften Lebensjahre ab aufnehmend und drei Jahreskurse zählend, den Lateinunterricht ausschließen. Diesem Drängen ward in der Folgezeit nachgegeben. Denn in der Wehr- und Heerordnung für das Königreich Bayern vom Jahre 1875 wurden neue Bestimmungen getroffen. Danach berechtigte von da ab zum bloß einjährigen Militärdienst bei der Waffe das Zeugniß

a) des erfolgreichen Besuches der ersten Gymnasialklasse in humanistischen Gymnasien, bezw. des dritten Kursus der Realgymnasien;[30]

b) über Bestehen der Entlassungsprüfungen an Industrieschulen, Kreis-, Real- und vollständigen (sechsklassigen) Realschulen, an Schullehrer-Seminarien, an der Zentral-Thierarzneischule, an der landwirthschaftlichen Zentralschule Weihenstephan und an der Kreis-Landwirthschaftsschule zu

Lichtenhof, sowie an den städtischen Handelsschulen zu München und Nürnberg.

In Württemberg wurden nach Einführung der preußischen Wehrverfassung alle diejenigen Schulen ermächtigt, die Prüfung zur Erlangung des Einjährig-Freiwilligen-Rechtes abzunehmen, welche Schüler bis zum sechzehnten Lebensjahre hatten, also Gymnasien und Ober-Realschulen.

In Baden wurde in dessen Wehrgesetz vom 12. Febr. 1868 „die Gymnasialbildung (ohne Griechisch), wie sie beim Besuch von sechs Jahreskursen erworben werden kann", als Vorbedingung der Einjährigen-Berechtigung gefordert; doch solle „tüchtige Bildung in neueren Sprachen die Fertigkeit (!) in der lateinischen ersetzen". Demgemäß wurden die lateinlosen höheren Bürgerschulen des Landes damals von der Berechtigungs-Ertheilung ausgeschlossen. Hiergegen richteten sich alsbald Beschwerden beim Landtag, und trotzdem dieser eine Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen wünschte, währte es doch bis zum Frühjahre 1872, wo zunächst drei der lateinischen badischen Bürgerschulen das Recht erhielten, auf Grund einer besonderen in Gegenwart eines Regierungs-Kommissärs abzuhaltenden Abgangsprüfung den Schülern des sechsten Jahreskurses den Einjährigenschein zu ertheilen.

Bei Erlaß des Wehrgesetzes vom Jahre 1868 war übrigens auch eine Uebergangsbestimmung getroffen worden: für die ersten drei Jahre, d. h. bis 1871, sollte (§ 83) „jungen Leuten von allgemeiner Bildung der später zu fordernde volle Nachweis ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nachgesehen werden".

Bevor aber die gleichwie für einen Theil des Norddeutschen Bundes, so auch für Süddeutschland gesetzlich vorgeschriebenen Termine voller und strenger Durchführung der wissenschaftlichen Anforderungen an den Einjährig-Freiwilligen, bevor diese Termine herangekommen waren, war der längst erwartete Entscheidungs-

kampf zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochen und auch schon glücklich für uns entschieden. Das neue Reich erstand. Sollte es erhalten, geschützt, gefestigt werden, so bedurfte es kräftiger und einheitlicher militärischer Machtmittel, das Gesetz von 1867 bedurfte der Umarbeitung und Vervollständigung: diese kam im „Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874."

Dieses Gesetz änderte nichts an der Grundlage und an der Art der Durchführung der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung; wohl aber wünschte der Reichstag auf „gesetzliche" Grundlage auch die Vorbedingungen gestellt, welche die Anwärter auf den einjährigen Dienst zu erfüllen haben. Deshalb ward dem § 14 jenes Gesetzes durch den Reichstag der folgende Zusatz beigefügt: „Ein Gesetz wird die Vorbedingungen regeln, welche zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst berechtigen." Ein solches Gesetz zu geben, überstieg aber das Mögliche, nicht nur weil die Schuleinrichtungen in den verschiedenen Theilen Deutschlands so gar wenig übereinstimmend waren, sondern, was sich noch als hinderlicher erwies, weil damals gerade die Gestaltung des öffentlichen Schulwesens überhaupt, zumal Preußens, in Fluß zu gerathen schien. So war denn aus den damaligen Reichstags-Verhandlungen[31] als eines der Ergebnisse das abzulesen, daß die gesetzliche Regelung thatsächlich erst nach Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens erfolgen könne, solle und werde.

So mußte man sich vorerst mit dem zurechthelfen, was die augenblickliche Lage und die Einrichtung des höheren Schulwesens bot. Dies leistete die Deutsche Wehrordnung vom 28. September 1875, welche an die Stelle der Militär-Ersatz-Instruktion von 1868 trat.

Diese neue Wehrordnung bestimmte nun zunächst (§ 89, 6), daß „von dem Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung dürfen entbunden werden:

a) junge Leute, welche sich in einem Zweige der Wissenschaft

oder Kunst oder in einer anderen, dem Gemeinwesen zu gute kommenden Thätigkeit besonders auszeichnen;

b) kunstverständige oder mechanische Arbeiter, welche in der Art ihrer Thätigkeit Hervorragendes leisten;

c) zu Kunstleistungen angestellte Mitglieder landesherrlicher Bühnen".

Betreffend den Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung durch Schulzeugnisse wurden jetzt nicht mehr die zur Ausstellung von Zeugnissen berechtigten Schularten einzeln aufgeführt, sondern dieselben wurden kurzweg unterschieden (§ 90, 2) in „solche, bei welchen:

a) der einjährige erfolgreiche Besuch der zweiten Klasse zur Darlegung der wissenschaftlichen Befähigung genügt;

b) der einjährige erfolgreiche Besuch der ersten Klasse nöthig ist;

c) das Bestehen der Entlassungsprüfung gefordert wird;

d) besondere Bedingungen festgestellt werden";

und es ward zugleich bestimmt, daß der Reichskanzler die solchergestalt berechtigten Schularten öffentlich anzuerkennen und zu klassifiziren habe.

Jetzt (1875) ward aber auch erstmals eine genaue Prüfungsordnung festgestellt für diejenigen jungen Leute, welche nicht durch Schulzeugnisse ihre wissenschaftliche Befähigung nachzuweisen vermochten. In Sprachen und in Wissenschaften solle geprüft werden, verlangt diese Prüfungsordnung; und zwar solle sich die sprachliche Prüfung, neben der deutschen, auf zwei fremde Sprachen erstrecken, wobei dem Examinanden die Wahl gelassen wird zwischen dem Lateinischen, Griechischen, Französischen und Englischen; die wissenschaftliche Prüfung aber umfaßt Geographie, Geschichte, deutsche Litteratur, Mathematik und Naturwissenschaften.

Fast anderthalb Jahrzehnte blieb das Gesetz in Gültigkeit, auf welchem die vorstehend angegebenen Einrichtungen beruhen.

Aber diese letzteren blieben auch noch bestehen, als die allgemeine militärische Dienstpflicht in der Absicht einer erheblichen Verstärkung der militärischen Machtmittel des Reiches die bekannte wesentliche Abänderung erfuhr durch das neue Gesetz vom 11. Februar 1888, welchem die neue „Deutsche Wehrordnung" vom 22. November 1888 nachfolgte. Die Vorschriften betreffs der Vorbedingungen für die Erlangung des Einjährigenscheines wurden hier nicht geändert, ebensowenig die Anforderungen, welchen in der besonders abzulegenden Prüfung genügt werden muß.

Alle diese Einrichtungen und Vorschriften blieben erhalten und bestehen bis zu dieser Stunde. Wohl aber wissen wir, daß ihre Tage gezählt sind. Ich habe ja zu Anfang des Vortrages schon den Grundgedanken der künftigen Neugestaltung angeben können, den man aus den Mittheilungen des preußischen Unterrichtsministers im diesjährigen Landtage zu entnehmen vermochte: „Durch die hochherzige Initiative Sr. Majestät, durch sein Entgegenkommen ist freie Bahn geschaffen worden. Bei den Verhandlungen mit dem Kriegsminister hat sich jetzt, ich darf wohl sagen, die sichere Möglichkeit herausgestellt, daß das ganze Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesen, welches nach meiner inneren Ueberzeugung das wesentlichste Hemmniß einer gedeihlichen Entwickelung unseres höheren Schulwesens war, aus der ganzen Behandlung (schul)organisatorischer Fragen ausscheidet" — das waren die auf unseren Gegenstand bezüglichen Worte des Herrn v. Goßler.

Auch sie bestätigen aufs neue und amtlich den innigen Zusammenhang zwischen preußisch-deutschem Schul- und Einjährig-Freiwilligen-Wesen. Jeder Schritt der Entwickelung, welche ich in den Hauptzügen zu kennzeichnen versucht habe, läßt diesen Zusammenhang deutlich genug hervortreten; und wenn ich in meinen Ausführungen vielleicht mehr als erwünscht auch Fragen

der Schulgestaltung vorführen mußte, so wird man dies, als im Wesen der Sache begründet, gütigst entschuldigen. Die Ergebnisse dieses Rückblickes verbürgen uns das Recht auf einen vertrauensvollen Ausblick in die Zukunft: wie immer auch Schule und Heer gestaltet werden mögen, wir sind dessen sicher, daß beide im Verein stets die starke und verläßliche Stütze unseres Volksthums sein und bleiben werden.

Anmerkungen.

[1] Noch 1805 hatten im Infanterie-Regiment Winning von 1572 Gemeinen ein Lebensalter unter 20 Jahren 30 (d. h. 2%), von 20 bis 30 Jahren 751 (d. h. 48%), von 30 bis 40 Jahren 557 (d. h. 35%), von 40 bis 50 Jahren 193 (d. h. 12%), von 50 bis 60 Jahren 30 (d. h. 2%), von 60 bis 70 Jahren 2. [Nach dem Werke „Scharnhorst. Von Max Lehmann." Bd. II, 91. Diesem Werke sind überhaupt eine Reihe von Angaben des Textes entnommen].

[2] Das Gesetz vom 3. September 1814 ist z. B. abgedruckt in dem auch weiterhin wiederholt zu erwähnenden Werke: „v. Helldorff, Dienstvorschriften der Königl. Preußischen Armee. Berlin, 1865". Theil I, S. 1—4.

[3] Vgl. L. v. Rönne, Das Unterrichtswesen des Preußischen Staates. Berlin 1855, Theil II, S. 303. (Dieses Werk in zwei Bänden ist nur ein Theil, der achte, „die kirchlichen und Unterrichts-Verhältnisse" enthaltende Theil des Sammelwerkes: „Die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates, eine systematisch geordnete Sammlung aller auf dieselben Bezug habenden gesetzlichen Bestimmungen u. s. w., dargestellt von L. v. Rönne".) Im weiteren Verlaufe dieser Anmerkungen soll jenes, das Unterrichtswesen behandelnde Werk kurz als „Rönne I. II" bezeichnet werden.

[4] Rönne II, 303, Anm. 2.

[5] Rönne II, 306 f.

[6] v. Kamptz, Annalen für die (preußische) innere Staatsverwaltung, Bd. XII, S. 839.

[7] Rönne I, 433.

[8] Rönne II, 304.

[9] Vgl. L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen, Bd. I (1864), 22.

[10] Ebenda I, 618 Anmerkung; v. Kamptz, Annalen IX, 1107.

[11] L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen I, 478 ff. insbes. 484.

[12] Ebenda I, S. 485 f.

[13] Nach brieflicher Mittheilung (30. April 1890) des Herrn Direktors Gallenkamp der im Texte genannten Schule.

[14] Rönne II, 305, Anm. 2.

[15] Ebenda S. 305.

[16] Eine Verfügung des Unterrichtsministers vom 16. Juli 1859 erläuterte dies dahin, daß auch der Unterricht im Griechischen zu den integrirenden Theilen des Gymnasiums gehöre, daß also Gymnasialschüler, welche Dispensation vom Griechischen nachgesucht und erhalten haben, den Schülern der höheren Realschulen gleichstehen, d. h. daß sie mindestens ein halbes Jahr in Prima gesessen haben müssen (v. Helldorff a. a. O., S. 159 f.). Diese Bestimmung ist, wie ein Ausschreiben der Minister des Innern und des Krieges vom 28. Januar 1860 (v. Helldorff, S. 160) erläutert, „besonders deshalb getroffen worden, um bei den Gymnasien Gesuche um Dispensation vom Griechischen abzuwehren." Die einzige Ausnahme hiervon war, wie dasselbe Ausschreiben mittheilt, das Cölnische Realgymnasium zu Berlin, welches den Realschulen erster Ordnung gleich erachtet wurde.

[17] Rönne II, 327—349.

[18] Rönne II, 339, § 1.

[19] Rönne II, 330.

[20] Nämlich vier in Berlin, zwei in Königsberg i. P., zwei in Breslau, und je eine in Brandenburg, Potsdam, Elbing, Posen, Meseritz, Stettin, Görlitz, Erfurt, Münster, Minden, Siegen, Lippstadt, Düsseldorf, Mühlheim a. d. R., Elberfeld, Barmen, Köln, Trier. — Unter den Realschulen erster Ordnung befanden sich aber auch einige, bei welchen vor dem Erscheinen der Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung vom 6. Oktober 1859 die lateinische Sprache kein verpflichtender Unterrichtsgegenstand war, während dieser jetzt bei den Realschulen erster Ordnung als solcher aufgenommen wurde. „Um daher diejenigen Schüler ihrer oberen Klassen, welche früher nicht am lateinischen Unterrichte theilgenommen oder bei der Kürze der Zeit in der lateinischen Sprache noch nicht die reglementsmäßigen Kenntnisse erreicht haben, vor wesentlichen Nachtheilen zu schützen", ward durch gemeinsame Verfügung der Minister des Innern, des Krieges und des Unterrichtes vom 28. Januar 1861 bestimmt, „daß für die nächsten fünf Jahre, also bis zum Schlusse des Jahres 1865, den gedachten Schülern die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst in dem Falle zuzugestehen ist, wenn dieselben nach absolvirtem zweijährigen Kursus in der Sekunda ein Zeugniß

der Reife für Prima in den übrigen Lehrobjekten erlangt haben." (v. Helldorff a. a. O., S. 157 und 160.)

[21] v. Helldorff, Dienstvorschriften rc. Theil I, 1. Abtheil. (2. Aufl.), S. 156.

[22] v. Helldorff a. a. O., S. 158.

[23] Ebenda, S. 156.

[24] Wiese, Das höhere Schulwesen II, 78 ff. und 733.

[25] L. Wiese, Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen. Erste Abtheilung: Die Schule. Berlin 1867, S. 253.

[26] Die erstere Zahl giebt Wiese, Verordnungen und Gesetze S. 253, die zweite Wiese, Das höhere Schulwesen II, 79 f.

[27] Ich darf hier wohl, zwar der Zeitfolge nach etwas vorgreifend, aber dem sachlichen Zusammenhange Rechnung tragend, eine Verfügung des Norddeutschen Bundeskanzlers vom 21. April 1870 erwähnen. Durch diese ist den preußischen Provinzial-Gewerbeschulen überhaupt die Vergünstigung gewährt worden, daß den in das militärpflichtige Alter eintretenden Schülern der ersten Klasse gedachter Anstalten . . . der Berechtigungsschein schon ertheilt werden darf, wenn sie vorläufig nur eine Bescheinigung des Direktors beibringen, daß von der mit ihnen vorzunehmenden nächsten Abgangsprüfung ein günstiges Ergebniß zu erwarten stehe. Beregte Ertheilung qu. Berechtigungsscheines erfolgt indes nur unter dem Vorbehalt, daß derselbe erlischt, wenn demnächst der Eintritt des Betreffenden in die Gewerbe-Akademie zu Berlin, resp. die polytechnische Schule zu Hannover oder Aachen nicht binnen Jahresfrist nach Ausstellung obiger Bescheinigung bewirkt wird.

[28] Die Folge hiervon war, daß bei den verschiedenen Prüfungs-Kommissionen betreffs des Umfanges und der Art der Prüfung eine durchaus verschiedene Praxis herrschte. So sagt z. B. das Schriftchen: „Der einjährige Freiwillige im preußischen (norddeutschen) Heer. Berlin 1868, bei J. Schlesier, S. 30, folgendes:

„Obgleich der Zweck der Prüfung durchaus klar ist, so sind die Kommissionen doch einerseits darüber nicht einig, in welchen Gegenständen bloß eine mündliche, und in welchen eine mündliche und schriftliche Prüfung anzustellen sei; andererseits sind die Ansichten über den größeren oder geringeren Werth der einzelnen Disziplinen für das Bestehen der Examinanden sehr verschieden. Daher kommt es, daß bei einigen Kommissionen nur ein deutscher Aufsatz statt aller schriftlichen Arbeiten angefertigt wird, daß dagegen andere auch noch französische, lateinische und mathematische Arbeiten verlangen. Das mündliche Examen dagegen pflegt sich auf Deutsch, Französisch, Mathematik, Geographie und Geschichte und Lateinisch oder Englisch zu erstrecken. Doch sind einzelne Fälle vorgekommen, wo auch Chemie, Physik u. s. w. gefragt worden ist."

[29] v. Helldorff a. a. O., S. 161.

[30] Aufgetauchte Zweifel veranlaßten die Entscheidung des preußischen Unterrichtsministers vom 21. Dezember 1868, daß „gut" nicht im Sinne der bei den Schulen gebräuchlichen Notenabstufung zu nehmen sei, sondern daß es nur die Zufriedenheit der Lehrer mit Fleiß und Fortschritten des Schülers ausdrücken solle.

[31] Nach Schmezer in dem Berichte der Petitions-Kommission in den Verhandlungen der zweiten Badischen Ständekammer auf dem Landtag 1869/70, 6. Beilagenheft, S. 339.

[32] Bayern besitzt die vernünftige gesetzliche Bestimmung, daß so wie Reifezeugnisse für die Universität und für die denselben gleichgestellten Hochschulen, so auch die Reifezeugnisse für die dritte und vierte Klasse der humanistischen und die für den fünften und sechsten Kurs der Realgymnasien die Beibringung besonderer Zeugnisse über die wissenschaftliche Befähigung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst entbehrlich machen.

So weit ist das übrige Deutschland noch nicht. Weil früher einmal bestimmt wurde, den „halb- oder ganzjährigen Besuch von Unter-Sekunda" zu verlangen, bleibt man jetzt noch daran hängen, diese Bestimmung wortwörtlich zu nehmen. Man könnte ja beim Aendern dieser Bestimmung immer noch, zur Verhütung von Unterschleifen, darauf bestehen, daß der junge Mann ein ganzes Jahr wirklich in Ober-Sekunda bezw. in Unter-Prima (annähernd erfolgreich) verbracht haben müsse!

[33] Die amtliche Ausgabe (von 1877) des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 (II, S. 26, Anm.) sagt selbst,* die Reichstagsverhandlungen haben ergeben, daß die g e s e t z l i c h e R e g e l u n g der M a t e r i e erst nach U m g e s t a l t u n g des h ö h e r e n U n t e r r i c h t s w e s e n s e r f o l g e n soll.

* Sie verweist auf den stenographischen Bericht des Deutschen Reichstages, erster Session 1874, S. 850 f.

Das
Färben und Bedrucken der Gewebe.

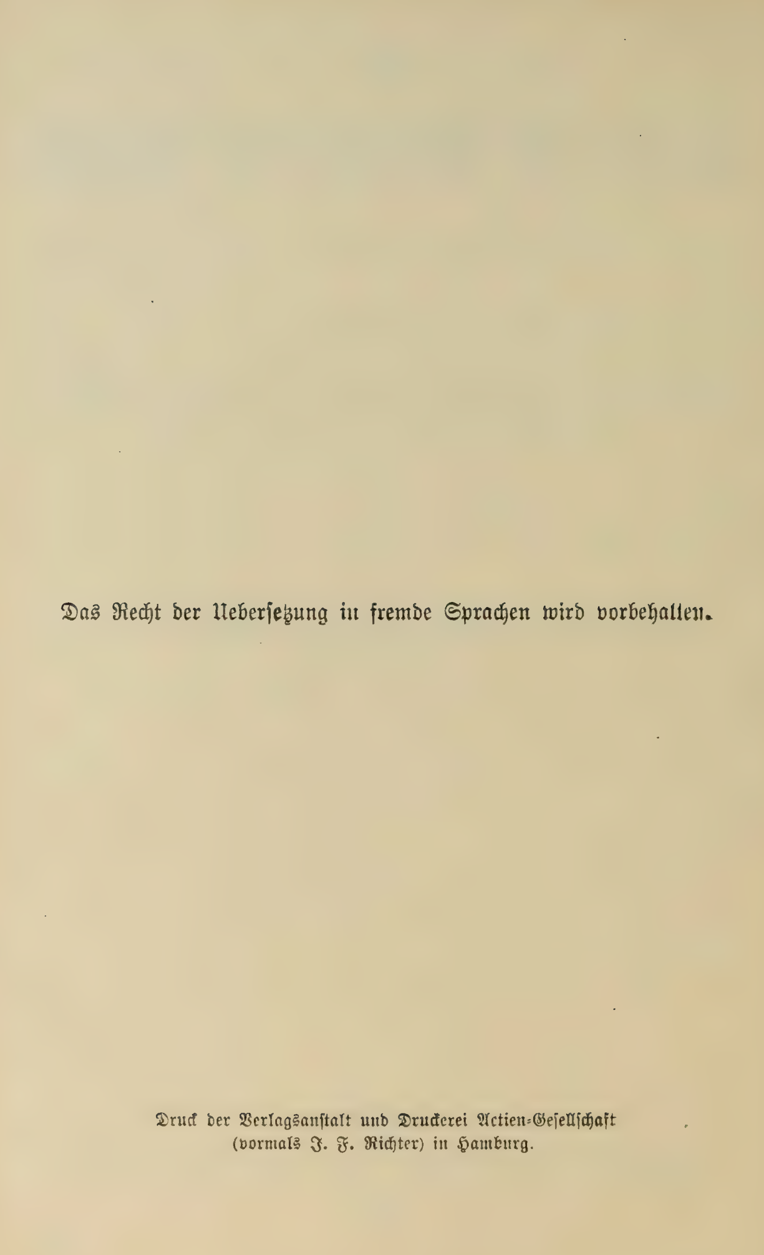
Vortrag,

gehalten in der Aula der Herzogl. Technischen Hochschule zu Braunschweig am 19. Januar 1891

von

Prof. Dr. Richard Meyer
in Braunschweig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Freude an der Farbe ist sicherlich einer der ursprünglichsten Instinkte des Menschen, wie wir an unseren Kindern und an den Geschmacksäußerungen wilder Völkerschaften noch heute beobachten können. Der Wunsch, die Stoffe, mit denen der Mensch seinen Körper umhüllte, in lebhafte Farben zu kleiden, mag daher ebenso alt sein, wie das Spinnen und Weben. Aber die Kunst des Färbens wurde den Menschen nicht mit einem Schlage durch einen Gott offenbart; sie war schwierig und in alten Zeiten wenig zugänglich, und so gestaltete sich der Besitz farbiger Kleider zu einem Vorrechte besonders begüterter und bevorzugter Klassen. Allgemein ist es ja bekannt, daß der Purpur — nicht nur wegen seiner Schönheit, sondern in gleicher Weise wegen seiner Kostbarkeit — als Abzeichen königlicher Gewalt getragen wurde. Und Jakob gab seinem Lieblingssohne Joseph ein gefärbtes Kleid, eine Auszeichnung, die den Neid der Brüder in solchem Grade erregte, daß sie den so Bevorzugten später deshalb nach Aegypten verkauften.

Als einen Maßstab für den hohen Werth, welchen die alten Aegypter auf gefärbte Stoffe legten, müssen wir es betrachten, daß sie ihre Mumien in Gewebe hüllten, welche zum Theil mit dem werthvollen und schwer zu verwendenden Indigo blau gefärbt waren, — einem Stoff, welcher noch in unserer heutigen Färbekunst einen der vornehmsten Plätze einnimmt.

Während des Alterthums blieb indessen fast überall die Färberei auf einer niedrigen Stufe stehen. Die Zahl der Farbstoffe, welche man verwenden konnte und welche fast ausschließlich dem Pflanzenreiche entstammten, war eine sehr beschränkte. Die Griechen und Römer betrachteten überdies das Färben, wie jede produktive Arbeit, als eine unedle, des Freien unwürdige Beschäftigung, welche man den Sklaven überließ, so daß Plinius es für nöthig hielt, sich zu entschuldigen, daß er darüber schrieb. Uebrigens besaßen die asiatischen Kulturvölker, vor allem die Chinesen, weit umfangreichere Kenntnisse und Fertigkeiten auf unserem Gebiete, welche aber nur ganz vereinzelt in den Besitz der Europäer gelangten.

Im Abendlande wurde noch das Wenige, was man gelernt hatte, durch die Stürme der Völkerwanderung fast ganz zerstört, und erst die Kreuzfahrer brachten wieder einige praktische Kenntnisse aus dem Oriente heim. — Einen bedeutenden Aufschwung aber hatte die Entdeckung von Amerika zur Folge. Dort fand man ganze Waldungen von Bäumen, die in ihrem Holze wichtige Farbstoffe enthalten, vor allem das Blauholz und das Rothholz. Letzteres war freilich schon seit längerer Zeit in Europa bekannt, wohin es aus Indien importirt wurde; schon im Jahre 1190 wird es von einem spanischen Schriffsteller unter dem Namen Bresil oder Brasil erwähnt. Aber in Südamerika fand man mächtige Wälder dieses Holzes, und die europäischen Eroberer haben gerade wegen dieses Vorkommens dem Lande Brasilien den Namen gegeben, den es noch heute trägt.

Die unerschöpflichen Reichthümer der neuen Welt an diesen Hölzern, wie auch an anderen Farbmaterialien, — der gelben Quercitronrinde, dem werthvollen Cochenille-Insekt, — wurden bald zum Gegenstand eines lebhaften Handels, und sie haben den Schatz des europäischen Färbers durch wichtige neue Methoden bereichert.

Allein nicht immer wurden die Geschenke einer glühenderen Sonne mit offenen Armen in Empfang genommen. Unverstand und Aberglaube, am meisten aber die Engherzigkeit der materiellen Interessen haben nicht selten versucht, dem Rade des Fortschrittes in die Speichen zu greifen. Sie vermochten nur eine kurze Zeit es in seinem Laufe zu hemmen.

So wurde unter Elisabeth von England der Gebrauch des Blauholzes verboten, und dieses, wo man es fand, verbrannt, weil es den Färbern unbequem war, ihre alten, minderwerthigen Rezepte gegen die neuen Vorschriften eintauschen zu müssen. — Nicht viel besser erging es damals dem Indigo im Deutschen Reiche, einzig und allein, weil man dieselbe blaue Farbe zu jener Zeit mittelst der einheimischen Waidpflanze erzeugte, deren Anbau den Besitzern der Waidländereien große Reichthümer eintrug. Solche Gründe durfte man freilich nicht öffentlich nennen. Die Reichs-Polizeiordnung Kaiser Rudolfs II. vom Jahre 1577 bestimmt im § 3 des XX. Titels:

„Gleichfalls ist uns glaublich fürbracht, daß durch die neulich erfundene, schädliche und betriegliche, fressende oder corrosiv Farb — so man die Teufelsfarb nennet, — jedermann viel Schadens zugefügt wird, in dem, daß man zu solcher Farben anstatt des Weydes, Vitriol und andere fressende wohlfeile Materi brauchet, dadurch gleichwohl das Tuch in Schein so schön als mit der Weyd-Farben gefärbet und wohlfeiler hingegeben werden kann, aber es wird solch gefärbt Tuch, da man es schon nicht anträgt, sondern in der Truhen, oder auf dem Läger liegen läßet, in wenig Jahren verzehret, und durchfressen: Derohalben wollen wir solche neue, verderbliche Tuchfarb gäntzlich verbotten, auch allen und jeden Obrigkeiten hiermit auferlegt haben, in ihren Städten und Gebiet, ernstlichs Auffsehens zu thun, damit solche fressende oder Teufels-Farb von den Tuch-Färbern gäntzlich vermitten bleibe. Da aber jemand ungehorsam

seyn, und solche verbottene Materialien zum Tuchfärben[1] gebrauchen würde, denselben sollen sie mit allem Ernst an Guth und Ehren straffen. Da auch jemand betretten, der solch betrüglich gefärbt Tuch wissentlich feyl hat, derselbige soll auch neben Confiscirung des Tuchs an Ehren und sonsten nach Ermäßigung der Obrigkeit, gestrafft werden."[2]

Aber der Sieg des letzteren konnte nur eine Frage der Zeit sein, und die tropischen Färbematerialien haben sich trotz aller Verfolgung schließlich eine feste Stellung gegründet.

Immerhin konnte damals von einer wirklich rationellen Entwickelung der Färbekunst noch nicht die Rede sein, aus einem sehr triftigen Grunde. Die Hervorrufung und Fixirung der Farben auf den Geweben beruht ganz und gar auf zahlreichen, zum Theil recht verwickelten chemischen Prozessen — und die Chemie datirt ihre Existenz als Wissenschaft erst aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nur die Leuchte der Wissenschaft aber konnte diese uralte Kunst von dem Dunkel roher Empirie erlösen.

Eines der ersten praktischen Ergebnisse der exakten chemischen Forschung war die Entdeckung der bleichenden Chlorverbindungen durch den großen schwedischen Chemiker Scheele, von welcher der geniale Franzose Berthollet im Jahre 1785 die erste technische Anwendung machte. (Experiment: Zerstörung von Farbstoffen durch Chlorkalk.) Die Bleiche der vegetabilischen Gespinstfasern konnte früher nur unter ungeheurem Zeitaufwande und entsprechenden Kosten durch die Einwirkung des Sonnenlichtes auf dem Rasen bewirkt werden. Die neue Erfindung hat hier von Grund aus umgestaltend gewirkt, und sie hat bis in unsere Tage — in sehr vervollkommneter Gestalt — noch stets an Bedeutung gewonnen. Aber sie blieb zunächst ziemlich vereinzelt. Erst die moderne Entwickelung der organischen Chemie hat der Färberei einen

neuen und ungeahnten Aufschwung gegeben, indem sie dieselbe mit einer unabsehbaren, noch täglich sich vergrößernden Reihe neuer Farbstoffe beschenkte. Dieser Zuwachs hat einerseits die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Färbungen ins Unendliche gesteigert, andererseits die Prozesse des Färbens ganz erstaunlich vereinfacht. Es war das Studium des Steinkohlentheers, welches diese Wunder wirkte — jener unansehnlichen, wenig appetitlichen Substanz, die bei der Erzeugung des Leuchtgases als Nebenprodukt erhalten wird.

Im Theer finden sich zwar keine Farbstoffe fertig vor, aber er enthält eine Reihe von chemischen Verbindungen, welche zur künstlichen Darstellung von Farbstoffen benutzt werden können. Ausgezeichnete Chemiker fast aller europäischen Nationen haben sich mit dem Studium dieses merkwürdigen Gemisches beschäftigt, welches sich mehr und mehr als eine Fundgrube für die Wissenschaft und deren praktische Anwendungen erwies. Wohl an hundert einzelne chemische Verbindungen sind bis heute im Steinkohlentheer aufgefunden worden; aber nur wenige von ihnen haben eine Anwendung in der Industrie gefunden: die Kohlenwasserstoffe Benzol, Toluol, Xylol, Naphthalin, Anthrazen; denen sich die für die Medizin so wichtige Karbolsäure anreiht. (Demonstration von Theer und Theerbestandtheilen.) — Auch das Anilin ist ein Bestandtheil des Theers; seine Menge ist indessen zu gering, um es direkt in der Industrie zu verwenden. Aber der russische Chemiker Zinin lehrte im Jahre 1844, daß das Benzol künstlich in Anilin übergeführt werden kann, und seine Methode in etwas veränderter Gestalt ist es, nach welcher seit dreißig Jahren das Anilin fabrikmäßig gewonnen wird.

Um die Mitte der fünfziger Jahre beschäftigte sich der Engländer Perkin mit dem Anilin. Er glaubte gegründete Aussicht zu haben, es zur künstlichen Bereitung des Chinins

verwenden zu können, jenes kostbaren Bestandtheils der Chinarinden, welches unseren Aerzten das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Fieberkrankheiten bietet. Aber siehe da: nicht dieser wichtige Arzneistoff ging aus seinen Versuchen hervor, sondern ein Körper von violetter Farbe, und begabt mit einem ausgezeichneten Vermögen, diese Farbe der Gespinnstfaser mitzutheilen: der erste Anilinfarbstoff war entdeckt. Ihm folgten bald andere, von zum Theil noch werthvolleren Eigenschaften — rothe, blaue, violette, grüne und gelbe — eine Skala, deren Mannigfaltigkeit und Schönheit bald die bescheidenen Leistungen der früheren Zeit in Schatten stellte. (Demonstration von Theer-Farbstoffen und Färbungen.)

Die künstlichen Farbstoffe des Steinkohlentheers werden häufig Anilinfarben genannt. Und in der That werden viele von ihnen mit Hülfe des Anilins bereitet. Nicht wenige aber — und unter ihnen befinden sich zum Theil die allerwerthvollsten — haben mit dem Anilin gar nichts zu schaffen. Einer dieser Körper ist das Alizarin. Es ist dieses ein Stoff, der den Farbenchemikern bekannt war, lange bevor man lernte ihn aus dem Anthrazen des Steinkohlentheers künstlich darzustellen: denn er bildet den wichtigsten Bestandtheil der schon seit dem Alterthume in der Färberei geschätzten Krappwurzel. Im Jahre 1868 gelang den beiden Berliner Chemikern Graebe und Liebermann die künstliche Darstellung — oder wie die Chemiker sagen — die Synthese dieser Verbindung. Es war damit der erste Farbstoff des Pflanzenreiches im Laboratorium auf synthetischem Wege erhalten worden, — eine Thatsache, welche den Chemiker und Farbentechniker nicht weniger interessiren mußte als den Pflanzenphysiologen.

Nun begann ein heftiger Kampf zwischen dem künstlichen Alizarin und seinem natürlichen und älteren Rivalen, dem Krapp. Er füllte etwa den Zeitraum eines Jahrzehntes; nach dessen

Ablauf war er zu Gunsten des künstlichen Farbstoffs entschieden, welcher heute den Krapp nicht nur an Wohlfeilheit weit übertrifft, sondern auch infolge seiner größeren Reinheit und anderer Vorzüge überhaupt ein werthvolleres Material für den Färber abgiebt als der Krapp. (Demonstration von Krapp, Anthrazen, Alizarin, Türkischroth.)

In einem anderen Falle nahm die Entwickelung der Dinge gerade den entgegengesetzten Verlauf. Auch der Indigo reizte den Scharfsinn und das experimentale Talent der Chemiker, seine Synthese zu versuchen. Die Lösung dieses überaus schwierigen Problems gelang in der That vor einer Reihe von Jahren dem Genius Adolf Baeyers: der früher ausschließlich pflanzliche Farbstoff kann jetzt — sogar auf mehreren Wegen — aus Produkten des Steinkohlentheers synthetisch erhalten werden. Aber diese Entdeckung, so groß ihr Reiz für den Chemiker und so übersprudelnd die Hoffnungen waren, welche sie bei den Technikern erweckte — sie hat bis heute für die Praxis keinen Werth, denn in diesem Falle arbeitet die Pflanze erheblich wohlfeiler als die chemische Fabrik, und die Besitzer der asiatischen und amerikanischen Indigofaktoreien sind für absehbare Zeit noch im vollen Besitze ihres Monopols geblieben. (Demonstration von natürlichem und künstlichem Indigo. Anwendung: blaue Militärtuche; baumwollene und leinene Bauernstoffe.)

Noch eines Umstandes von allgemeinerem Interesse muß hier Erwähnung geschehen, bevor wir die Entwickelung der Theerfarbenindustrie verlassen. Unter den Bestandtheilen des Steinkohlentheers ist das Naphthalin sowohl durch die relative Menge, in der es auftritt, als durch die Leichtigkeit, mit der es in reinem Zustande abgeschieden werden kann, besonders ausgezeichnet. (Demonstration von Naphthalin.)

Die wachsende Ausdehnung der Gas- und Theer-Produktion brachten von Jahr zu Jahr größere Massen von Naphthalin

hervor, und die Fabrikanten waren in ernstlicher Verlegenheit, eine auch nur einigermaßen ausreichende Verwendung für diesen Körper zu finden. Die Chemie hatte zwar schon mehrere „Naphthalinfarbstoffe" kennen gelehrt; aber ihre Eigenschaften waren nicht werthvoll genug, um eine ausreichende Verwerthung des Naphthalins zu ermöglichen. — Da tauchte vor etwa dreizehn Jahren eine Anzahl feurig-scharlachrother Farbstoffe auf, welche dem Naphthalin entstammen und Färbungen gaben ähnlich denen, die man mit der Cochenille erzeugt. Und da sie dieses Produkt einer überseeischen Thierwelt an Wohlfeilheit übertreffen, und hinsichtlich ihrer Echtheit den Vergleich mit jenem nicht zu scheuen haben, so ist die Industrie der Naphthalinfarben von Jahr zu Jahr bedeutender geworden. Dies um so mehr, da die färbenden Eigenschaften des Naphthalins sich durchaus nicht auf den Scharlach beschränken. Eine ganze Reihe der verschiedensten Farbstoffe von zum Theil sehr werthvollen Eigenschaften wird heute mittelst des Naphthalins bereitet, und fast geräth der Färber in Verlegenheit, sich der stets von neuem auftauchenden Erscheinungen auf diesem Gebiete zu erwehren. (Demonstration von Naphthalin-Farben.) — So geht die wirthschaftlich bedeutungsvolle Frage nach einer ausreichenden Verwerthung des Naphthalins einer befriedigenden Lösung entgegen — eine wichtige Sache, wenn man bedenkt, daß der Gastheer etwa 5% Naphthalin enthält, und daß die Produktion der europäischen Gasanstalten im Jahre 1883 auf 675 Millionen kg Theer geschätzt wurde.

Aber der Fortschritt der Färberei blieb nicht auf das chemische Gebiet beschränkt. — Wie hätte der gewaltige Einfluß, welchen die Entwickelung des Maschinenwesens in allen technischen Betrieben geltend machte, spurlos an einem so wichtigen Zweige industrieller Thätigkeit vorübergehen können! Er hat in der That den Werkstätten des Bleichers, des Färbers, des Druckers ein ganz anderes Gepräge verliehen. Durch den Dampf

verwandelten sich die kleinen, armseligen Betriebe in imponirende Anlagen; unter seinem Einflusse wuchs aus einem gering geachteten Handwerk eine mächtige Großindustrie hervor. Und schon sind wir Zeuge ernsthafter Versuche, um auch die jüngste unter den technischen Potenzen, die Elektrizität, in den Dienst des Färbers zu stellen. Ueberall ist ein wissenschaftlicher Geist an die Stelle des rohen Empirismus getreten; der Chemiker wetteifert mit dem Ingenieur, um die Produkte und die Arbeitsweise des Färbers mehr und mehr zu vervollkommnen. Und wenn auch hier und da Vorurtheil und Gewohnheit dem Fortschritte noch hemmend entgegentreten, so ist die Macht dieser finsteren Gewalten doch gebrochen, der Sieg des Geistes längst entschieden.

Wenn wir nun versuchen wollen, dem Wesen der Färbeprozesse näher zu treten, so kann es nicht die Aufgabe eines kurzen Vortrages sein, ein nur annähernd abgeschlossenes Bild unserer vielverzweigten und täglich sich mehr komplizirenden Industrie zu entwerfen. Einige flüchtige Blicke in das vielfältige Getriebe werden uns genügen müssen.

Der Verlauf der Färbeprozesse ist im allgemeinen wesentlich durch zwei Momente bestimmt:

1. die Natur der zu färbenden Gewebsfasern,
2. diejenige der zu verwendenden Farbstoffe.

Was zunächst die Gewebsfasern anbetrifft, so gehören sie — mit alleiniger Ausnahme der Asbest- und Glasgewebe, welche aber für die eigentliche Textilindustrie schon wegen ihrer großen Kostbarkeit nur untergeordnetes Interesse beanspruchen können — sämtlich dem Thier- und Pflanzenreiche an.

Wir können sie nach diesem Ursprunge geradezu klassifiziren. Ein näheres Studium der Faserstoffe — und nicht zum mindesten gerade ihr Verhalten den Farbstoffen gegenüber — führt nämlich zu dem Schlusse, daß Pflanzenfasern einerseits, Thierfasern andererseits zwei natürliche Gruppen bilden, welche sich scharf

voneinander unterscheiden, während die Glieder jeder einzelnen Gruppe untereinander eine auffallende Familienähnlichkeit erkennen lassen.

Unter den Fasern des Pflanzenreiches, welche in der Färberei zur Verwendung kommen, nimmt die Baumwolle den ersten Platz ein; ihr folgt dann die Flachs- oder Leinenfaser, weiter die Jute und einige andere Fasern von geringerer Bedeutung. (Demonstration von Pflanzenfasern, makro- und mikroskopisch.)

Die chemische Zusammensetzung der Pflanzenfasern zeigt eine große Uebereinstimmung. Der Hauptbestandtheil aller ist eine und dieselbe Substanz, das Hauptmaterial, aus welchem die Zellwand der Pflanzen aufgebaut ist, und deshalb von den Chemikern als Cellulose bezeichnet. Dieser Körper ist eine organische Verbindung, welche nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht, ihre quantitative Zusammensetzung wird von den Chemikern durch die Formel $C_6H_{10}O_5$ ausgedrückt, prozentisch:

Kohlenstoff:	44,4 %
Wasserstoff:	6,2 %
Sauerstoff:	49,4 %
	100,0 %

Das Thierreich liefert der Textilindustrie wesentlich zwei verschiedene Klassen von Farbstoffen: 1. die Gespinste von Raupen, welche sich verpuppen, um schließlich als Schmetterlinge dem selbstgefertigten Gefängnisse wieder zu entsteigen; ihr edelster Vertreter ist die Seide. 2. Die Haare von Thiervließen, unter denen die Schafwolle die erste Stelle einnimmt; verwandt mit ihr und noch edler ist das Wollhaar der Angoraziege, während Mohairwolle, Kamelhaare u. a. m. nur zu gröberen Geweben Verwendung finden. (Demonstration von Thierfasern, makro- und mikroskopisch.)

In ihrer chemischen Zusammensetzung unterscheiden sich die Thierfasern von den Pflanzenfasern vor allem dadurch, daß sie außer Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff auch noch Stickstoff enthalten; bei den wolleartigen Haargebilden tritt zu diesen vier Elementen noch der Schwefel. Zusammensetzung und chemisches Verhalten lassen die Seidenfaser als einen Verwandten des thierischen Leims, die Wolle als einen solchen der Eiweißkörper erscheinen:

	Seide	Leim	Wolle	Eiweiß
Kohlenstoff:	48,2 %	50,0 %	49,5 %	52,0 %
Wasserstoff:	6,4 %	6,7 %	7,3 %	7,0 %
Sauerstoff:	27,2 %	25,0 %	23,5 %	23,7 %
Stickstoff:	18,2 %	18,3 %	15,8 %	15,3 %
Schwefel:	—	—	3,9 %	2,0 %
	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %

Von den chemischen Reaktionen der Faserstoffe interessiren den Färber in erster Linie diejenigen, welche sich auf ihr Verhalten gegen Farbstoffe beziehen. Und hier zeigt sich ein überaus prägnanter Gegensatz zwischen den Fasern des Thier- und denen des Pflanzenreiches. Während nämlich die Planzenfasern im allgemeinen nur geringe Neigung besitzen sich mit den Farbstoffen zu vereinigen, sind die thierischen Fasern mit einer ganz besonderen, spezifischen Anziehung gegenüber den Farbstoffen begabt — die Seide in noch höherem Maße als die Wolle. (Experiment: Verhalten von Pflanzen- und Thierfasern im Farbbade). Nach dem Ergebnisse des soeben angestellten Versuches werden wir uns für berechtigt halten den Schluß zu ziehen, daß die Färbung thierischer Gespinste im allgemeinen eine leichtere Aufgabe sein muß, als diejenige der pflanzlichen; und dem ist in der That so — wenn auch nicht alle Farbstoffe sich auf der Wolle- und Pflanzenfaser mit dergleichen Leichtigkeit fixiren lassen wie wir es bei unserem Versuche gesehen haben. Andererseits hat die neuere Zeit

eine Anzahl künstlicher Farbstoffe kennen gelehrt, welche zur Pflanzenfaser eine nahezu ebenso starke Anziehungskraft besitzen wie zu den Fasern thierischen Ursprungs. — Im allgemeinen aber werden wir für die Färbung der Baumwolle oder des Leinen erst nach einem leitenden Prinzipe suchen müssen. Ein solches ergiebt sich aus der Thatsache, daß die überwiegende Mehrzahl der Farbstoffe einen ausgeprägten chemischen Charakter besitzt: sie sind entweder Säuren oder Basen. Die Eigenthümlichkeit solcher Körper aber ist es, sich mit Verbindungen der entgegengesetzten Klasse zu neutralen Stoffen, sogenannten Salzen, zu vereinigen.

Wenn es daher möglich wäre, auf einer pflanzlichen Faser einen Körper von sauren Eigenschaften zu fixiren, so wird derselben die ihr an sich fehlende Fähigkeit ertheilt werden, sich mit basischen Farbstoffen zu verbinden. Und umgekehrt: wenn wir auf der Pflanzenfaser einen Körper von basischer Natur befestigen, so wird dessen Anziehungskraft für saure Farbstoffe unserem Zwecke dienstbar gemacht werden können. (Experimente: Tanninverbindung basischer Farbstoffe, Färbung tannirter Baumwolle in basischen Farbstoffen neben nicht tannirter. Salze, resp. Aluminium- und Eisenlacke des Alizarins. Färbung gebeizter Baumwolle in Alizarin. Die mit Aluminium gebeizten Stellen werden roth, die mit Eisen gebeizten violett, bezw. schwarz; eine Mischung von Eisen- und Aluminiumbeize erzeugt eine braune Färbung, während die ungebeizten Stellen weiß bleiben.)

Wir bedürfen also zur Befestigung der Farbstoffe auf den vegetabilischen Fasern der Vermittelung gewisser nichtfärbender Substanzen, wie des Tannins, der Aluminium-, der Eisensalze. Solche Vermittler sind zum Theil schon lange bekannt: die meisten älteren natürlichen Farbstoffe konnten ohne dieselben auf den pflanzlichen Fasern nicht fixirt werden, und selbst bei der

Wolle und Seide kann man sie keineswegs immer entbehren. In der Sprache des Färberei-Gewerbes werden diese Hülfs- oder Fixirungsmittel als **Beizen** bezeichnet. Eisen- und Aluminiumsalze waren als Beizen schon im Alterthume bekannt; ihnen haben sich in der neueren Zeit noch einige andere Metallverbindungen — vor allem Zinn- und Chromsalze — als Fixirungsmittel für saure, das Tannin als ein solches für die basischen Farbstoffe hinzugesellt.

Eines Farbstoffes muß hier noch mit wenigen Worten besonderer Erwähnung geschehen, einmal wegen seiner vielfachen und wichtigen Anwendungen, dann aber weil die Methode seiner Befestigung auf den Fasern eine eigenartige, von der der meisten anderen Farbstoffe ganz verschiedene ist: des **Indigo**. Dieser Körper stellt eine dunkelblaue Masse dar, welche in Wasser vollkommen unlöslich ist. Hierdurch wird die Herstellung von Farbbädern im gewöhnlichen Sinne unmöglich. Dazu kommt noch, daß der Indigo — im Gegensatze zu den übrigen Farbstoffen — weder saure noch basische Eigenschaften hat, welche ihn befähigen könnten, sich durch Vermittelung von Beizen mit den Fasern zu verbinden. Aber der Indigo läßt sich unter dem Einflusse von chemischen Agenzien, welche Wasserstoff entwickeln, in eine wasserstoffreichere Verbindung überführen; dieselbe ist ungefärbt und wird deshalb **Indigweiß** genannt. Sie hat zwei Eigenschaften, welche für uns in Betracht kommen: 1. ist sie eine wenn auch schwache Säure und läßt sich daher durch basische Körper, wie Kalk, in Lösung bringen; eine solche Lösung wird von den Färbern als **Küpe** bezeichnet; 2. wird sie schon durch die oxydirende Wirkung des Luftsauerstoffes wieder in Indigblau zurückverwandelt. (Experiment: Indigküpe. Ihre Oxydation an der Luft. Färbung in der Küpe.)

Die gelbe Küpenflüssigkeit dringt in die poröse Faser ein; durch den Luftsauerstoff wird der Indigo niedergeschlagen, und

zwar innerhalb der Faser, welche ihn wie ein Gefängniß zurückhält, — damit ist sie blau gefärbt.

Endlich verdient noch ein Punkt unsere Aufmerksamkeit, welcher für die Färberei von großer Bedeutung ist: das Wasser. Zum Färben bedarf man nicht nur großer Wassermengen, sondern auch eines Wassers von vorzüglicher Qualität. Reine Farbentöne erfordern reines Wasser; und der Kalkgehalt harter Wasser wirkt nachtheilig auf die Entwickelung vieler Farben. Der schlimmste Feind des Färbers aber ist ein eisenhaltiges Wasser, weil Eisen mit den meisten Farbstoffen dunkle Färbungen erzeugt. (Experiment Tannin und Fe-Salz: Tinte. Demonstration: Baumwolle tannirt; in eisenhaltigem Wasser gewaschen — grau.)

Wir haben in großen Zügen die chemischen Prinzipien kennen gelernt, welche der Verbindung der Gespinstfasern mit den Farbstoffen zu Grunde liegen. Aber noch auf einen anderen Punkt müssen wir unser Augenmerk richten. Die Aufgabe des Farbentechnikers kann eine zweifache sein: entweder ist das Gewebe oder Gespinst mit einem bestimmten Farbentone gleichmäßig zu versehen, oder die Färbung soll dazu dienen, Zeichnungen auf dem Gewebe hervorzubringen: der Färber soll zugleich Maler sein. Gemusterte Gewebe können nun auf zweierlei ganz verschiedene Art erzeugt werden. In einem Falle bringt man die Zeichnung auf das ursprünglich weiße Gewebe, wobei dieses gewissermaßen die Rolle der Leinwand auf der Staffelei des Malers spielt; im anderen färbt man die Garne, bevor sie zu Geweben verarbeitet sind, und erzeugt das Muster auf dem Webstuhl. Die letztere Technik hatte in früheren Zeiten weitaus die größere Verbreitung und ist auch in unserer Zeit noch sehr geschätzt. Die herrlichen Gobelins zeugen am besten von der hohen künstlerischen Aus-

bildung, welche sie gefunden hat, aber sie ist nicht Sache des Färbers, sondern des Webers, und liegt daher außerhalb unseres Gegenstandes.

Die andere Methode stellt dem Farbentechniker eine eigenartige Aufgabe. Schon die alten Kulturvölker haben sie sich gestellt und sie in einzelnen Fällen in einer für ihre Verhältnisse bewunderungswürdigen Art gelöst. Ein sehr bemerkenswerthes Beispiel hiervon hat uns Plinius überliefert, welcher berichtet: „In Aegypten färbt man die Gewebe auf eine sehr merkwürdige Weise, indem man die weißen Stoffe nicht etwa mit Farben, sondern mit farblosen Stoffen bemalt, welche die Farbstoffe ansaugen. Man taucht sie alsdann in eine siedende Lösung des Farbstoffes und zieht sie nach einer Weile gefärbt wieder heraus, wobei merkwürdigerweise im gleichen Bade nicht eine, sondern verschiedene Farben entstehen, je nach der Natur der aufgemalten Beize. Durch Waschen lassen sich diese Farben nicht wieder entfernen.“ — Wie man sieht, schildert uns Plinius denselben Prozeß, welchen wir hervorrufen, wenn wir einen mit verschiedenen Metallsalzen gebeizten Kattunstreifen im Alizarinbade färben.

Das Bemalen der Gewebe ist aber eine schwierige Kunst, welche in hohem Grade von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängt und daher für einen Großbetrieb kaum geeignet ist. Sie wurde wohl auch nur in beschränktem Maße geübt, und die Herstellung gemusterter Stoffe geschah lange Jahrhunderte hindurch fast nur durch den Weber. Erst die neuere Zeit hat hierin einen, freilich sehr tiefgreifenden Wandel herbeigeführt: man wandte die Methode des Buchdruckes auf die Textilgewebe an — es enstand der Zeugdruck.

Die Aufgaben, welche dieses Kunstgewerbe dem Farbentechniker stellt, unterscheiden sich aber in einem Punkte ganz wesentlich von denen des Buchdruckes: die Zeichnungen dürfen

nicht nur mechanisch auf das Gewebe gebracht werden, sondern die Farben müssen, um später der Einwirkung des Lichtes und der Wäsche zu widerstehen, durch dieselben chemischen Prozesse auf der Faser hervorgerufen und fixirt werden, deren sich der Färber bedient. Wie dieser, so trägt auch der Zeugdrucker in vielen Fällen gar nicht die Farbstoffe, sondern nur Beizen auf das Gewebe auf, welche zuerst fixirt und dann erst in einem besonderen Bade mit den Farbstoffen verbunden werden. — Die Aufgabe des Druckers ist aber auch schwieriger und komplizirter als diejenige des Färbers, weil es sich hier um eine Nebeneinanderstellung verschiedener Farbstoffe handelt und die chemischen Prozesse, welche zu deren Hervorrufung dienen, oftmals nicht nur sehr verschieden, sondern sogar unvereinbar sind. (Demonstration und Erklärung der Kombination Anilinschwarz-Alizarinroth, Dampffarben, Aetzdrucke, Küpen-Blaudruck, Reserven.)

Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf die mechanischen Hülfsmittel, welche dem Stoffdrucker zur Verfügung stehen. Wir sahen schon, daß dieselben sich zunächst an die Technik des Buchdruckes anschlossen, und zwar des Buchdruckes in seiner primitivsten Gestalt. Das Muster wurde aufgedruckt mittelst erhabener Formen, die theils aus Holz, theils aus Metall oder auch noch anderen Stoffen hergestellt waren. Sie wurden mit den Farben oder Beizstoffen benetzt und diese dann durch die Hand des Druckers auf das Gewebe übertragen. (Demonstration von Handdruckformen.)

Der Handdruck war seiner Natur nach eine langsame und bedächtige Arbeit. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war seine Methode die herrschende. Aber dem rastlos vorwärts strebenden Geiste unserer Zeit genügte er nicht; er mußte durch Maschinenarbeit ersetzt werden. Mannigfache Versuche wurden in dieser Richtung gemacht. Größere Bedeutung errang sich

zuerst eine überaus sinnreiche von Perrot konstruirte Maschine, die nach ihm auch den Namen Perrotine erhalten hat. Sie arbeitet mit Druckformen, welche den Handformen in allen wesentlichen Punkten gleichen und ahmt mit ihrem komplizirten Räderwerk die Thätigkeit des Handdruckes so vollkommen nach, daß man sie als einen Druckautomaten bezeichnen möchte.

Allein auch diese Vorrichtung genügte weder qualitativ noch quantitativ den stets sich steigernden Anforderungen. — In ersterer Richtung nicht, weil die Zeichnungen, welche man mit erhöhten Druckformen hervorbringen kann, an Feinheit und Schärfe viel zu wünschen übrig lassen; im letzterer, weil sie immer noch zu langsam arbeitet. Mancherlei Neuerungen wurden eingeführt; die wichtigste war die Konstruktion desjenigen Mechanismus, welcher heute den Stoffdruck ganz und gar beherrscht: die Walzendruckmaschine. Wie die Cylinderpresse des Buchdruckers, so bricht auch diese großartige Erfindung vollkommen mit dem Alten; sie sucht nicht wie die Perrotine die schwerfällige und unterbrochene Arbeit des Handdruckers zu kopiren, sondern sie ersetzt sie durch eine ganz neue und viel vollkommnere, bei welcher der unbedruckte Stoff ununterbrochen in die Maschine eintritt, um sie ebenso ununterbrochen, aber bedruckt zu verlassen. Die heutige Druckmaschine arbeitet nicht mit erhöhten Formen, sondern mit vertieft gravirten Walzen aus Kupfer oder Messing. (Demonstration der Walzendruckmaschine nach Zeichnung. Gravirungsmethoden: Handgravirung, Pantograph, Molette.)

Die Walzendruckmaschine arbeitet sauberer und unvergleichlich viel schneller als Handdruck und Perrotine — mit einem einfachen Muster kann ein geschickter Drucker in einem Arbeitstage von zehn Stunden bis zu 12 000 Meter Stoff bedrucken. Gleichwohl hat sie bis heute die beiden genannten Arbeitsmethoden noch nicht ganz vollständig verdrängt; aber sie hat

deren Anwendung auf einige ganz spezielle Fälle beschränkt, und überall, wo es sich um große Massenproduktion handelt, behauptet sie allein das Feld.

Wir haben versucht einen Blick in die Werkstätte des Färbers und des Stoffdruckers zu thun. Konnte es auch nur ein flüchtiger sein, so wird er uns doch gezeigt haben, welcher Geist rastloser Thätigkeit und unaufhaltsamen Fortschrittes unser Gebiet beherrscht. Ueberall in der chemischen Industrie ist heutzutage die Chemie innig mit dem Maschinenwesen verknüpft; auf keinem Gebiete in höherem Grade, als auf dem, mit welchem wir uns hier beschäftigt haben. Es giebt aber auch keinen Zweig chemischer Technik, auf welchem theoretische Chemie und Praxis in so enger Wechselbeziehung stehen, wie die Farbenchemie. Dieser Wechselwirkung verdankt die Praxis nicht minder große Erfolge wie die Wissenschaft: beide haben befruchtend aufeinander eingewirkt, sich gegenseitig fördernd und anregend. Beide arbeiten einander in die Hände, um den geistigen Besitzstand des Menschengeschlechtes fort und fort zu vermehren und seinen Kulturzustand von Tag zu Tag auf eine höhere Stufe zu heben.

Anmerkungen.

[1] Auf Seidenwaren wird dieses ausdrücklich erstreckt im Regensburger Reichstags-Abschied vom Jahre 1594.

[2] Corpus juris Germanici, tam publici quam privati academicum, bearbeitet von Dr. Gustav Emminghaus. Bd. II. S. 101.

Der Zeus-Typus
in seiner Ausgestaltung durch Phidias.

Von

Rektor a. D. Ballhorn
in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Von keinem Kunstwerk wird bei den Griechen mit größerer Ehrfurcht gesprochen, als von dem Zeus des Phidias; es galt für ein Wunder der Welt. In wie wunderbarer Großheit dieses Zeusbild strahlte, von welch' erhabener Majestät die Bildung des Hauptes und der Gliedmaßen gewesen sein muß, welche Fülle schöpferischer Phantasie sich in dem prachtvollen Bilderschmuck ausprägte, der dem Standbild als Folie diente, — davon legt die Meinung der Alten Zeugniß ab, welche den für einen Unglücklichen erklärte, dem das Anschauen dieses Bildes nicht vergönnt war. Leider nun macht es diese allgemeine, ungetheilte Bewunderung, welche der so gewaltigen Schöpfung zu theil wurde, sehr begreiflich, daß kein griechischer Schriftsteller, der zur Zeit des Phidias oder bald nach ihm lebte, es für nöthig fand, auf das Wesen desselben näher einzugehen, ja das Bildwerk nur eingehend zu beschreiben; denn wer wollte noch beschreiben, was jeder Grieche aus eigener Anschauung kannte. Nur eine Beschreibung des erst sechs Jahrhunderte nach Phidias lebenden Pausanias, von dem uns ein Reisebuch erhalten ist, und welcher die Statue noch sah, ist es daher, welche uns von den äußeren Einzelheiten Kunde giebt, aus denen sich das Werk aufbaut, so daß wir dadurch wenigstens eine annähernde Vorstellung von der mannigfaltigen Schönheit und Pracht dieses unerreichten und unerreichbaren plastischen Kunstwerks gewinnen.

Wie es dem Götterkönige geziemte, schuf Phidias ihn sitzend auf einem Thronsessel und zwar in einer Höhe von etwa sechzig Fuß; und Pausanias fügt hinzu, daß, wenn der Gott von seinem Throne sich aufrichtete, er mit seinem Kopfe durch das Dach des Tempels hindurchfahren würde. In seiner Linken hielt diese mächtige Gestalt das Scepter, in der Rechten ein Bild der Siegesgöttin, der Nike, und zwar so, daß diese dem Gotte selbst zugewendet war. Dadurch also wird Zeus hier als der sieggewinnende dargestellt, während er als der siegverleihende aufgefaßt wäre, wenn er die Nike so hielte, daß sie dem anbetenden Beschauer zugewandt war. Die sichtbaren Theile des Körpers, also Gesicht, Arme und Füße waren aus Elfenbein gebildet; das Scepter, mit dem Adler gekrönt, glänzte in buntem Metall; in die goldenen Locken des Hauptes war ein grün emaillirter Oelkranz eingedrückt; von Gold und mit Blumengewinden buntfarbig emaillirt war auch der Mantel, der den Schoß, bis zu den Knöcheln herabfallend, bedeckte und mit einem breiten Zipfel über die linke Schulter geschlagen war; von Gold waren endlich auch die Sohlen, welche die auf einem Schemel ruhenden Füße bekleideten.

Im Gegensatz zu dieser ruhigen Einfachheit, in der die Gestalt des Gottes erschien, war der Thron, auf dem der Gott saß, mit einer überreichen Fülle von Bildwerken geschmückt. Vier pfeilerartige Füße, denen nach innen noch vier entsprechende Säulen zu Hülfe kamen, bildeten die Träger des Sitzbrettes, auf welchem die gewaltige Last ruhte. In halber Höhe verbanden Querriegel die Füße des Thrones, dessen untere Hälfte mit gemauerten Schranken umschlossen war. Die vordere dieser Schranken war einfach blau gefärbt, um einen ruhigen Hintergrund für den goldenen Mantel des Gottes zu bilden; die übrigen waren von Phidias' Neffen, dem Maler Panänos, mit Figurenkompositionen geschmückt. Auf diesen Schranken also

ruhten die Querbalken der Pfeilerfüße wie eine Borte oder wie ein friesartig ornamentirter Abschluß, und auf diesen Friesbalken standen vorn zu beiden Seiten der schmal zusammengestellten Füße des Gottes je vier Statuen, in denen die acht von alters her in Olympia gebräuchlichen Kampfarten dargestellt waren. Die drei übrigen Seiten des Friesbalkens waren mit einer Darstellung des Krieges der Griechen unter Herakles und Theseus gegen die Amazonen geschmückt, während in den Pfeilerfüßen selbst in der unteren Hälfte je zwei, in der oberen je vier Siegesgöttinnen dargestellt waren. Oberhalb dieser Siegesgöttinnen verbanden abermals Querbalken als die Schwingen des Sitzbrettes die Pfeilerfüße des Thrones, und an diesem friesartigen Balken waren je rechts und links in Relief die von Apollon und Artemis erschossenen Kinder der Niobe dargestellt. Ferner hatte der Thron Armlehnen, und diese waren nach vorn durch Sphinxe gestützt, welche einen geraubten Thebanerknaben unter sich hielten, während auf den Pfosten der hoch hinaufragenden geraden Rücklehnen Horen und Grazien in fast gleicher Höhe mit dem Kopfe des Zeus standen. Die Füße des Schemels waren durch liegende Löwen dargestellt, und seinen Rand schmückte eine Amazonenschlacht des Theseus. An der Basis endlich, welche wir uns als eine breite, niedrige Stufe denken müssen, über welche der Gott bequem würde herabsteigen können, war die Geburt der Aphrodite aus dem Meere und ihre Begrüßung durch die olympischen Götter gebildet, während an beiden Seiten wie im Ostgiebel des Parthenon hier die Mondgöttin hinab, dort der Sonnengott emportauchte, um anzuzeigen, daß mit der Geburt einer neuen Gottheit ein neuer himmlischer Tag beginne.[1]

Man sieht schon bei dieser Beschreibung sofort, es war bei diesem Werke auf Reichthum und Pracht, auf eine glänzende Darstellung des höchsten Gottes abgesehen. Darum die kolossale Gestalt, die Fülle edler Stoffe, das reiche Beiwerk, die vielfachen

untergeordneten Darstellungen runder, halberhabener und gemalter Gestalten. Der Beschauer ist in eine ganze, durch und durch nach inneren Gesetzen konstruirte Welt versetzt. Wie Homer mitten in das Gewühl der Wirklichkeit seine allegorischen Gestalten einführt, oder den Gang der Erzählung mit einem Bilde oder einer weisen Satzung unterbricht, so ist hier die Person des Zeus mit allegorischen Figuren und symbolischen Andeutungen zu einer inneren poetischen Einheit verknüpft. Denn die malerisch optische Wirkung war nicht der einzige und letzte Zweck des reichen Schmuckwerkes. Die Bilder der Heroen und Viktorien, der Kampf gegen die Amazonen, der Tod der Niobiden, die kinderraubenden Sphinxe, der erste Kampf der Athener gegen die Barbaren; dann Aphrodite, die aus dem Schaum des Meeres auftaucht, und von Amor begrüßt, von der Peitho bekränzt wird, „Thaten der Männer und Götter, so viel im Gesange berühmt sind", all' diese Bilder, scheinbar nur darauf berechnet, die sinnliche Pracht und Größe eines erscheinenden Gottes zu verstärken, hatten zugleich die Bestimmung, seine Bedeutsamkeit zu erhöhen. In ihren mythischen, kosmographischen und selbst ethischen Beziehungen war dem Beschauer eine unerschöpfliche Quelle der mannigfaltigsten Bilder und Ideen aufgeschlossen. Bei dem ersten Anblick von der kolossalen Masse des Ganzen verschlungen, entwirrte sie sich den Nähertretenden wie ein glänzendes Chaos zur halben Welt des Weltbeherrschers. Denn innerlich mit dem Begriff des Zeus unzertrennlich verknüpft, äußerlich immer wieder als die untergeordneten Theile eines größeren Ganzen sich erweisend, erschien dieses Schmuckwerk nur als die vollständige Entwickelung einer einzigen Idee. Alles rundete sich in der Einbildungskraft des Beschauers zu einer kunstvoll gegliederten Hymne, welche dann in der Illusion der Göttererscheinung selbst zum höchsten poetischen Momente, zur unmittelbaren Berührung des Göttlichen sich erhob.[2]

Und dennoch, steht diese Ueberfülle des Schmuckes, dieses glänzende Chaos nicht doch in zu schroffem Gegensatz zu der stillen Einfachheit und Einfalt, die wir an den sonstigen Werken der griechischen Plastik so sehr bewundern? Schon war ja der Sinn der Griechen für die Schönheit aller Verhältnisse so empfindlich, daß selbst an Lebenden jeder kleine Mangel bemerkt wurde. Konnte doch z. B. ein Perikles, wenn er auf der Rednerbühne das Volk zu seinen hochfliegenden Plänen begeistern wollte, des Rednerkranzes nicht entbehren, damit die ungewöhnlich spitze Form seines Schädels die Augen seiner Zuhörer nicht verletze und so der Wirkung seiner Rede Abbruch that. Wie also erklärt es sich, daß dieser feine Sinn der Griechen von dieser bunten Pracht nicht sogleich abgestoßen wurde, ja daß trotz desselben das Werk solchen Ruhm erlangen konnte?

Es muß also jedenfalls in dem Werke etwas gewesen sein, was die Beschauer von all solchen Fragen ablenkte; und dies kann nur eine geistige Hoheit gewesen sein, welche in der ganzen Gestalt thronte und all das Aeußerliche noch überglänzte. Das gerade, was uns als Mangel erscheint, beweist nur die Größe des Kunstwerks. Schon die Verhältnisse der Gestalt müssen höchst edel und bedeutend gewesen sein und dies in einem Grade, daß sie jene Fülle der Nebenfiguren und allen Glanz und Reichthum beherrschten und in Vergessenheit brachten. Vor allem aber mußte der geistige Ausdruck des Kopfes diesem Aeußerlichen das volle Gegengewicht halten; aus den Gesichtszügen des Gottes mußte eine solche Hoheit und Größe auf den Beschauer herabblicken, daß sein Auge immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt von aller bunten Pracht des Thrones und der Gestalt zu diesem leuchtenden Höhepunkt des Ganzen hinaufgezogen wurde.

Ja, eine wie bezaubernde Gewalt, die vor jeder Berührung zurückschreckte und auch dem rohen Sinn des Barbaren sich

aufdrängte und seine Raubgier zügelte, aus diesem Kopfe des Gottes geleuchtet hat, davon giebt uns die Thatsache den besten Beweis, daß, während so viele Kunstwerke nur um des Erzes oder ihres sonstigen Materials willen vernichtet wurden, dies Bild des Zeus, obgleich es doch wie kein anderes den räuberischen Sinn reizte, noch fast achthundert Jahre lang an seiner Stätte blieb und nicht durch Menschenhand, sondern durch eine Feuersbrunst zu Grunde ging.

Doch ganz ist für uns das Werk auch durch diese Feuersbrunst nicht verloren gegangen; denn besonders von dem Kopfe, also dem wichtigsten Theil des Zeus, wie ihn Phidias schuf, ist uns eine Nachbildung erhalten, nämlich die sogenannte Maske des Zeus von Otricoli, welche in den Sammlungen des Vatikan zu Rom noch erhalten ist, und welche immer zu den werthvollsten noch erhaltenen Werken des Alterthums gezählt worden ist.

Freilich gehört ja dieser Zeus von Otricoli erst einem Künstler aus der Zeit Alexanders des Großen an, stammt also erst aus der Zeit der schon von ihrer Höhe herabsinkenden Kunst. Dennoch zeigt dieser Kopf so eigenartige und großgedachte Züge, daß ihn ein Künstler jener Zeit nicht geschaffen haben könnte, wenn er nicht ein großes Vorbild gehabt hätte, das er nur so weit umbildete, als er durch das ganze Kunstschaffen seiner Zeit dazu gedrängt wurde. Wo anders nun aber sollte dieser Künstler sein Vorbild gefunden haben, wenn nicht bei dem von allen Griechen so hochverehrten Zeus des Phidias? Und um so unbefangener konnte er diesem Vorbilde folgen, als ja der griechische Künstler älteren Schöpfungen und Meisterwerken ganz anders gegenüberstand als der moderne. Das Alterthum forderte nicht wie die Neuzeit bei jedem neuen Künstler eine immer wieder frei schaffende Originalität. Wenn das Ideal einer Gottheit einmal seine vollkommene Wiedergabe in einem Kunstwerke erfahren hatte, so verfiel kein nachfolgender Künstler auf den

Gedanken, durch eine neue Erfindung die anerkannte und durch die allgemeine Anerkennung geheiligte Schöpfung des früheren Meisters zu ersetzen. Daher ja denn auch die unendlich vielen Wiederholungen von Werken griechischer Künstler während der ganzen Dauer des Römerreichs.

Für den Zeus war ja nun durch Phidias der Typus gefunden und festgestellt. Nachdem sich daher der Herrscher des Weltalls in dem Standbild von Olympia gleichsam leibhaftig offenbart hatte, durfte es kaum ein Künstler wagen, von diesem Grundtypus abzuweichen, und, obwohl sich die mannigfachsten Nationalansichten bei der Umbildung der einzelnen Züge geltend gemacht haben, so wird doch der Kerngehalt der Darstellung bis in die spätesten Zeiten herab und in den fernsten Ländern, welche von Griechen bewohnt waren, unangetastet geblieben sein. Das mit dem allgemeinen Jubelruf von ganz Griechenland begrüßte Götterbild hat sich eines ebenso gleichmäßigen Ansehens erfreut, wie die homerischen Gesänge, in denen das hellenische Nationalbewußtsein einen gleich unverrückbaren Einigungspunkt gefunden hat. So werden wir auch alles Große, alles Unvergängliche im Zeus von Otricoli auf Phidias zurückführen und uns an diesen Kopf halten dürfen, wenn wir nun an unsere eigentliche Aufgabe herangehen, nämlich die Frage zu beantworten, welches die hauptsächlichsten Charakterzüge sind, die Phidias in seiner Ausgestaltung des Zeus-Kopfes zum Ausdruck bringt.

Als Phidias in der heiligen Tempel-Cella zu Olympia sein Werk vollendet, so berichten die Alten, und nochmals einen prüfenden Blick über das herrliche Gottesbild geworfen hatte, da erhob der Meister betend die Hände, um von Zeus ein Zeichen zu erflehen, daß ihm sein Werk gefalle. Und siehe da! Ein Blitzstrahl fuhr aus unbewölktem Himmel herab durch das offene Dach des Tempels, ein flammendes Zeichen des göttlichen

Wohlgefallens. Eine schwarze Platte in dem weißen Marmorboden des Tempels und eine darauf gestellte Urne bezeichnete die Stelle, wo der Blitz eingeschlagen, zum Merkzeichen, daß Zeus selbst das Abbild seiner würdig befunden hatte.

Mag nun dieser Erzählung eine Thatsache zu Grunde liegen oder nicht, jedenfalls soviel beweist sie, daß Phidias nach der Meinung der Alten nicht nur ein glaubensvolles, ein von der Größe und Erhabenheit seiner Gottheit tief durchdrungenes Gemüth eigen gewesen ist, sondern daß er auch noch voll und ganz auf dem Boden der Volksreligion stand. Auf diese Volksreligion also müssen wir bei Beantwortung unserer Frage zurückgehen; Phidias kann seinem Gott nur die Charakterzüge geben, welche die Volksreligion an ihm herausgebildet hat.

Unter den Völkern des Heidenthums nun, dessen Götter überall an das Wirken der Natur sich anlehnen, sind die Griechen allein zu der praktisch ausgesprochenen Ueberzeugung durchgedrungen, daß der Geist, welcher die Himmelskörper zu erfüllen scheint, welcher sich in todtem Felsgestein regt, welcher in Pflanzen und Thieren mächtig ist, nicht bloß mit dem, welcher im Menschen lebt, eins und dasselbe sei, sondern auch in diesem erst zu seiner endlichen Verklärung und Ruhe gelangt. Die Dichtungen und Kunstgebilde dieses hochbegabten und edelgesinnten Volkes führen uns daher die ganze Schöpfung gleichsam vermenschlicht vor, indem alles Leben und Dasein sich mit der vollendetsten organischen Form zu bekleiden und am Selbstbewußtsein theilzunehmen strebt. Das Ergebniß dieses wunderbaren Vorganges ist der Anthropomorphismus, jene Umwandlung in die Menschengestalt, welche jedwede Erscheinung erfährt, die mit der griechischen Phantasie in Berührung kommt.

Damit aber will die griechische Dichtung und Kunst das Unfaßbar-Unendliche nicht herabziehen und beschränken; nicht mit den Indern sucht sie das göttliche Wesen in vielarmigen,

vielköpfigen Ungeheuern auszudrücken. Nicht der dogmatisch-religiöse Inhalt, sondern das einfach Menschliche ist erstes Ziel der griechischen Kunst, das menschliche Wesen, Thun und Leiden, dies ist es, was die Kunst zum Ideal gestaltet. Deshalb beginnt die hellenische Kunst mit dem Genre, und am rein Menschlichen bildet sie sich die Typen, denen der mythische, göttliche Inhalt sich zu fügen hat. Am Eingange der schulmäßigen Entwickelung der Plastik in Griechenland stehen jene ältesten Apollo-Figuren (von Tenea, Orchomenos 2c.); was will in ihnen der Künstler anders, als den wesentlichen Bau eines ruhigen, nackten Menschen, so gut er es vermag, einmal darstellen? Jede andere barbarische Kunst hätte hier das dogmatische Wesen des Gottes, sei es durch einen Thierkopf oder sonst eine Monstrosität auszudrücken gesucht; allein und zuerst der Hellene wagte es, den Menschen zum Gott zu erheben, oder wie Goethe sagt: der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen.

Da aber der vollkommene Mensch nach der Meinung der Griechen nur in der Gesamtheit existiren kann, so haben sie sich nicht begnügt, ihre Götter nur mit idealer Menschenschönheit zu bekleiden, sondern sie sind auch bestrebt gewesen, sie als Glieder eines Staatsverbandes zu fassen. Dieser Götterstaat hat seinen Sitz auf den lichten Höhen des Olympos, regiert sich selbst nach ewigen unverbrüchlichen Gesetzen und ist das erhabene Abbild der patriarchalischen Gesellschaftszustände echten Hellenenthums. Mittelpunkt und Gipfel dieses Götterstaates ist Zeus, der jüngste Sprößling einer uralten Herrscherfamilie, deren Oberhaupt er selbst vom Throne gestoßen hat, und der gerade dadurch der Stifter und Begründer dieses Götterstaates und der Schöpfer eines neuen Götterkreises wird.

Zeus ist der Sohn der Noth und grauenvollen Bedrängniß. Kronos, sein Erzeuger, ein Mann finsteren, harten Sinnes und

argwöhnischen Gemüthes, zitterte vor seinen eigenen Kindern in banger Furcht und war dem thörichten Wahn ergeben, er könne mit der Vertilgung seiner Nachkommen die Zeit selbst zum Stillstande bringen und die Entwickelung der Geschichte aufhalten. Da ihm durch Orakelspruch verkündet worden war, er werde durch seiner Kinder eines vom Throne gestoßen werden, verschlang er ein jedes gleich nach der Geburt. Hierdurch hoffte er sich die ewige Dauer seiner Herrschaft zu sichern. Seine Gemahlin, die Rhea, war dagegen von ganz anderen Gesinnungen beseelt, denen sie sich ebenso rücksichtslos überließ, wie Kronos den seinen. In ihr machte sich die Mutterliebe mit der ganzen Macht des Instinkts geltend. Vor diesem einen Herzensdrang verstummten alle anderen Gefühle, selbst das der Anhänglichkeit an den eigenen Gemahl. Da sie über diesen nichts vermochte, sann sie auf List und, als sie den jüngsten ihrer Söhne zur Welt gebracht hatte, verbarg sie ihn sorgfältig vor den argwöhnischen Blicken ihres Gatten und reichte diesem an seiner statt einen in Windeln gewickelten Stein, den er gierig verschlang. Da das Kindlein nun aber mütterlicher Pflege bedurfte, die Rhea ihm in den Wohnungen und unter den Augen des betrogenen Gemahls nicht angedeihen lassen konnte, so rettete sie dasselbe nach der Insel Kreta, wo sie es an die Ziege Amalthea anlegte. Noch war indes Gefahr vorhanden, daß der Argwohn des Kronos durch das Wimmern des verlassenen Säuglings aufs neue rege gemacht werde. Sie rief daher die Korybanten, die Priester der Göttin Rhea, zu Hülfe, welche, mit den Schwertern auf ihre Schilde schlagend, den weinenden Knaben umtanzten und so jenen berühmten Waffentanz zum ersten Male aufführten, welchen die Griechen nachmals bis in die spätesten Zeiten herab zum Andenken an die wunderbare Rettung des größten ihrer Götter an dem Wiegenfeste desselben zu wiederholen pflegten. Durch dies Waffengeklirr wurde die zarte

Stimme des Kindes weit übertönt, und Kronos ward zum anderen Male getäuscht.

Rhea aber, nachdem es ihr geglückt, den jüngsten ihrer Söhne bei seite zu bringen, war nun darauf bedacht, auch die früher von ihrem Gemahl verschlungenen und in dessen Innerem wie im Zeitenschoße verborgenen Kinder wieder ans Licht zu fördern. Und es gelang ihr dies, wie die Sage in ihrer schlichten und derben, aber ausdrucksvollen Bildersprache berichtet, durch ein Brechmittel, welches die ränkevolle Göttermutter dem gefräßigen Kronos beibrachte. Infolge der kräftigen Wirkung desselben gab dieser zuerst den Stein wieder von sich, den er statt Zeus verschlungen hatte, dann die beiden älteren Brüder desselben: Poseidon und Pluton, zuletzt endlich auch die drei Schwestern: Demeter, Here und Hestia. Jener Stein der Täuschung, welcher nachmals in der Nähe des delphischen Tempels sich fand, war dann noch lange göttlicher Ehren theilhaftig, wurde täglich mit Oel gesalbt, an Festtagen aber mit mit rother Wolle umwickelt; und auch der Ziege Amalthea wurde die Auszeichnung zutheil, daß ihr Horn zum Sinnbild aller Fülle erhoben wurde, während sie selbst unter die Sterne versetzt wurde, wo wir ihr in der Milchstraße zwischen den Plejaden und dem großen Bären auf den Schultern des Fuhrmanns begegnen.

Zeus aber, dem so statt des Wiegenliedes Waffengeklirr ertönt hatte, wuchs zu dem kräftigsten und mächtigsten Götterjüngling heran, und seine erste Großthat war der Sturz des eigenen, grimmen Vaters und seiner Zwingherrschaft. Kronos mußte dem kühnen, längst beseitigt geglaubten Sohne weichen und wurde durch ihn in das Dunkel der Vergangenheit zurückgedrängt. Dieser schwang sich auf den erledigten Thron und theilte als ein freiheitliebender Herrscher die von seinem Vater eifersüchtig bewahrte Alleingewalt nicht nur mit seinen

Geschwistern, sondern sogar auch mit seinen Söhnen und Töchtern.

Dies der Mythus, wie ihn der poetische Geist des griechischen Volkes von seinem obersten Gotte geschaffen.

Fragen wir aber nach dem Sinn des Mythus, so leitet uns schon der Umstand auf die richtige Deutung, daß es gerade die Insel Kreta ist, wohin Rhea den Neugeborenen flüchtete und wo derselbe aufwächst. Denn Kreta ist eine Stätte ältester griechischer Kultur, namentlich auf dem Gebiete des Rechts. In den Zeiten des höchsten Glanzes des Griechenthums freilich bleibt Kreta fast im Dunkeln; aber seine Sterne leuchten lange, bevor die Sonne Athens aufgegangen war. Kretas Lage macht das begreiflich. Denn die Kultur nimmt ihren Weg nach Griechenland von Osten und Süden; Kreta aber liegt wie ein vorgeschobener Posten griechischer Erde mitten zwischen den Küsten Griechenlands, Kleinasiens, Afrikas. Dorische Griechen sind es, welche die Insel besetzt haben. Vor ihnen siedelten Phönizier dort sich an, und in Sagen und Götterkultus, in Industrie und Ortsnamen sind phönizische Spuren genug erhalten. Wie viel aber auch Kretas Kultur diesem kühnen Seefahrervolke zu verdanken haben mag, ihre eigentliche Blüthe ist doch ein Werk der Griechen. Nicht genug wissen die griechischen Poeten von ihr zu rühmen. Als Odysseus, nach zwanzigjähriger Irrfahrt zurückkehrend, sich seinem Weibe unerkannt in Bettlergestalt naht und sie ihn drängt, Kunde zu geben, von woher er sei, da nennt er Kreta:

> Kreta heißet ein Land in der Mitte des dunkelen Meeres,
> Anmuthsvoll und fruchtbar und rings umwogt, und darin sind
> Viel', unzählige Menschen, die zwanzig Städte bewohnen.

Am höchsten gerühmt aber wird Kretas Verfassung und Recht; und der Name, in dem die Sage den Glanz jener alten politischen und rechtlichen Entwickelung Kretas verkörpert hat, ist der des

Minos, des Königs von Kreta. Uns heute Lebenden erscheint nun freilich die rasch, oft zu rasch vorschreitende Gesetzgebung als etwas Selbstverständliches. Aber jugendliche Völker sehen in der Schaffung fester Rechtssätze eine der schwierigsten und für ihr Leben wichtigsten Arbeiten; und die Volksphantasie hält die Erinnerung an gesetzgeberische Thaten ganzer Epochen fest, indem sie einem Einzigen sie zuschreibt, einem Heros, dem die Götter selbst beigestanden haben; ihn verehren sie dankbar als einen großen Wohlthäter. Moses empfing die Gesetze auf dem Berge Sinai; der römische König Numa hielt mit der Nymphe Egeria Zwiesprache; Minos aber wird von Homer der Sohn des Zeus genannt; und die Tradition erzählt, daß auch Zeus selbst in der idäischen Grotte dem Minos diktirte. So ist Zeus also der eigentliche Gesetzgeber der Griechen; er ist für sie der Schöpfer des Rechts und damit auch der sittlichen Weltordnung.

Dem rohen Naturmenschen nämlich erscheint jeder einzelne Vorgang in der Natur als die Hervorbringung eines übermenschlichen, mächtigen Wesens. Geht am Morgen die Sonne auf, so ist es ein Gott, der mit einer leuchtenden Strahlenkrone auf dem Haupte an dem Horizonte emporsteigt und zu den Höhen des Himmels hinauf- und wieder hinabsteigt. Ergießt sich der Regen auf Wald und Feld, so ist es ein Gott, der die Wolken über der Erde sammelt, der sie wie einen Riesenschwamm ausdrückt, so daß ihr Wassergehalt in Tropfen zur Erde herabfällt. Tönt aus der aufgethürmten, grellbeleuchteten Wolke der Donner, fährt daraus der zündende Feuerball zur Erde hernieder, so ist es der höchste Gott, der aus dem Dunkel der Wolke heraus seine Flammblitze gegen seine dem Menschen unsichtbaren Feinde schleudert.

Erst nach und nach und sehr allmählich kommt dann dem Menschen zum Bewußtsein, daß alle diese Vorgänge nach ewigen, bestimmten Gesetzen geschehen; denn unverrückbar geht jeden

Morgen die Sonne auf, unverrückbar wechseln in festgeordneter Folge die Jahreszeiten, in denen die Pflanzen keimen und blühen, Früchte ansetzen und welken. Tiefes Staunen erfaßt dann den Menschen diesem ewigen Walten der Natur gegenüber, wie es der Dichter in den Worten ausspricht:

Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz.
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst treulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Fluth schäumend und brausend herab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz.[3]

Wo aber Gesetz, da ist auch Sittlichkeit. Hat daher der Mensch in der Natur den Begriff des Gesetzes gefunden, so kann er auch seine Götter nicht mehr als Repräsentanten der rohen, blindwirkenden Naturkräfte ansehen; aus den Göttern als Repräsentanten der rohen Naturkräfte entstehen die neuen Götter als Repräsentanten der sittlichen Mächte. Und von diesem Untergang des alten Göttergeschlechts und von der Erhebung des neuen erzählt uns die Zeus-Mythe.

Kronos und Rhea gehören noch ganz dem alten Göttergeschlecht an. Denn Kronos, die Verkörperung des reinen Begriffs der Zeit, die ihre eigenen Kinder wieder verschlingt, da alles, was entsteht, auch werth ist, daß es zu Grunde geht, — Kronos ist noch Repräsentant der rohen Naturkraft; er weiß nichts von Liebe der Eltern zu den Kindern; nur Selbstsucht leitet ihn; sein ganzes Thun ist Willkür und rohe Gewalt. Ebenso läßt sich auch Rhea gerade umgekehrt nur von dem blinden Naturtriebe der Mutterliebe zu ihren Kindern leiten, unbekümmert darum, daß sie durch die Erhaltung und Rettung

ihres Kindes den Arm stark macht, der ihren Gemahl vom Throne stürzt.

Zeus dagegen hat in der Bedrängniß, in den Gefahren seiner Jugend die Roheit und Unsittlichkeit dieser leidenschaftlichen, nur für sich sorgenden Naturgötter zu sehr kennen gelernt, um noch weiter in ihrer Weise herrschen zu können, und dies um so weniger, als er ja erfahren hat, daß diese Art der Herrschaft doch schließlich nur zum Untergange führt. So ist es seine Aufgabe, in anderer Weise seine Macht zu gebrauchen; er darf sich nicht mehr von selbstsüchtiger Willkür leiten lassen; er darf nicht mehr als unumschränkter Gebieter herrschen, sondern nur das ist seine Aufgabe, daß er den Lauf der gesetzlichen Ordnung der Dinge überwache, daß er dafür sorge, daß nichts das Wirken der Naturgesetze und der sittlichen Weltgesetze störe, daß ewig gleiche Ordnung im Laufe der Zeit herrsche und regiere. So wird Zeus zum Schöpfer der neuen Weltordnung und damit zum Walter des Völkerrechts und zum Hort der Freiheit, welche die erste Daseinsbedingung des Griechenthums war. Jede Willkür ist seinem Wesen fremd; wohl aber ist er sich der Macht bewußt, welche er nicht nur über die Menschen, sondern auch über die anderen Götter hat. Die von ihm begründete und gewährleistete Weltordnung wagt er nimmer anzutasten, und wo er versucht ist, derselben zuwider zu handeln, darf er nur an sie erinnert werden, um ihr seine liebsten Wünsche zum Opfer zu bringen.

Die erste Anforderung, die hiernach an Zeus gestellt wird, ist Selbstbeschränkung im Gebrauch seiner Macht, Ansichhalten seiner Kräfte; es ist stetig ausgeübte Selbstzucht, innere Sammlung und Konzentration. Das, was der Grieche in seinem sittlichen Leben als das Höchste erkannte, Maßhalten in allen Dingen, das sieht er und lernt er im Anblick seines obersten Gottes. Soll daher der Kopf des Zeus wirklich das innerste

Wesen des Gottes zum Ausdruck bringen, so ist es zuerst diese Selbstbeschränkung, diese Sammlung und Konzentration, die wir an ihm erblicken müssen. Aber gerade das ist es ja auch, was uns aus dem Zeus von Otricoli so mächtig entgegenleuchtet, was diesen Kopf so hoch stellt, und wodurch er unmittelbar auf Phidias zurückweist.

Denn alles an diesem Kopf ist Ruhe, ruhig abgewogenes Gleichmaß; das unerschütterliche Bewußtsein ewiger Majestät spricht aus diesen Zügen. Und dies nicht bloß aus dem Zusammenklange aller Züge und Formen dieses Antlitzes. Denn bei genauerer Betrachtung desselben wird uns bald klar, daß der Künstler es verstanden, durch die Bildung jedes einzelnen Theiles des Antlitzes auch eine besondere Eigenschaft des Zeus zum Ausdruck zu bringen. Ist nun jene innere Sammlung und Konzentration die erste Anforderung an Zeus und damit der hervorragende Charakterzug in seinem Wesen, so muß dieser auch durch das Eigenthümlichste, am meisten in die Augen Fallende an dem Bilde des Gottes zum Ausdruck kommen, und das ist die Bildung des Haares.

Mit mächtigen Meißelhieben, so scheint es, hat der Künstler diese gewaltigen Massen des Haupt- und Barthaares aus dem Marmor herausgearbeitet, wie einen aus dem natürlichen Fels herausgehauenen Wall einer Festung. Wie solcher Wall die Festung nach außen abschließt und fest begrenzt, dafür aber den Vertheidiger im Innern sicher geschützte und darum freieste Bewegung sichert, so legt sich dieser gewaltige Haarwall auch um das Antlitz des Zeus, es von allen Seiten fest begrenzend und abschließend. Und dasselbe, wodurch so objektiv zum Ausdruck kommt, daß dieser Gott alle seine Kräfte, seine ganze Machtfülle fest in sich zusammenhält, dasselbe wirkt auch subjektiv im Beschauer. Denn Nichts veranlaßt diesen, seinen Blick über diesen Haarwall hinausschweifen zu lassen, nur auf das von

ihm Umschlossene wird jedes Auge hingelenkt, hier wird es festgehalten. So wird der Anbetende beim Anschauen seines Gottes zu derselben Sammlung und Konzentration gezwungen, die er an seinem Zeus lernen und bewundern soll.

Aber nicht nur die Haarbildung dient dem Künstler dazu, die wichtigste Charaktereigenschaft an seinem Gott zu zeigen; nur dann kann diese Eigenschaft voll und ganz sichtbar werden und zum dominirenden Mittelpunkt des ganzen Kopfes werden, wenn sie auch an dem sprechendsten Theil des Antlitzes hervortritt, am Auge. Und diese Augen des Zeus, sie sind ja nun ganz Energie, ganz Konzentration. Die inneren Augenwinkel setzen tief und entschieden ein und drängen in scharfer Anspannung nach innen gegen den schmalen Nasenrücken, der, in sichtbarem Gegensatze dazu, sich steil und hoch erhebt als unmittelbare Fortsetzung der in ihrer Mitte stark vorgebauten Stirne. Diese Kräftigkeit findet ihre Ausgleichung in der breiten Basis, den nach der Seite stark hervortretenden Oberaugenhöhlenrändern des Stirnbeins, mit denen nach unten eine gleich starke Betonung des Backenknochens sich in Einklang setzt. In dieser Umrahmung liegt das Auge und erhält nicht nur von oben einen vollen Schatten; auch von der Seite wird es durch den Augendeckel stark belastet, welcher gegen den Bogen des oberen Lides drängt und dadurch bewirkt, daß die Blicke der beiden Augen, leicht konvergirend und wie nach innen schielend, gegen die Mitte zu sich sammelnd, ruhig und fest auf einen bestimmten, naheliegenden Augenpunkt sich vereinigen. So bilden die Augen des Zeus die tiefste Stelle der Gesichtsfläche; wie ein tiefgelegener, von Bergen umschlossener Waldsee, zu dessen Oberfläche kein Windstoß hinabdringt, und der um so tiefer erscheint, je höher die Berge sind, welche sich in ihm spiegeln, so liegen sie tiefeingebettet und in ewiger Ruhe da. Und diese wunderbare Bildung des Auges, die soweit von dem sonst bei den griechi-

schen Künstlern gebräuchlichen Gesichtstypus abweicht, die so eigenartig ist, daß sie in dem weiten Gebiet der griechischen Plastik nirgends wieder vorkommt, kommt nun nicht durch sie die innere Sammlung des Gottes zum kräftigsten Ausdruck, so daß ein Dichter sie mit Worten nicht deutlicher zu schildern vermöchte!

Wo aber solche Sammlung, da ist auch Kraft. Schon ein Mensch, der seine Kräfte nicht zersplittert, wird, wenn es nöthig ist, mit Macht wirken können, bei dem obersten Gott aber wird durch solche Konzentration die Macht zur Allmacht, mit der er spielend alle Hindernisse, die sich seinem Willen entgegensetzen, überwindet. Und das ist ja nun das Zweite, was am Zeus von Otricoli zum Ausdruck kommt; es ist der König und Herr, der allgewaltige Gebieter des Himmels und der Erde, der in diesem Kopfe zu uns herabblickt.

Aber auch diese Allmacht leuchtet uns nicht bloß aus dem Gesamtbilde des Kopfes entgegen, auch sie wird uns wieder noch durch einen Theil des Kopfes im besonderen veranschaulicht, und zwar wieder durch die Bildung des Haares. Schon die Fülle der Haare geht ja weit über das gewöhnliche Maß hinaus; nicht in leicht gewellten Locken legt sich der Kranz des Haares um das Antlitz, sondern in wuchtigen Massen ist es gegliedert; es ist die überschüssige Kraft, so scheint es, die aus dem Antlitz in diese Haarmassen hervorquillt. Ja auf dem Scheitel ist dieses Hervorquellen so mächtig, daß die Lockenfülle erst senkrecht mächtig sich emporbäumt, ehe sie zu beiden Seiten an den Schläfen sanft herniedergleitet.

Wie aber kommt der Künstler zu dieser so eigenthümlichen Bildung des Stirnhaares? In der Natur findet sie sich bei keinem Volke und bei keinem einzelnen Menschen; eine Erklärung aus der Natur ist hier also unmöglich. So haben wir offenbar hier nur den sogenannten Onkos der Theatermaske,

und an dieser ist diese Haarbildung unentbehrlich. Denn hatte man dem Helden der Tragödie, um ihn vor den übrigen im Stücke auftretenden Personen schon körperlich hervortreten zu lassen, den Kothurn gegeben, so würde die Proportion der ganzen Gestalt mißfällig gewesen sein, hätte nicht auch zur Ausgleichung eine Erhöhung des Kopfes stattgefunden. Das Haupt in seinem ganzen Umfang aber gleichmäßig erhöht, war unerträgliche Mißform; auch fordert das Auge nur einen Anhaltspunkt, und die bloße Haarerhöhung über der Stirne, durch niederrollende Locken ausgeglichen, leistete den gewünschten Dienst. Der höchste Onkos, wie der höchste Kothurn blieb natürlich der ersten Rolle des Stücks, dem Gotte, dem Könige, vorbehalten; und wenn nun der Bildner des Zeus von Otricoli auch hier diesen Onkos in so deutlich hervortretender Weise anwendet, so kann er dies nur, um seinen Zeus als den allmächtigen König Himmels und der Erde zu kennzeichnen.

Wie sehr aber diese Bildung des Stirnhaares nicht bloß für den Griechen, sondern für jedes Menschenauge das geeignetste Mittel ist, um eine machtvolle Persönlichkeit vor uns hinzustellen, das zeigt sich dadurch, daß uns im Laufe der Kunstgeschichte diese Haarbildung in ähnlicher Weise noch einmal begegnet, ohne daß ein Zusammenhang zwischen den beiden Kunstschöpfungen wahrscheinlich ist. Denn trägt nicht auch bei dem Moses des Michel Angelo das emporgerichtete Stirnhaar, welches hier auch noch die Form von Hörnern nachahmt, sehr viel dazu bei, um in ihm den Mächtigen und Gewaltigen zur Darstellung zu bringen!

Daß aber dies die Bedeutung, der letzte Zweck dieser Haarbildung beim Zeus ist, kommt ja schließlich noch dadurch zum vollsten Verständniß, daß sie uns sofort an die Mähne des Löwen, des männlichsten Thieres, des Königs unter den Thieren erinnert. Und wie die an die Löwenmähne erinnernde

Lockenfülle der oberen Partie des Zeus-Kopfes, so verleiht das Barthaar dem unteren Theile des Antlitzes eine ähnliche Majestät des Ausdrucks. Beide bringen vereint die vollendete Wirkung hervor, welche wesentlich darauf beruht, daß der Künstler diese Hautbedeckung nach dem nämlichen Prinzip behandelt hat, wie ein reiches Gewand, welches, statt den Körper zu verhüllen, diesem gerade dadurch zu einem Ausdruck verhilft, der sich durch die kräftigste Behandlung der nackten Körpertheile nicht erlangen ließe.

Doch nicht bloß innere Sammlung und Konzentration, nicht bloß Allmacht und Majestät leuchten uns aus diesem Antlitz entgegen, sondern wo innere Sammlung und Allmacht vereint sich finden, da ist auch Besonnenheit im Handeln, da wird aus der Allwissenheit, die mehr oder minder auch den niedrigeren Göttern zukommt, Allweisheit. Und dieser Zeus von Otricoli, er würde nicht der Kopf des Zeus sein, wenn nicht auch diese Allweisheit an ihm zum Ausdruck käme. Wo aber anders kann dies geschehen, als an dem Theile des Kopfes, der dem Menschen von jeher als Sitz des Denkens und der Gedanken gegolten hat, als an der Stirn. Und wie wunderbar ist diese Stirn nun wieder gebildet?

Nur unmittelbar über den tiefliegenden Augen hoch und breit hingelagert, wird sie, je weiter nach oben, um so schmäler; von beiden Seiten drängen sich die wuchtigen Haarmassen in sie hinein. Aber trotz dieser nach oben zunehmenden Schmalheit bleibt sie doch der dominirende Theil des ganzen Kopfes und zwar nicht bloß durch ihre Höhe, sondern mehr noch durch den Knochenbau, der schon in der Vorderansicht deutlich hervortritt, doch vollständig erst in der Profilansicht sichtbar wird. Dieser Umriß des Profils macht nicht nur die vorwärts übergeneigte Stellung des Hauptes deutlicher wahrnehmbar; er zeigt auch die starke Wölbung des Stirnhügels, der sich über der Nasen-

wurzel erhebt und in scharfer Absteilung herabsteigt. Durch dies Beides, durch die Wölbung und ihre Höhe und Breite, wurde diese Stirn zum Hauptsitz der Intelligenz; denn in dieser Stirn ist Platz für weit und breit hinwogende Gedanken, hier ist Platz für kraftvolles Beschließen, wie für reiflich erwägendes Ausführen.

Doch noch etwas Besonderes macht diese Stirn zur Denkerstirn: die tiefe Hautfalte, welche sie in der Mitte von einer Seite zur anderen durchfurcht. Dieses Abzeichen verkündigt aber nicht bloß den tiefsinnigen Weisen, nicht bloß von tiefem Sinnen und Denken erzählt sie, sondern auch von einem Mann, der in seinem Denken es sich hat sauer werden lassen. Wie die Wogen an die Meeresbrandung anschlagen und Felsen auswaschen, so haben sich die Gedanken an den Stirnknochen oft und stürmisch gebrochen, ja wie in elektrischen Strömungen, so scheint es, haben sie auch den Stirnknochen durchbrochen und kommen erst in den Locken, welche die Stirn von allen Seiten umkränzen, zum Ausklingen.

Und Ringen und Kämpfen ist ja auch im Olymp nicht ausgeschlossen. Wohl heißen die Götter der Alten bei Homer die ewigen, die leicht hinlebenden, die seligen Götter, den Menschen dagegen nennt Pindar den bloßen Schatten eines Traumes, die flüchtige Geburt des Tages. Als mühevoll unselig wird die Bedingung seines Lebens von den Dichtern geschildert; und Mensch zu sein, ist die immer wiederkehrende Klage des Menschen. Ein beseligenderes Gefühl der Existenz, ein höherer Standpunkt des Selbstbewußtseins wird nur dem Individuum zu theil bald in dem Vorrecht eines auserwählten Götterlieblings, bald in der Frucht eines gefahrvollen dämonischen Glückes. Immer aber liegt es nur jenseits des Horizonts, welches das allgemeine Los der Sterblichen umgrenzt. Was aber im Kreise des menschlichen Lebens ausschließend persön-

licher Besitz verblieb, ist umgekehrt im Olymp die allgemeinsame Grundbedingung der Existenz. Eben darum jedoch erfreut sich der Olympier jener überirdischen Güter nicht als Zeus, nicht als Apoll und Minerva. Die Seligkeit der Götter ist das ewige angeborene Erbtheil der göttlichen Natur als solcher, die Klarheit und Ruhe eines reineren Aetherelements, in welchem die Götter als Götter leben und weben. Der Gott als Individuum ist allem Drange der Vereinzelung unterworfen, und jeder Konflikt, in welchem das Individuum nothwendig mit anderen Einzelwesen, wie mit sich selbst verwickelt ist, erstreckt sich auch auf ihn. Wie den einzelnen Menschen die ganze Herrlichkeit des Olympes offen stand, so sinkt der einzelne Gott auch wohl in den Zustand einer mühevollen, ja der unseligsten Schmach herab.

Sobald daher die Götter der bildenden Kunst, um als gleichgeartete Wesen mit der gläubigen Menschheit in nähere Gemeinschaft zu treten, jenes allgemeine Schema der ältesten Schulen verlassen hatten, sobald das einzelne Götterbild sich mehr und mehr in sich befestigte, zum Individuum abschloß, hörte auch das Angesicht auf, von jener freundlichen Heiterkeit zu strahlen, und die ernstere Lippe bekannte, daß auch hier ein Paradies verloren war. Ein Schatten sinnender Schwermuth ist über das Haupt jenes Apoll mit dem Greif gelagert, in schmachtende Sehnsucht scheint der vatikanische Eros versunken. Das Angesicht des Merkur in Belvedere athmet schmerzliche Wehmuth, und ironisches Mißbehagen streift über die Lippe desselben Gottes im herkulanischen Museum. Hoheit und Liebreiz hat die Formen der ludovisischen Juno umschrieben. Wer erkennt aber nicht in dem Wurfe ihrer Lippen jene Leidenschaftlichkeit, von welcher die Dichter von Homer bis Virgil so viel zu singen wußten! Man sieht deutlich, daß es nur eines Funkens bedürfe, um unversöhnlichen Haß zur hellen Flamme anzufachen.

Und so wie hier, ebenso gleicht auch die Ruhe so manchen anderen Gottes nur einer ahnungsvollen Gewitterstille, und es ist, als ob unter seiner brütenden Stirn wie im griechischen Weltsystem die Titanen nur gefesselt, aber nicht vernichtet wären. Fehlt also auch den meisten Götterbildern die wirkliche Erregung des Affektes, eine stille leidenschaftliche Disposition ist dem Charakter des griechischen Götterideals wesentlich.

Diese stille leidenschaftliche Disposition der griechischen Götter, sie ist es nun auch, welche in der tiefgefurchten Stirne des Obersten der Götter noch leise anklingt, wie auch von den hochgewölbten Brauen noch etwas von dem furchtbaren Ernst des Titanenvertilgers herabdroht. Aber nur wie auf längst ausgefochtene und zwar siegreiche Kämpfe weisen diese Spuren zurück. Wie nur der Sieger auf dem Schlachtfelde selbst seinen dort gefallenen Helden ein Kreuz errichtet, und wie nun dies Kreuz, obgleich ein Symbol des Leidens und Duldens, doch für die nachfolgenden Geschlechter ein dauerndes Erinnerungszeichen an einen Sieg bleibt, so ist auch die Stirnfalte bei Zeus nur das letzte, übriggebliebene Wahrzeichen eines längst gewonnenen Sieges. Denn in dem vertieften Gottesbegriff des Phidias ist für seinen obersten Gott alles mühevolle Ringen nach dem Gleichgewicht der Seele, ist alle Leidenschaft und Begierde längst überwunden. Wußten auch die alten Mythen von den Liebesabenteuern des Zeus, von seinem oft so unmuthsvollen Streite mit der eifersüchtigen Hera noch viel zu erzählen, zeigten sie warnend, daß auch für den obersten Gott, wenn er seine Leidenschaft nicht zügelt, die mit ihr verbundene Pein und Noth nicht ausbleibt; der Zeuskopf von Phidias weiß von solcher noch gegenwärtig vorhandenen Pein und Noth nichts mehr. Unter dem löwenartigen Hauptthaar, das zwar mit dem Ausdruck einer gewissen Wildheit an den homerischen Wolkensammler erinnert, erhebt sich, von dieser Falte abgesehen, eine Stirn, deren ruhiges

Bewußtsein unerschütterlicher Macht nur dem weisen, in sich klaren Weltgebieter angehören kann. Weit geöffnet ist das Auge, damit der Herrscherblick den ganzen Umfang seines Reiches überschauen kann; hinter der tief sich absenkenden Stirne ist der Geist längst in die Ruhe eines großen Gedankens zurückgetreten.

Doch damit hat sich uns ja schon wieder ein neuer Charakterzug unseres Zeuskopfes erschlossen; wie nämlich bei Zeus durch innere Sammlung und Allmacht die Allwissenheit zur Allweisheit werden mußte, so erwächst nun auch aus Besonnenheit und Weisheit für ihn Friede und Seligkeit. Ja, selige Ruhe, ewiger, unantastbarer Friede spricht aus diesem Kopfe; eine Ruhe, die sich zu einem leichten Anflug erhabener Starrheit verdichtet hat, liegt auf seinen Zügen. Und zwar beruht diese vornehmlich auf der übermenschlichen Größe, denn diese scheint nicht nur die Formen, sondern auch die die Stirn bewohnenden Gedanken vereinfacht zu haben. Und gerade diese vereinfachte Gestaltung hat etwas Ewiges. Büsten, wie man sie heute mit Vorliebe arbeitet, vorzügliche Leistungen in ihrer Art, scheinen nur einige Momente höchster Lebendigkeit eines Kopfes wiederzugeben, die der Künstler so glücklich war, zu erfassen. Man fühlt, diese Menschen blicken der Welt nicht immer so frisch und aufgeweckt in die Augen, in Stunden der Abspannung sehen sie anders aus; sie bedürfen Schlaf; der unabläßige Wechsel des Ausdrucks, der den lebenden Menschen bewegt, ist ihnen nicht erspart. Ueber solche irdischen Anwandlungen ist dieser Kopf erhaben. Diese Augenlider senken sich nicht mehr; diese selige Ruhe ist immer die gleiche. Nur an längst abgeschlossene, innere Kämpfe erinnert die tiefe Furche, welche die Stirn des Gottes durchzieht, und auch von diesem Kopfe gilt es, wenn Winkelmann in den Götterbildern aus der Zeit des Phidias die „hohe Grazie“ preist, „welche die Bewegungen der Seele in sich verschließt und sich der seligen Stille der göttlichen Natur

nähert". Denn das wahre Leben der Götter, wie es auch ein Plato nur denken kann, ist ein Leben reiner Vernunft, ohne Beimischung von Schmerz und Lust; und die Nachahmung dieser Geistesruhe, so weit es uns Mischwesen möglich, ist für uns Verähnlichung mit Gott.

Denselben ruhig heiteren Lichtglanz also, welcher dem Griechen aus seinem fast nie getrübten Himmelsblau entgegenleuchtet, sucht und findet er auch hier in den Zügen seines Gottes. Denn im Anblick dieses lichten griechischen Himmels ist die Idee des Zeus entstanden, und nie hat der Grieche seinen Gott seinem Element entfremdet. Ja Zeus ist der Himmel, der alles umfaßt, das lichte Element, in welchem alles ruht; und alles Lebende lebt in ihm. Der Lauf der Sterne vollzieht sich unter ihm, wie auch das Geschick des einzelnen Menschen. Wohl trägt er noch den zuckenden Blitzstrahl in seiner Hand; aber dieser Mächtige kann seiner Waffe entrathen; seine Blitze können ruhen; auch die Aegis kann er seiner Tochter überlassen. Fortan kann seine ganze Macht, und dies ist das Letzte und Höchste, was am Zeus von Otricoli zum Ausdruck kommt, zur Gnadenmacht werden.

Schon die Haltung des Kopfes zeigt uns ja hier den gnadenreichen Vater. Denn nicht hochaufgerichtet trägt Zeus sein mächtiges Haupt als der Gewaltige, der mit dem Bewußtsein seiner Allmacht sein weites Reich überschaut und des armseligen Menschen nicht bedarf; sondern huldvoll neigt er leise das Haupt nach vorwärts; aus den Stürzen des Haupthaares, wie aus hochgewölbter Nische seines heiligen Hauses schaut das übermächtige Antlitz zu dem Beschauer herab, der gläubig ihm naht. Bei den andern Göttern und Göttinnen freilich muß ja die Bedürfnißlosigkeit derselben zuerst zum Ausdruck gebracht werden; und es geschieht dies durch die aufgerichtete Haltung des Kopfes und den in die Weite gerichteten Blick der

Augen; bei Zeus, dem Gewaltigen, ist darüber kein Zweifel, daß er eines Andern nicht bedarf; er darf in Gnaden auch zu den ohnmächtigen Sterblichen sich herablassen.

Doch nicht nur durch diese Neigung des Hauptes kann diese höchste Eigenschaft des Zeus zum Ausdruck kommen, sondern die Bedeutung dieser Neigung des Antlitzes muß sich auch da erkennen lassen, wo der geistige Ausdruck besonders seinen Sitz hat oder wo er wenigstens nach außen am meisten sichtbar wird, nämlich am Auge. Kam schon am Auge das erste wichtige Moment, welches an dem Zeus des Phidias hervortritt, die innere Sammlung, zum Ausdruck, so sagt uns dieser sprechendste Theil des Antlitzes auch, daß Zeus ein gnädiger, huldvoller Vater aller Lebenden ist. Freilich ist ja nun das eigentliche Auge, der Augapfel, nur ein kugelförmiger Körper, der von sich gleichbleibender Gestalt nur ein optischer Apparat und an sich indifferent ist für den geistigen Ausdruck, zu diesem erst durch die wechselnden Formen der Lidspalte in bestimmtere Beziehungen tritt. Allein diese Kugel erhält durch den farbigen, vom hellen Grunde sich abhebenden Augenstern, die Iris, eine Vorderseite und diese wieder durch die Pupille einen Mittelpunkt, in dem sich das einfallende Licht in den verschiedensten Richtungen bricht und zwar um so mannigfaltiger, als der Augapfel innerhalb der Grenzen seiner Bewegungsfähigkeit zu den am leichtesten und schnellsten beweglichen Theilen des menschlichen Organismus gehört. Spricht man doch nicht bloß im bildlichen Sinne von einem Augenblick. Es ist aber gewiß nicht gleichgültig, in welche Stellung die Vorderfläche des Auges gerückt, und wohin die durch den Mittelpunkt gehende Achse des Blickes gerichtet ist. Bei Zeus nun wendet sich nicht nur das ganze mächtige Haupt, sondern auch der Blick dem Beschauer zu. Wohl könnte ja auch bei dieser Neigung des Hauptes der Blick geradeaus in die Weite gerichtet

sein; wir würden dann einen tief denkenden, grübelnden Weisen vor uns haben, der, um von den Außendingen nicht gestört zu werden, in die weite Leere hinausschaut; doch Zeus ist kein Gott selbstbeschaulicher Muße; er ist sich der Aufgabe des Lenkers und Regierers der Welt voll bewußt. So schaut er aus seiner ewigen Höhe zur Erde herab; nach den Worten Homers winkt er, nickt er den Bittenden huldvolle Gewährung.

Doch daß Huld und Gnade die höchste Eigenschaft des Zeus ist, welche neben der wichtigsten, der inneren Sammlung und Ruhe, besonders sichtbar werden mußte, das sagt uns der Künstler noch dadurch, daß sie allein auch an dem unteren Theil des Gesichts zum Ausdruck kommt, und zwar an dem hier allein nur sichtbaren Munde des Zeus. Freilich wird auch dieser noch zum Theil von den Locken des Bartes bedeckt, doch diese Locken geben ihm mehr, als sie ihm an Sichtbarkeit nehmen. Lieblich umspielen sie ihn in wohlgebildeten Ringen wie heiteres Lächeln und bannen aus der Seele des Beschauers alle Scheu vor dem Mächtigen, wie das gewaltige Weltmeer seine Schrecken verliert, wenn, von einem Sonnenblick erhellt, seine Wellen sich leise heben und senken und im lieblichen Spiel sich kräuseln. Wohl aber bliebe ja auch von dem Munde noch genug sichtbar, um ihm etwa durch den Wurf der Oberlippe den Ausdruck des Hohns und der Verachtung zu geben. Doch davon ist hier nichts sichtbar; nur Süßigkeit und Majestät vereinigen die Lippen in einem Grade, wie kein irdischer Mund; gütig öffnen sie sich, um gnädig das Wort der Gewährung zu spenden.

Ein reicher Inhalt hat sich uns bei unserer Betrachtung dieser berühmten Maske des Zeus ergeben. Schon beim ersten Anblick dieses erhabenen Antlitzes fällt es wohl Jedem schwer zu entscheiden, ob der Ausdruck des Uebermenschlichen mehr auf ehrfurchtgebietender Strenge oder auf einer wahrhaft himmli-

schen Heiterkeit und Milde, die sich hier ebenso deutlich offenbart, beruhe; so innig sind alle Bestandtheile königlicher Würde und huldvoller, göttlicher Güte untereinander verschmolzen. Und auch das ist Jedem sofort klar ersichtlich, daß diese Harmonie des Ausdrucks keineswegs auf jenem todten Ebenmaß beruht, das nur alberne Sinne bethören kann, und welches mit den Reizen der Jugend spurlos verschwindet. Hier ist im Gegentheil jeder Zug tief bedeutsam und jede plastische Formengabe führt auf die geistigen Anlagen und Kräfte zurück, die vereint zusammenwirken und sich ihre organischen Hüllen von innen heraus gleichsam selbst geschaffen haben. Ja, innere Sammlung und Konzentration, göttliche Allmacht und göttliche Allwissenheit, unantastbarer Seelenfriede und göttliche Gnade, all diese dem Charakter des Zeus so wesentlichen Grundeigenschaften haben sich hier in den wenigen Zügen des dem Zeus gegebenen Menschen-Antlitzes ihre charakteristischen Hüllen geschaffen und ihren sprechendsten Ausdruck gefunden.

Aber dürfen wir ein Werk voll so reichen, auch gedankenhaften Inhalts schon auf eine Zeit der erst beginnenden Kunstblüthe zurückführen; weist dieser Inhalt nicht weit über Phidias hinaus auf eine viel spätere, mehr reflektirende Kunstthätigkeit hin? Um darüber zu entscheiden, wird es doch nöthig sein, den Entwickelungsgang der griechischen Plastik nach den in ihr hervortretenden Schulen in kurzen Zügen an uns vorübergehen zu lassen.

Mit dem großartigen Aufschwung, den das griechische Leben auf allen Gebieten nach den gewaltigen Kämpfen mit den Persern gewinnt, beginnt auch die Blüthe der Plastik, und zwar besonders in Athen, welches ja aus diesem Kampfe als die Vormacht Griechenlands hervorging. Zwei Schulen sind es denn auch sogleich, die hier nebeneinander blühen, die des Myron und Phidias. Und zwar war für die Schule des Myron

möglichst lebendiges Erfassen des Momentes einer Handlung das Hauptziel, wobei die Rücksicht auf geistige Bedeutung des Inhalts zurücktreten mußte: eine lebendige Handlung des Alltagslebens, falls sie nur Gelegenheit bot, jene Lebendigkeit der momentanen Bewegung des Körpers auf ein Ziel hinzuzeigen, mußte ihr nicht minder willkommen sein, als etwas mythisch und religiös Bedeutendes. Diesem lebensvollen Herausheben der einen scharf abgegrenzten Handlung zu Liebe zerbricht Myron sogar z. B. in seinem Diskuswerfer die ruhige Symmetrie der Linien. Noch weniger kümmert ihn das innere Leben der Seele, der Empfindung; dies blieb der Myronischen Kunst noch vollständig fremd.

Zu ihr steht daher die hohe, vorzugsweise religiöse Richtung des Phidias, welche vor allem nach bedeutendem Inhalt strebte, in vollstem Gegensatz. Die Darstellung göttlicher Würde, Größe und Majestät bildet den Schwerpunkt seines Schaffens. Diese Großheit und Erhabenheit aber ist ja untrennbar auch mit Idealität verbunden; diese Idealität also ist das, was wir als Grundbedingung in Phidias' Kunst-Charakter zu betrachten haben; sie ist das, was er zuerst in die Kunst einführt, wie er es auch am vollkommensten offenbart. Gerade dazu aber stellt Phidias nach allem, was wir von seinem Schaffen wissen, den Gott ausschließlich in seinem abstrakten Grundwesen dar; nichts als den vollen Begriff der Gottheit, die er gerade bildet, und zwar in abstrakter Ruhe gefaßt, läßt er erstehen. Freilich sind ja auch die Götter dem Wechsel der Stimmung unterworfen; sie können zornig und weich gestimmt, kriegerisch und verliebt sein; aber dieser Wechsel ist für Phidias nicht vorhanden, nur das innerste Wesen seines Gottes schaut sein Auge und bildet seine Hand.

Gleichzeitig, aber anders geartet entfaltet sich nun auch im Peloponnes, dem zweiten Zentrum griechischen Lebens, die

Plastik zu reicher Blüthe; und zwar ist es Polyklet, das Haupt der Argivischen Schule, der hier eine durchaus neue Bahn eröffnet. Denn die Kunst des Polyklet steht nicht nur zur Myronischen, sondern auch zu der des Phidias im vollsten Gegensatz. Konnte Myron die Schönheit der Linienführung preisgeben, nur damit der gewählte Moment der Handlung um so lebendiger zur Darstellung kam, so beruht das Interesse bei Polyklet gerade in der harmonisch abgemessenen Linienführung des Ganzen und der schönen Durchführung des Einzelnen. Deshalb hatte Polyklet auch eine besondere Vorliebe für das jugendliche Knabenalter und dies nicht etwa seines unschuldigen Charakters wegen, sondern weil dieses Alter der maßvoll frischen Schönheit für seinen Zweck das günstigste war. Und daß dieser Schritt in der Entwickelung der Kunst gerade durch Polyklet geschah, darf nicht verwundern; denn schon damals trug die Argivische Kunst einen ungleich privateren Charakter als die Attische. Die großen monumentalen, öffentlichen Aufgaben waren hier verhältnißmäßig selten, so daß die Porträts der Athleten u. dgl. Hauptgegenstand waren; natürlich wurden die Künstler daher viel leichter durch private und subjektive Neigungen in der Wahl ihrer Gegenstände bestimmt. Darauf beruht dann aber auch der Gegensatz, in dem Polyklet zu dem Hauptschöpfer dieser monumentalen Aufgaben der Attischen Kunst, zu Phidias steht: ein Gegensatz, der die Behandlung der Form nicht minder, als die des Inhalts überall bestimmend durchdringt. Phidias erfaßt überall das Leben von innen heraus, strebt überall nach Ausdruck eines bedeutenden Inhalts, — Polyklet dagegen sucht nach einem abstrakten, fast mathematischen Schema das formal Vollkommene, indem Handlung und Inhalt weit zurücktreten; ein Polyklet konnte als das Beste seines Schaffens einen Kanon hinterlassen — für Phidias war das unmöglich.

Um das Ende des fünften Jahrhunderts folgt sodann eine

gewaltige Umwandlung des griechischen Lebens, welche nicht nur auf die Litteratur, sondern namentlich auch auf die Kunst den größten Einfluß hatte. Das Hauptmoment dieser Umwandlung liegt darin, daß das Innenleben der Seele in Gedanke und Gefühl überall nach Ausdruck ringt. Für die Kunst hatte dies die wichtige Folge, daß, indem man vor allem die allgemein menschlichen Affekte, wie Schmerz, Lust, Liebe u. dgl., zur Darstellung zu bringen suchte, der Ausdruck des individuell persönlichen Grundcharakters zurücktrat vor dem einer allgemein menschlichen Situation und Empfindung. Das alles ist nun schon bei den beiden Häuptern der neuen Periode, bei Skopas und Praxiteles im hohen Grade der Fall. Dionysos und Aphrodite, die Götter der menschlichsten Empfindungen, werden Hauptgegenstand; doch damit sich nicht begnügend, stellt man eine ganze, viel abgestufte Skala von Affekten in der Umgebung und den Begleitern jener Götter dar: in Eros, Pothos, Himeros und Peitho, in den Satyrn und Mänaden, in den Nereïden und Tritonen. In engster Verbindung hiermit steht dann auch eine Vorliebe der Zeit für die gefällig zarte Anmuth des weiblichen Wesens, für die Darstellung weiblichen Liebreizes.

Doch von höchster Wichtigkeit ist hierbei, daß man sich bei Götterbildungen nun auch auf diejenigen Gestalten beschränkt, zu deren Wesen und Begriff eben solche Erregungen gehörten: also die Götter der Liebe oder des bacchischen Genusses oder des ewig erregten Meeres. Auch bei Demeter z. B., deren Ideal wir dieser Zeit verdanken, liegt der sehnsüchtig wehmuthsvolle Zug tief im Wesen der verlassenen Witwe, die ihr einziges Kind verloren, begründet. Gerade durch diese Beschränkung wird es nämlich möglich, daß auch jetzt noch jene abstrakte Ruhe des ewig seienden Gottes, welche dem Griechen für seinen Gott Bedürfniß war, vollständig gewahrt werden konnte. Vor allem bezeichnend in dieser Hinsicht ist das berühmteste Werk

des Praxiteles, die Knidische Aphrodite. Wir würden sehr fehlgehen, wenn wir hier, unserer modernen Neigung folgend, eine bestimmte Scene und Handlung, etwa das Bad der Aphrodite dargestellt sehen wollten; ja der Künstler hat, eben um dies zu verhüten, es mit feiner Berechnung in der Schwebe gelassen, ob die Göttin das Gewand, welches sie in der Linken hält, von der Vase aufzieht, oder ob sie es fallen läßt. Nicht eine bestimmte Badescene wollte der Künstler geben, sondern das ganze Wesen der Liebesgöttin: einerseits das schamhafte Sichzurückziehen in sich selbst, anderseits das sehnsüchtig liebende Verlangen; das Gewand kann die Göttin jeden Augenblick an sich ziehen, um ihre Schamhaftigkeit zu bewahren; sie kann es fallen lassen, um im ganzen Glanze als echte Göttin der Schönheit dazustehen.

Am Ende dieser Periode steht Lysipp, dessen Kunstrichtung nicht nur wieder einen bedeutsamen Schritt weiter thut, sondern die uns auch schon auf die folgenden vorbereitet. Auch bei ihm ist das Interesse noch ein vorwiegend psychologisches. Daneben aber tritt mit ihm das Charakteristische in die Kunst ein, und dazu ergreift er, statt einen Vorgang zu idealisiren, die nackte, unmittelbare, niedrige Wirklichkeit. Dadurch aber tritt er zu der ganzen bisherigen Kunst in den schroffsten Gegensatz. Hatte Myrons Schule gewisse Bewegungen und Handlungen zu Idealen geschaffen, ohne Rücksicht auf Charakterisirung der ausführenden Person, nur die Handlung selbst darstellend, hatten Polyklet und dann in verwandter Weise Praxiteles die allgemein menschliche Schönheit, die männliche wie die weibliche, nicht nur an den Göttergestalten, sondern auch an einfachen Alltagsmotiven idealisirt, — so greift nun die an idealer Kraft erlahmende Kunst des Lysippos zum Niedrigcharakteristischen und stellt einen Einzelmoment der Wirklichkeit mit treffender Individualisirung dar, aber ohne jenen allgemein menschlichen idealen Bezug.

Es ist dies jener bedeutungsvolle Gang zum Realismus, den die griechische Kunst wie alles andere mit größter Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit zurücklegte. Die eine Richtung, welche vor allem nach Ausdruck der Affekte, der stürmisch leidenschaftlichen, wie der ruhig anmuthigen strebte, mußte dazu gelangen, die zufällig momentane Erregung vor dem beständigen Grundwesen vorwalten zu lassen. Und dies mußte dazu führen, daß man statt der Halbgötter und Dämonen, die Praxiteles und Skopas zu ewigen, idealen Bildern der Affekte geschaffen hatten, daß man statt ihrer ohne Umschweife an einen alltäglich wirklichen, zufälligen Moment jene Erregungen, verbunden mit individueller Charakteristik der der Wirklichkeit entnommenen Person, darzustellen unternahm. Daß gerade Lysippos als ein Hauptvertreter dieser neuen Richtung erscheint, steht wieder vollkommen in Harmonie mit seinem ganzen Kunstcharakter; denn überall, in seiner Veränderung der alten Proportionen, in seiner Neuerung der Haarbehandlung, zeigt sich sein Streben nach Ausdruck der unmittelbaren Wirklichkeit. Ja, es steht damit in engster Verbindung eine neue geistige Auffassung mythischer Gegenstände; denn überallhin verbreitet sich jetzt durch das Streben nach momentaner Wirklichkeit eine Auffassung, die man am besten als genrehaft bezeichnet, da sie weniger auf die Darstellung des individuellen Wesens der mythischen Person, als auf die einer allgemein reizenden Situation zielt. Um nur ein Beispiel anzuführen, so tritt dieses Streben nach einer allgemein menschlichen, künstlerisch interessanten Situation sehr deutlich an dem sogenannten Jason hervor, d. h. dem Hermes, der, einen Fuß auf eine Erhöhung stellend, sich die Sandale auszieht: ein bestimmtes, für den Götterboten alltägliches Motiv bildet den Inhalt, nicht sein inneres Wesen. So haben wir in diesen Gestalten des Lysipp den sprechendsten Gegensatz zu den der älteren Schule des Phidias angehörenden

Statuen, bei denen von einer Handlung kaum die Rede sein kann, wo alles Gewicht im Ausdruck des Grundwesens liegt.

Diese Umwandlung in der statuarischen Kunst ging um die Zeit Alexanders vor sich, und als ihr Hauptvertreter erschien uns Lysipp. Aber diese neue Kunstrichtung blieb nun auch für die nach Alexander, unter der Herrschaft der Diadochen geübte Kunst maßgebend, ja sie wird hier erst durch die sich neu begründenden Zustände und Anschauungen aufs höchste gesteigert. Vor allem geschah das durch die sich immer mehr vollziehende Zersetzung und Auflösung der Religion, die, zwar schon von den Sophisten vorbereitet, doch erst jetzt in einem Euemeros (um 300 v. Chr.), der kühn alle Götter für wirkliche historische Menschen erklärte und mit dieser Lehre von größtem Einflusse war, ihre volle Höhe erreichte. Die religiöse Bedeutung und das Wesen der alten Götter und Mythen, die vordem die Kunst mit reichem Inhalt füllte, konnte jetzt diese Bedeutung nicht mehr beanspruchen; vielmehr wie auch in der Litteratur die vom alten Volksglauben getragenen Hauptgattungen, das Epos und die Tragödie, verschwanden, um der gelehrten Dichtung eines Kallimachus Platz zu machen, die nur (nach den Worten Bernhardys) „die kleinen Rahmen des Gemüthslebens, der populären Gelehrsamkeit, der Genrebilder und Antiquitäten und Mythen ausfüllte"; so weichen auch in der Kunst die großen, aus dem allgemein religiösen Bewußtsein gestalteten Schöpfungen der individuellen Liebhabereien der Künstler, die, nicht mehr an das Volk, nur an den Kreis der Gebildeten sich wendend, mit ihrer Subjektivität Effekt zu machen streben. Und um so mehr mußte dieses Streben nach Effekt hervortreten, um so mehr mußte sich der Kreis des künstlerischen Schaffens verengen, da die Kunst in dieser Zeit der Diadochen an ihren bisherigen Hauptpflegestätten ein trauriges Ende fand und nur noch an den neuen Mittelpunkten des

politischen Lebens, den Königshöfen der Nachfolger Alexanders, eine Pflegestätte fand. Denn „ein König," sagt Brunn, „macht andere Anforderungen an den Künstler, als ein wahrhaft republikanischer Staatsmann, selbst wenn er faktisch die Macht eines Königs ausübt." Es ist das Wesen des Königthums, daß es strebt, die Kräfte des Staates in sich zusammenzufassen, um sie, von sich ausgehend, wirksam zu machen; das Königthum will alle geistigen Potenzen des Volkes sich dienstbar wissen und fördert sie nur dann, wenn sie sich von ihm die Bahnen bestimmen lassen. Gleicherweise macht das Königthum auch die Kunst dienstbar; es fördert sie, wo sie zu seiner Verherrlichung beiträgt, es läßt sie unbeachtet und unbeschützt, wo die Kunst sich selbst ihre Aufgaben auserlesen will. Und hieraus folgt unmittelbar, ganz abgesehen von der Frage, inwiefern ein Künstlergenius, um Großes zu wirken, die Freiheit der Selbstbestimmung nöthig hat, eine Verengung des Kreises künstlerischen Schaffens, die Hinweisung desselben auf bestimmte Richtungen. Unter dem Einfluß und dem Schutze Alexanders und seiner Nachfolger zieht sich die künstlerische Produktion auf das Porträt und die historische Darstellung zusammen; alle anderen Gebiete liegen brach und verödet, zum mindesten was originale Hervorbringungen anlangt; und namentlich auf dem Gebiete idealer Gegenstände, auf welchem die griechische Kunst ihr Herrlichstes geleistet hatte, finden wir, so viele neue Tempel gebaut, so viele neue Götterbilder verfertigt wurden, überall nur Nachahmung und Nachbildung des Vorhandenen, welches dem Bedürfniß genügte, nirgends aber ein aus sich selbst hervorkeimendes Neue. Die in dieser Zeit vollständig ermattete und erschlaffte ideale Gestaltungskraft kann nur zum unmittelbar Wirklichen herabsteigen und nur dies in seiner zufälligen Aeußerlichkeit ergreifen und in gewandtester Technik nachbilden. Nicht nur das Bedürfniß für die Ausgestaltung idealer Göttertypen ist ver-

loren, sondern auch die Schaffenskraft für diese höchste Aufgabe der griechischen Plastik ist auf immer erloschen.

Kommen wir nun nach dieser Darlegung des Entwickelungsganges der griechischen Plastik auf unsere Frage zurück, die uns zu dieser Darlegung veranlaßte, und suchen wir die Stelle, an der auch die Schöpfung der Maske des Zeus von Otricoli sich einreiht, so kann darüber kein Zweifel sein. Nur bei Phidias finden wir jene Höhe der Kunst, welcher ohne jede Beimischung eines außerhalb des Gegenstandes liegenden allgemeinen Gedankens nichts als die unmittelbare, zwecklose Darstellung und Gestaltung eines Gegenstandes selbst das Ziel ist, und welche dies Ziel auch voll und ganz erreicht; nur einem Phidias galt es als das Höchste und gelang es, den Gott ausschließlich in seinem allgemeinen, abstrakten Grundwesen darzustellen und nichts als den vollen Begriff des Gottes, in abstrakter Ruhe gefaßt, zum plastischen Ausdruck zu bringen. Und daß nun der volle Begriff des allmächtigen und allweisen Welt-Regierers, des Vaters der Götter und Menschen, im Zeus von Otricoli so deutlich und klar zum plastischen Ausdrucke kommt, das gerade giebt ja diesem Werke seine Bedeutung und weist bei der Frage nach seinem Schöpfer sofort auf die Kunst des Phidias zurück. Damit ist ja dann freilich nicht gesagt, daß nur die Hand des Phidias diesen Zeus von Otricoli gebildet haben könnte und müßte. Sicherlich ist dieser erst das Werk eines später lebenden Künstlers, aber je später dieser sein Werk schuf, um so höher stellt sich dann das Schaffen des Phidias. Um so mehr erkennen wir dann, mit welcher siegenden Allgewalt die von ihm geschaffenen Göttertypen nicht nur seine Zeitgenossen erfaßten, sondern wie sie auch für alles spätere Schaffen griechischer Plastiker als unaustilgbare und unvergängliche Vorbilder in Geltung blieben. So durften wir bei der Frage nach der Ausgestaltung des Zeus-Typus durch Phidias gewiß auch von

der Betrachtung des Zeus von Otricoli ausgehen, eines Werkes, welches von dem Geiste und der Schaffenskraft der Kunst des Phidias noch so deutliche Spuren an sich trägt. Denn Zeus Otricoli und Juno Ludovisi sind auch nach Overbeck nichts anderes als die besten Repräsentanten einer großen Reihe gleichartiger, auf ein und dasselbe Urbild zurückgehender Nachbildungen.

Diese Schaffenskraft des Phidias erschien ja nun schon seinen Zeitgenossen so außergewöhnlich, daß sie in dem Gefühle, daß dieselbe über das gewöhnlich menschliche Maß hinausgehe, nach Hülfen für den schaffenden Künstler, nach einer Quelle suchten, aus der er seine Inspiration schöpfte. Wo anders aber sollten sie diese Quelle suchen, als bei Homer; und so wurde dann auch bald allgemein eine Stelle des Homer als diejenige bezeichnet, nach der das Künstlerauge des Phidias das Bild seines Gottes sich aufbaute.

Als nämlich der Völkerfürst Agamemnon den Zorn des Achill durch die Wegnahme seines Beuteantheils, der Briseïs, erregt, da wendet sich die den Göttern entsprossene Mutter des Peliden, Thetis, an Zeus selbst, ihn um Vergeltung für ihren Sohn anflehend und ihre Bitte mit den Worten schließend:

> Aber o du gieb Ehr' ihm, Olympier, Ordner der Welt, Zeus!
> Stärke die Troer so lange mit Siegkraft, bis die Achäer
> Meinen Sohn mir geehrt und hoch mit Ehre verherrlicht.

Und Zeus, obgleich er voraussieht, daß er sich damit Zank und Feindschaft mit Hera heraufbeschwöre, endet die Zusage dieser Bitte mit Wort und Zeichen der Gewährung:

> „Aber wohlan, mit dem Haupte dir' wink ich es, daß du vertrauest,
> Solches ist ja meiner Verheißungen unter den Göttern
> Heiligstes Pfand; denn nie ist wandelbar oder betrüglich,
> Noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gewähret."
> Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion;
> Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.[4]

Wie die Propheten des Alten Testaments, losgelöst von den Banden der Erde, mit schauendem Auge auch in den Himmel drangen und Gedanken und Willen Jehovas mit ahnendem Geiste erfaßten, ebenso schaute auch Homer zuerst die griechischen Göttergestalten. Freilich volle Deutlichkeit, volle Körperlichkeit kann der Dichter seinen Gestalten noch nicht geben. Nur einzelne Attribute sind es, die sein Auge schaut, so hier die Augenbrauen und die ambrosischen Locken, also die Attribute höchster Majestät und vollster Götterallmacht; auch bei huldreicher, milder Stimmung erschüttert er ja durch das Winken seiner Brauen und das Wallen seiner Locken den ganzen Olymp. Doch wie wichtig die von Homer geschauten Attribute für Phidias gewesen, das hat schon Strabon erkannt, wenn er sehr richtig und feinsinnig bemerkt, daß von der Bewegung der Augenbrauen und des Hauptharres die Bildung des Zeusideals bei Phidias ausgegangen sei. Denn die Augenbrauen bezeichnen und bedingen am meisten die plastische Gestalt der Theile um das Auge, dessen Blick selbst darzustellen der Plastik versagt ist; und mit dem Haar steht der Bau der Stirn in untrennbarer Verbindung. Von der Auffassung und Gestaltung dieser Theile also ging die Verkörperung des Ideals im Geiste des Künstlers aus.

Doch eben nur Ausgangspunkt für den Maler und Bildhauer ist das vom Dichter Geschaute; die ganze volle Gestalt steht erst dem bildenden Künstler deutlich und klar vor Augen, und sein Meißel oder Pinsel erst ist es, der den Gott jedem Auge sichtbar hinstellt. Aber nur einem Künstler, der wie Phidias auf der Höhe seiner Kunst steht, auf dessen Phantasie der Druck des Materiellen nicht lastet, der von der Materie nur so viel zu den Gebilden seines Geistes nimmt, wie nöthig ist, um von ihnen eine sinnliche Anschauung zu geben. So konnte schon Cicero mit Recht von Phidias sagen: Kein menschliches Individuum hat ihm, als er seine Athene und seinen

Zeus schuf, zum Vorbilde gedient, sondern in seinem eigenen Geiste wohnte ein Urbild der Schönheit, und den Ausdruck derselben stellte er durch seine Kunst in der Materie dar." Einfacher noch spricht denselben Gedanken ein altes Epigramm aus:

Dir sein Bild zu enthüllen, kam Zeus hernieder zur Erde;
Oder mit schauendem Auge sahst du den Gott im Olymp.

So wird also erst durch Phidias der allgewaltige Herrscher, der mächtige Donnerer, auch zum Vater der Götter und Menschen, welcher Macht mit Milde paart, aus dessen Schoße, wie es bei Sophokles heißt, die ewigen Gesetze aufsteigen, der das Unrecht rügt und die Gastlichkeit schützt. Die Auffassung der Götter, welche ihre furchterweckende Macht zur ehrfurchtsgebietenden Würde umwandelte, erhielt durch Phidias volle Gestaltung. Indem es ihm gelang, in solcher Weise dem Volke seine Götter zur Anschauung zu bringen und hierbei den Besten seines Volkes für alle Zeit zu genügen, wurde er ein Gesetzgeber im Gebiete der religiösen Kunst; der Künstler gewann das Ansehen eines Theologen, der die natürliche Religion erweiterte und veredelte. Denn außer dem feinen Gefühl für die Massenwirkung, die besonders bei den kolossalen Statuen nothwendig ist, war es vorzüglich die Erhebung des religiösen Gefühls, was nach den einstimmigen Zeugnissen des Alterthums die Werke des Phidias charakterisirte. Sein olympischer Zeus erhöht den religiösen Sinn der Völker, sagt noch Quinktilian (XII., 10, 9). Wie Offenbarungen des Göttlichen erlangten die Werke des Phidias eine allgemeine Anerkennung, weil er nicht willkürlich und nach persönlichem Geschmack neuerte, sondern aus dem Volksgeiste heraus und im Einklange mit den Dichtern des Volkes, namentlich mit Homer. Darum waren seine Werke, wiewohl echt attisch, zugleich national.[5] Ja selbst als die nationale Freiheit Griechenlands längst zertrümmert, als die

olympische Götterwelt entthront war, behielt die Zeus-Gestalt, die Phidias geschaffen, noch volle Wirkung. Noch in dieser Zeit kann sich der Wirkung dieses Werkes auch ein Chrysostomus, der christliche Bischof in Konstantinopel, nicht entziehen, so daß er sagt: „Auch eine vernunftlose Kreatur müßte dieser Anblick des Zeus erschüttern; und ein Mensch, der noch so mühselig und beladen ist, müßte, wenn er diesem Bilde gegenüberstünde, alles vergessen, was im Menschenleben Schweres und Schreckliches zu leiden ist." Wie tief also auch das Gemüth des Menschen quälenden Sorgen und Schmerzen dahingegeben war, so scheuchte doch der Anblick dieser göttlichen Bildsäule alles Schwere und Furchtbare hinweg, heitere Ruhe durch die Seele gießend. Und wer einmal die herrlichen Glieder, die goldenen Locken und die hohe Stirn des Vaters der Menschen und Ewigen geschaut, wie er voll Friede und Milde schützend die sieggekrönte Hand über sein geliebtes Hellas hielt, der trug von Olympia in der Seele ein Bild hinweg, das ihm fortan in allen Nöthen des Lebens Licht und Trost spendete. — Beinahe 800 Jahre stand der olympische Zeus unversehrt an der Stelle, wo ihn Phidias errichtet hatte. Angehörige des Meisters blieben in Elis und wurden daselbst mit dem erblichen Ehrenamte bekleidet, das Bildwerk fortdauernd in gutem Zustande zu erhalten. Zu dem Zweck wurde sogar, wie berichtet wird, von Zeit zu Zeit Oel auf den Marmor-Fußboden gegossen, damit die aufsteigenden Oeldämpfe das Gelbwerden des Elfenbeins verhinderten. So blieb der Zeus in seiner ganzen Herrlichkeit bis zum Jahre 408 n. Chr., wo unter Theodosius II. Regierung der Tempel ausbrannte und die olympischen Spiele aufhörten.

Auf der weiten Festebene von Olympia, von der so viele Jahrhunderte hindurch der Festjubel des griechischen Volkes zu seinem Gotte aufgetönt war, wurde es jetzt, nachdem der Gott seine alte Lieblingsstätte verlassen, still und stiller. Aufrecht

aber standen seine rauchgeschwärzten Mauern noch da, wer weiß, wie lange. Dann regte sich der Boden unter ihnen und im Aufbeben der Erde stürzten sie zusammen. Länger als ein Jahrtausend schwemmten Flußwellen und Regenströme über ihre Reste, und endlich lag die Ebene wieder da, als sei jungfräulicher Boden immer hier gewesen. Dann kamen Deutsche, gruben, sahen, erkannten und fügten wieder zusammen mit unendlichem Eifer und Spürkraft, was zerbrochen und getrennt war; und auf der Jubiläums-Ausstellung in Berlin, im fernen Norden, stand die Fassade des Tempels neu aufgerichtet wieder da, als hätten die Hände des Baumeisters und seiner Leute eben die letzte Arbeit gethan.

Weit länger schon sind ja nun auch die Arbeiter beschäftigt, das größere Werk zu vollbringen, nämlich den Gott selbst, dem der Prachtbau geweiht war, wiederherzustellen. Mit unermüdlichem Eifer gehen auch hier die Bauleute allen Spuren nach, die von ihm in Schrift und Stein erhalten sind und von ihm berichten. Und vielleicht kommt die Zeit, in der auch er aus dem Dunkel der Jahrhunderte wieder auftaucht, wenn auch nicht in seiner alten Gold-Elfenbein-Pracht, so doch in einer Nachbildung, welche ohne jeden Zweifel das Wesentliche von ihm vor die staunenden Augen der Menschen leibhaftig wieder hinstellt.

Und wahrlich um nichts Geringes handelt es sich hierbei, gilt es doch dem Höchsten jener Meisterwerke, die alle, scheinbar ohne große Mühe konzipirt, ohne große Anstrengung ausgeführt, dem religiösen Gedanken als ihrer einzigen Quelle entspringen. Jeder einzelne Theil daran, vollendet an sich selbst, nimmt in der Vollendung des Ganzen seinen rechten Platz ein, wie die ewigen Gesetze, die die Götter sind, in der Harmonie des Universums. Die Idee, welche die ganze Moral des Polytheismus, die Ordnung in der Freiheit darstellt, eine Idee, welche

die ganze politische Geschichte von Griechenland erklärt, prägt sich in der Kunst aus durch jene einfache Erhabenheit, jene ruhige Größe, jene wundervolle Grazie, die der höchste Charakter der Schönheit ist. Da erglänzt die hohe Sittlichkeit der Kunst; sie eröffnet dem Menschen den Weg zu der idealen Welt, zu den lichten Räumen der Sterne. Nie war der Mensch größer, als in Griechenland, nie hatte er ein so tiefes Gefühl von der Menschenwürde, weil unablässig vor seinen Augen die göttliche Fata Morgana der Schönheit erglänzte, welche die Kunst zur Apotheose macht, und den Geist in die lichten und heiteren Regionen erhob zu dem stillen Olympos der Götter.

Anmerkungen.

[1] Cfr. Brunn, Geschichte der griechischen Künstler I. 169 ff. — Overbeck Geschichte der griechischen Plastik II. 200 ff.

[2] Cfr. Anselm Feuerbach, Der Vatikanische Apoll S. 278.

[3] Goethe, Euphrosyne I. 257.

[4] Ilias I. V. 508—530.

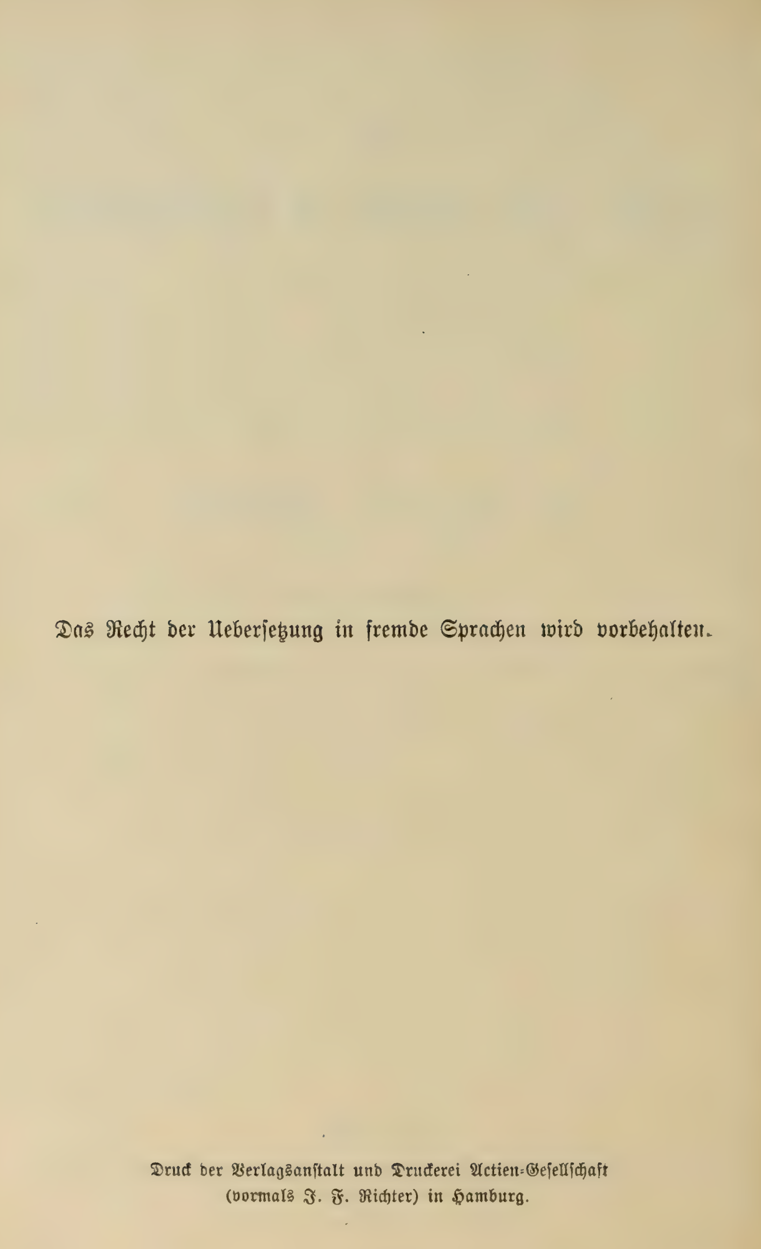
[5] Cfr. Ernst Curtius, Griechische Geschichte II. 298.

Die
Szekler und Ungarn in Siebenbürgen.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki
in Jegenye (Siebenbürgen).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Es ist merkwürdig, daß geographischer und ethnographischer Entdeckungseifer von Siebenbürgen sich nicht mehr angezogen fühlt, dessen Landschaften dem Wanderer höchst eigenthümliche Ansichten, kräftige Umrisse, mannigfaltig reiche Farbenmischung in der Natur sowohl, als auch im Menschenleben bieten. Es ist ein Zauber uralten Lebens, der über den Gauen Siebenbürgens liegt. Schon in der Daker- und Römerzeit erhoben sich hier gewaltige Kastelle, welche die Straßen beschirmten; noch zeigt der Boden die Spuren Derjenigen, die ihn damals gepflügt, und die stillen Gräberreihen, in denen Lust und Mühsal ihres Lebens zur Ruhe kam. Dann strömten die Fluthen der Völkerwanderung über das Land, deren Spur auch noch haftet in Zeichen an Mauer und Erde. Doch über dem Waffenlärm und Weidruf heidnischer Völker sowohl, als auch über dem Glockenschall und Allelujagesang späterer christlicher Einwanderer schwebte die tiefe, waldgrüne Einsamkeit, die bis in die letzten Jahre dieselbe geblieben ist.

Nichts läßt sich mit der eigenartigen Schönheit der siebenbürgischen Landschaften vergleichen, welche man selbst auf einer Eisenbahnfahrt durch das Land voll Bewunderung an sich vorüberziehen läßt. Diese endlosen Höhenreihen mit ihren dunkelgrauen Riesenterrassen erscheinen wie von unzähligen Kuppeln,

Thurmspitzen und anderen architektonischen Zierstücken überbaut, welche im Abendsonnenschein zauberhaft funkeln und mit hellleuchtendem Schimmer übergossen sind. Die Konturen der niederen Ketten heben sich in dunkelgrauer Ferne auf dem Lichtgrunde der dahinter emporragenden Schneegipfel haarscharf ab. Schwelgend in solchem Anblicke wähnt man sich in ein Märchenland versetzt und glaubt von ferne das Lied des Meermädchens aus Webers „Oberon" zu hören. Und trotzdem hat es eine seltsame Fügung gewollt, daß Siebenbürgens Gebiet vergessen blieb von den Tausenden, die allsommerlich hinausziehen und sich jeden Winkel schöner Erde zu Freud und Genuß erobern. So blieben die Völkerschaften dieses Landes allein und ungestört, und die Sonne, die am Abend hinter den Waldbergen versank, sah niemals ins Gewühl neugieriger, drängender Menschenmassen herab. Selbst in das gewaltige Völkergetümmel, das dort zur Zeit der Völkerwanderung gewogt haben mag, reicht die Fackel der Geschichte nicht, und die einzelnen Streiflichter, die in dieses Gebiet fallen, sind wie der schwache Schimmer in tiefer Finsterniß mehr geeignet zu verwirren, als aufzuklären. Aber über dieser Gebirgswelt Siebenbürgens liegt doch der Zauber einer Vorzeit, der den farbenreichen Bildern der Natur überall unauslöschliche Fußstapfen aufgedrückt hat. Aus dem eintönigen Sausen uralter Tannen und Eichen, in deren Dunkel Paläste und Burgen heidnischer Fürsten und christlicher Ritter begraben liegen, spricht hier der Geist der Geschichte von großen Tagen der Vergangenheit, und wer Ohr und Herz dafür hat, der wird, wenn er auf den einsamen Waldwegen dahinwandelt, mit dem Dichter vernehmen, wie „dem Wurzelknorren entrieselt uraltheiliger Sagenquell". Und überall, sowohl in den fröhlichen Auen der Ungarn, als auch in den einsamen Gauen der Szekler und Rumänen oder auf dem gesegneten Boden der Sachsen finden sich noch Nationaleigenthümlichkeiten, die weiterhin nach Westen in der

Allgemeinheit neuerer Kultur immer mehr und mehr in den Hintergrund treten und mit der Zeit gänzlich verschwinden, oder jetzt schon zum größten Theil dem Volksbewußtsein entschwunden sind. Je mehr die fortschreitende Kultur alte volksthümliche Sitten und Gebräuche aus den an der Eisenbahnlinie und an der Heerstraße gelegenen Städten und Dörfern Siebenbürgens verdrängt, um so interessanter ist es, in eben diesem Lande auch ausgedehnte Gebiete und abgelegene Winkel zu finden, wo sich dergleichen Formen und Aeußerungen des Volksgeistes durch viele Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag noch völlig rein erhalten haben.

Von besonderem Werth für die Volkskunde — weil so-zusagen noch gar nicht bekannt — sind die Sitten und Gebräuche der Ungarn und Szekler Siebenbürgens, die hier, umgeben von deutschen und rumänischen Elementen, uralte Nationaleigen-thümlichkeiten noch unverfälscht bewahrt haben. Die Ungarn, welche das Hügelland und die Ebenen in der Mitte des Landes bewohnen, sind schon der Ueberfeinerung unseres aufgeklärten Zeitalters mehr ausgesetzt gewesen, als ihre Stammgenossen, die Szekler, welche in den rauhen Gebirgsgegenden der östlichen Karpathen eine Heimstätte gefunden haben. Wenn auch Sitte und Brauch bei Ungarn und Szeklern im allgemeinen dieselben sind, so findet der aufmerksame Beobachter doch im Grundwesen derselben einen Unterschied, der schon durch die Umgebung bedingt ist. Die Wasserscheide des Kokelflusses kann als ethno-logische Grenze zwischen beiden Völkerschaften angenommen werden. Diesseits ist blühendes Leben in fröhlicher Frühlingsluft, der hellglänzende Buchenwald und die tiefdunklen Tannen umgeben die Städte und Dörfer der Ungarn; und drüben ragen die finsteren und verschlossenen Höhen empor, wo die kleinen Ort-schaften der Szekler versteckt liegen in den Thälern und Schluchten der himmelanstrebenden Gebirge, deren Gipfel Schnee deckt.

Die meisten Bewohner dieser Bergdörfer sind ihr lebenlang kaum über die Grenze der nächsten Kreisstadt hinausgekommen, und auch dahin nur in höchst seltenen Fällen. Unberührt wie ihre vielhundertjährige Nationaltracht, unberührt wie ihre Sprache, haben die Szekler auch ihre originellen Sitten und Gebräuche reiner bewahrt vor fremdem Einflusse, als die Ungarn der Niederungen. Viel ist über die Abkunft der Szekler geschrieben worden; und auch noch heute ist es eine offene Frage, ob dieselben Ungarn oder Nachkommen der hier zurückgebliebenen Hunnen seien.[1] Für erstere Ansicht spricht die gemeinsame Sprache, Sitte und Brauch, für letztere Körperbau, geistige Eigenschaften u. s. w., wobei freilich der Einfluß des Klimas, der Umgebung, der Lebensverhältnisse überhaupt in Betracht zu ziehen sind, vorausgesetzt, daß man eben nicht einen windschiefen Hypothesenthurm aufführen will, der beim geringsten Luftzug zusammenstürzen muß. Weder die eine, noch die andere Ansicht läßt sich ohne gründliche ethnologische Forschung erhärten; ein Umstand, der erst in allerjüngster Zeit zum Durchbruch zu kommen scheint. — Betrachten wir das Aeußere des Szeklers, so hat dasselbe viel Einnehmenderes, sogar Imponirenderes an sich, als das des Siebenbürger Ungarn. Manche dieser strammen Gestalten erinnert an die Recken der Sage und Geschichte. Die Gesichter haben aber keinen so edlen Schnitt wie die der Ungarn; die Stirne ist breit, die Nase fast gerade und lang, die Brust nicht sehr hoch gewölbt. Alles kündet trotzdem Kraft und Gesundheit. Es ist ein kerniger und wirklich schöner Menschenschlag, von der Natur wie wenige andere Stämme bevorzugt. Durch die naturgemäße Lebens- und Nahrungsweise bleiben sie vor vielen Krankheiten geschützt. Mager und muskulös, starkhalsig, mit stolz emporgerecktem Kopfe, aus dessen ziemlich kleinen und von mäßigen Brauen überwölbten Augen grelle Blitze hervorleuchten, mit üppigem Schnurrbart und dichtem

Haupthaar, stellt der Szekler äußerlich so recht das Bild eines Athleten dar. Auffallend ist das helle Haar vieler Szekler, ebenso ihre lichte Hautfarbe und ihr bläuliches Auge, Kennzeichen, welche auf eine Vermischung mit den deutschen Kolonisten Siebenbürgens hindeuten mögen. Es sind überhaupt derbe Gestalten, welche von Sonnenbrand und Wetterschauern gehärtet und durch Mühen aller Art unempfindlich geworden sind; in der rauhen Schale steckt ein guter Kern, und dem Völkchen ist eine Gemüthstiefe eigen, wie sie eben nur bei wahren Naturkindern gefunden wird. Etwas Eigenthümliches, Unausdrückbares liegt im Charakter der Szekler; naives Wesen gepaart mit einfacher Biederkeit und Humor, Witz, häuslicher Gemüthlichkeit und Gastfreundschaft, die selten nach Stand und Lebensverhältnissen, ja oft nicht einmal nach dem Namen des Gastes forscht, sind die Hauptzüge desselben. Nebenbei geht ein konservativer Zug durch das Leben der bäuerlichen Bevölkerung; sie hängen mehr den Gewohnheiten der „alten, guten Zeit," als den Gewohnheiten und Anschauungen der neueren Zeit an, haben sie doch auch eine historische Vergangenheit hinter sich, wie wenige ihrer Stammverwandten, „die weit draußen an der Theiß und Donau wohnen".

Von stattlichem Körperbau, wenn auch kleiner von Gestalt als die Szekler, sind die Ungarn Siebenbürgens, die durch ihren regen Verkehr mit den großen Städten des Landes bis in die untersten Schichten des Volkes hinab tagtäglich immer mehr von den Nationaleigenthümlichkeiten aufgeben und sich den herrschenden Kulturströmungen anschließen, so daß selbst die alte Nationaltracht der modernen Kleidung weichen muß. Durch Vermischung mit anderen Völkerschaften hat der Typus viel von seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit verloren, und spärlich nur finden wir Gestalten, deren Hautfarbe, Auge und Gesicht an die reine Rasse der Magyaren erinnert. Fröhlichkeit und Geselligkeit,

Gastfreundschaft und ritterliches Wesen, vor allem Nationalstolz kennzeichnen das Gemüthsleben der Siebenbürger Ungarn.

Sitte und Brauch der Ungarn — wo noch vorhanden — sind denen der Szekler dem Wesen nach gleich und lassen sich ohne Zweifel auf uralte religiöse Gebräuche zurückführen. Kirche und Staat haben auch in Siebenbürgen, wie gegen viele andere Ueberlieferungen des Heidenthums, so auch gegen althergebrachte Familiensitte und Brauch seit Jahrhunderten einen barbarischen Kampf geführt. Es ist ihnen auch gelungen, dieselben auf ein enges Gebiet zu beschränken; denn nur hier und dort, in entlegenen Bergwinkeln oder von den Heerstraßen des modernen Handels weit entfernten Dörfern lebt noch alter magyarischer Brauch fort, und gar merkwürdig ragen diese Trümmer einer verschollenen naiven Zeit in unser altkluges Jahrhundert hinein. Dem Volke ist inzwischen das Verständniß für ihre Bedeutung abhanden gekommen; es weiß nichts mehr von der tiefen Symbolik, welche all diesen Sitten und Gebräuchen zu Grunde liegt; es beurtheilt dieselben nur nach dem äußeren Scheine, und selbst die Dorfbewohner wenden sich in dieser Zeit der wachsenden Prosa von der „nutzlosen Spielerei“ immer entschiedener ab, und es ist wahrlich die höchste Zeit, von den zerstreuten Trümmern auf dem Gebiete des Volksglaubens der Siebenbürger Ungarn und Szekler so viel als möglich zu sammeln, damit dadurch die Frage über die Abkunft der Szekler in gehöriges Licht gerückt und ihrer Auflösung näher gebracht werde.

Durchforschen wir nun, wenn auch nur oberflächlich, Sitte und Brauch der Szekler und Ungarn Siebenbürgens, so werden wir für die Volkskunde einerseits wichtige Beiträge gewinnen, die uns andererseits abermals den Beweis liefern, daß gerade auf diesem Gebiete des Volkslebens Ansichten, Aberglauben und Gebräuche zu finden sind, die im Laufe der Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, trotz mancher Veränderung doch ihrem

Grundwesen nach stets Gemeingut der ganzen Menschheit gewesen sind und nicht das ausschließliche Eigenthum dieser oder jener Nation bilden, wie dies so manche „exklusiv national gefärbte" Federn mit einer Manier vornehmen Absprechens bisweilen zu verkünden pflegen. Viele gemeinschaftliche Züge würden wir bei eingehender Untersuchung im Volksleben der Ungarn und Szekler finden, denen wir auch bei den anderen Völkerschaften Siebenbürgens begegnen, die sich selbst in der Bauart der Dörfer dem aufmerksamen Beobachter kundgeben. Wenn auch die Dörfer und Städte der Ungarn zahl- und volkreicher sind als die der Szekler, so machen auch diese inmitten unwirthlicher Gebirgsgegenden durch die gefällige Bauart der reinlichen schindelbedeckten Häuser, die guten Straßen, welche sie untereinander verbinden, und die herrliche Umgebung den wohlthuendsten Eindruck auf den Reisenden und bringen ihm gewiß die beste Meinung von dem Fleiße und der Betriebsamkeit des Szeklers bei, der seinem von der Natur minder begabten Boden nur mit Schwierigkeit den Lebensunterhalt abzugewinnen vermag. Die Häuser sind gewöhnlich aus Tannenbalken erbaut, die von außen und innen mit einer dicken Schicht Lehm beworfen und dann mit Kalk übertüncht werden. In den Grund des Hauses wird in einigen Dörfern der Szekler und Ungarn der Schädel eines Pferdegerippes vergraben, um dadurch den Bau „vor Blitz und Brand zu schützen". Eine der Straße zugekehrte Vorderstube und eine Hinterstube, zwischen beiden eine Küche und eine Vorrathskammer bilden die Bestandtheile des Hauses, an dessen einer Langseite gewöhnlich eine offene Galerie angebracht ist, die im Sommer zum gewöhnlichen Aufenthaltsort der Familie dient. Unter dem Hausgiebel ist der Name des Erbauers und seiner Gattin, sowie die Jahreszahl und der Name des Zimmermannes, der das Haus errichtet hat, verzeichnet; auf dem oberen Querbalken des aus Balken gezimmerten, oben

mit einem dachförmigen Taubenschlag versehenen und ungefähr 6—8 Meter hohen Einfahrtthores ist irgend ein Spruch eingeritzt, wie:

Ha Isten velünk,	Wenn Gott mit uns,
Ki ellenünk?	Wer gegen uns?

oder:

Minden bajban segitsen	In jeder Noth
A jóságos Isten!	Hilf uns Gott!
Szent Mária imádkozz érettünk!	Heilige Maria bet' für uns!

Einen selbst das wildeste Herz besänftigenden Eindruck üben diese Dörfer mit ihrer weltverlassenen Einsamkeit auf den Wanderer aus. Hoch über uns liegt das Blau eines Junimorgens; die Buchen zeigen das erste Grün, und der Vogelsang klingt rings aus dem Gehölze. Ueberall heben sich traute Dörflein aus dem Grünen, Idyllen voll Sonnenglanz und Buchenschatten. Und treten wir in ein Bauernhaus ein, so ist es dort so behaglich und heiter; am Fenster stehen die Blumen, und Bilder aller Art schmücken die Wand; lustig singt der Vogel im Bauer, und freundlich reicht uns die alte Szeklersfrau Schwarzbrot und Sahne zum Imbiß dar. Bald wird es uns denn von Herzen wohl an dieser friedlichen, wenn auch ärmlichen Stätte, und während wir uns auf der Holzbank strecken, geht es uns sinnend durch die Seele, wie reich das Leben ist und wie viele Wege doch zum Ziele alles Lebens führen, — zum Glück, zur stillen Zufriedenheit. — Da trappelt das kleine Enkelchen heran, und es auf den Knien schaukelnd, singt ihm die alte Szeklerin das Kinderlied:

Heida, heida auf nach Kronstadt!
Haben unser Roß verloren,
Wollen uns ein neues kaufen,
Und dazu auch goldne Sporen,
Dann wird's rascher laufen!
Heida, heida auf nach Kronstadt!
Hei! da steht ein Schlößlein,
Und nicht weit von Sepsi-Szent-György
Steht ein goldnes Häuschen,
Und ganz nah' in Angyalos
Fließt ein klares Brünnlein, —
Sitzen dort drei Fräulein,
Hält das eine ein Kindchen,
Das andere schneidet Weiden
Für dich Bübchen, hopp, hopp, hopp!
Und das dritte spinnet Seide,
Spinnt für dich den neuen Rock,
Hopp, hopp, hopp!

Diese drei „Fräulein“ entsprechen den deutschen „drei spinnenden Mareien“, den germanischen Nornen, die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spinnen. Wie es im Deutschen eine weiße, schwarze und eine eiserne Bertha giebt, eine gute Spinnerin und eine verfluchte, eine „Frau Breite mit der eisernen Nase“, im Französischen eine Reine pédauque, regina pede auca, die mit dem Platsch- und Gänsefuß, Berthe au grand pied, und wie auch die drei deutschen Mareien ein ähnliches Maß von Körperschönheit und Herzensgüte und hinwieder von Häßlichkeit und Hexenhaftigkeit einhalten, so spinnen die beiden „guten“ auch im Volksglauben der Szekler dem Kinde das „seidene Kleid“, während die dritte, die vasorrú, „die mit der eisernen Nase“, Weidenruthen schneidet; diese dritte wechselt auch das neugeborene Kind aus, indem sie an seine Stelle einen „Wechselbalg“ hinlegt.[2] Um sie daher von der Geburtsstätte ferne zu halten, wird während der Geburt Haferstroh zu einem Bündel gewunden ins Herdfeuer geworfen. Lange vor der Geburt sorgt die zukünftige Mutter, daß ihr Kind nicht „ausgetauscht“ werde. Sobald sie sich Mutter fühlt, geht sie jedesmal bei Vollmond hinaus ins Freie, und gegen die Mondscheibe dreimal ausspeiend, sagt sie dreimal:

Szent Mária úrasszony,	Heilige Maria, Herrin,
Légy velem a bajban;	Sei bei mir in der Noth!
Ovjad meg magzatom,	Beschütze meine Leibesfrucht,
Nöjjön mint a hold!	Wachsen soll sie wie der Mond!

Die heilige Maria spielt überhaupt in Geburtssachen eine große Rolle. So legen z. B. kinderlose Weiber Marienbilder in ihr Lager, damit sie fruchtbar werden. Will sich das Weib Gewißheit über ihren Zustand verschaffen, so sticht sie eine Nadel in ein Marienbildchen und läßt dieselbe neun Tage lang darin stecken; wenn nun am neunten Tage an der Nadel keine Rostflecken bemerkbar sind, so befindet sich das Weib im normalen

Zustand und eine Familienvermehrung ist vorderhand nicht zu erwarten. Bedeckt aber Rost die Nadel, so kann man schon Vorkehrungen zum Empfange des kommenden Sprößlings treffen, der ein Knabe sein wird, wenn nur der untere Theil der Nadel vom Rost bedeckt ist, ein Mädchen dagegen, wenn das Nadelöhr rostig, die Spitze aber blank ist. Das Weib darf nun bis zur Niederkunft am Freitag weder spinnen, noch nähen, sonst kommt das Kind todt zur Welt; in solchem Zustand darf man weder Brotteig kneten, noch beim Säen, Schneiden, Dreschen oder Mahlen der Feldfrüchte zugegen sein, weil dadurch das Kind sein Leben in großer Nothdurft zubringen wird. Treten nun die Geburtswehen ein, so ist es gut, wenn der Gatte einen eisernen Nagel in eine Seite des Kamines oder Rauchfangloches einschlägt und um denselben einige Haupthaare von der linken Schläfe seines Weibes wickelt, wobei er die Worte hersagt:

Vak szem élö légy!	Blindes Auge (= Schläfe) werde lebendig!
Isten földet teremtett,	Gott hat die Erde erschaffen,
Eget, vizet teremtett,	Himmel, Wasser hat er erschaffen;
Megadta a Jézuskát,	Er gab uns das Jesukindlein,
Szentséges szent fiát;	Seinen hochheiligen Sohn;
A szentséges szent lélek,	Der hochheilige Geist,
Az is legyen itt velünk!	Auch der sei hier bei uns!

Dadurch werden die Hexen von Mutter und Kind abgewehrt. Damit die Geburt leicht vor sich gehe, legt man ein Kleidungsstück des Mannes ins Bett, das man vorerst in einem Siebe hin- und hergerollt und dabei dreimal den Spruch hergesagt hat:

Lyukas ez a szita;	Löchrig ist dieses Sieb;
Mint a víz a patakba,	Wie das Wasser in dem Bach,
Folyon méhed vize;	Fließe deiner Mutter Wasser;
És a méhed gyümölcse	Und deiner Mutter (Leibes-)Frucht
Jöjjon majd utána!	Folge bald ihm nach!

Das erste Badwasser und die Nachgeburt werden in den Düngerhaufen gegossen und vergraben, der später, auf den Acker

geführt, die Fruchtbarkeit desselben erhöhen soll. Wöchnerinnen darf man im Dunkeln nicht allein lassen, weil sie den Wirkungen der Hexen ausgesetzt sind, die ihnen die Milch benehmen oder das Kind mit einem „Wechselbalg" vertauschen.[3] Verliert nun eine Wöchnerin (bennülö asszony = einsitzende Frau) die Milch, so ruft sie drei Weiber zu sich, die denselben Taufnamen haben wie sie selbst, und läßt sich von ihnen ihre Brüste „bähen" (forralni). Dies geschieht nun auf folgende Weise: die drei Frauen nehmen Wasser aus drei ineinander mündenden Bächen, lassen dasselbe in einem neuen irdenen Gefäße aufsieden und werfen dann in das siedende Wasser drei Hände voll Basilienkraut, worauf die eine Frau das Gefäß unter die Brüste der „milchberaubten" Mutter hält, die andere die Brüste mit dem Goldfinger der linken Hand fortwährend bekreuzt, während die dritte neunmal die Worte hersagt: „Wer die Milch dir hat genommen, soll in Feuersgluth umkommen; wer die Milch hat dir genommen, soll wie dürres Reisig brennen; süß wie Honig, voll wie eine Traube werde deine Brust! Im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Dann wird der Inhalt des Gefäßes von den Weibern auf einen Ameisenhaufen gegossen, „damit die Ameisen die Person, welche der Mutter die Milch weggezaubert hat, so lange quälen, bis sie die Milch wieder zurückzaubert".

Bis zur Taufe des Kindes werden überhaupt verschiedene Gebräuche beobachtet, die alle den Zweck haben, Mutter und Kind vor den Wirkungen böser Geister und Menschen zu bewahren. Kommt ein Besuch ins Haus, so muß die Mutter dreimal ausspeien und sprechen: „Daß es wachs' und gedeih' zu Ehr' und Freud'!" Entfernt sich der Besuch, so muß die Mutter sagen: „Alles Schlechte nimm du mit, alles Gute laß zurück!" Wird das Kind trotzdem beschrien, so stellt man sich mit demselben gegen die Morgensonne und spricht:

Der dich angespien, jener böse Mund,
Werd' wie eine räudige Katz' so wund!
Die dich angesehen, die bösen Augen,
Sollen nie zum Sehen taugen;
Gott der Herr und Jesus, sein Sohn,
Sollen dir helfen hinten und vorn,
Wo du eben beschrien bist.
Im Namen Gottes u. s. w.

Hierauf wird das sogenannte „Wasserwerfen" (víz-vetés) vorgenommen.[4] Die Mutter macht mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes auf den Tisch und stellt dann auf diese Stelle einen mit Bachwasser gefüllten Becher, in welchen sie nun drei glühende Kohlen mit den Worten wirft: „Blaues Auge, schwarzes Auge. Mit der Hand, mit Wasser wasche ich es ab. Wenn ein Mann dich beschrien hat, soll sein Bauch zerspringen; wenn es eine Frau ist, sollen ihre Brüste zerspringen!" (Kék szem, fekete szem. Kézzel, vízzel lemosom. Hogy ha férfi igézet van, hasadjon meg a hasa; ha asszonyember, akkor hasadjon meg a csicse.) Nun wird mit diesem Wasser der Leib des kranken Kindleins gewaschen und der Rest des Wassers am Tage auf das Hausdach und abends auf einen Kehrbesen gegossen, damit „Niemand hineintrete und dadurch eine Hautkrankheit bekomme". Wenn von den drei in das Wasser geworfenen Kohlen zwei untersinken, so hat ein Mann, — wenn aber nur eine Kohle, so hat ein Weib das Kind beschrien.

Da der gemeine Mann welchen Volkes immer eine natürliche Todesursache höchstens nur dann annehmen und verstehen kann, wenn hohes Alter und dementsprechender Verfall des Körpers ihn folgerichtig auf ein endliches Erlöschen der Lebenskraft vorbereitet haben; da ihm aber ein Erkranken und Sterben der Kinder und rüstiger, junger Leute widernatürlich erscheint, so findet er, von Gespensterfurcht gequält und in seinem Schrecken und seiner geistigen Unfreiheit nach einer Erklärung, nach

Beruhigung suchend, solche nur in der Annahme von wirksamer Bosheit zauberkundiger Mitmenschen. Diese sind ihm greifbar; er kann sich gegen sie wehren, sich an ihnen rächen. Auf dieser Ohnmacht, widernatürlich erscheinende Ereignisse im menschlichen Leben zu erklären, fußt auch all der Aberglaube der Ungarn und Szekler Siebenbürgens, der sich an die Behandlung der kranken Kinder, der Kranken überhaupt, knüpft. Bei den Ungarn, wo die allgemeine Bildung selbst die untersten Volksschichten mehr oder weniger durchdrungen hat, findet sich auch in dieser Richtung weit weniger Aberglaube vor, als in den Gebirgsgegenden des Szeklerlandes, wo Gletscherhöhen ohne Bahn dem Firmament des Himmels schroff entgegenstarren, wo in den versteckten Hochlandsthälern kümmerlich nur Hafer, Gerste, Bohnen und Kartoffeln gedeihen und jeder Bissen „täglichen Brotes" im Schweiße des Angesichtes dem felsigen Boden abgerungen werden muß. Besonders sind ungetaufte Kinder den Nachstellungen der Hexen und Zauberer ausgesetzt. Nach Ablauf des gewöhnlich zweiwöchigen „Einsitzens" (bennülés) der Wöchnerin begiebt sich dieselbe in Begleitung ihrer Mutter oder einer älteren Frau in die Kirche, wo sie eine Wachskerze „der heiligen Jungfrau opfert" und vom Geistlichen die mitgebrachten Eßwaren und Getränke mit Weihwasser einsegnen läßt. Die nächstfolgenden drei Tage hindurch darf sie nur von diesen Speisen zehren. Dies gilt gleichsam für den letzten Akt der Reinigung, und nur nach Einhaltung dieses Gebrauches darf das Weib ihre frühere Beschäftigung in Haus und Hof wieder aufnehmen. Dann ladet der Vater die Verwandten der Familie zu sich, und bei fröhlichem Mahl wird der Pathe und die Pathin (koma) des Kindes gewählt, ebenso der zukünftige Name des Kindes besprochen. Hat man sich über diese Angelegenheiten geeinigt, was bei dem etwas halsstarrigen Wesen der Szekler keine gar zu leichte Sache ist, so begiebt sich der Vater in

Begleitung der erwählten Taufzeugen sofort zum Pfarrer, wo der Pathe in langathmiger Rede die bevorstehende Taufe des „allerliebsten Samenkörnleins“ anzeigt. In einigen Dörfern herrscht der Brauch, das Kind von dieser Zeit an bis nach der vollzogenen Taufe weder zu küssen, damit man ihm dadurch nicht „die Seele entlocke“, weder auf den Erdboden zu legen, damit es nicht „abwärts in die Erde wachse“, d. h. sterbe, noch dasselbe auf Tisch oder Bett zu legen, damit es im Leben keinen „Brotmangel“ und keine Krankheiten zu erleiden habe. Kurz vor dem Gang zur Taufe reißt die Mutter ein Härchen des Kindes aus und geht damit, ohne sich umzukehren und hinter sich zu blicken, weil sie sonst die Hauptmomente des zukünftigen Schicksals ihres Kindes sehen könnte, — zu einem Hollunderstrauch, von dem sie ein Zweiglein abbricht und, die Rinde desselben aufschlitzend, unter dieselbe das Härchen ihres Kindes schiebt, indem sie, gegen Osten gewendet, das Zweiglein in die Erde steckt und sagt: „10 ist nicht 10, 9 ist nicht 9, 8 ist nicht 8, 7 ist nicht 7 — — — bis: 1 ist nicht 1. Dann sollst du Hexe mein Kind verfolgen, wenn ich dies Zweiglein aus der Erde ziehe. Du sollst dich von hier entfernen, so lange ich noch hier bin. Wenn dich der Sonnenaufgang (napfeljötte) noch hier findet, soll dich der Sonnenuntergang (napnyugta) von hier vertreiben; wenn der Sonnenuntergang dich hier findet, soll dich der Sonnenaufgang von hier vertreiben!“[5] Während nun die Mutter in Stall und Hof noch die Hausthiere abfüttert, wobei sie bei jeder Handvoll Futter den Thieren zuflüstert: „Bet' auch du für mein Kind!“ — rüstet die Pathin das Kind zur Taufe aus, indem sie es in neue Windeln legt und in einigen Ortschaften auch einige Körner Hirse und Bohnen unter das Obertuch des Kindes steckt, damit es „reich und fruchtbar“ werde. Gut ist es, das Kind vor dem Taufgange mit Stutenmilch zu waschen, damit es an Körper und Geist „ausdauernd und stark“ werde.

Nach der kirchlichen Taufzeremonie wird das Kind zu Hause auf den festlich gedeckten Tisch gelegt und von jedem der geladenen Gäste beschenkt, indem Jeder ein Ei, eine Wurst, ein Geldstück u. dgl. auf den Tisch legt und einen Wunsch darbringt, z. B. wachse und gedeihe; oder: Werde stark und glücklich. Hierauf wird das Kind gebadet und das Badewasser vor die Kaminöffnung, vor die Fenster und die Thür des Hauses gegossen, um dadurch den Hexen „jeden Zutritt zum Kinde abzusperren". Der Vater trägt indessen das vor der Taufe abgelegte Hemdchen seines Kindes hinaus in den Hof, wo er es mit einer Axt in viele kleine Stückchen zerschneidet, die er dann in ein fließendes Wasser wirft, im Glauben, daß er dadurch die Macht des Teufels über sein Kind gebrochen habe. Ein fröhliches Mahl nimmt nun seinen Anfang, wobei Trinksprüche verschiedener Art nicht fehlen dürfen. Unter Scherz und Spiel, Tanz und Gesang vergeht die Nacht, und wenn der erste Morgenschimmer am östlichen Himmel röthlich hervorzuckt, die felsigen Grate der Karpathenzüge beleuchtend, nehmen die Gäste feierlich Abschied, indem sie noch einen Becher Branntwein leeren und dabei einige Tropfen auf die Schwelle fallen lassen, „damit es dem Hause wohlergehe!" Und wenn die Morgensonne hinter den schneebedeckten Gebirgsspitzen hervorguckt, ist die Familie schon draußen in Feld und Wald beschäftigt, durch schwere Handarbeiten ihr tägliches Brot zu verdienen. Fernher aus dem Tannenwalde, wo hundertjährige Stämme stolz gen Himmel streben, hört man die Axtschläge und das monotone Geklapper der Sägemühle, wo jährlich viele Hunderte schlanker Tannen zu Brettern und Balken geschnitten und weit weg in fremde Lande geführt werden. Während der Mann des Hauses als Holzfäller beschäftigt ist, müssen die Weiber und Kinder die Feld- und Hausarbeiten verrichten. Frühzeitig gewöhnt sich das Kind an schwere Arbeit und karge Belohnung, an Entbehrung

und Entsagung. Schon in seinem vierten Jahre muß es die Ziegen seines Vaters hinaus auf die steinigen Anhöhen treiben, und in der Gesellschaft erwachsener Kameraden eignet es sich gar bald die Tugenden und Unarten der Dorfkinder an. Da wird ein kleines Feuer gemacht und die mitgebrachten Kartoffeln, der tagtägliche Imbiß, gebraten; die größeren Knaben sitzen im Kreise um das Feuer herum und rauchen aus selbstverfertigten hölzernen Pfeifen Kartoffelblätter statt Tabak; der Eine oder der Andere erzählt Geschichten aus längst verschollener Zeit, die er von seiner Großmutter gehört, oder berichtet über die Wunder der nächsten Kreisstadt, die er mit seinem Vater unlängst besucht hat. In solcher Umgebung lernt das Kind auch die Spiele kennen, von denen das beliebteste das sogenannte „Lochspiel“ (lyukasdi) ist. Am Spiele können sich nur zwei Kinder betheiligen. Es werden in die Erde zwölf Löcher in zwei gleichen Reihen gegraben. Nun werden 27 Steine ungleichmäßig in alle Löcher vertheilt. Jeder der Spieler erhält nun durch das Los eine Lochreihe, worauf der Beginnende aus dem Loche seiner Reihe, in welchem sich die meisten Steine befinden, dieselben herausnimmt und, mit dem ersten Loche beginnend, in jedes Loch je einen Stein legt; bleibt ihm dabei ein oder mehrere Steine übrig, so legt er dieselben in je ein Loch seines Gegners, der nun das Spiel mit seiner Reihe fortsetzt. Nach der ersten Tour nehmen die Spieler alle die Steine aus den Löchern ihrer Reihe heraus, die paarweise (2, 4, 6, 8 u. s. w.) in den einzelnen Löchern vorzufinden sind, worauf das Spiel fortgesetzt wird und bei jeder Tour die paarweise zu liegen kommenden Steine herausgenommen werden. Wer am Schlusse des Spieles die meisten Steine herausgenommen hat, ist der Sieger.[6] Frühzeitig lernt das Kind selbständig zu handeln und mit den Widerwärtigkeiten des Lebens kämpfen, das mit Traumbildern zu erfüllen und zu verschönen, es schon in zartester

Jugend die Phantasie lehrt, die in ihm durch Märchen und Sagen aus längst vergangener Zeit geweckt und genährt wird. Selbst in der weltverlassensten Gebirgseinsamkeit ist das Kind des Szeklers nie allein. Hoch oben auf der mit Steingerölle bedeckten Berghalde, wo die Ziegen nur kümmerliches Futter finden, sieht es tief unter sich im Dunkel der Tannenwälder die Feen der Märchen tanzen, hört im Gemurmel der Quelle die Seufzer der verwunschenen Königstochter und am Rande der Berghöhle wird sein träumender Geist unbewußt fortgezogen in jene geheimnißvoll dämmernde Tiefe, wohin kein Laut des Lebens mehr dringt, wo alles Ringen und Sehnen, alles Glück und Weh der Menschenbrust wie ein flüchtiges Irrlicht im Windhauch zerstiebt. Und kommt dann der Winter mit all seinen Schrecknissen ins Land gezogen, so lagert sich die Familie in der freien Zeit der Ruhe um das knisternde Herdfeuer, wo das Kind gar bald Sitte und Brauch seines Volkes kennen lernt. Im traulichen Verkehr miteinander vergeht die Zeit den Dorfbewohnern, und kommt dann die Christnacht heran, da flimmern in Stube und Stübchen der Ungarn Tannenbäumchen und lustige, fröhliche Kindergesichter unter den schattenden Zweigen; draußen auf schneebedeckten Gassen und Märkten lautlose Stille und heiliger Friede, den kein Menschentritt stört; über allem aber in den Lüften hallender Glockenklang und das heimliche Wehen der Winternacht. In den Dörfern der Szekler, wo eben fremder Weihnachtsbrauch alte Sitte noch nicht ganz verdrängt hat, fehlt zwar der Tannenbaum, dafür aber beschenken sich gegenseitig die Familienmitglieder, Verwandte und Freunde, die gewöhnlich die Weihnachtsnacht zusammen in fröhlichem Kreise bei Spiel und Schmaus zubringen. Am Weihnachtsabend wird auch den Hausthieren besonders reichliches und gutes Futter vorgesetzt, damit sie bei Gott keine Klage führen. Es herrscht nämlich der Glaube, daß in dieser Nacht ein Engel bei den Thieren erscheint,

dem sie ihre Klagen über die Menschen vorbringen oder bei guter Behandlung dieselben loben. Am Abend durchziehen die Kinder als heilige Könige und Schäfer maskirt mit dem in einer oft recht zierlich geschnitzten Krippe liegenden Christuskindlein das Dorf und führen in den Häusern alte dramatische Weihnachtsspiele auf, wofür sie von den Hausleuten mit Eßwaren und Geld beschenkt werden. Um Mitternacht versammeln sich die verheiratheten Mitglieder der Gemeinde in der Kirche zum Gottesdienst, während die Jugend ihre Zukunft erforscht und dem Liebeszauber obliegt. Der verbreitetste Liebeszauber wird auf folgende Art vollführt: Man trachtet einen Fußlappen der betreffenden Person, die man zur Liebe entflammen will, zu erhalten und wickelt in denselben drei Knoblauchrollen, drei kalte („abgestorbene") Kohlen und einen erfrorenen Frosch, den man in der Christwoche irgendwoher ausgraben muß, zu welchem Behufe die Maide schon im Herbste sich einen Frosch abfangen und denselben, in ein Gefäß gesperrt, im Garten zu vergraben pflegen. Dann wird der Lappen samt seinem Inhalt mit zugemachtem Auge heimlich in den Hof der betreffenden Person geworfen, während man die Worte herzusagen hat: „Herr der Hölle und der Teufel und Besitzer der verborgenen Schätze! Laß N. N. in unwiderstehlicher Liebe zu mir entbrennen und dann gehöre ich dir an!" (Pokloknak és ördögöknek ura és az elrejtett kincsek birtokosa! Bocsáss ellenállhatlan szerelmet N. N. — re s pártodra állok!) Fällt nun der Lappen gerade auf eine solche Stelle, welche der Fuß der betreffenden Person im Laufe der letzten neun Stunden berührt hat, so hat der Wurf Erfolg, d. h. die betreffende Person wird in Liebe zur Maid, die den Lappen geworfen hat, entbrennen. — Nach dem Mitternachtsgottesdienst versammeln sich die Leute wieder in den Häusern, wo sie den Abend verbracht haben. Nach einer Mahlzeit, zu der jeder der Anwesenden etwas beisteuert, ergötzt sich die

erwachsene Jugend an einem eigenthümlichen Spiel. Einer der anwesenden Burschen hüllt sich in ein großes Leintuch, schwärzt sein Gesicht mit Kohle und nimmt einen langstieligen Besen in die Hand. Dann setzt er sich auf den Herd und spricht: „Ich koche das „lebendigtodte Wasser" (élöhalovizet). Wer will davon haben?" (Dies „lebendigtodte Wasser" kochen nämlich die Hexen und können mit demselben Todte aus dem Grabe hervorlocken). Nun antworten die Jungfrauen: „Ich, ich!" — „Kommt also her," spricht der vermummte Bursche, „und küßt mich!" Nun bemühen sich die Maide, dem Burschen einzeln ins Gesicht zu speien, ohne dabei vom Besen berührt zu werden, mit dem sich der Bursche vertheidigt. Die Maid, der es gelingt, dem Burschen ins Gesicht zu speien, wird im Laufe des Jahres heirathen. Selbstverständlich giebt dies Spiel Gelegenheit genug zu Scherz und Neckerei. Da macht der Bursche auf der Feuerstätte dem Spiele ein Ende, indem er das Lied singt:

Neuen Wein, den lieb' ich sehr,
Lieb' auch alten Wein!
Ja, den Wein, den liebte schon
Der Großvater mein!

Und das wußte man ja schon
In uralter Zeit,
Daß der Apfel von dem Baum
Niemals fällt sehr weit.

Wein trank gern mein Väterchen,
Mein Großvater auch;
Durstig bin ich, reicht mir drum,
Reicht mir den Weinschlauch![7]

Und bald beginnen im Chor schmachtende, herzaufwühlende Weisen zu erklingen, von denen auch Chauteaubriands Wort gelten mag, daß sie aus leidenschaftlichen Seufzern zusammengesetzt seien. Da singt der Chor der Maide:

Bin verwaist, verlassen,
Gleich dem Stoppelfelde,
Dessen schönste Zierde
Längst die Sichel fällte.

Meine schönste Zierde
Stahl ein böser Knabe, —
Mag sein Aug' aushacken
Bald ein schwarzer Rabe! —

Zwischen Bergen such' mich, —
Wenn du willst mich schauen, —
Wo ein Sommerbächlein
Rauscht durch stille Auen.

Munt'res Sommerbächlein
Rauscht im Winter nimmer,
Doch nie ruht mein Herze, —
Schmerzvoll pocht es immer![8]

Der Chor der Burschen erwidert darauf:

Dort aus jenem dunklen, tiefen Moor,
Wächst die Lilie, wächst die Ros' empor;
Schlanke Lilie, weiße Rose,
Du betrogst mich, du Herzlose.

Eine Blume war ich auch einmal,
Doch jetzt bin ich welk, verblüht und fahl;
Dich, du Falsche, will ich meiden,
Will auf immer von dir scheiden.

In die Welt, die weite, will ich ziehn,
Weit in öde Fernen will ich fliehn;
Namenloses Leid und Schmerzen
Im gebrochnen kranken Herzen.

Nur das tiefe Leid folgt meiner Spur,
Und begleitet mich durch Wald und Flur,
Spricht zu mir: daß du gebrochen
Hast die Treu', die du versprochen![9]

Man muß eben diese Lieder voll wehmüthiger Sehnsucht singen hören, um mitzufühlen, daß sie wahrhaftig „himmelaufjauchzend, zum Tode betrübt" sind, ein Bild des ungarischen Sprichwortes: „Der Ungar freut sich unter Thränen."

Da krähen die Hähne und die Morgenglockentöne durchzittern die frostige Luft. Alle rüsten sich nun zur Frühmesse, zuvor aber singen die Maide noch zum Abschiede das Lied:

Morgenroth! o, muß ich dich schon sehen!
Mußt du Liebster schon nach Hause gehen?
Liebster, bleib bei mir,
Bleib' mein Schatz noch hier,
Du, mein Theurer, Süßer!

Sinkt die Sonne, sinkt die Sonne nieder,
Komm zu mir dann, komm zu mir dann wieder!
Ohne deine Lieb',
Trüb und traurig blieb
Stets mein Leben, Süßer![10]

Eisigkalt weht die winterliche Morgenluft den frommen Pilgern entgegen, die zur hellbeleuchteten Bergkirche mühsam hinaufsteigen, um „nach Speis' und Scherz auch an Gott zu denken". Bald sind auch die Christfesttage vorüber, und nur noch die gemeinsamen Spinnabende am Mittwoch und Samstag Abend vereinigen die Dorfjugend zu Scherz und Spiel. Langsam geht hier in den einsamen Dörfern der Winter in den Lenz über. Wenn in den Gärten der Niederungen längst der Hollunder blüht und die Bäume im reichsten Schmucke dastehen, wenn draußen auf den Fluren sich schon Blume an Blume drängt und die junge Saat in die Aehren schießt, dann ist's bei den Szeklern oben auf den Bergen immer noch winterlich öde. Noch deckt eine harte Schneekruste die Matten und Triften; höchstens aus einzelnen freigewordenen Felsspalten kriecht eine der alpinen Frühlingsblumen hervor; die Laubbäume strecken noch hoffnungsvoll ihre nackten Arme der Sonne entgegen, und nur stellenweise hebt sich das Krautwerk unter den Tannen zum Wachsthum. Nach einer anderen Richtung hin äußert sich jedoch das wiedererwachte Leben auf den Höhen in unverkennbarer Weise. Der Waldbach, welcher während des langen Winterschlafes träge und kaum sichtbar zwischen dem Gestein hingeschlichen ist, hat seine Kraft wiedergefunden; aus tausend Adern strömt ihm das belebende Element zu; rauschend durchzieht er die gewohnte Bahn, eilt durch Schluchten und Höhlen, springt über Felsenabhänge und singt sein berauschendes Lied, daß es weit hinabschallt, bis hinab in die Thäler. Das schrille Geknarr des Sägewerkes, das die herabstürzenden Wellen des

Wildbaches wieder in Bewegung gesetzt haben, wird hörbar; in den Tannenwäldern ertönen die Axtschläge der arbeitenden Männer, und der Weidruf eines Hochwildjägers unterbricht den Gesang der Weiber, die mit der Reinigung und Herstellung der Aecker für die kommende Aussaat beschäftigt sind. Alles athmet Lust und Fröhlichkeit, Hoffnung auf Gedeihen, und mit Gottvertrauen arbeiten die Familienmitglieder, um „den Segen Gottes zu verdienen". Die Männer haben bei ihrer ersten Ausfahrt in den duftenden Tannenwald nicht vergessen, ihre blankgeschliffenen Aexte und Beile mit Mäuseblut zu besprengen, damit sie bei ihrer schweren und oft genug gefährlichen Holzfällerarbeit keinen „Schaden am Leibe zu erdulden" haben; die Feldarbeiter haben die Pflüge und Eggen an irgend einem Kreuzwege dreimal angespieen und gen Osten gekehrt die Worte gesagt: „Wohin du gehst, dahin folge dir Gottes Segen; der Teufel aber bleibe bis nach der Ernte im Magen der Erde versteckt!" Und vom Grabe der letztverstorbenen Wöchnerin haben die Weiber Erde unter die auszusäende Feldfrucht gemischt, damit die Saat „wachse und gedeihe". Die Aussaat derjenigen Früchte, welche „nach oben gehen", wird dann vorgenommen, wenn der Neumond am Himmel steht; diejenigen Pflanzen aber, welche in die Erde hineindringen, werden zur Zeit des Vollmondes gesetzt. Auch für das Gedeihen der Milchthiere wurde gesorgt, indem man dieselben beim ersten Austrieb auf die Weide über einen mit Milch getränkten Lappen gehen ließ. In schwerer, aufreibender Arbeit vergeht Woche um Woche, und nur der Sonntag vereinigt die Gemeinde zu gemüthlicher Unterhaltung. Nachmittags nach dem Gottesdienst versammelt sich Alt und Jung vor der Dorfschenke, und während die Männer bei einem Glase Branntwein die Arbeiten vergangener und kommender Wochen besprechen, die Frauen sich mit dem Dorfklatsch beschäftigen, tanzt und singt die Jugend

nach Herzenslust, um dann am nächsten Tage abermals der Arbeit die ganze Woche hindurch obzuliegen. Nur die Karwoche bildet eine Ausnahme hiervon, wo „Jedermann feierlich rastet" und die Weiber sich für den Karfreitag zur Gewinnung von allerlei Zaubermitteln vorbereiten. Der Karfreitag ist in diesen Gegenden eben ein Tag der rechten Aprilschauer. Ein kalter Wind rüttelt an dem Fenster und jagt schwere Wolken durcheinander, welche bald die Sonne ganz verdecken und dann wieder sie voll und klar ihr Licht auf die Landschaft ausstrahlen lassen, die bei ruhigem grauen Firmament in der richtigsten, wahren Golgathastimmung erscheint. Kein Wunder, wenn gerade an diesem Tage trübsinnige Gedanken die Seele der Menschen in dieser weltfernen Einsamkeit beschleichen. An diesem Tage wird auch die zu verschiedenen Heilmitteln (Fieber, Hundebiß, Wunden u. s. w.) verwendete Wurzel des sogenannten „großen Krauts" (atropa belladonna) ausgegraben. Vor Sonnenaufgang geht der Betreffende hinaus an den Ort, wo diese Pflanze wächst, und entkleidet sich; dann zieht er einen Kreis um die Pflanze herum und zeichnet einige Kreuze in die Kreisfläche, worauf er, ohne ein Wort zu sprechen, die Wurzel ausgräbt und an ihre Stelle einen Bissen Brot, in den ein Pfefferkorn und etwas Salz eingeknetet ist, „für den Teufel" legt, wobei er ein Vaterunser zu sprechen hat. Bei dieser Gelegenheit kann man auch die in der Umgebung wohnhaften Hexen sehen, wenn man eine Egge, mit den Zinken nach oben gekehrt, auf die Stelle legt, wo man vorher die Wurzel ausgegraben. Sieht man nun, auf dem Bauche liegend, durch die Zinken, so erblickt man in der Ferne die Hexen, die „Speck essen und Schweinefett trinken". Doch muß man während dieser Zeit ein Stückchen Knoblauch im Munde halten, sonst wird „man vom Teufel erwürgt". Strenges Fasten wird an diesem Tage nicht nur von den katholischen Szeklern, sondern auch von den zum

größten Theil reformirten Ungarn eingehalten. Wenn sich auch die Dorfbewohner an diesem Tage jeder Speise enthalten, so trinken sie deshalb um so mehr Branntwein, denn Einer besucht den Anderen, und indem er ein mitgebrachtes Stück Holz in die Stube wirft, sagt er: „Nehmt, da habt ihr Speck! Eßt ihn, wenn ihr dem Teufel angehören wollt!" Damit er nun das Holzstück weitertrage, wird er mit Branntwein bewirthet. — Nach der festlichen „Auferstehung" am Ostersamstag vereinigt allgemeine Unterhaltung die Dorfbewohner. Fröhliches Gelage, Tanz und Spiel dauert bis tief in die Nacht hinein; den Mittelpunkt der ganzen Unterhaltung bildet aber der schmucke Reservist, der nach dreijähriger Dienstzeit „vom Militär weither aus des Königs Landen" heimgekehrt ist. Da hätten die Weiber wieder einmal eine „Heirath zu machen", aber dem Burschen hat schon vor drei Jahren am Christabend eine Maid „den Fußlappen geworfen" (kapczát dobott), und die und keine Andere wird er heirathen. Und die Maid ist ihm auch treu geblieben; hörte man sie doch Tag für Tag singen:

Braunes Mägdlein sitzt am Waldesrande,
Wo der Weg führt in die fernen Lande;
Weinend seufzt es: keinen Gott es giebt,
Denn man hat geraubt mir, der mich liebt.

Blick' ich auf den Himmel, auf den fernen,
Keinen seh' ich von den goldnen Sternen;
Auch mein Sternlein seh' ich nicht mehr dort,
Seit mein Lieb zum Militär ist fort.

Schwalben fliehn von herbstlich öden Auen,
Nimmer werd' ich dir ins Auge schauen;
Sterne waren deine Augen beid',
Füllten mir das Herz mit Todesleid![11]

Und wie oft hat sie, an seiner Treue zweifelnd, das wehmuthsvolle Lied gesungen:

Warum fragst du, Mutter, liebe: was mir fehlt?
Niemand kennt mein tiefes Leid auf dieser Welt.
Mädchen welken gleich den Blumen, gleich den kleinen,
Wenn ihr Herze krank, sie bittre Thränen weinen.

Brauner Bursch', mein treulos Lieb, nur du allein
Bist die Schuld an meinem Leid und meiner Pein;
Liebtest mich, so lang' die Rosen glühend sprossen,
Doch jetzt hast du treulos mich von dir gestoßen.

Brauner Bursche komme dann zu meinem Grab,
Wenn ich einst die letzte Ruh' gefunden hab';
Pflanze Röslein roth, dann auf den Ort, den düstern,
Daß sie dir von meiner Lieb', der treuen, flüstern.[12]

Jetzt essen sie zu Ostern sogar rothe Eier miteinander, ein Zeichen, „daß sie sich für Tod und Leben geeinigt haben". Auch haben die Weiber erfahren, daß die Maid das erste Ei einer schwarzen Henne bis auf Ostern aufbewahrt und dann roth gefärbt habe, worauf sie dasselbe heimlich im Hofe ihres heimgekehrten Geliebten vergraben habe, damit sie ihn binnen Jahresfrist „mit einem Söhnchen beschenke". Und die Weiber haben sich auch nicht getäuscht; denn am dritten Ostertag schickt der heimgekehrte Bursche einen älteren Verwandten zu den Eltern der Maid und „verlangt diese zur Frau". Wird sie ihm zugesagt, so muß der Bursche sofort bei der Maid erscheinen und mit den Eltern derselben „die Kleinigkeiten des Lebens" (apró cseprö dolgait), d. h. die Mitgift besprechen. Ist diese Angelegenheit geordnet, so geht der Bursche zum Dorfnotar, um die zur Trauung nöthigen Schriften ausstellen zu lassen. Auf dem Wege zum Dorfnotar muß er die Glückwünsche der Leute entgegennehmen und womöglich mit einem Jeden ein Gläschen Branntwein „zu Segen und Frieden" leeren. Kein Wunder also, daß er erst am dritten oder vierten Tage beim Notar anklopft und sich dann zum Pfarrer begiebt, um seine „Heirath anzusagen". Nun werden Vorkehrungen zur Hochzeit

getroffen, die nach dreimaligem „Aufgebot“ in der Kirche, nach drei Wochen, vom Tage des „Ansagens“ beim Pfarrer gerechnet, abgehalten wird.

An die häuslichen Feste: Hochzeit, Taufe und Begräbnisse knüpften sich bei allen Völkern schon in grauer Vorzeit gewisse Zeremonien, welchen das Volk einen besonderen Werth beilegte und die sich daher in mehr oder minder verkümmerter oder veränderter Weise zum Theil noch bis auf unsere materialistisch angehauchte Zeit unter dem Landvolk forterhalten haben. Die Hochzeitsgebräuche sind eben diejenigen, an welchen das Landvolk überall noch am zähesten hält und die es sich nicht durch die moderne skeptische Bildung und Mode verkümmern und nehmen läßt. Die Hochzeit ist dem hart arbeitenden gemeinen Manne gewissermaßen das einzige, das höchste Fest im Leben, die eigentliche „hohe Zeit“ desselben; darum muß schon die Einladung der Hochzeitsgäste mit einem gewissen umständlichen und schwerfälligen Zeremoniell erfolgen, dem natürlich überall derselbe Grundgedanke, daß es sich um ein hohes, mit Scherz und Ernst gemischtes Fest, um einen hohen Ehrentag für Brautleute und Gäste handle, zu Grunde liegt. — Bei den Ungarn und Szeklern Siebenbürgens sendet der Bräutigam eine Woche vor der Hochzeit einen Burschen, den „Hochzeitsbitter“ aus, um die Gäste zum Feste einzuladen. Gewöhnlich ist es ein Bursche, der als „großer Redner und Versemacher“ bekannt ist. Der Hochzeitsbitter kennzeichnet sich schon von weitem durch mächtige Sträuße von natürlichen oder künstlichen Blumen, die er am Hut und auf der Brust trägt, und durch einem langen, mit Blumen und bunten Bändern gezierten Stock. In jedem Hause, in das er eintritt, muß er einen Vers und eine Rede hersagen, womit er seine Einladung anbringt, z. B.:

N. N., mein guter Kamerad,
Ein Täubchen sich gefangen hat;

Zu hoher Lust und Zeitvertreib
Nimmt er es sich nun zum Weib!
Glück und Heil im ganzen Leben
Soll Gott ihnen Beiden geben!
Montag wird die Hochzeit sein,
Lad' dazu euch Alle ein!

Hierauf hält er eine Lobrede auf die Brautleute und ihre Verwandtschaft. Die Geladenen nehmen gar sittig und bescheiden die erwiesene Ehre der Einladung an und bewirthen den Hochzeitsbitter mit dem Besten, was ihr Vorrath vermag, geben ihm Geschenke für die Brautleute, die in Eiern, Brot, Käse, Schmalz, Mehl, Geflügel u. dergl. bestehen, und setzen ihm oft so gewaltig mit Trinken zu, daß er nicht selten Mühe hat, wieder den Heimweg zu finden.

Während der Woche vor der Hochzeit muß die Braut ihr Waschwasser jeden Tag auf einen Rosenstrauch gießen, damit sie „in der Ehe gesund bleibe und durch ihre Schönheit den Gatten erfreue". Gut ist es, wenn sie abends, auf einem Kreuzweg stehend, gen Himmel eine Handvoll Linsen wirft und die Worte spricht: „Schöner Mond, ich grüße dich! Schönster aller Schönen! Bald wird meine Hochzeit sein, Kinder sollen uns bald erfreu'n!" Dann wird ihre Ehe fruchtbar sein. In dieser Woche tragen in einigen Ortschaften die Bräute Haare eines weißen Hundes am bloßen Leibe, um dadurch den zukünftigen Gatten „zahm und treu zu machen". Wenn der Bräutigam in dieser Woche vom Besuche seiner Braut heimkehrt, so ist es gut, wenn diese eine seiner Fußspuren schnell ausgräbt und die Erde ihm nachwirft; dadurch bewirkt sie, daß später ihr Mann, wenn er vom Hause abwesend ist, sich stets nach seinem Weibe sehnt. Und zweifelt sie gar an der Liebe ihres Bräutigams, so trachtet sie eines seiner Fußlappen habhaft zu werden, den sie zerstückelt, unter Beigabe von einigen Tropfen ihres Menstruationsblutes kocht und dann unter Speiseabfälle

gerührt, den ganzen Brei von einem Hunde auffressen läßt. Dadurch fesselt sie den Mann an sich. Daher sagt man von einem Verliebten, der seiner Holden fortwährend nachfolgt: „Man hat seinen Fußlappen gekocht!“ (Megfözték kapczáját.)

Unter Vorbereitungen allerlei Art für den Ehestand vergeht die Woche. Zeitig in der Frühe des Hochzeitstages geht der Bräutigam in Begleitung seiner Verwandtschaft und unter den Klängen der Zigeunermusik ins Haus seiner Braut, wo der Hochzeitsbitter in gereimter Rede den Grund ihres Erscheinens den Hausbewohnern mittheilt. Allmählich kommen auch die übrigen Gäste heran und werden mit Branntwein und Weißbrot bewirthet, während sich die Brautleute aus einem Wasser und zwar gleichzeitig waschen und das Wasser dann auf einen Hund gießen, „damit ihre Treue dadurch erstarke“. Da ertönen die Kirchenglocken, und der Hochzeitszug setzt sich unter Geschrei und Gejohle in Bewegung. Voran schreiten die Zigeunermusikanten, einen alten ungarischen Marsch spielend, dann folgt der mit bunten Bändern und Blumen geschmückte Hochzeitsbitter; hinter ihm kommen die Brautleute, umgeben von ihren Eltern und nächsten Verwandten, und dann die Gäste, welche den festlichen Zug beschließen. Bei dieser Gelegenheit kann man am besten die äußerst vortheilhafte Nationaltracht der Siebenbürger Ungarn und Szekler betrachten, die mit unbedeutenden Abweichungen ein und dieselbe ist. Zu den Besonderheiten eines Volkes, zu dem, was sein individuelles Leben, seine Nationalität bildet, gehört unstreitig auch seine Tracht, und jede Gleichgültigkeit dagegen zeugt von einer Abnormität dieses Lebens. Man braucht das nationale Selbstbewußtsein gerade nicht in einem Kalpak (ungarischem Hut) ausgedrückt oder das politische Leben nur in klirrenden Sporen aufblühen zu sehen, aber wenn das Landvolk die alte Tracht nicht in die Rumpelkammer wirft, so ist das keine Demonstration, die aus kindischem

Uebermuthe entsprang, sondern ihren Grund in dem frisch-pulsirenden nationalen Leben hat und nur in Verbindung mit diesem beurtheilt werden darf. Im Hochzeitszug fällt besonders die Tracht der Braut und der Jungfrauen auf. Vom glatt-gescheitelten Haupte, das bei der Braut ein Blumenkranz schmückt, fallen zwei lange mit bunten Bändern durchzogene Zöpfe in den mit farbigen Perlenschnüren geschmückten Nacken; ein am Busen tief ausgeschnittenes Mieder ohne Aermel aus Sammet und mit farbiger Wolle durchstickt, bedeckt enganschließend den Oberleib, während die bauschigen, durchstickten Hemdärmel, am Handgelenk mit Bändern umwunden, im Luftzug flatternd sich hin, und herbewegen; ein farbiger, faltenreicher Kittel fällt bis zur Mitte des Unterschenkels herab und läßt die rothen, gelben oder schwarzen zierlichen Stiefelchen erblicken; eine faltige weiße oder farbige Schürze, mit reichen Fransen besetzt, vollendet den Anzug. Die verheiratheten Frauen tragen eine Aermeljacke und dunkelfarbige Kittel und bedecken ihr Haupt mit einem Kopftuch oder einer schwarzen Spitzenhaube. Das Kostüm der Männer ist einfacher als das der Weiber. Das erste Attribut des Männeranzuges ist das straffe Beinkleid, das sich eng an das Bein anschmiegt, an den beiden Nähten mit breiten schwarzen, bisweilen rothen oder grünen Schnüren, den sogenannten „sujtás“, besetzt und am Vordertheile des Oberschenkels mit dem sogenannten „vitézkötés“, einer reichen, in Form eines gespitzten halben Achters angebrachten Verschnürung, geziert. Die Beinkleider, aus Ziegenhaar oder Schafwolle verfertigt, sind einfarbig, weiß, grau oder dunkelblau; sie werden in hohen, auf der Röhre bisweilen auch mit Fransen gezierten Stiefeln oder von ärmeren Leuten in Bundschuhen getragen. Das knapp an den Hüften schließende Gilet ist aus dunklem Tuchstoff verfertigt und mit zahlreichen blanken Metallknöpfen besetzt und reich verschnürt. Um den Hals trägt man eine zumeist schwarze Seidenschleife,

mit goldenen, silbernen oder buntfarbigen Fransen besetzt; das Tuch wird nur selten, wie man sagt, „in Maschen gebunden" und hängt lose über die Brust herab. Ein niederer, runder, mit breiten hochaufgeschlitzten Krempen versehener Hut, der mit breiten Bändern eingefaßt und mit einer langen Bandschleife, vorne zumeist mit einer großen Pfauenfeder geziert ist, vollendet den Anzug. — Also festlich angethan erreicht der Hochzeitszug die Kirche. Wenn es der Braut bei diesem Kirchgang in den Kranz schneit, so wird sie in ihrer Ehe sehr reich und glücklich; regnet es ihr aber in den Kranz, so wird sie im Ehestande viel weinen. Auf dem Wege zur Kirche darf weder der Bräutigam noch die Braut sich unterwegs umsehen, denn sonst sehen sie alles Unglück, das sie im Ehestande treffen wird. Während der Trauung muß die Braut von dem in der Tasche mitgenommenen Brotstückchen einige Krümchen heimlich auf die Altarstufen fallen lassen, damit sie im Ehestande keinen Mangel an Brot finde; und bevor sie nach der Trauung aus der Kirche ins Freie hinaustritt, muß sie mit ihrem Speichel unbemerkt ein Kleidungsstück ihres Gatten beschmieren und dabei den Spruch flüstern: „In Ewigkeit denke mein! Ein Theil meines Leibes sollst du sein! Ein Theil meines Herzens sollst du sein, damit wir uns Beide des Lebens freu'n!" — Nach der Trauung kehrt der Hochzeitszug ins Haus der Braut zurück, wo der Hochzeitsbitter den Eltern der Braut eine gereimte Rede hält, in der er sich im Namen des Bräutigams für die „Erziehung der Braut zu einer trefflichen Hausfrau" bedankt; dann streut man in einigen Ortschaften Feldfrucht und Asche auf die Thürschwelle, über die hinweg das junge Paar in die Stube eintritt, „damit es künftighin in Freud' und Leid treu verbunden bleibe". Bei den Klängen der Zigeunermusik beginnt die Jugend den altherkömmlichen Tanz, den Brauttanz, zu tanzen, wobei Jeder mit der Braut tanzen muß und dafür dem Bräutigam eine

Geldmünze zu zahlen hat. Nach diesem Brauttanz beginnt das Gelage. Bei dieser Gelegenheit hat der Dorfschulmeister und der Hochzeitsbitter bei jeder neuen Speise, die den Gästen vorgesetzt wird, einen Vers herzusagen, der des Unsinnigen selbstverständlich gar viel enthält, z. B. beim Kraut heißt es:

Lustig, lustig ist die Braut!
Lustig sind wir: sehn wir Kraut!
Kraut, o Kraut, du edle Speis',
Billig doch ist heut dein Preis!
Viel zu essen ist nicht geheuer,
Denn dann ist dein Preis sehr theuer:
Müssen dann bei Seite laufen,
Wenn wir auch noch Wein drauf saufen u. s. w.

Eine gewisse Derbheit, die sich an diese Reime knüpft, kann hier weniger als sonst auffallen. Dieselben vielleicht aus „ästhetischen Gründen" stillschweigend zu übergehen, hieße ein gutes Kapitel der Volkskunde naserümpfend überschlagen. „Das Volk trägt eben keine Handschuhe und sein Wort kann unsauber sein; aber es giebt Barbaren in lackirten Stiefeln, und deren Wort ist glatt und schlüpfrig zugleich." Und „steigt dann der Wein in den Kopf" der Leute, so nehmen die „Begrüßungsreime und Segnungsformeln" gar kein Ende. Sie sind, wie bei jedem Volke, wegen ihrer Alltäglichkeit und Abgenütztheit selten wörtlich zu nehmen, „vielmehr in der Regel als verstärkter Ausdruck der Bewunderung aufzufassen". Eltern und Ureltern, Kind und Kegel, Haus und Hof des Mannes, dem der Trinkspruch gilt, werden dabei „gesegnet". Bewunderungswürdig erscheint dabei „die ruhige Gelassenheit, mit welcher sich ein Bauer bei Trinksprüchen dicke Schmeichelworte ins Gesicht sagen läßt". Die Sache erklärt sich aber dadurch, daß der große Wortschwall kaum einen höheren Werth hat, als unsere abgedroschenen Redensarten: „ich habe die Ehre, Ihr gehorsamer Diener, u. s. w." [13]

Bricht endlich die Nacht heran und zieht sich das junge Paar ins Brautgemach zurück, so beginnt der Polterabend, indem die Gäste unzählige irdene Töpfe unter den Fenstern der Brautkammer zerschellen und so lange ihr Gejohle fortsetzen, bis das junge Paar wieder erscheint und durch „frischangezapften Wein die Herzen besänftigt".

Am nächsten Tage werden dann die Sachen der jungen Frau in ihre neue Wohnung mit Gesang und Musik überführt, wo dann das Gelage fortgesetzt wird und am dritten Tage das Hochzeitsfest mit der sogenannten „Lumpensuppe" (korhelyleves), einer mit saurer Suppe überbrüten Wurst, ihren Abschluß findet. —

Bald betritt das junge Ehepaar die Bahn, die seine Eltern und Altvordern in Ehren beschritten haben. Schwere Arbeit um kargen Lohn, Mühen und Plagen, Qual und Leiden bleiben ihm nicht vorenthalten: immerhin aber gedeiht die „Wirthschaft" unter den Händen der tüchtigen Hausfrau und des fleißigen Gatten, der bei schmaler Kost tagtäglich rüstig fortarbeitet, „das Weib soll nur guter Art sein; für das Uebrige sorgt schon Gott", dies ist sein Sprichwort. Ist aber das Weib „nicht von gutem Schlage" und geht die Wirthschaft den Krebsgang, dann wird der Mann mit der Zeit gewöhnlich ein Sauf- und Raufbold, mit dem das Dorf seine liebe Plage hat; dann hört man ihn Tag und Nacht in der Schenke singen:

Seit ich in das Joch der Ehe kam,
Ist mein Herz voll Leid und Gram;
Diese Heirath nagt mir an dem Herzen,
Kenne jetzt nur bittres Leid und Schmerzen.

Freund, die Mutter sieh' dir an genau.
Dann erst nimm die Tochter dir zur Frau;
Ist die Alte nicht von gutem Schlage,
Hast du mit der Jungen deine Plage![14]

Bald ist der letzte Funke ehelicher Zuneigung zerstoben, und das Weib „geht dann auch seine eigenen Wege“, „Trost bei Anderen suchend“. Dann gilt im wahren Sinne das Lied:

Muntres Sommerbächlein
Rauscht im Winter nimmer;
Schatz, mein müdes Herze
Sehnt nach dir sich immer.

Abend will es werden,
Bald leg' ich mich nieder,
Ungeliebten Gatten
Muß ich herzen wieder.

Herz' ich ihn: schlaff werden
Meine Arme, beide;
Küß' ich ihn: dann muß ich
Weinen stets vor Leide![15]

Haus und Hof ist bald den Gläubigern „verpfändet“, Noth und Elend „guckt aus allen Löchern hervor“, und gar bald erzählen sich voll Freude die Dorfbewohner, daß N. N., „der große Raufbold, hinaus in die Walachei, seine Frau aber bei irgend einer Gutsherrschaft in den Dienst getreten sei“. Solch' „traurige Geschichten“ gehören unter den Ungarn und Szeklern Siebenbürgens leider nicht zu den Seltenheiten. Die Chronik eines jeden Dorfes verzeichnet jährlich einige solcher Fälle.

Geht aber die „Wirthschaft ihren guten Weg“, dann gedeiht Haus und Hof; die Familie vermehrt sich, und wenn ein Jahr nach dem anderen ausgeklungen, dann hört der von schwerer Arbeit abends auf der Hofbank rastende Mann das Spiellied seiner Kinderzeit von den eigenen Kindern singen, während die Hausfrau die Ziegen oder Schafe melkt:

Láttad-e, láttad-e azt a bárányt, Kit apám vett a vásáron, Félpénzen, félgarason? Fejd anyám, fejd!	Sahst du, sahst du jenes Lamm, Das mein Vater am Markt gekauft, Für halbes Geld, halben Groschen? Melk' es, Mutter, melk' es!
Láttad-e, láttad-e azt a farkast, Ki megette azt a bárányt Kit apám vett a vásáron Félpénzen, félgarason? Fejd anyám, fejd!	Sahst du, sahst du jenen Wolf, Der aufgefressen jenes Lamm, Das mein Vater am Markt gekauft, Für halbes Geld, halben Groschen? Melk' es, Mutter, melk' es!

Láttad-e, láttad-e azt a puskát,
Ki meglötte azt a farkast,
Ki megette azt a bárányt,
Kit apám vett a vásáron
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahst du, sahst du jene Flinte,
Die erschossen jenen Wolf,
Der gefressen jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft
Für halbes Geld, für halben Groschen?
Melk' es, Mutter, melk' es!

Láttad-e, láttad-e azt a bikát,
Ki megölte azt a puskát,
Ki meglötte azt a farkast,
Ki megette azt a bárányt.
Kit apám vett a vásáron
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahst du, sahst du jenen Stier,
Der zerbrochen jene Flinte,
Die erschossen jenen Wolf,
Der gefressen jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft
Für halbes Geld, für halben Groschen?
Melk' es, Mutter, melk' es!

Láttad-e, láttad-e a mészárost,
Ki levágta azt a bikát,
Ki megölte azt a puskát,
Ki meglötte azt a farkast,
Ki megette azt a bárányt,
Kit apám vett a vásáron
Félpénzen, félgarason?
Fejd anyám, fejd!

Sahst du, sahst du den Fleischhauer,
Der erstochen jenen Stier,
Der zerbrochen jene Flinte,
Die erschossen jenen Wolf,
Der gefressen jenes Lamm,
Das mein Vater am Markt gekauft
Für halbes Geld, für halben Groschen?
Melk' es, Mutter, melk' es![16]

Nach Goethes zutreffendem Wort: „Tages Arbeit, abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste" — so spielt sich das Leben im einsamen, weltversteckten Dorfe ab, und ehe sich das Ehepaar „versieht", so hat es schon verheirathete Kinder, und Enkel umgeben es. Dann kommen die Tage der Gebrechen; der Arm, der so manchen Tannenbaum mit einigen Beilhieben gefällt hat, wird schlaff; die Füße, die so oft die unwirthlichen Gebirgshöhen erklommen, versagen den Dienst, und nun sitzt der Greis tagtäglich draußen „in der Sonne, um seine eiskalten Glieder zu erwärmen". All die Wonne und all das Leid, das er mit seiner „seligen Frau" durchkostet, zieht dann an seiner Seele vorüber. Seine Frau ist ihm „vorangegangen und harrt seiner dort draußen im Garten des Herrn"; er weiß es, daß „die Deichsel seines Wagens nach auswärts steht", daß er bald bei

seiner Frau ruhen wird. Und kommt der Winter ins Land, da muß der Greis das Bett hüten und seine „Lebenskraft" nimmt von Tag zu Tag immer mehr ab. Kinder und Enkel haben sich an den „berühmten Heilkünstler" des Nachbardorfes um Hülfe gewendet, und dieser hat dem Greis „gegen das Fieber" fünf Zettel gegeben, worauf folgendes geschrieben stand: „N. N., aus dem Dorfe N., geboren am 15. Juli 1820, hat das dritttägige Fieber. Hiermit ermahne ich dich, daß du ihn binnen acht Tagen verlassen sollst, widrigenfalls ich dich fessele, dörre, in den Ofen werfe, verbrenne und in den Wind streue!" Von diesen fünf Zetteln legte man jeden Tag einen auf den Kaminsims und am achten Tage warf man sie alle ins Feuer. Auch dies half nichts, und als der Geistliche dem Kranken die letzte Oelung gegeben hatte und man die dabei gebrauchte Kerze auslöschte, zog der Rauch nach unten und nach der Thür zu. Da wußten denn die Hausleute, „daß Väterchen bald sterben müsse", und trafen schon Vorkehrungen für die Leiche. Am nächsten Tage lag auch der Greis in sein Festgewand gekleidet im einfachen Brettersarge. Man steckte ihm ein grünes Reis einer Zimmerpflanze unter das Kissen, damit er sich nicht zurück auf die Erde sehne, und jedes seiner Familienmitglieder hat seine Fußsohlen mit der Hand berührt, damit er „keines der Hinterbliebenen bald abhole". Dann wird am dritten Tage der Sarg von den Nachbarn hinaus auf den schneebedeckten Friedhof getragen und ins Grab gesenkt. Die Hinterbliebenen haben eine Handvoll Erde vom Grabhügel mit sich genommen und zu Hause im Hofe verstreut, damit „der Todte sie nicht besuche" und „die Krankheit aus dem Hause weiche". Denn auch hier begegnen wir, wie einem rothen Faden, der sich durch den Volksglauben hindurchzieht, der Vorstellung von der Krankheit als einer Person, als einem Krankheitsdämon. —

So hätten wir denn im Buche des äußeren und inneren

Lebens der Szekler und Ungarn Siebenbürgens flüchtig geblättert und so manches Bekannte, aber auch manches bei uns Unbekannte in Sitte und Brauch dieser Völkerschaften des transsilvanischen Hochlandes gefunden. Die zwölfte Stunde wird für die Volkskunde auch in Siebenbürgen gar bald schlagen, und es ist die höchste Zeit, auf diesem Gebiete eine Thätigkeit zu entfalten, die dem Forscher so manche goldene Frucht bringen wird. Dabei ist in erster Reihe nicht zu vergessen, daß so manche Probleme der Ethnologie bisher beiseite geschoben wurden, weil sie selbst Näherstehenden unauffällig oder gar gleichgültig waren. Kein Wunder also, daß man sich nur mit oberflächlicher Kenntniß selbst solcher Punkte zu begnügen pflegte, welche, wie unser Altmeister Ad. Bastian sich ausdrückt: „zu wesentlichen Kern- und Lebensfragen sich gestalten, sobald das Studium in die durch die Masse der Einzelheiten vorgelegten Aufgaben ernstlich einzudringen beginnt". Besonders bei Rücksichtnahme auf den Aberglauben gerieth man bei den Völkerschaften Siebenbürgens von Anfang her in Widerspruch mit den übrigen Kardinalpunkten ethnologischer Forschung, indem man die Offenbarung einer „Volksseele" überall wahrnahm, aber nur in dieser Richtung nicht bemerken konnte oder — wollte, indem man dabei die für Völker, auf hoher Kulturstufe stehend, gültigen Aequivalente auf eine von überfeinerten Kulturergebnissen noch nicht oder nur zum Theil überfluthete Glaubenssphäre anwandte. Freilich bei den Deutungen solcher uralter Vorstellungen, auf denen auch der Aberglaube fußt, und die zum Theil vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht sind, kann gar leicht mancher Irrthum unterlaufen, wenn man bei Klärung idealistischer Fragen, die im Völkerleben von jeher als treibender Faktor gewogt haben, sich zu sehr auf Einzelheiten erstreckt. Nur da werden solche Deutungen am zuverlässigsten sein, wo sie auf den Ursprung der Vorstellungen zurückgehen, wo eben die einfachsten Vor-

stellungen liegen, die, dem Kulturfortschritt des betreffenden Volkes entsprechend, immer wieder als Grundstoffe des Volksglaubens vorkommen und eben durch ethnologische Forschung ihrer Kulturtünche entkleidet werden müssen. Je mehr dies gelingt, desto leichter können wir uns in den gewaltigen Anschauungen längstvergangener Geschlechter und noch lebender Völker zurechtfinden, deren Fluge wir Menschen mit vorwiegender Verstandesauffassung nur mit Mühe nachfolgen können.

Anmerkungen.

[1] S. die Aufsätze von Réthy, Nagy, Munkácsy in der ungarischen Zeitschrift „Ethnographia" I. Bd. 1890.

[2] Vgl. meinen Aufsatz: „Zu den drei Mareyen" in der „Germania" 22. Bd. 130. S.

[3] S. darüber Trencsény L. in der „Ethnographia" S. 327 ff.

[4] Vgl. Fr. Kosma, in den Berichten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, 1882, Bd. X. Nr. 12. S. 35.

[5] S. Kosma a. a. O. S. 36.

[6] Aehnlich ein Spiel der Zigeunerkinder; vgl. mein Werk: „Vom wandernden Zigeunervolke u. s. w. (Hamburg, Verlagsanstalt 1890) S. 139.

[7] Originaltext in Kriza's: Vadrószák (wilde Rosen) 341.

[8] Originaltext bei Erdelyi: Népkölt. gyüjtemény (Samml. von Volksdichtungen) S. 59.

[9] Originaltext bei Kalmany: Koszoruk u. s. w. S. 112.

[10] Originaltext dieses „Tageliedes" bei Erdelyi a. a. O. S. 23.

[11] Originaltext von mir mitgetheilt in Ant. Herrmanns Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn 1. Bd. 3. Heft.

[12] Originaltext bei Kalmany a. a. O. 99.

[13] Vgl. F. S. Krauß, Orlovic, der Burggraf von Raab u. s. w. S. 101.

[14] Originaltext ist bei Erdelyi a. a. O. 83, vgl. das deutsche Sprichwort: „Ist die Mutter gut von Sitten, magst du um die Tochter bitten"; ein rumänisches bei J. K. Schuller, Aus der Walachei (Hermannstadt, 1852) S. 52.

[15] Mitgetheilt in der Uebersetzung meiner Schwester Olga; Originaltext bei Arany-Gyulai, Népk. gyüjtemény II. 92.

[16] Dies „Kettenliedchen" ist vom vergleichend litterarischen Standpunkt interessant und deshalb auch der Originaltext mitgetheilt.





Grabdenkmal des Grafen von Gleichen und seiner beiden Frauen im Dom zu Erfurt.

Nach einer photographischen Aufnahme von Bissinger & Dittmann in Erfurt.

Lichtdruck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die Sage
von der
Doppelehe eines Grafen v. Gleichen
mit Bezugnahme
auf die Geschichte der Burg und Grafschaft Gleichen.

Vortrag,

gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Arnstadt

von

Carl Reineck
in Arnstadt.

Mit einem Titelbild in Lichtdruck.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Am Fuße des Thüringer Waldes, da, wo seine letzten Ausläufer, langgestreckte Hügelketten, sich ins Thal hinabsenken, um ihren Abschluß theils in den sandreichen Seebergen, theils in dem bis an die Vorstädte Erfurts reichenden Steiger zu finden, liegt ein gesegnetes Land. Ueppige Fluren, die wie ein buntgewebtes Tuch dasselbe bedecken, wechseln mit sanftansteigenden Höhen; die Abhänge der Bergkegel umkleidet Steineichengehölz, und von ihren Gipfeln schauen traumverloren die Ruinen alter Burgen.

Ununterbrochen und gleichmäßig, wie die Pendelschläge der wechselnden Zeit, haben sich in dieser stillen Niederung die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner erhalten. Wie einst der Ahne, so zieht heute noch der Enkel seine Furchen, übergiebt denselben beim Gesang der Lerche die Saat und birgt nach der Sonnenwende die gereifte Frucht. Ein ewiger Kreislauf, ein stimmungsvolles Bild friedlicher Werkthätigkeit!

Abweichend von demselben wirkt aber das Hochland, die von Arnstadt, dem Arnsberg und Eulenberg sich hinziehenden Hügel mit ihren bald eintönigen, bald mit den bunten Adern der Keuperformation durchzogenen Berghängen.

Als wären es rollende Wellen, die ihren Lauf in die unbekannte Ferne nehmen, folgt ihnen das Auge des Wanderers,

seine Gedanken gleiten abseits, und im Banne des Zaubers, welchen der romantische Hintergrund, die herübergrüßenden Bergschlösser Wachsenburg, Mühlberg und Gleichen, ausübt, sieht er tief hinein in das dämmervolle Reich der Vergangenheit!

Die Hügel erzählen ihm von Tagen, wo ihre Abhänge, mit zahlreichen Reben besetzt, der erschöpften Kraft eines anspruchslosen Geschlechts das belebende Agens lieferten, wo, statt tiefer Stille, der Zuruf fröhlicher Winzer ihre Höhen belebte und das Lied derselben die letzte Bütte begleitete, welche traubengefüllt im Herbste heimwärts getragen wurde.

Die alten Burgen aber treten als Zeugen einer Zeit vor seine Augen, in welcher allein die Schutz- und Trutzfähigkeit fester Mauern die Grenze bestimmte, bis zu welcher sich das Hoheitsrecht oder — die Willkür ihrer Besitzer äußern durfte.

Längst haben ihre Herren dieselben verlassen und sich dem zwingenden Gesetz der Wandelbarkeit alles Irdischen gebeugt, längst mußte sich die rohe feudale Gewalt den Rechtsbestimmungen einer einsichtsvolleren Zeit unterwerfen; wie energisch und nachdrücklich sich dieselbe aber äußern konnte, bezeugen heute noch die Mauern und Thürme, die kaum dem Ansturm der Zeit nachgeben wollen, geschweige dem Angriffe menschlicher Macht einst weichen mochten.

Die drei Gleichen, welche weder einer Familie angehörten, noch gleiche Schicksale hatten, bilden von gewissen Punkten aus gesehen, z. B. zwischen Wandersleben und Haarhausen, ein fast regelmäßiges Dreieck und mögen deshalb mit jenem Kollektivnamen bezeichnet worden sein. — Wie drei kampfesmüde Recken, welche nach heißem Streit den Platz behaupten, schauen sie von den Bergen und gedenken wehmüthig der Tage des Glanzes, welche einst an ihnen vorüberzogen.

Die eine derselben, die Wachsenburg, war weniger eine ritterliche Veste. Früher stand an ihrer Stelle ein Nonnenkloster,

später erbaute daselbst die Abtei Hersfeld ein Kastell und besetzte es mit Mönchen. Bis 1368 sehen wir die Burg im Besitz der Schwarzburgischen Grafen, die sie an die Landgrafen von Thüringen verkauften, und schließlich fiel sie an den berüchtigten Apel Vitzthum, dem sie 1452, seitens der Erfurter, eine längere Belagerung und endliche Einnahme verdankte. Jetzt gehört sie bekanntlich dem Herzogthum Gotha an.

Die andere, das Mühlberger Schloß, oder die Mühlburg, welche man über den nach Nordwest sich hinstreckenden Bergrücken erreicht, auf dessen äußerstem Vorsprung sie liegt, nimmt in weit höherem Maße das Interesse des Wanderers in Anspruch. Obschon dem Verfall nahe, stellt sie das schönste Bild einer mittelalterlichen Ruine dar, aus welcher ein gewaltiger Thurm mit wohlerhaltener Krone emporragt.

Sie ist unstreitig die älteste der drei Gleichen, und das Geschlecht der Grafen von Mühlberg, unter welchen der letzte, Meinhardt V., weil er den Erfurtern, die ihm undankbar begegnet waren, am Allerheiligentag 1236 einen Bürger von der Straße wegraubte, mit der Acht belegt wurde, saß schon im elften Jahrhundert auf dieser Burg. Später kam das Schloß in den Besitz der Landgrafen von Thüringen und endlich, nachdem es durch viele Hände gegangen war, an die Krone von Preußen.

Positives von einer Einnahme desselben berichtet keine Chronik, und wer einmal innerhalb der riesigen Steinmassen gestanden und den Cyklopenbau betrachtet hat, ist darüber nicht erstaunt. — Vielleicht liegt darin die Gewähr für seine fernere Widerstandsfähigkeit, vielleicht auch eine Beruhigung, daß diese schöne Ruine noch lange vor Vernichtung oder vandalischen Gelüsten, ihre Steine profanen Zwecken dienstbar zu machen, bewahrt bleibt. Mit solchem Wunsche scheidet der sinnige Wanderer von ihr und wendet sich Burg Gleichen zu, welche gegenüber, auf einem 1174 Fuß hohen Bergkegel, emporragt.

Eine kurze Wanderung, und man befindet sich am Fuße derselben, vor dem Gasthause, welches nebst einigen ökonomischen Gebäuden, sowie dazu gehörigen Ländereien, neben dem Schloßberg liegt und „das Freudenthal" genannt wird. Hier steht man auf hochromantischem Boden, geweiht durch eine der lieblichsten Sagen Thüringens, die sich sowohl hier wie auf der naheliegenden Burg abspielte und dem alten Gemäuer mit seinen traulichen Linden den Stempel tiefer Poesie aufdrückt.

Die Sage, einfach und schlicht, wie sie sich im Munde des Volkes erhalten hat, lautet:

Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 einen Kreuzzug gegen die Sarazenen unternahm, folgte ihm auch Landgraf Ludwig der Heilige mit einer auserlesenen Zahl edler Ritter aus Thüringen. In Sizilien stieß er zur Armee des Kaisers und begab sich mit demselben nach Brindisi, um sich von dort aus mit den übrigen aus Europa erwarteten Rittern nach Palästina einzuschiffen.

Indes dieses ferne Ziel seiner Reise sollte er nicht erreichen; noch vor der Abfahrt überfiel ihn eine tödtliche Krankheit, er mußte zurückbleiben und seine Edlen, unter denen sich auch Graf Ernst von Gleichen befand, allein ziehen lassen.

Dieser Ernst, ein Mann von hoher Gestalt und ritterlicher Gesinnung, war aber ganz geeignet, das Panier seines fürstlichen Herrn weiterzutragen und siegreich vor den Ungläubigen zu entfalten. Begeistert von der Idee, für welche er sein Schwert gezogen hatte, glänzte er bald durch heroische Thaten und war in kurzem der Schrecken der Feinde.

Einst jedoch, als er sich bei der Verfolgung derselben zu weit vom kaiserlichen Lager entfernt hatte, fiel er in einen Hinterhalt und wurde gefangen! Grausame Behandlung sowie entwürdigende Sklavenarbeit war nun sein Los, und ein trostloses

Leben bis an sein Ende wäre ihm beschieden gewesen, wenn nicht nach Jahren sein Schicksal, und zwar auf folgende Weise, eine freundliche Wendung genommen hätte.

Melechsala, die Tochter des Sultans, dessen Sklave er war, hatte ihn bei seiner Arbeit bemerkt und, von seiner edlen Männlichkeit gefesselt, so lieb gewonnen, daß sie ihn eines Tages nicht allein zum Mitwissenden dieses zarten Geheimnisses, sondern gleichzeitig auch den Antrag machte, ihm, sofern er geneigt sei, sie zu heirathen, zur Flucht verhelfen zu wollen.

Das war ein böses Dilemma für den ehrenfesten Ritter! Vor sich das liebende Weib und die goldene Freiheit, im Herzen die Zweifelfrage, wie seine strenge Hausehre wohl die Zumuthung, ihre ehelichen Privilegien mit einer zweiten jüngeren und dabei reizenden Genossin zu theilen, aufnehmen würde. Fast hätte er verzweifeln mögen!

Doch Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen trugen endlich den Sieg davon. Graf Ernst hoffte, daß wenn er den Fall dem mächtigen Oberhaupt der Kirche, dem Papst vortragen, derselbe seine Einwilligung geben werde, außer seiner bisherigen Frau noch eine zweite zu nehmen. Er ergriff mit Melechsala die Flucht und dieselbe gelang.

Glücklich kamen sie nach Rom und, wider Erwarten glücklich, erhielten sie, nachdem Melechsala die Taufe empfangen hatte, von Seiner Heiligkeit Dispensation bezüglich ihrer vorhabenden ehelichen Verbindung.

Nach zwölfjähriger Trennung von der Heimath sah Graf Ernst die grünen Berge Thüringens wieder und froh bewegt, wie ein Bild süßester Erinnerung, begrüßte er endlich die in der Ferne auftauchenden drei Gleichen. — Wäre doch nun auch noch die letzte Sorge, die Ungewißheit, wie seine Gemahlin die Mittheilung des Geschehenen und Bevorstehenden aufnehmen

werde, von ihm genommen! Solches Wunsches voll, trennte er sich von Melechsala und stieg ernst und beklommen zur Burg seiner Väter hinauf.

Doch wider Erwarten löste sich auch dieser Knoten seines arg verschlungenen Schicksals. Nicht allein, daß ihn die Gräfin glückselig empfing, sie zögerte auch, nachdem sie den Hergang seiner Rettung und den Preis, um welchen sie erfolgt war, erfahren, keinen Augenblick ihm zu versichern, daß sie bereit wäre, die zukünftige Ehegenossin freundlich zu empfangen; ja sie trieb selbst zur Eile, derselben entgegenzugehen.

Unten im Thal, welches seitdem das Freudenthal genannt wird, fand die erste Begegnung statt, und dort besiegelte die Gräfin durch die innigste Umarmung mit ihrer Nebenbuhlerin, den Entschluß, dieselbe künftig als Mitgenossin ihres ehelichen Glückes zu betrachten.

Der entzückte Gemahl, so schließt die Sage, führte die großmüthigen, sich bald innigst liebenden Frauen zur Burg hinauf und dort verlebte das in der Christenheit seltene dreifaltige Ehepaar die angenehmsten Tage, bis der Tod zuerst die Morgenländerin, welche kinderlos blieb, und dann die Gräfin, welche, wie Sagittar, der Verfasser der Gleichenschen Geschichte, angiebt, fünf Söhnen und einer Tochter das Leben schenkte, hinwegraffte.

Im Peterskloster zu Erfurt fanden sie ihre Ruhestätte! Ein stattliches Epitaphium, auf dem der Graf von Gleichen mit beiden Frauen — die Sarazenin gekrönt, die andere ohne fürstlichen Schmuck — abgebildet ist und welches sich seit Anfang dieses Jahrhunderts in der Südwand des Domes eingemauert befindet, bildet die Hauptrealität, welche dieser merkwürdigen Begebenheit zu Grunde liegt. Halb Sage, halb Geschichte, hat sie die heftigsten Kontroversen hervorgerufen und zwischen dem kindlichen aber zähen

Volksglauben und der Skepsis der Gelehrten Gegensätze geschaffen, die zu beseitigen noch keinem Forscher gelungen ist. — Auch wir wollen dieselbe in den Mittelpunkt unserer Betrachtung stellen und versuchen, sie an der Hand geschichtlicher Ueberlieferung, sowie unter Benutzung darauf bezüglicher Urkunden und gewonnener Forschungsresultate näher zu beleuchten. Vielleicht gelingt es uns einigermaßen Stellung zu derselben zu nehmen und uns eine Meinung darüber zu bilden, ob es möglich ist, sie ihres sagenhaften Charakters zu entkleiden und ihr zur Bedeutung einer historischen Thatsache zu verhelfen.

Bevor wir uns aber in weitere Erörterungen dieses interessanten Gegenstandes einlassen, nehmen wir den Wanderstab zur Hand und steigen zur Burg hinauf, deren Zinnen uns seitwärts durch die Gipfel hoher Eichen und Buchen begrüßen.

Dicht hinter dem Gasthaus zum Freudenthal,[1] dessen Steinwerk, namentlich dasjenige seiner Grundmauern, vermuthen läßt, daß es so alt wie die Burg selbst ist und schon im zwölften Jahrhundert, also noch vor der Zeit, in welcher die Sage spielen soll, existirt hat, betreten wir den Fahr- oder Türkenweg, so genannt, weil ihn angeblich die Morgenländerin aus Erbarmen mit den armen Leuten, welche der Burg ihren Bedarf an Wasser zuführen mußten, mit Steinen hat bepflastern lassen. Er führt in langsamen Windungen, erst durch dichtes Unterholz, dann, das Freie gewinnend, unterhalb der mächtigen Ringmauern, zur Höhe.

Die Aussicht von hier aus ist entzückend.

Im Genuß derselben wird unser Empfinden lebendiger; leicht regen sich die Schwingen wanderfroher Begeisterung, und getragen von denselben schweift der trunkene Blick weit in die Ferne, — ostwärts über die Wachsenburg nach dem freundlichen Arnstadt, westwärts nach Gotha und südwärts

hinüber nach Mühlberg, über dessen Häusern sich die zerklüfteten Mauern seines Schlosses malerisch vom Horizont abheben.

Der Geist hingeschwundener Zeit umweht uns, und beeinflußt von demselben — still und gedankenverloren — langen wir endlich am ersten Thore der mächtigen Veste an.

Jetzt hat die Burg überhaupt nur noch ein solches, daß aber früher deren zwei bestanden — ein vorderes und hinteres, oder besser gesagt zwei aufeinanderfolgende —, erkennt man deutlich an dem Mauerrest, welcher den Haupteingang maskirt und sich bis zu einer Stelle erstreckt, wo verschiedene Ueberbleibsel von behauenen Steinen auf das Vorhandensein einer Brücke und eines dieselbe krönenden Ueberbaues hindeuten. Es findet diese Annahme auch eine gewisse Bestätigung durch die erste und älteste Beschreibung des Schlosses, welche der Ohrdrufer Advokat und Steuereinnehmer Gleichmann giebt.

Dieser, welcher verschiedene Abhandlungen über die Gleichensage veröffentlicht hat, bestieg im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Burg, und was er da vorfand und berichtet, mag sich als Ergänzung unserer eigenen Beschreibung mit derselben verschmelzen.

Noch vor Eintritt in die Burg ziehen wir schon Vortheil von dieser Verbindung. Wir wenden den Blick nach der Mauer links und hören, was uns unser alter Berichterstatter bezüglich dieser Stelle sagt:

Vor dem ersten Thor, wo ich hineingekommen — er unterscheidet also auch ein vorderes und hinteres —, sieht man etliche Schritte vorher, zur linken Hand in der Mauer, einen liegenden Löwen mit aufgesperrtem Rachen, fast in Lebensgröße, von einem ganz dunkelbraunen Stein. Er macht eine recht entsetzliche Figur, ist sehr alt und wahrscheinlich gleich bei der Erbauung der Burg mit in die Mauer eingefügt worden u. s. w. —

Von diesem Löwen, zweifellos das einstige Burgwappen, ist heute nichts mehr zu bemerken; wohl sieht man aber an betreffender Stelle ein großes Loch, aus dem das Bild wahrscheinlich herausgefallen oder, wie Manche behaupten, von Schatzgräbern herausgebrochen worden ist.

Wir gehen weiter!

Noch wenig Schritte durch das 24 Fuß lange Thorgewölbe, und der volle Zauber der alten romantischen Ruine umgiebt uns! In erster Reihe geht derselbe von dem in der nordöstlichen Ecke liegenden 68 Fuß hohen gigantischen Wartthurm aus, den wir, vorübergehend an remisenartigen, linksliegenden Räumen, welche Gleichmann als die einstige Kanzlei und Küche bezeichnet, erreichen.

So recht ein Trutzbild der Vergangenheit steht er da. Die Steine nach den Fugen zu abgerundet, von oben nach unten geborsten, das Gefühl bei dem Wanderer hervorrufend, als müsse er zusammenstürzen und seine tausendjährige Existenz aufgeben. In dieser scheinbaren Hinfälligkeit hat ihn schon mancher Pilgergast gesehen und geglaubt, seine Tage, ja Stunden, seien gezählt. Doch er steht noch fest, und vermuthlich werden noch viele Generationen kommen und gehen, ehe er in sich zusammenbricht!

Früher schlossen sich ihm rechts und links Mauern an, von denen Gleichmann berichtet, sie hätten Löcher, als wäre Bresche in dieselben geschossen worden. Heute sind sie verfallen, wenigstens erheben sie sich von der Tiefe des Wallgrabens nur noch bis zum Niveau des Burghofes, nicht über dasselbe. Nur etwas abseits, nach der Mitte des Hofes zu, steht noch ein Mauerrest, in Form einer Pyramide, für dessen Vorhandensein man aber vergebens nach einer Erklärung sucht. Gleichmann bezeichnet ihn als einen Schlot, womit er aber kaum Recht hat, denn dieser Bau steht nur oberhalb, nicht unterhalb der Erde. Auch sieht man nicht den geringsten Rest von Ruß an seinen Wänden.

Die gewölbten Oeffnungen nach der südlichen und westlichen Seite lassen höchstens der Vermuthung Raum, daß es ein Back- oder Schmelzofen gewesen ist.[2]

Ein besseres Bild bietet das 94 Fuß lange, bis zum Anfange dieses Jahrhunderts noch mit Dachstuhl und Ziegeln versehene Herrenhaus. Dieser stattliche Bau, dem sich früher nach der Thurmseite zu ein spitzwinkliges, nicht mehr vorhandenes Nebengebäude anschloß, zeigt in der unteren Etage elf, in der oberen vierzehn Fenster und ist, wie die neben dem Gleichenschen Wappen über der Thür angebrachte Jahreszahl 1588 andeutet, zu dieser Zeit entweder neu errichtet oder renovirt worden.

Eine breite gebrochene Treppe führte in das obere Stockwerk und den großen Saal, an dessen linke Seite ein geräumiges fünfeckiges Zimmer stieß. Nach der rechten Seite zu lagen einige kleine Gemächer und hinter diesen, wie Gleichmann ebenfalls berichtet, die sogenannte Junkerkammer, in welcher früher die bekannte dreischläfrige Bettstelle des zweibeweibten Grafen stand und gezeigt wurde.

Interessant wäre es, wenn wir nach kurzem Aufenthalt in der rechts vom Burgthor gelegenen uralten Kapelle, welche sich als solche durch mehrere besonders in der Höhe noch vorhandene Kirchenfenster charakterisirt und zweifellos den ältesten Theil der Burg bildet, auch noch die unter derselben sich hinziehenden, großen Keller betreten könnten. Das ist aber leider nicht mehr möglich, denn sie sind verfallen und erwecken in uns nur den Eindruck, daß sie sehr geräumig gewesen sein und außerordentlich dazu beigetragen haben müssen, durch Aufnahme großer Mundvorräthe die Widerstandsfähigkeit der Burg zu erhöhen.

Einen Brunnen besaß dieselbe ohnehin nicht; das Wasser mußte ihr, wahrscheinlich aus dem Freudenthale, zugeführt werden; ein Umstand, der, bei fortwährend sich steigerndem Bedürfnisse nach Bequemlichkeit, nicht unwesentlich dazu beigetragen

haben mag, daß die Grafen von Gleichen ihr Hoflager nur noch selten auf ihrer Stammburg aufschlugen.

Immer stiller ist es auf derselben geworden, immer seltener hat die Fanfare des Thurmwarts ankommenden Gästen oder trutzigen Feinden entgegengeschmettert. Wo ehemals der Glanz eines der mächtigsten Dynastengeschlechter Thüringens strahlte, wo der gelöwte Leopard in der Burgstandarte dessen oberhoheitliche Rechte über zahlreiche Städte und Dörfer dokumentirte, regiert jetzt Schweigen, — herrscht lautlose Stille.

Dem fröhlichen Wanderer, wenn er durch das Burgthor in den Kreis der ehrwürdigen Ruinen tritt, stockt das Lied im Munde, ein Gefühl tiefer Ehrfurcht beschleicht ihn, und wenn er den Blick von dem lieblichen Thüringer Land, welches sich zu seinen Füßen ausbreitet und ein Bild ewig sich erneuernden Lebens darbietet, zurückwendet auf das ihn umgebende Gemäuer, so ahnt er, daß es den Schatten einer fast tausendjährigen Vergangenheit auf ihn wirft.

Und tausend Jahre mag es her sein, daß hier das alte Geschlecht der Grafen von Gleichen seinen Stammsitz aufgeschlagen und die Burg erbaut hat.

Ob bei demselben, wie behauptet wird, der Name Busso üblich war, ob daraus ein Zusammenhang mit einem gleichbegüterten an der Grenze zwischen Thüringen, dem Eichsfeld und Sachsen seßhaften Geschlechte, welches ebenfalls den Namen Biso oder Busso geführt haben und im neunten Jahrhundert nach Thüringen übergesiedelt sein soll, gefolgert werden kann, mag dahingestellt bleiben.

In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts erlosch dieses alte Geschlecht, worauf die Burg zuerst an den Grafen von Orlamünde und nach dessen Tode an den Markgrafen Egbert II. fiel.

Als einer der Hauptrebellen richtete dieser im sogenannten

Zehntenkrieg mit noch anderen thüringischen Fürsten die Waffen gegen Kaiser Heinrich IV., beantwortete dessen Nachsicht und Gnadenbeweise mit unverzeihlichem Treubruch und brachte ihm am Weihnachtsabend 1088, vielleicht nicht ohne verrätherische Beihülfe, eine furchtbare Niederlage bei.

Unvergessen bleibt dieser blutige während der Belagerung von Gleichen stattfindende Ueberfall, und heute noch glaubt man in dortiger Gegend ein verwittertes Steinkreuz als Erinnerungszeichen an denselben deuten zu müssen.

Markgraf Egbert überlebte seinen Sieg nur zwei Jahr.

Nachdem derselbe 1090, erst 28 Jahre alt, ermordet worden war, kam Burg Gleichen an den Pfalzgrafen bei Rhein, ging dann durch dessen Sohn Wilhelm als Geschenk in die Hand des Kurfürsten von Mainz über und wurde endlich von diesem den Grafen von Tonna mit allen Pertinenzien zu Lehen übertragen.

So oft vom elften Jahrhundert ab die Rede ist, kommt nicht mehr der alte Stamm der Busso, sondern das Grafenhaus von Tonna in Betracht.

Dasselbe, welches sich später in zwei Linien, „die Thüringische und Eichsfeldische", spaltete, war sehr reich an Besitz in liegenden Gründen. Nicht allein, daß ihm die Ober- und Unterherrschaft Gleichen mit Ohrdruf, Wechmar, Schwabhausen, Günthersleben, Ingersleben, Stedten 2c. — später an Sondershausen und Hohenlohe fallend —, die Herrschaft Tonna mit Gräfentonna, Burgtonna, Töttelstedt, Bienstädt 2c. — in den Besitz Gothas übergegangen — und als Separatbesitz das Stammhaus Gleichen mit Wandersleben und dem Afterlehen Ringhofen gehörte, sein Besitz wurde auch noch dadurch wesentlich vergrößert, daß Anfang des zwölften Jahrhunderts Ernst I. von Mainz umfangreiche Güter auf dem Eichsfeld[3] empfing.

Dieser Graf, welcher sich advocatus Erpesfurtensis und später Voigt des Petersklosters zu Erfurt, in welchem er auch

das Gleichensche Erbbegräbniß stiftete, nannte, erweiterte überhaupt die Machtstellung seines Hauses außerordentlich und hob es zü der Bedeutung, die es mehrere Jahrhunderte in der Geschichte Thüringens hatte. — Unter seinen Kindern, Erwin II. und Ernst II., spaltete sich, wie bereits bemerkt, das Grafenhaus in zwei Linien — in die Gleichensche und Gleichensteinsche —, Erwin bekam Tonna und Gleichen, Ernst die Güter auf dem Eichsfeld. Kein Ereigniß von Bedeutung knüpft sich aber an ihr Leben, und wir können rasch überspringen auf Erwins Söhne Ernst III. und Lamprecht II.

Lamprecht war der ältere und im Besitze von Gleichen und Tonna. Ernst dagegen fielen die Güter auf dem Eichsfeld zu. Seine Stellung war mehr eine sekundäre, und wenn man die Urkunden aus seiner Zeit ins Auge faßt, so steht nicht allein sein Name hinter dem von Lamprecht, sondern beim Vollzug der wichtigsten derselben, z. B. derjenigen von 1222, Verkauf seiner Güter an Kloster Reifenstein betreffend, sagt er immer: Er thue es mit Zustimmung seines Bruders Lamprecht „Ernestus comes de Velsecke[4] coniventia fratris mei Lamperti comitis de Gleichen.“[5] 1162 datirt die erste dieser Urkunden, wo beide Brüder neben ihrem Vater als Zeugen auftreten.

Sie sind die Zeitgenossen von Ludwig dem Heiligen, und auf Ernst soll sich die Sage vom zweibeweibten Grafen beziehen!

Von ihren Nachkommen, Heinrich I. und Ernst IV., läßt sich historisch Wichtiges nicht viel mehr berichten. Die Glanzperiode des Gleichenschen Hauses war dahin, das geschichtliche Interesse wird geringer und Sagittar ungenauer. Aus seinem Munde vernehmen wir nur noch, daß Albrecht I.,[6] ein Sohn Ernst IV. und Erbe der thüringischen Besitzungen, † 1292, seine politische Schwäche offenbarend, die Advokatur des Petersklosters an Erfurt käuflich abtrat und daß Heinrich I., ein weiterer Beweis

der Hinfälligkeit der Gleichenschen Macht, das Recht auf das Löwen- oder Lauenthor[7] in Erfurt an diese Stadt verkaufte.

Mit Heinrich II. — Enkel des Vorigen — starb die Gleichensteinsche Linie aus. Unter Hermann, dem Enkel Albrecht I., fand dagegen die Theilung des Gleichenschen Stammbesitzes statt. Der eine seiner Söhne, Heinrich, übernahm dabei Tonna und gründete die Tonnaische Linie, welche 1426 ausstarb; der andere, Ernst pflanzte die Gleichensche Linie fort, die mit Graf Johann Ludwig, welcher zuletzt in Ohrdruf residirte, 1631 erlosch.

Nur einmal noch leuchtete vordem der Name Gleichen in dem Grafen Siegmund I. auf. Derselbe, ein ritterlicher kühner Mann, der von seinen Zeitgenossen „der Thüringer Teufel" genannt wurde, lebte im fünfzehnten Jahrhundert und starb 1494. Wenn wir in die Betrachtung der Gleichenschen Bigamie eintreten, wird er uns besonders interessiren. Auch er war zweimal verheirathet, und sein Heldenthum läßt es nicht unmöglich erscheinen, daß er an Türkenkriegen theilnahm, welche im fünfzehnten Jahrhundert die christliche Welt erschütterten.

Sonst war die Zeit von 1631—1794, in welcher die Grafen von Hatzfeld im Besitze der Burg waren und sie von einem Förster bewohnen ließen, durchaus ereignißarm. Mit Erlöschen dieser Linie kam Burg Gleichen als ein eröffnetes Lehen an Mainz zurück und endlich in Besitz der Krone Preußen.

Zwar einmal noch legte ein fremder Eroberer, der alles vergewaltigende Korse, seine Hand auf ihre Mauern; sein angemaßtes Besitzrecht war aber nur von kurzer Dauer. Preußen nahm nach seinem Sturz die Burg wieder an sich, und Friedrich Wilhelm III. schenkte sie dem General von Müffling, dessen Nachkommen sie noch heute besitzen.

Nachdem wir so in großen Zügen ein Bild von dem Ursprung, der Entwickelung und dem Erlöschen des berühmten thüringischen Geschlechtes entworfen und uns auf der Stätte,

wo es gelebt und gewirkt hat, umgesehen haben, ist es Zeit, daß wir das Hauptthema unserer Betrachtung, die Sage vom zweibeweibten Grafen, dem „comes bigamus“, wie ihn die Gelehrten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nennen, aufnehmen und den letzten Theil unserer Aufgabe, die Beantwortung nachfolgender Fragen zu erledigen suchen:

1. Wie ist die Sage entstanden und welche Denkmäler, Gegenstände, Bezeichnungen ꝛc. stehen mit derselben in Verbindung?

2. Darf man den ihr zu Grunde liegenden Vorgang, wie behauptet wird, in die Zeit des fünften Kreuzzuges verlegen und und annehmen, daß Ernst III. der comes bigamus gewesen ist? Oder

3. Kann man die Entstehung der Sage auf Grund der vorhandenen Ueberlieferungen auch noch auf andere Personen und Zeiten zurückführen?

4. Darf man z. B. nach dem Ergebniß dieser Fragen annehmen, daß dieselbe ihren Ursprung, anstatt im dreizehnten, erst im fünfzehnten Jahrhundert hat und mit dieser Ansicht die Ueberzeugung von ihrer Glaubwürdigkeit überhaupt verbinden?

Fassen wir zunächst die erste Frage ins Auge: Wie ist die Sage entstanden?

Von einer Beantwortung derselben in konkretem Sinne müssen wir selbstverständlich absehen; denn wie die Seerose auf schwankender Fluth sich der Berührung von Menschenhand entzieht und die dunkle Tiefe den Ort verschleiert, wo sie wurzelt, so findet auch das Auge des Forschers nur selten die historische Grundlage, von der sich ein sagenhaftes Gebilde einst abgelöst hat.

Wie aber die freischaffende Phantasie, durch Verbindung des zeitlich und räumlich Getrennten, durch Vermischung des Mythischen mit dem Historischen, die eigentliche Schöpferin der

Sage ist, so mag sie uns auch leiten für die Art und Weise ihrer Entwickelung, in vorliegendem Falle, ein wenigstens annäherndes Verständniß zu gewinnen. Vielleicht gelingt es uns auf diesem Weg, namentlich wenn wir dabei den vergleichenden Blick auf geeignete Vorbilder, z. B. auf die Heldensagen unserer Volksepen werfen, eine befriedigende Lösung dieser ersten Frage herbeizuführen.

Wir wissen, daß das innerste Lebenselement und den leitenden Gedanken jener Heldensagen „die Treue“ bildete! Die Treue, welche in ihren verschiedenen Formen, sobald sie sich feindlich berührten, zu tragischen Konflikten führte, aber auch im Opfer der höchsten Güter, durch die im Mittelpunkt der Handlung stehenden Helden, zum edelsten Ausdruck gelangte! — Der Treue wurde jede Rücksicht untergeordnet; Kriemhilde vergaß die Bruderliebe über der Gattenliebe, der grimme Hagen opferte alles der Treue gegen seinen König, und bei Rüdiger mußte die Freundestreue weichen vor der Treue gegen seinen Herrn. Tiefinnerlich wie die aus solcher Wechselwirkung hervorgehenden Thaten uns heute noch berühren, mögen sie schon das Interesse der Generationen gefesselt haben, welche davon aus heimlichen Mären den ersten Eindruck empfingen. Es war unmöglich, daß sich derselbe mit ihrem Leben verflüchtigte, vielmehr begreiflich, daß er sich auf spätere Geschlechter fortpflanzte, von denselben je nach Zeit und Anschauung in Wort und Schrift festgehalten wurde und endlich durch poetische Bearbeitung die Form der Sage annahm, wie wir sie heute noch kennen.

Die Gleichensage, welche ihre Helden ebenfalls mit dem schönen Zug der Treue und Opferwilligkeit hervortreten läßt, im übrigen aber von vorerwähnten Beispielen abweicht und tragischer Momente, welche dieselben charakterisiren, entbehrt, mag ebenso entstanden sein. Der Vorgang, welcher derselben zu Grunde lag, war zu seltsam, als daß sein Eindruck auf die

Zeitgenossen erlöschen konnte; im Gegentheil er übertrug sich auf die Epigonen, und diese, angemuthet von der eigenartigen Liebeshistorie, sorgten eifrig dafür, daß sich dieselbe mit mancherlei Zuthaten auf die Nachwelt vererbte und nach und nach zur Sage verdichtete.

Nur nach einer Richtung, wie schon bemerkt, unterscheidet sich die Gleichensage von anderen, namentlich vorerwähnten epischen Ueberlieferungen.

Während letztere sich zum Theil von dem Boden der Thatsachen abgelöst haben und als rein geschichtliche Vorgänge nicht beurtheilt werden können, hat die Gleichensage, weil noch bis vor hundert, ja noch vor achtzig Jahren und selbst bis auf unsere Tage, Denkmäler, Gegenstände und Bezeichnungen bestanden, die mit derselben eng verbunden waren und sich doch auch wieder in Widerspruch mit ihrem Wortlaut stellten, die vielseitigsten Deutungen und Zweifel seitens der gelehrten Welt erfahren.

Wie weit mit Recht oder Unrecht, wird die Untersuchung ergeben, der wir im weiteren Verlaufe unserer Betrachtung die Realitäten, welche mit der Sage in Verbindung stehen und wesentlich zur Richtigstellung irrthümlicher Anschauungen, wie zur Bekämpfung falscher Behauptungen beitragen, zu unterwerfen gedenken.

Zuerst nimmt in dieser Beziehung ein Teppich die Aufmerksamkeit in Anspruch, welcher, wie Michael Sax, ein Tonnaischer Pfarrer berichtet, auf Burg Gleichen aufbewahrt und später, nachdem er als Heirathsgut an das burggräfliche Haus Kirchberg nach Farnrode gekommen, von Sagittar 1677 besichtigt wurde. Dieser Teppich war in acht Felder getheilt und enthielt die bildliche Wiedergabe alles dessen, was der Graf von seiner Abreise aus der Heimath an bis zu seiner Wiederkehr erlebt hatte.

Sagittar meint zwar, ihm sei derselbe nicht sehr alt vorgekommen, giebt aber auch gleichzeitig der Vermuthung Raum,

die Bilder könnten bereits auf einem älteren gestanden haben und bei dessen Unbrauchbarkeit mit gewissen Zuthaten — z. B. Feuermörsern — auf einen neuen versetzt worden sein. Eine Ansicht, die um so glaubwürdiger erscheinen darf, als jener Pfarrer, Michael Sax, bei seiner Beschreibung Wappen erwähnt, die Sagittar nicht mehr sah.

Ferner existirten und existiren noch zwei Oelbilder, die sich ehemals in Tonna befanden, später in der herzoglichen Kunstkammer zu Gotha aufbewahrt wurden und jetzt auf der Wachsenburg gezeigt werden. Das eine stellt die Sarazenin, das andere den Grafen von Gleichen dar. Beide Bilder sind sehr alt, beide aber nicht alt genug, um, selbst wenn die Oelmalerei schon früher erfunden gewesen und die Tracht der dargestellten Personen eine weniger willkürliche und phantastische wäre, auftauchende Zweifel bezüglich ihrer Originalität als ungerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Ein Kreuz und ein Türkenbund, wie letzterer gewöhnlich von den Morgenländerinnen getragen wird, befanden sich früher ebenfalls im Archiv zu Tonna. Jovius, der älteste Gleichensche Chronist, berichtet von denselben, und Sagittar will solche noch zu seiner Zeit gegen 1660 in der Grafschaft Spiegelberg gesehen haben.[8]

Wie diese Gegenstände, so erinnert auch ein Priesterornat, welches im Peterskloster zu Erfurt aufbewahrt wurde, an die Sarazenin, denn sie soll erstere getragen und letzteres dem Peterskloster, über welches bekanntlich die Grafen von Gleichen die Advokatur ausübten, geschenkt haben.

Interessanter, wenn auch nicht werthvoller für den Nachweis unserer Sage, ist die dreischläfrige Bettsponde, welche einst auf Burg Gleichen, angeblich von jenem Grafen mit seinen beiden Frauen benutzt wurde und erst Anfang dieses Jahrhunderts durch die Franzosen ihre Vernichtung fand. — Aber auch hier

kann man Zweifel nicht unterdrücken, ob die Sponde, welche, wie vorbemerkt, vor ungefähr achtzig Jahren zu Grunde ging, dieselbe sein mag, wie sie einst Jovius und Sagittar, die Verfasser der Gleichenschen Chronik und Geschichte, am Anfang und Ende des siebzehnten Jahrhunderts, sahen. Sie war von dicken starken Stollen und rundem, gewölbtem Himmel gemacht; letzterer grün angestrichen und ziemlich baufällig.

Auch Gleichmann sah 1725 die Sponde und fand sie von gemeinem Holz, oben gewölbt und mit allerhand Farben bemalt, $4\frac{3}{8}$ Ellen lang und 3 Ellen breit; an dem noch vorhandenen Himmel eine den orientalischen Gewächsen ganz ähnliche Figur und an den Bettstollen viel hundert Namen von Besuchern.

Die man Anfang dieses Jahrhunderts sah, war nicht stark in Stollen, nicht grün von Farbe; nur ein plumpes Gestell von vier tannenen Säulen, verbunden mit je einer $1\frac{1}{2}$ zölligen Bohle, nicht ganz neun Fuß lang und sechs Fuß breit. Kaum groß genug für zwei, geschweige für drei Personen!

Doch auch dieser Ueberrest aus der Sagensphäre ist von geringem Belang für einen folgerichtigen Nachweis der Sage selbst. Den wichtigsten Anhaltepunkt für einen solchen giebt das Grabdenkmal, welches jetzt im Erfurter Dom steht und sich früher als Krönung des Gleichenschen Erbbegräbnisses im Peterskloster daselbst hinter dem Altar St. Barbara befand. Bis 1718 lag es auf einem fünf Fuß hohen Aufbau, der, wie Sagittar angiebt, mit Brettern bekleidet war, die auf einer Seite das Gleichensche, auf der anderen Seite des Abtes Wappen, „einen gemalten Hahn", trugen. Nach dieser Zeit, und zwar weil der Altar der heiligen Barbara auf die Seite der Kirche gestellt wurde, senkte man das Denkmal in den Fußboden und bedeckte es mit Brettern. Schon vor dem dreißigjährigen Kriege nennen Berichterstatter, darunter Hondorff (1577), die Sarazenin

auf dem Leichenstein gekrönt (corona ornata), die andere Frau schmucklos, und Jovius, Rektor in Ebeleben bei Sondershausen, der ehrlichste und wackerste Historiograph des Gleichenschen Geschlechtes, bemerkte auf dem Leichenstein die Jahreszahl 1227.[9]

Diese Entdeckung des Jovius ist von großer Bedeutung, denn wenn man heutigen Tages, ebenso auch im vorigen Jahrhundert diese Jahreszahl nicht mehr entdecken konnte, wenn man, aber mit Unrecht, behauptet, es sei nicht mehr der originale Grabstein, derselbe sei wahrscheinlich bei der Feuersbrunst, die 1430 im Kloster ausbrach, oder unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, während welchem 1632—39 die Benediktiner von den Schweden vertrieben wurden, zu Grunde gegangen;[10] wenn man ferner behauptet, im dreizehnten Jahrhundert haben in Deutschland noch gar keine arabischen Zahlen existirt, und Manche, rasch entschlossen, die Entstehung des Epitaphiums, weil an der Wand neben demselben ein Schild hing mit den Worten:

> Anno dei 1494 uff Sonnabend
> vor Letare ist verschieden der
> Edel Wolgeborn Herr Siegmund Graff
> zu Glichen.

ins fünfzehnte Jahrhundert verweisen, so darf man doch ruhig diese Behauptungen als schwach begründet beiseite legen und sich bei der Zahl gleichwürdiger Gegenbeweise beruhigen, daß sie nicht ausreichen, das Recht zu beschränken, welches eine Reihe von Dichtern und Schriftstellern in Anspruch nimmt, die liebliche Sage nach ihrer — nach der Volksweise — aufrechtzuerhalten und auszuschmücken.

Indes poetische Erzeugnisse können in Fällen, wo es sich darum handelt, der historischen Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, selbstverständlich nur geringen Anspruch auf Zuver-

lässigkeit erheben. Sie führen in Summa vor, was Zeiten und Verhältnisse zu verschiedenartigen sagenhaften Gebilden geschaffen haben; das aber, was sie uns im Geist erblicken lassen, ist weniger ein Element reiner zweifelloser Thatsache, als ein Amalgam von Dichtung und Wahrheit.

Um beide voneinander zu trennen und namentlich letztere auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, müssen wir andere Beweismittel zu Hülfe nehmen. Wir müssen die Spuren und Zeugnisse, die sich wie hier, in Form von Urkunden, Monumenten und anderen Gegenständen erhalten haben, untersuchen und, wenn es uns einerseits wegen bestehender Zweifel schwer fällt aus denselben die nöthige Beweiskraft für die Richtigkeit der Thatsachen zu schöpfen, die klare Erkenntniß dadurch zu erlangen suchen, daß wir uns bemühen, festzustellen, ob die erhobenen Zweifel als berechtigt oder unberechtigt anzusehen sind.

Die Entstehung der Sage, und damit gehen wir zu Nr. 2 der unserer Betrachtung zu Grunde gelegten Fragen über: Darf man den Vorgang derselben in die Zeit des fünften Kreuzzuges verlegen und annehmen, daß Ernst III. der comes bigamus gewesen ist? — wird, wie bereits bemerkt und hierdurch nochmals angedeutet werden soll, auf das dreizehnte Jahrhundert zurückgeführt. Nur wenige Berichterstatter fassen dafür eine andere Zeit ins Auge, und diese, da sie meistens der Sage selbst alle Glaubwürdigkeit absprechen, oder dieselbe ins fünfzehnte Jahrhundert verlegen, kommen vorläufig noch nicht in Betracht.

Kann man nun, nach Lage der Umstände und Verhältnisse, unter Respektirung der widersprechenden Thatsachen und der jetzt vorliegenden Forschungsresultate, diese Frage, so wie sie hier vorliegt, bejahen?

Wir glauben schwerlich!

Abgesehen, davon, daß die Sage überhaupt erst Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in die Oeffentlichkeit getreten ist und

vorher wenig oder nur in beschränkten Lokalkreisen bekannt gewesen sein kann, gedenkt ihrer kein zeitgenössischer Schriftsteller (deren es allerdings auch nur wenige gab). Nicht einmal der thüringische Chronist Johannes Rothe, der sonst keinen romantischen Vorgang in Thüringen verschweigt und der Romantik halber manches erfunden hat, was leider als wahr in die Geschichte eingeschmuggelt worden ist, erwähnt sie.

Ueber mehrere Einzelheiten des Kreuzzuges von 1227/28 existirt ferner ein treuer Bericht von einem der mitziehenden Pilger, des Kaplans Ludwig des Heiligen, Ern Berlt (Berthold). Er nennt als Theilnehmer an dieser Expedition alle Grafen und Herren, bis auf die Geheimschreiber; dabei auch den Grafen Meinhard v. Mühlberg — aber keinen Grafen von Gleichen.

Da Berlt in den Mittheilungen aus dem Leben seines Herrn sehr genau ist, so muß sein Schweigen über den Grafen von Gleichen auffällig erscheinen.

Nicht minder merkwürdig ist aber auch der Umstand, daß Kaiser Friedrich II., als er am 18. März 1229 den Reichsständen Bericht über den vollzogenen Kreuzzug erstattete, dasselbe Schweigen beobachtet. Er erzählt alle Einzelheiten seiner Erlebnisse, z. B., daß der Sultan von Babylon das heilige Grab zurückgegeben und er dasselbe ehrerbietig besucht habe; von einem Grafen von Gleichen, der in Gefangenschaft gerathen sei, erwähnt er aber nichts.

Bei der hohen Machtstellung, in der sich damals das thüringische Dynastengeschlecht befand, ist es auffallend, daß sich solche Stimmen nicht zu einer Klage erheben über das Unglück, welches einem seiner Häupter begegnete. Ebenso auffallend ist es, daß bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo doch so mancher Sänger die Harfe schlug und viel unbedeutendere Vorfälle besungen wurden, das Gleichensche Liebesidyll keinen Sänger gefunden haben sollte!

Diese Thatsachen und das Fehlen irgend eines diesen Fall berührenden päpstlichen Breves in den vatikanischen Archiven sind gravirende Beweise gegen die Sage — zunächst soweit, als deren Entstehung in das Jahr 1227 verlegt wird.

Absprechender noch sind die Urkunden, welche sich an das Leben Ernst III. knüpfen. Diese erweisen fast die Unmöglichkeit, daß derselbe den sagenhaften Liebesroman durchlebt hat, denn abgesehen davon, daß, wie bereits erwähnt wurde, Ernst mit seinem Bruder Lamprecht schon im Jahr 1162 in einer Urkunde, die Stiftung des Klosters Reifenstein betreffend,[11] neben seinem Vater als Zeuge fungirt hat, so wäre er, und wenn sein Alter das von 12 Jahren damals nicht überstiegen hätte, zur Zeit des Kreuzzuges von 1227 schon 77 Jahr alt gewesen; ein Alter, welches ein junges Weib gewiß zu keinen Liebesempfindungen begeistern und erheben kann.

Die einzige Möglichkeit, daß Ernst der comes bigamus sei, läßt sich noch darin finden, daß er den Kreuzzug von 1188 mitgemacht und hier das Abenteuer erlebt habe. Aber auch nach dieser Richtung läßt sich ein absprechendes Moment finden. Nicht allein, daß jener Kreuzzug erst im Frühling 1189 begann, die Kreuzfahrer aber den Winter 1189—90 bei Philippopolis zubrachten, so deutet auch eine Urkunde von 1191,[12] nach welcher Guta, die Witwe des Grafen Ernst II., dem Kloster Reifenstein eine Schenkung macht, bei der Ernst III. wieder als Zeuge auftritt, daraufhin, daß derselbe um diese Zeit in Deutschland war, demnach nur 18 Monate im heiligen Land hätte gewesen sein können.

Wann Graf Ernst starb, berichtet keine Kunde, daß aber 1227 das Todesjahr seines Bruders Lambrecht von Gleichen ist, steht fast außer Zweifel.

Freilich allen diesen Beweisen gegenüber steht eine granitene Verneinung, der Leichenstein, welcher sich bis Anfang dieses

Jahrhunderts im Peterskloster befand und noch jetzt im Dome von Erfurt zu sehen ist.

Mag von demselben auch, wie es z. B. der Prälat Placidus Muth thut, behauptet werden, er bezöge sich nicht auf Ernst oder auf einen damals lebenden Grafen von Gleichen, sondern auf den im fünfzehnten Jahrhundert verstorbenen Grafen Siegmund und seine beiden Frauen; mag derselbe überhaupt in seiner disquisitio in bigamiam comitis de Gleichen behaupten, die Gleichensage sei eine Fabel, weil sie nicht von glaubwürdigen Chronisten erwähnt werde und weil nach römischem Kirchenrecht dem Grafen überhaupt eine Doppelehe nicht habe gestattet werden können. Das Gleichensche Grabdenkmal bildet ein Faktum für sich; es stützt nicht allein den sinkenden Glauben an die Existenz eines zweibeweibten Grafen von Gleichen, sondern weist auch dadurch, daß der glaubwürdige, wahrheitsgetreue Jovius an demselben die Zahl 1227 gesehen hat, und mehr noch durch die rohe Form der Arbeit, darauf hin, daß es nicht später als im dreizehnten Jahrhundert verfertigt worden sein kann.

Das Epitaphium bildet einen Schlußstein, der aber, bezüglich der Sage, das Gebäude absprechender Kritik nicht fertigstellt, sondern der ihm die Krönung versagt und weitere Versuche dasselbe zu vollenden herbeigeführt hat.

Unter Denen, die nicht ganz ohne Erfolg, jedenfalls aber in geistvoller Weise, versucht haben weiter zu bauen und die Sage, unter Benutzung der ältesten Quellen, auf die Grundlage der Glaubwürdigkeit zu stellen, ist vor allem der Ober-Regierungsrath Freiherr W. J. A. von Tettau in Erfurt zu nennen. Derselbe glaubt, daß die Sage im fünfzehnten Jahrhundert ihren Ursprung habe und hält an der Ansicht fest, daß Graf Siegmund I. der comes bigamus sei.

Wir wollen sehen, ob und inwieweit man ihm hierin beipflichten kann. Da wir aber hiermit in die Beantwortung der dritten Frage unseres Themas: „Kann man die Entstehung der Sage auf Grund der vorhandenen Ueberlieferungen noch auf andere Zeiten und Personen zurückführen?“ treten und in Tettau gewissermaßen einen der letzten Autoren, welche diesen Gegenstand kritisch behandelt haben, sehen, so wird es gut sein, wenn wir, behufs besseren Verständnisses seiner Ausführungen, überhaupt einmal die Phasen ins Auge fassen, welche die Gleichensage, von ihrem ersten Auftreten an, durchgemacht hat.

Wir werden bei der Herzählung derselben am besten ermessen können, wodurch ihre verschiedenartige Deutung hervorgerufen wurde.

Zuerst, und hier treffen wir zweifellos auf die älteste Spur ihrer Existenz, wurde sie 1539 in einer Instruktion erwähnt, welche Dr. Martin Bucer von Philipp dem Großmüthigen von Hessen erhielt. Dieser sendete Bucer an Luther und Melanchthon, um Beide zu veranlassen, ihre Einwilligung zu seiner Vermählung mit Margarethe von der Saal,[13] trotz seiner noch bestehenden ersten Ehe, zu geben. Die betreffende Stelle in jener Instruktion lautet:

„Item wie wohl s. fürstliche Gnaden auf dieses folgende nicht hochachtet, so hat der Papst selbst einen Grafen von Gleichen, welcher zum heiligen Grab gewesen und in Erfahrung kommen, sein Weib sollte todt sein, deswegen er eine andere nahm, zugelassen, daß er sie alle Beide mocht behalten . .“

2. Die Sage wird von Manlius, einem Schüler Melanchthons, 1563 in seinen Kollektaneen (locorum communium collectanea) behandelt, ebenso von Hondorff 1577, Küselen 1598 in seiner „Reise durch Deutschland“ und dessen Nachschreibern Meiger und Melander. Diese erzählen die Sage in ihrer be-

kannten Gestalt. Der Graf und die Sarazenin werden aber ohne Namen, auch keine Zeit der Begebenheit genannt.

3. Von dem Grafen und der Türkin und davon, daß Ersterer während des Kreuzzuges 1227 von einem sarazenischen Großen gefangen wurde und Beide dann, wie die noch vorhandene Bettsponde beweist, in seltener Eintracht lebten, erzählt Matthias Dresser in seiner „Rhetorik" 1585 und Becherer („Newe Thüringsche Chronica", 1601).

4. Die Sage wird dramatisch behandelt. In Weimar 1591 (Nicol. Rothe) und Tübingen 1625 (H. Flayder) aufgeführt. Der Graf Ludwig genannt.

5. Der Graf wird ebenfalls Ludwig genannt. Er wird zu Ptolomäus auf einem Spaziergang von einem türkischen Großen „Malechsala" gefangen. Die Gefangenschaft dauert 9—12 Jahre zu Kairo. Die Rückkehr erfolgt 1240. So berichten Feuerberg 1595 und Peckenstein, Letzterer in seiner Gleichenschen Chronik.

6. Die Sage gestaltet sich immer romantischer. Michael Sax, Hofprediger in Tonna, † 1618, erwähnt des Türkenweges, des Teppichs und nennt die deutsche Gemahlin eine Käfernburgerin. Hierher gehört auch Gudenus (Historia Erfurtensis).

7. Der Graf wird Ernst genannt. Seine Gemahlin ist eine Gräfin von Orlamünde. Man hat die Bettsponde selbst auf Gleichen gesehen. Im Archiv zu Tonna befindet sich ein goldenes Kreuz und Türkenbund, welche die Sarazenin mitbrachte. Am Fuß der Burg, unter einer Linde, fand die erste Begegnung statt. So berichtet Jovius, der erste Spezialchronist des Gleichenschen Geschlechtes.

8. Die Geschichte, wie sie Jovius erzählt, giebt Sagittar — leider ohne seine Quelle zu nennen; hierin ist er durchaus nicht ehrlich — wieder. Er erwähnt das Monument und, zum erstenmal, das Freudenthal!

9. Die Gleichensage wird kritisch erörtert. Das Denkmal Siegmund I. zugeschrieben. Die Türkin eine Konkubine genannt und die Geschichte ins Reich der Fabel verwiesen. So Falkenstein, so Placidus Muth, der letzte Abt des Petersklosters in Erfurt.

10. Später erscheinen mehrere Bildnisse. Es wird ein kostbares Priesterornat nebst Kreuz im Peterskloster zu Erfurt mit der Sage in Verbindung gebracht. 1813 öffnet man die Gleichensche Gruft,[14] und Dr. Thilow sucht die Sage auf Grund anatomischer Untersuchung zu begründen.

11. von Crousa Chebre stellt die Behauptung auf, Lamprecht II. — Bruder Ernsts — sei der zweibeweibte Graf.

12. Die Sage wird aufs neue kritisch erörtert, für historisch begründet erachtet und Siegmund I. als comes bigamus erklärt. So von Tettau 1867.

Tettau hält also an Siegmund I., als dem Zweibeweibten, fest und begründet seine Behauptung folgendermaßen: Angenommen, sagt er, daß weder Nicolaus von Siegen,[15] der Chronist des Erfurter Petersklosters, noch Trithemius (ein früherer Abt) als älteste Quellen zu betrachten sind, so muß man unbedingt die Kollektaneen des Manlius als die älteste derselben ansehen. Ihr Verfasser erzählt in denselben Nachstehendes:

> „Ein Graf von Gleichen, den viele Leute in Erfurt gekannt haben, hatte mit seiner Gemahlin ein ehrbares Leben geführt. Derselbe ward, als er an einem Krieg gegen die Türken theilnahm, in einem Treffen gefangen u. s. w.“[16]

Tettau folgert nun, aus den Worten: „den viele Leute in Erfurt gekannt haben . . .“, daß das Ereigniß nicht lange vorher, also im fünfzehnten Jahrhundert, in einem gegen die Türken geführten Krieg stattgefunden habe (in militia adversus Turcos).

Er glaubt das um so mehr, als es an einer anderen Stelle heißt, daß ihn der Sultan in die Türkei bringen ließ (in Turciam transvectus est). Daß der Weg zur Burg Türken- und nicht Sarazeninweg heißt und daß sich auf dem Teppich, welchen Sagittar noch sah, Feuermörser befanden, daß das im Peterskloster befindliche Amtsornat neuer aussah als ein gleiches aus dem Jahre 1356, bestärkt Tettau noch mehr in seiner vorgefaßten Meinung. — Davon, daß der Graf mit seiner Befreierin eine rechte Ehe eingegangen sei, erwähnt Manlius nichts. Er nennt sie einfach pellex (Kebsweib) und denkt sich dabei, daß der Graf gleichzeitig mit der Gräfin in rechter Ehe und mit der Türkin im Konkubinat gelebt habe. Er berührt die Geschichte in seinem Werk unter dem Kapitel „Keuschheit und eheliche Liebe" und feiert darin gewissermaßen die Selbstlosigkeit der Gräfin, weil sie aus Dankbarkeit für die Errettung ihres Gemahls das Konkubinat desselben mit der Türkin demüthig ertragen habe. Als der Graf dem Papst alles berichtet, habe ihm derselbe Absolution (quare absolutus est a Papa) ertheilt. Das Schreiben, was er von demselben mitbekommen habe, sei nichts anderes als ein Ablaßbrief gewesen. Da der Grund für denselben fortdauerte, so hätten auch die Landesgeistlichen keine Veranlassung gehabt, später noch einzuschreiten. Ein Konkubinat, so erklärt Tettau, habe überhaupt im fünfzehnten Jahrhundert, wo die mächtigsten Könige nicht verschmähten, Töchter von Bastarden zu heirathen und mit der Vermählung von Fürstentöchtern oft Maßnahmen der Fürsorge verbunden waren, deren nähere Bezeichnung sich der Oeffentlichkeit entzieht, keinen so schlimmen Klang gehabt, als wir es uns vorstellen.

Daß das Epitaph so alt sei, bezweifele er ganz besonders, denn 1430 seien die älteren Leichensteine im Peterskloster wahrscheinlich zu Grunde gegangen, und typisch sei mehrere Jahrhunderte das in der Mitte umgürtete Gewand, welches die

Figuren auf dem Steine tragen. Im dreizehnten Jahrhundert habe es noch keine arabischen Zahlen, wie sie Jovius gesehen, gegeben; wenn aber die von demselben entdeckte Zahl 1227 wirklich auch am Leichenstein gestanden habe und angenommen werden solle, daß derselbe aus jener Zeit stamme, so könne es nur das Epitaphium Lamprechts II., welcher 1227 starb, sein. Dasselbe bezöge sich dann unfehlbar auf diesen und seine beiden Gattinnen, von denen die erste eine Gräfin von Orlamünde gewesen und die zweite, Gräfin Sophie, 1244 gestorben sein soll.

Daß Tettau ganz besonders die bereits erwähnten Urkunden von 1162 und 1191 citirt und an der Hand derselben, wie wir es ebenfalls bereits unter 2. thaten, nachzuweisen sucht, Ernst III. könne der comes bigamus nicht gewesen sein, ergiebt sich von selbst aus seinem Bestreben, die Sage von dem dreizehnten Jahrhundert zu trennen und mit dem fünfzehnten in Verbindung zu bringen, den Namen Ernst als Helden der Sage zu streichen und an dessen Stelle denjenigen von Siegmund I. zu setzen.

Von gewissem Standpunkt aus betrachtet, kann man ihm das auch nicht verargen, denn in der That, wenn man, durch Umstände und Verhältnisse gezwungen, sich von Ernst abwenden muß, so eignet sich scheinbar kein anderes Mitglied des Gleichenschen Hauses besser, seine Rolle zu übernehmen, als Siegmund I.

Dieser, der Sohn Ernst VI., war ein tüchtiger Kriegsheld, dem seine Zeitgenossen den Namen „der Thüringer Teufel“ gaben. Er starb 1494 und liegt im Peterskloster begraben. Bei ihm treffen alle Umstände zu, welche ihn als den von Manlius bezeichneten erscheinen lassen. Er war zweimal verheirathet. Er war Besitzer und Resident von Gleichen und sein kriegerisches Leben läßt es nicht als unmöglich erscheinen, daß er, obwohl gleichzeitige Schriftsteller, darunter Nicolaus von Siegen, darüber schweigen, einen Türkenkrieg mitgemacht hat.

Auch das Grabdenkmal spricht für denselben, denn er soll, wie die männliche Figur auf demselben zeigt, ein großer Mann — 7 Fuß hoch — gewesen sein. Dazu kommt noch, daß Sagittar, nachdem er das Monument, genau so wie es noch jetzt zu sehen ist, beschrieben hat, bemerkt:

„Die Mönche zeigen zwar ein Wappen gegen dem Grabe, am Chor hängend, sagen es sei dieses Gravens. Es ist aber solchens Graf Siegmunds, welcher anno 1494 gestorben."

Im Kloster wäre also damals Niemand im Zweifel gewesen, daß Siegmund der auf dem Steine Dargestellte sei. Sagittar wollte aber die Sache besser verstehen, weil er in der Idee befangen war, daß Ernst III. der Zweibeweibte sein müsse.

Schwerwiegend, fährt Tettau fort, ist auch der Umstand, daß Dr. Thilow, als die Gruft geöffnet und zu oberst ein großes Männerskelett gefunden wurde, an dem Schädel desselben eine Schwertstreichspur konstatirte und Siegmund im Gefecht bei Sulz thatsächlich eine schwere Verwundung davongetragen hat.

Dem Manlius folgen alle übrigen Schriftsteller, bis auf Matth. Dresser. Sie wissen nichts von einer Sarazenin, sondern nur von einer Türkin. Sie erwähnen keiner Doppelehe, sondern nur eines Konkubinates. Matthias Dresser ist, wie bereits erwähnt, der erste Autor, welcher die Sage ins dreizehnte Jahrhundert verlegt. Da er sich aber historische Ungenauigkeiten zu Schulden kommen läßt, so zweifelt Tettau an seiner Zuverlässigkeit und taxirt danach auch diejenige von Joh. Feuerberg und Becherer, welche meistens aus demselben schöpften. — —

Den Deduktionen des Herrn von Tettau, welche in der Erklärung gipfeln, daß es für ihn nur eine Alternative gäbe — entweder Graf Siegmund als den Zweibeweibten anzuerkennen oder die Sage ins Reich der

Fabel zu verweisen — wohnt zweifellos eine große Beweiskraft inne und stellenweis wirkt dieselbe so verblüffend, daß man jede divergirende Meinung aufgeben und die letzte der noch zu erledigenden Fragen in seinem Sinn beantworten möchte. Indes gerade diese Schlußfrage führt von neuem zum Bekenntniß, daß der Ring unanfechtbarer Beweisgründe auch von diesem scharfsinnigen Forscher nicht geschlossen worden ist und daß überhaupt, wenn nicht der Zufall noch wichtige Urkunden aus dem Staube der Archive hebt und verbleibende Zweifel und Widersprüche beseitigt, auch jeder fernere Versuch, dieses Ziel durch die Wechselwirkung der Forschung und Erkenntniß zu erreichen, sich auf das Gebiet der Konjekturalkritik zu beschränken haben wird, — eine Beschränkung, die sich übrigens von selbst ergiebt und der sich naturgemäß auch unsere Schlußbetrachtung, welche wir an die Beantwortung der vierten und letzten Frage knüpfen wollen, zu unterwerfen hat! Dieselbe lautet bekanntlich: „Darf man annehmen, daß die Sage ihren Ursprung, anstatt im dreizehnten, im fünfzehnten Jahrhundert hat und mit dieser Ansicht die Ueberzeugung von ihrer Glaubwürdigkeit überhaupt verbinden?

Im Hinblick auf das Epitaphium, welches nächst dem noch vorhandenen Material an Urkunden die einzige reale Grundlage für die Formulirung einer sachgemäßen Antwort bildet, glauben wir den ersten Theil dieser Frage verneinen zu müssen!

Unserer Ueberzeugung nach — und damit folgen wir den Ausführungen des Oberforstmeisters Werneburg und erledigen zugleich die andere Hälfte der vierten Frage — weist dieses uralte Grabdenkmal, bezüglich seiner Entstehung nicht auf die Zeit der Türkenkriege, sondern auf die Aera der Kreuzzüge hin. Daß es dem dreizehnten und nicht dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, kann kaum bezweifelt werden, und wenn man den Einwand geltend macht, daß die Stütze dieser Behauptung, die Zahl 1227, welche

Jovius am Grabstein sah, hinfällig sei, weil im dreizehnten Jahrhundert noch keine arabischen Zahlen existirt haben und das ursprüngliche Epitaphium beim Klosterbrand 1430 zu Grunde gegangen, das jetzige aber erst im fünfzehnten Jahrhundert entstanden sei, so ist demselben zu begegnen, indem sich wie Werneburg anführt, nachweisen läßt, daß Ende des dreizehnten Jahrhunderts arabische Zahlen — wenn auch bloß in einzelnen Fällen — nicht nur bekannt waren, sondern daß sogar ein Siegel des Gottfried von Hohenlohe und ein konsolartig gearbeiteter Stein in dem bei Ulm auf dem Michelsberg gelegenen Frauenkloster existiren, von denen das erstere die Zahl 1235, der letztere die Zahl 1296 trägt.[17]

Ebenso läßt sich die Behauptung, daß das Grabdenkmal erst dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, leicht entkräften.[18] Das metallene Schapel mit dem Kopftuch auf dem Haupt der Frauen, ihr gescheiteltes Haar, das lange Gewand des Grafen, sein bartloses Gesicht (Rittersitte seit Anfang des zwölften Jahrhunderts), vor allem die Rohheit der Skulptur und die Form des Schildes deuten auf das Mittelalter hin. — Ein Bildhauer des sechzehnten Jahrhunderts würde die Figuren auf dem Stein wahrscheinlich betend und den Ritter gerüstet dargestellt, jedenfalls aber, da man annehmen darf, daß dem damals noch reich begüterten Grafenhaus ein Meister ersten Ranges zur Verfügung stand, kunstgewandter gearbeitet haben.

Daß auf den Ausspruch Manlius' hin: „Es haben noch Erfurter existirt, die den Grafen gekannt haben", gefolgert werden soll, Siegmund müsse der comes bigamus sein, erscheint gewagt. Es ist anzunehmen, daß Manlius, welcher nur kurze Zeit nach Siegmund lebte, gewiß dessen Namen genannt haben würde, wenn derselbe damals noch im Munde der Erfurter, wie es die kurze Zeitfolge — von Siegmunds Tod bis dahin — natürlich erscheinen läßt, gewesen wäre. Der Sinn jener Worte „Quidam comes de Glichen multis Erphordiae notus", war aber wohl

mehr darauf gerichtet, daß man einen Gleichenschen Grafen im allgemeinen — nicht einen bestimmten — gekannt habe.

Philipp der Großmüthige lebte 1533, in welche Zeit auch die Jugend Dressers, der dieselbe in Erfurt verlebte, fiel. Beide, welche nur fünfzig Jahre nach Siegmund lebten, würden ebenfalls, der Erstere nicht von einem unbestimmten Grafen von Gleichen, sondern von einem bestimmten Grafen Siegmund gesprochen, der Letztere nicht den Ausspruch gethan haben: Es sei unbegreiflich, daß die Geschichte von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen in Chroniken nicht aufgeführt sei. Dresser würde gewiß, wenn sich die Sage auf Siegmund bezöge, eine solche interessante Jugenderinnerung festgehalten haben. Auch Nicolaus von Siegen, der Chronist des Petersklosters, der viel über Siegmund berichtet, würde dessen Abenteuer nicht unberührt gelassen haben; ebenso wie man auf Burg Gleichen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Bettstelle nicht als die eines Grafen von Gleichen, der zur Zeit der Kreuzzüge gelebt habe, sondern als die von Graf Siegmund gezeigt haben würde.

Daraus, daß neben dem Grabdenkmal ein Schild Siegmunds gehangen habe, auf dem das Todesjahr desselben verzeichnet gewesen, zu schließen, das Denkmal bezöge sich auf Siegmund, muß ebenfalls als gewagt erscheinen.

Es war ja ganz erklärlich, daß man in vielen Fällen, wenn ein männliches Glied der Gleichenschen Familie starb, in Ermangelung eines dem ganzen Geschlecht gewidmeten Denkmals, seiner Bestattung ein besonderes Merkzeichen — z. B. ein Wappenschild, was man in der Nähe aufhing, und wie deren noch einige in der Klosterkirche existirten — widmete.

Uebrigens fehlt für die Anwesenheit Siegmunds in Deutschland — Tettau, Annalen und Regesten Siegmund I. — nur für 1460 ein Nachweis, denn 1461 empfängt derselbe in seiner

Heimath einen Brief vom Bischof von Eichstätt und tritt im selbigen Jahre eine Reise nach Palästina an, heirathet 1464 auch schon eine zweite Frau, Gräfin von Schwarzburg, was undenkbar sein würde, wenn er, kurz vorher aus der Gefangenschaft gekommen, in den Liebesbanden der Türkin gelegen hätte.

Kommt man infolge dieser Umstände zu der Ueberzeugung, daß die Sage doch einer früheren Zeit entsprungen sein muß, so ergiebt sich auch, daß die Behauptung derjenigen Autoren, welche sie in die Zeit der Kreuzzüge verlegen, als die glaubwürdigere zu bezeichnen ist.

Allerdings muß dabei von vornherein abgesehen werden, Ernst III. als den Zweibeweibten ins Auge zu fassen und den Kreuzzug 1227, wie bisher theilweise angenommen wurde, als Hintergrund für die Sage zu wählen. Ernst III. besaß die Gleichenschen Güter auf dem Eichsfeld und tritt urkundlich niemals als Graf von Gleichen, sondern nur als solcher von Velsecke auf. Er kann auch den Kreuzzug von 1227 nicht mitgemacht haben, denn zu dieser Zeit war er, wie bereits erwähnt, schon todt oder mindestens 77—80 Jahre alt.

Aber in dem gleichen Maße, wie sein und Siegmunds Namen durch die vorangegangenen Schlußfolgerungen in den Hintergrund gedrängt werden, muß derjenige Lamprechts, des Besitzers von Tonna und Gleichen, des einzigen Grafen des Hauses, auf den, als einen Zeitgenossen der Landgrafen Ludwig des Milden und Ludwig des Heiligen, die Sage noch angewendet werden kann, in den Vordergrund treten.

Auch dieser kann aus den gleichen und früher angeführten Gründen 1227/28 nicht in Palästina gewesen sein; in Anbetracht aber, daß sein Name in den Urkunden von 1162—1193 nur selten, in den letzten fünf Jahren dieser Zeitperiode aber gar nicht angeführt ist, kann es immerhin als wahrscheinlich an=

genommen werden, daß er während dieser letzten fünf Jahre außer Landes gewesen ist und sich an dem unter Barbarossa stattfindenden dritten Kreuzzug betheiligt hat.

Wer möchte der Behauptung, daß sich diese Annahme im Widerspruche mit einer Stelle des Chronicon sampetrinum[19] befindet, mehr Glauben beimessen als derjenigen, die im Hinblick auf die damalige große Begeisterung den Ausschluß von jenem Kreuzzuge seitens eines Grafen von Gleichen für unmöglich hält?

Lamprecht, welcher seinem urkundlich ersten Auftreten und seinem 1227 erfolgten Tode nach damals ca. 40—42 Jahre alt war, kann sich Friedrich Barbarossa recht gut als Kreuzfahrer angeschlossen, kann bei dieser Gelegenheit das Abenteuer, und wenn ihm hierzu gegen den Wortlaut der Sage auch nur 4—5 Jahre verblieben, recht gut bestanden haben und ist außerdem fast zweifellos der Graf, auf den sich der Grabstein im Erfurter Dom bezieht.

Auf die Argumente des Herrn v. Crousa-Chebre,[20] des einzigen Autoren, welcher versucht hat Lamprecht II. als den Zweibeweibten hinzustellen, kann man sich dabei freilich nur wenig stützen.

Die vornehmsten derselben, daß Lamprechts Vetter, der Graf Reinboth v. Beichlingen, beim Beginn des Kreuzzuges von 1188 — an dessen Theilnahme er selbst durch Krankheit verhindert war — der Petersabtei zu Erfurt einen ewigen Zins von 18 Mark geschenkt habe, wahrscheinlich deshalb, damit die Mönche für die glückliche Rückkehr seines Vetters Messe lesen möchten, oder, daß die Töchter der Grafen Ernst und Lamprecht den in der Gleichenschen Familie ungebräuchlichen, auf fremdländischen Einfluß deutenden Namen Adela führten, sowie daß 1193 die Infulsertheilung für den Abt des Petersklosters, diese hochkirchliche Begünstigung, nur auf die Empfehlung Lamprechts und der Sarazenin zurückzuführen sei, sind, wie der Hinweis

darauf, daß in der Zeit von 1193—1227 nur Lamprecht II. den Titel eines Grafen v. Gleichen geführt habe und er deshalb auch der Zweibeweibte sein müsse, zu sehr in das Gewand der Hypothese gekleidet, als daß man darauf hin die Glaubensrichtung des Herrn v. Crousa-Chebre zu der eigenen machen könnte.

Die von uns gemachte Schlußfolgerung, daß Lamprecht II. der comes bigamus gewesen sei, läßt sich viel eher dadurch rechtfertigen, daß man das Epitaphium selbst für die Zulässigkeit derselben sprechen läßt.

Lamprecht II. war nach dem bereits früher erfolgten Ableben seiner ersten Gattin (und dem der Sarazenin?) 1227 gestorben. Seine zweite rechtmäßige Gemahlin, Gräfin Sophie, folgte ihm erst siebzehn Jahre später (1244) im Tode nach.

Nimmt man nun für die Zeit der Errichtung des Denkmals zwei Möglichkeiten an, so ergiebt sich, daß dasselbe entweder erst nach dem Tode der Gräfin Sophie 1244 aufgestellt oder von derselben bereits im Anfange ihres Witwenstandes gleich nach 1227 gestiftet worden ist.

Im ersteren Falle, wo es sich nur um eine monumentale Darstellung der beiden Gräfinnen handeln kann, muß mit Recht die Zweifelfrage aufgeworfen werden, warum der Bildhauer die eine der beiden Frauen, zwischen denen doch kein Rangunterschied bestand, mit der fürstlichen Krone schmückte, im anderen Falle aber der Glaube obsiegen, daß die zur Linken stehende weibliche Gestalt die Morgenländerin vorstellt, deren Andenken und mit ihm dasjenige an ihre dem Gatten erwiesene Hochherzigkeit und Liebe für spätere Zeiten festzuhalten, sich Gräfin Sophie zur Pflicht gemacht hatte.

Daß Lamprecht während seiner ersten Verheirathung in rechtmäßiger Ehe mit der Sarazenin gelebt haben soll, ist wie gesagt zu bezweifeln. Das kann aber unser Interesse für die

liebliche Sage, selbst wenn auch dieser Versuch, ihr zur Bedeutung einer historischen Thatsache zu verhelfen, als ein vergeblicher bezeichnet werden sollte, nicht abschwächen.

Auch ohne die Absolution des Papstes, welcher dieselbe nur unter Anerkennung bestehender Würdigkeit ertheilen konnte, erhebt sich auf der Grundlage edelster Motive das sagenhafte dreifaltige Liebesbündniß weit über den Begriff eines gewöhnlichen Konkubinates.

Das Epitaphium legt in seinem Entwurf ein beredtes Zeugniß davon ab, und das sinnige Gemüth unseres Volkes wird von demselben nicht bloß durch das ihm eigene geschichtliche Interesse, sondern in weit höherem Maße dadurch gefesselt, daß es in ihm ein ehrwürdiges Denkmal ritterlicher deutscher Treue und selbstloser Frauenliebe erblickt!

Diese Auffassung sichert der Sage, welcher trotz mancher historischer Bedenken die Glaubwürdigkeit nicht ganz abgesprochen werden kann, eine weitere, vielleicht ewige Dauer, und noch lange Zeit nach dem Verfall des Grabsteines im Erfurter Dom und der letzten Reste der Wandersleber Burgruine wird man andachtsvoll der Sage lauschen vom Grafen von Gleichen und einen beiden Frauen!

Anmerkungen.

[1] Der Hof Freudenthal (Untergleichen) war ehemals ein Burglehen der Grafen für ihre Ministerialen auf der Burg Gleichen, welche Advocati, Kastellane oder Amtmänner daselbst waren. Von ihnen ist das noch jetzt lebende, in Franken und Thüringen begüterte adlige Geschlecht von Gleichen entsprossen.

[2] Hellbach, Historische Nachrichten über die drei thüringschen Gleichen.

[3] Diese Güter bestanden aus den Schlössern Scharfenstein, Birkenstein, Gleichenstein und erstreckten sich bis nach Hüpstedt, Beberstedt, Schwerstedt und Ammern bei Mühlhausen (Wolfs Geschichte des Eichsfelds).

[4] Niemand weiß, wo ein Schloß Velseck liegt. Daß es aber ein Schloß, vermuthlich auf dem Eichsfeld, war, ergiebt sich aus einer Bemerkung bei Wolf, nach der in einer Urkunde Berthold von Velsecke als Zeuge vorkommt. Jedenfalls stand es dort, wo sich jetzt Schloß Gleichenstein erhebt; zwischen Heiligenstadt und Mühlhausen.

[5] Wolf l. c. S. 149, Urkundenbuch S. 11.

[6] Albertus d. gr. comes in Glichen (Sagittar 68) verkauft seine Advokatur von Erfurt an die Stadt Erfurt. Heinrich II. von Gleichenstein verkaufte bereits (1290) sein Advokatsrecht an den Rath derselben, woraus hervorgeht, daß auch die Gleichensteinsche Linie dieses Recht besaß und zwar nicht von seiten des Erzbischofes von Mainz.

[7] Graf Heinrich verkauft sein Recht, durch das Löwenthor am Petersberg jederzeit in Erfurt einreiten zu können, an den Rath dieser Stadt (Sagittar S. 94).

[8] Das im Vorhergehenden erwähnte Kreuz wurde nebst einem angeblich von der Sarazenin herstammenden Ring noch im Nachlasse der letzten Gräfin Juliane von Gleichen aufgeführt. — Von allen diesen im Texte aufgezählten Gegenständen existiren, wie bemerkt, nur noch die auf der Wachsenburg befindlichen Bilder.

[9] „Wann und in welchem Jahre er verstorben, weiß niemand. Ich finde zwar zu unterst auf dem Grabe Stein, welches meines Wissens bisher von niemand observiret worden, diese bloße Jahre Zahl ohne einige fernere beygefügte Schrifft oder Anzeige als 122Γ (ist 1227). Ob es nun etwa das Jahr ist, in welchem er abgeleibet, kann ich nicht berichten." (Paul Jovii Gleichensches Chronicon.)

[10] Diese Ansicht muß im Hinblick auf die nach Gudenus, Sagittar und Muth gegebenen Nachrichten als durchaus unhaltbar erachtet werden, denn einmal ist nicht zu glauben, daß ein solcher Leichenstein durch die Schweden zerstört worden ist, während andere viel weniger wichtige Grab-

steine aus dem fünfzehnten Jarrhundert im Jahre 1777 noch wohlerhalten vorhanden waren; dann aber ist noch weniger anzunehmen, daß die Mönche einen neuen Stein und noch dazu von solcher Beschaffenheit hätten machen lassen zu einer Zeit, wo sie vollauf mit der Herstellung ihres Klosters zu thun hatten und das Geschlecht der Grafen von Gleichen ausgestorben war. (Werneburg S. 80.)

[11] Urkunde vom Jahre 1162. Lamprecht und Ernst treten neben ihrem Vater als Zeugen auf. (Wolf l. c. S. 149, Urkundenbuch S. 14.)

[12] Der Wortlaut dieser Urkunde ist: Dies geschah im Jahre des Herrn 1191, in der 9. Indiktion, im 2. Jahre des Feldzugs nach Jerusalem, im Jahre nach dem Tode des Kaisers Friedrich, da sein Sohn, König Heinrich, im Frieden regierte. Zeugen sind Graf Erwin und sein Sohn Ernst.

[13] Landgraf Philipp von Hessen war in Liebe entbrannt zu Margarethe von der Saal, welche Hoffräulein bei seiner Schwester Elisabeth, verwitweten Herzogin von Sachsen, zu Rochlitz war. Nachdem seine erste Gemahlin sich auf dem Schloß Spangenberg schriftlich erklärt hatte, gedachtes Fräulein als Mitgemahlin aufzunehmen, ertheilte M. Luther als Chef seiner Kirche die hierzu erforderliche Dispensation.

[14] Vor der Beschießung des Petersberges erwirkte Regierungsrath von Faber bei den französischen Militär- und Civilbehörden von Erfurt die Erlaubniß, den Stein, sowie die Gebeine in den Dom retten zu dürfen. Am 5. August 1813 wurde der Stein in Gegenwart des Regierungsrathes v. Faber, des Polizeikommissärs Edler, des Bauinspektors Schmidt und des Stadtamtsschreibers Papst als Protokollführer gehoben. Bei drei Fuß Tiefe fand man sechs Todtenköpfe mit einer Anzahl Knochen und zwei Fuß tiefer die Skelettreste eines in dem Grabe liegenden Körpers. Es waren Knochen von außergewöhnlicher Größe; auch einige Stücke vom bretternen Sarg wurden gefunden. Medizinalrath Dr. Thilow unterzog sich der Aufgabe, diese Gebeine anatomisch zu untersuchen, und gelangte dabei zu der Ansicht, daß sich das Skelett auf Ernst III. und unter den Schädeln zwei auf seine beiden Frauen bezögen, — eine Ansicht, die mit Recht bekämpft und als hinfällig bezeichnet worden ist, weil sie vollständig unberücksichtigt läßt, daß das Grabmal der Grafen von Gleichen seit dem dreizehnten Jahrhundert, in welchem der Sage nach der comes bigamus gestorben sein soll, durch spätere Benutzung, zuletzt durch die Beisetzung Siegmund I., ganz wesentliche Veränderung bezüglich seines Inhaltes erfahren haben muß.

[15] Die von dem Benediktiner Nicolaus v. Siegen geschriebene, 1495 beendete Chronik des Petersklosters, deren vermuthliches Original in der weimarischen Bibliothek aufbewahrt wird, kann deshalb nicht als älteste

selbständige Quelle der Gleichensage betrachtet werden, weil die darin erwähnte Sage nicht von Siegen selbst erzählt wird, sondern allem Anschein nach von fremder Hand auf einige von dem Chronisten für event. Nachträge leer gelassene Blätter später niedergeschrieben worden ist.

[16] Quidam Comes de Gleichen, multis Erphordiae notus, cum uxore sua honeste vixit. Is cum in militia adversus Turcos prelio captus esset a soldano rege in Turciam transvectus est . . . „Manlius Locorum communium collectanea. Basil 1563 pag. 175—177".

[17] Bericht des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, sowie Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.

[18] Werneburg „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt 1872".

[19] Die betreffende Stelle der Chronik des Petersklosters zu Erfurt von 1188 lautet in der deutschen fast wörtlichen Wiedergabe des Joh. Rothe „Chronicon Thuringiae:"

„Unde ez wordin mit dem cruzce gezeichint Keyser Friedrich,
„Landgraf Lodwig von Doringin unde Hessin syner swester son, der
„Bischof Gotfried von Worzeborg, Bischof Hermann von Munstir,
„Bischof Martin von Myszin, Bischof Rudolff von Lütiche, Bischof
„Hermann von Straszeborg unde vele andir Bischofe und epte, dar-
„nach Grafe Poppo v. Henneberg, Grafe Albrecht von Grumbeche
„Grafe Albrecht von Hiltburg unde andir gar vel Grafin und herin.

Danach wird zwar unter den Edlen, welche sich an dem Kreuzzuge unter Friedrich Barbarossa betheiligten, ein Graf von Gleichen nicht mitgenannt. Im Hinblick auf den Nachsatz: „unde andir gar vel Grafin und herin" kann aber sein Ausschluß vom Kreuzzuge auch nicht ohne weiteres als Thatsache angenommen werden, denn unmöglich ist es nicht, daß ihn der Chronist zu den „anderen gar vielen Grafen" zählt, deren Namen er nicht besonders aufführt.

[20] Archiv für Geschichte, Genealogie und Heraldik. Jahrgang 1847.

Anm. d. Red. Ueberzeugt, daß die allseitige Beleuchtung der weitverbreiteten, aber in ihren Einzelheiten und ihrer Grundlage doch wenig bekannten Sage willkommen sein werde, glaube ich doch auch meine Ansicht nicht zurückhalten zu dürfen, daß nur aus dem Eindrucke des vielerwähnten Grabsteines eines Grafen, der zweimal vermählt war, auf den Beschauer die Sage entstanden ist. W. W.

Falb und die Erdbeben.

Vortrag,
gehalten in der naturforschenden Gesellschaft Graubündens in Chur
am 29. Januar 1890

von

Dr. Chr. Tarnuzzer
Lehrer an der Kantonsschule in Chur.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1891.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der Stilistik wurde uns als warnendes Beispiel dafür daß verschiedene Redetheile nicht zu einem Ganzen vereinigt werden dürfen, ohne daß ein innerer, logischer Grund für die Vereinigung vorhanden ist, folgender merkwürdige Satz vorgehalten: „Alle Georgier sind Christen und geneigt zur Trunkliebe, gute Jäger und den Erdbeben ausgesetzt." Wenn gesagt worden wäre, daß die Georgier Gebirgsbewohner und den Erdbeben ausgesetzt seien, so wäre alles richtig gewesen, denn in Wahrheit gehören Gebirge und Erdbeben zusammen; der Boden, den, wie der Dichter sagt, „Götter zum Getretensein doch schufen", wird meist nur da rebellisch, wo die Erdrinde in ihrer Lagerung stark gestört worden ist, also in den Gebirgen.

Dies ist jedoch eine erst in neuerer Zeit zur Geltung gekommene Ansicht. Ueber die Frage nach der Ursache der Erdbeben ist im Laufe der Zeit eine große Menge von Meinungen laut geworden, welche alle Verschiedenheiten der Vorstellungen zeigt. Pythagoras suchte den Grund der Erdbeben in einem Zentralfeuer, Aristoteles hinwiederum in der in Höhlen der Erde wirkenden Luft und Dämpfen; Andere sahen die unterirdischen Wasser als Ursache an.

Auch Lukrez wandte sich der Einsturztheorie zu, indem er behauptete, daß es in der Erde Höhlungen gebe, welche durch Auswaschungen des Wassers entstanden seien und, wenn die sie

tragenden Stützen nicht mehr hinreichen, sie zu halten, einstürzen und dadurch Bodenerschütterungen erzeugen würden. Der arabische Kosmograph Kazwini erklärte die Erdbeben auf dieselbe Weise. Die Erklärungsart hat sich auch bis fast in die neueste Zeit zum Theil erhalten.

Andere ließen die Erdbeben durch das Wirken von Dämpfen entstehen. Man erblickte die Ursache der Erdbeben in Gasspannungen und fahndete lange unermüdlich nach den Quellen, wo diese Gase entwickelt würden. Im Anfange unseres Jahrhunderts erklärte Parrot, daß durch die Zersetzung von großen Quantitäten von Schwefeleisen so viele Gase entbunden werden könnten, daß diese endlich die über ihnen liegenden Schichten sprengen müßten. An „elastische Flüssigkeiten" dachten auch v. Hoff und A. v. Humboldt; der Letztere erklärte die Erdbeben allgemein als eine Reaktion des flüssigen Erdinnern gegen die Außenrinde unseres Planeten, als eine mißlungene Eruption, somit gleichwerthig mit einem echt vulkanischen Ausbruche. Kries (1820) redete davon, daß Knallluft-Explosionen die Erdbeben verursachten, und er fand mit seiner Theorie nicht wenig Anklang. Die Zahl der Erklärungsversuche mehrte sich noch mit der Verkündigung der Ansicht, daß die Erdbeben durch unterirdische Gewitter entständen, und weiter mit der durch Lambert (1821) aufgestellten Hypothese, wonach die Erdbeben mit oberirdischen Elektrizitätsspannungen direkt im Zusammenhang wären. Pöppig betonte zehn Jahre später den Zusammenhang zwischen den atmosphärischen Veränderungen und den Erdbeben. Karl in München berief sich auf das Phänomen des Leidenfrost'schen Tropfens und lehrte, daß im Erdinnern Wassermassen über heiße Flächen ziehen, welche Wasser dann im überhitzten Zustande verweilen und nach verminderter Temperatur der Unterlage durch plötzliche Verdampfung Erdbeben hervorrufen würden. Diese Annahme war nichts als eine Wiederholung der vom verdienten

Mallet 1850 aufgestellten Theorie. In neuerer Zeit hat Pfaff die Hypothese aufgestellt, daß die im Schmelzflusse befindlichen Massen aus dem Erdinnern in unterirdische, der Oberfläche nahe, mit Wasser gefüllte Hohlräume emporgepreßt, daselbst rasch so viel Dämpfe entwickeln müßten, daß dadurch Erdbeben leicht erklärlich würden. Rudolf Falb, mit dem wir uns heute vorwiegend zu beschäftigen gedenken, erklärte dann kurzweg alle Erdbeben als Folge unterirdischer Vulkanausbrüche, welche durch die Anziehung von Sonne und Mond befördert würden.

Man sieht, daß an Erklärungsversuchen der Erdbeben kein Mangel ist, und weiter, daß die Lösung der Erdbebenfrage eine ungemein schwierige sein muß. So wenig aber, als wir über das Wesen der Erdbeben wissen, so sicher ist es nach den Forschungen der Neuzeit, daß die unsere Erdrinde durchzuckenden Beben verschiedene Ursachen haben, und daß es durchaus unrichtig ist, ihr Auftreten nur den Einstürzen von Hohlräumen oder der vulkanischen Thätigkeit allein zuzuschreiben. Eines ziemt sich auch hier nicht für Alle. „Gerade so wie wir uns ein Erdbeben der Erde im Kleinen durch verschiedene Ursachen erzeugen können,“ sagt Toula, „sei es durch das wuchtige Niederfallen eines Stampfhammers, sei es durch einfaches Stampfen mit den Füßen auf dem Boden, sei es durch das Hinrollen eines Wagens, oder durch das Losbrennen eines schweren Geschützes oder durch das Auffliegen einer Mine oder das Abgeben eines Sprengschusses im Steinbruch oder im Bergwerke — gerade so können nicht nur, nein, müssen wir auch für die Erdbebenerscheinungen, wie wie sie sich ohne unser Zuthun im Riesenbaue unseres Planeten abspielen, die Möglichkeit annehmen, daß sie durch verschiedene Ursachen veranlaßt werden können. Daß die Erscheinungen schließlich im großen und ganzen dieselben sind, darf uns dabei nicht wundern, sie werden ja — seien sie nun hervorgerufen durch Berstung, nach Art etwa, wie bei der Bildung von Spalten

im Gletschereise die Eismasse erzittert, oder durch Verwerfungsvorgänge, den Absturz einer Felsmasse, den Einsturz eines Felsengewölbes oder durch Explosionsvorgänge bei vulkanischen Prozessen — immer Wellenbewegungen in der Gesteins- oder der Felsmasse erzeugen, die sich schließlich nur durch ihre größere oder kleinere Intensität voneinander unterscheiden werden."

So unterscheiden wir denn heute, gestützt auf seit Jahrzehnten, zum Theil mit Instrumenten beobachteten Erdbeben drei nach ihrem Auftreten ganz deutlich unterschiedene Arten von Beben, nämlich:

Die Einsturzbeben, die vulkanischen Beben und die tektonischen oder Stauungsbeben.

1. **Die Einsturzbeben.** Die Theorie der Einsturz-Erdbeben ist, allgemein auf die Ursache der Erdbeben angewandt, wie wir bereits angedeutet, die älteste der über die elastischen Bewegungen unseres Erdbodens aufgestellten Lehren. Sie hat auch in der neueren Zeit durch den vielfach verdienstvollen Volger und den ausgezeichneten Chemiker, aber als Geologe fast überall gegen alle herrschenden Ansichten heftig polemisirenden Fr. Mohr ihre Vertreter gefunden.

Die Einsturzbeben treten auf in höhlenreichen Gegenden, überhaupt da, wo die Beschaffenheit des Schichtengebäudes der Erdrinde Einstürzen förderlich ist, d. h. wo reichliche Kalk-, Salz- und Gipsschichten vorhanden sind und durch Wasser ausgelaugt werden. In der Schweiz ereignen sich Einsturzbeben namentlich in den Gegenden des Jura, in Stein am Rhein, wo die Ursache wohl im Einsturze von Gipsschichten zu suchen ist, die in jener Gegend unter dem Muschelkalke in nicht bedeutender Tiefe sich hinziehen, in Mamried und Zweisimmen im Kanton Bern, an welch letzterem Orte die Wasser der Großen Simme über einer Gipszone eine Neigung zum unterirdischen Abflusse haben und dann die tiefern Gesteinspartien auswaschen;

im Kanton Wallis, wo nach Volger 20 Quellen unterirdische Gipslager auslaugen; in Deutschland, z. B. im Gebiete der salzauflösenden Quellen von Nauheim, Homburg, im Tirol in Hall und Umgebung u. s. w. Der Charakter dieser Einsturzbeben ist ein leicht erkenntlicher. Sie treten immer nur auf einer geringen Fläche auf, haben also durchaus lokale Bedeutung und geben nicht Grund, größere Gebiete in Mitleidenschaft ziehende Erderschütterungen auf sie zurückzuführen. Bei einem ähnlichen Beben vom 4. Dezember 1881 im Wallis glaubte man in Sitten an das größte Erdbeben seit Jahren und war dann erstaunt, zu vernehmen, daß der für die genannte Ortschaft außerordentlich heftige Stoß nur im kleinsten Theile des Kantons empfunden wurde.

In neuerer Zeit haben bloß Volger und Mohr unterirdische Einstürze allgemein als Grund der Erdbeben angenommen. Um Erschütterungen von dem Charakter und der Ausdehnung unserer größeren Beben, wie etwa des Lissaboner von 1755 oder des ligurischen vom 23. Februar 1887 zu erhalten, sind die Geologen schon lange darüber einig, daß es ungleich größerer Massen, als sie dort zur Verwendung gelangen, und einer ganz anderen Art der Bewegung derselben braucht. Trotzdem wendet sich Herr Falb gegen die Einsturztheorie, als würde diese allgemeine Anerkennung gefunden haben. Er läßt aber nicht einmal die thatsächlich in die Erscheinung tretenden, stets lokalisirten Einsturzbeben gelten, sondern schließt vielmehr vom Vorkommen des Gipses auf vulkanische Thätigkeit; Gipslager sollen nicht selten die einstige engere Verbindung ihrer Lagerstätten mit dem heißen Erdinnern verrathen und dort auftretende Erdbeben vulkanische sein, da es andere für Falb nicht giebt. Gewiß geht sehr oft die Umwandlung des Kalkes in Gips u. a., wie Falb sagt, durch Schwefelwasserstoff vor sich, daß aber darum, wie Falb meint, Gipslager in dieser Allgemeinheit vulkanische

Herde voraussetzten, von denen aus der Schwefelwasserstoff aufstieg, und daß sie nicht eben so oft auf rein neptunistischem Wege abgesetzt wurden, kann man gewiß nicht behaupten. Was für Anhaltspunkte in aller Welt könnten die Gipslager und Einsturzbeben in Zweisimmen und im Wallis für eine vulkanische Thätigkeit geben?

2. Wieder einen anderen Charakter tragen die **vulkanischen Beben**, deren Erscheinungsweise durchaus verschieden ist von den in unseren Gebirgen auftretenden, auf der Faltung und Brechung den Felsschichten fußenden Beben. Die vulkanischen Beben gehen meist den Eruptionen voraus und haben den alten oder den erst in der Bildung begriffenen Vulkan im Zentrum. „Daß dabei," sagt Toula, „die aus der Lava freiwerdenden und entweichenden Dampfballen die Ursachen sind, daran kann gar nicht gezweifelt werden. Man hat ja häufig den Prozeß verfolgen können: Aus der brodelnden Lavamasse hebt sich eine Blase, sie platzt mit einem dumpfen Schalle, eine Wasserdampfwolke hebt sich und fast gleichzeitig erzittert der Boden unter den Füßen des Zuschauers." Diese Erschütterungen sind ausschließlich an vulkanische Gebiete gebunden und tragen im ganzen durchaus den Charakter lokaler Erscheinungen an sich. Sie zeigen immer ein deutliches Zentrum, weshalb man sie auch zentrale Beben genannt hat; sie weisen eine radiale Fortpflanzung der Wellen auf, pflegen immer explosionsartig aufzutreten und breiten sich nie über ein großes Gebiet aus. Dagegen ist die Zahl ihrer Stöße oft eine ungemein große; Hawai zeigte im März 1868 über 2000 Stöße, vom 16. bis zum 18. Januar allein 700. Ein solches vulkanisches Beben war die Erschütterung auf Ischia von 1883; wir wissen von ihr, daß sie nur auf einem verhältnißmäßig sehr beschränkten Gebiete aufgetreten ist.

Diese Beben am weitestgehenden zu verallgemeinern und ihre Ursache als die aller Erderschütterungen überhaupt zu erklären,

war Rudolf Falb vorbehalten. Folgendes ist seine Theorie in nuce: „Gas- und Lava-Emissionen in Spalten der mindestens zehn Meilen dicken Erdkruste, hervorgerufen durch die Abkühlung des Erdkernes, periodisch beeinflußt durch die Anziehung von Sonne und Mond und nach Maßgabe der nach innen und außen wachsenden Kruste tiefer rückend, erschüttern durch Explosionen und Durchbruch die überlagernden Schichten (Erdbeben) und werden, wo sich Wasser findet, derart verstärkt, daß sie bis an die Oberfläche der Erde gelangen (Vulkanausbrüche)."

Seine Theorie baute Falb in ihren Grundzügen in etwa sechs Monaten auf. „Ich hatte mich," sagt er in seinen „Gedanken und Studien über den Vulkanismus" — „ich hatte mich bis zum 7. Februar 1868 gar nicht mit dem Studium der Erdbeben, wie überhaupt nicht mit der Geologie befaßt, da die Astronomie vollständig meine Zeit in Anspruch nahm. Allein als mit den Hochfluthen des Meeres des 7. Februar 1868 auch viele Erdbeben eintraten, wurde meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt und der theoretische Zusammenhang beider sofort geahnt, was zu weiteren Forschungen in dieser Richtung Veranlassung gab. Bereits anfangs März hatte ich soweit einen Ueberblick über die Thatsachen aus mehreren vorausgehenden Jahren gewonnen, daß ich auf den 19. August 1868 hindeuten konnte." Falb hatte nämlich für diesen Tag ein bezügliches Ereigniß vorausgesagt.

Von dieser Zeit an datirt denn Falbs prophetische Thätigkeit in Bezug auf das Eintreffen von Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Stürmen in der Atmosphäre und Grubenexplosionen. Im Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Theorie unternahm er 1874, nachdem er gelesen, daß der Aetna seit dem Mai dieses Jahres in einer ungewohnten Phase der Thätigkeit stände, die Reise nach Sizilien und sagte dann, nach Vergleichung seiner Theorie mit Eruptionen und Erdbeben aus früheren Zeiten, einen Ausbruch des gewaltigen Vulkans auf Ende August voraus. Wie

Stanley für den „New York Herald" nach Afrika, so reiste Falb im Auftrage der „Neuen Freien Presse". Im Vertrage mit diesem Blatte verpflichtete er sich zwar nicht eigentlich, eine Eruption auf die besagte Zeit zu liefern, wohl aber, daß er, wie er selbst sagt, mit dem Kredite seiner Theorie des Vulkanismus für das Eintreten wissenschaftlich interessanter Phänomene zu dem von ihm festgesetzten Zeitpunkte hoffe. „Und hier," ruft Falb aus, „bestand die Theorie in der That ihre Feuerprobe im eigentlichen Sinne des Wortes"; am 29. August 1874 nämlich brach der Aetna aus.

Falbs Theorie ist in seinen Büchern „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche" (1869); „Gedanken und Studien über den Vulkanismus" (1875) und „Von den Umwälzungen im Weltall" (1881) enthalten. Sie fanden viele Verbreitung; das letztgenannte Werk z. B. hat bis heute drei Auflagen erlebt, ein Beweis dafür, daß das Interesse, welches der Falbschen Theorie entgegengebracht wird, ein ungemein großes und der Glaube an sie in weiten Kreisen ein unerschütterlicher geworden ist. Werfen wir nur einen Blick in die Tagesblätter und die populären illustrirten Zeitschriften, so sehen wir, daß Falb auf dem Gebiete des Vulkanismus und der Erdbeben die populäre Litteratur förmlich beherrscht; die Wochenschriften bringen sein Bild und kündigen mit großem Selbstbewußtsein Artikel von ihm an, und auf die „kritischen Tage" jedes Jahres, die Falb jeweilen in einem besondern Kalender bekannt giebt, wird in unzähligen Zeitungen Bezug genommen. Es muß zugegeben werden, daß Falbs Schriften in einer meisterhaft populären Sprache abgefaßt sind und eine Kraft und Gewandtheit der Darstellung zeigen, um die ihn viele naturwissenschaftlichen Schriftsteller beneiden dürfen. Dazu gesellt sich ein stark pathetisches Moment, welches der Lektüre seiner Schriften einen großen Reiz verleiht und den weniger streng Prüfenden fort-

während zu bestechen vermag. Zu seinen Gegnern redet er nicht selten in einer wahrhaft olympischen Sprache. „Mir hat die Natur," heißt es in seinen „Gedanken und Studien", „die Genugthuung gewährt, inmitten zahlreichen Widerspruches ein Gesetz fest begründet zu sehen, das weder Geringschätzung noch Mißgunst aus den steinernen Tafeln des Kosmos zu tilgen vermögen." Seine Theorie soll nach seinem Ausdrucke für jeden denkenden Naturforscher „feststehend sein", diejenigen Gelehrten, welche sie abweisen, sind in einer zunftmäßigen Gelehrsamkeit „befangen"; es wird ihnen vorgeworfen, daß sie seine Theorie gewaltsam zurückhielten und die Wahrheit unterdrückten. Dabei ist Falb kaum eingetreten auf die Einwürfe, die ihm von wissenschaftlicher Seite gemacht wurden. Wir dürfen hier aber sagen, daß es gegenwärtig keinen namhaften Geologen oder Meteorologen giebt, der die Falbsche Hypothese adoptirt hätte, trotzdem Falb versichern zu dürfen glaubt, „daß heutzutage nur Nichtmathematiker oder doch solche Mathematiker, welche scholastische Nörgeleien an die Stelle einer gesunden physikalischen Logik setzen", seine Gegner seien. Alle wichtigeren Geologen, die, wie gesagt, gegenüber der Falbschen Theorie sich ablehnend verhalten, gehören also in jene beiden Rubriken; weil sie nun aber allesamt „Nichtmathematiker" oder „scholastisch-nörgelnde Mathematiker" sind, so haben sie in der Frage nach dem Ursprunge der Erdbeben gar nicht mitzusprechen. Ueber die Berechtigung der wichtigeren Namen in der heutigen geologischen Wissenschaft, speziell auf dem Gebiete der Erdbebenkunde, dürfte aber ein Mann wie Falb am wenigsten einen Richterspruch fällen, denn er weiß thatsächlich nicht einmal, was die heutigen Geologen lehren. Dies sieht man z. B. aus einer Stelle seines Buches „Von den Umwälzungen im Weltall", wo er gewissermaßen thut, als ob unsere Geologen noch immer den Hebungstheorien Elie de Beaumonts und Leopold v. Buchs huldigten, denn er sagt: „Es ist eine wohlbegründete

Ansicht der Geologen, daß hohe Gebirgsketten durch Hebung der festen Massen aus unterirdischen Spalten entstanden sind."

Doch wir kehren zu den Vulkanen und vulkanischen Beben zurück. Es ist hier zwar nicht möglich, die Physik der Eruptionen nach dem heutigen Stande des Wissens genauer zu erörtern, hervorheben aber möchten wir immerhin, daß Falbs Erklärung der Eruptionen an einem großen Mangel leidet. Nach Falb scheidet sich Dampf erst nach der Eruption von der Lava aus, während alle bedeutenden Forscher, die sich mit der Untersuchung des Vulkanismus beschäftigten, sagen, daß die ganze Eruption durch die Ausscheidung der Liquida, durch das Aufdunsen der Lava und die Expansions- und Explosionskraft des Dampfes verursacht wird. Prof. Hoernes hat u. A. mit den diesbezüglichen Erscheinungen auf Hawaii die Falbsche Eruptionstheorie vollständig widerlegt. Seiner Theorie zuliebe läßt Falb dann starke Erdbeben in der Nähe eines Vulkans nicht vor, sondern nach der Eruption eintreten, während es Thatsache ist, daß allen großen Eruptionen Erdbeben voranzugehen pflegen — positive Beweise dafür bilden der Vesuvausbruch vom Oktober 1822, die Bildung des Monte Nuovo bei Neapel im Jahre 1538, der Ausbruch des Vulkans Jorullo 1759 u. s. w.

Falbs Theorie des Vulkanismus und der Erdbeben beruht auf der Annahme eines heißflüssigen Erdinnern. Er stellt hier folgende Sätze auf: 1. Die Erde war einst flüssig. 2. Die Erstarrung ist durch Abkühlung vor sich gegangen. 3. Die Erdmasse ist theilweise noch gegenwärtig flüssig und heiß. 4. Die Vulkane verdanken ihren Ursprung zunächst diesem Zustande des Erdinnern. — Bei diesem ersten Punkte entwickelt Falb die Kant-Laplacesche Hypothese in einer Klarheit und Vollendung, wie sie größer kaum gedacht werden kann. Mit dem ersten und dem zweiten Satze haben wir uns jedoch nicht weiter zu beschäftigen, denn sie betreffen Resultate, welche längst anerkannt

sind. Anders ist es mit der als Thatsache hingestellten Hypothese, daß das Innere der Erde noch heute flüssig und heiß sei. Die Beweise, welche Falb hier anführt, können nicht als stichhaltig angesehen werden. Nach den, Hopkins und Thomson folgenden Ausführungen Reyers, die seiner und unserer Ueberzeugung nach den neuen vulkanischen Anschauungen, denen zufolge den Vulkanen lokale Prozesse zu Grunde liegen, die Herrschaft zu sichern scheinen, ist die Erde im großen Ganzen sehr starr. Die Berechnung der ozeanischen Fluthwelle durch Thomson zeigt, daß die Fluthwelle der starren Erdmasse nicht größer ist, als wenn der ganze Körper Glas oder selbst Stahl wäre. Die Physik beweist uns ferner, daß das Erdinnere nicht nothwendig flüssig zu sein braucht, indem mit dem zunehmenden Drucke in der Tiefe die Schmelztemperaturen der Gesteine erhöht werden. Daß die Abplattung der Erdkugel, welche immer noch als Beweis der Flüssigkeit des Erdinnern angeführt wird, auch erfolgen würde, wenn der ganze Erdkörper starr wäre, lehrt uns die neuere Geologie, die auf das Ueberzeugendste den Nachweis geliefert hat, daß der Gebirgsdruck in großen Tiefen der Erde die volle Plastizität der Gesteinstheilchen erzeugt. Auch die Physik hat sich gegen die Feuerflüssigkeit des Erdinnern als Ursache der Abplattung unseres Planeten gewendet, indem der kürzlich verstorbene Prof. Cèllerier in Genf durch Rechnung nachwies, daß die Erde, selbst wenn sie ein durchaus starrer Körper wäre, infolge der Rotation die abgeplattete Form annehmen müßte. In Bezug auf den Vulkanismus hat Reyer es höchst wahrscheinlich gemacht, daß das Magma mit zunehmendem Drucke im Erdinnern an Beweglichkeit verliert und daß es sich bis zu einer gewissen Tiefe immer mehr dem starren Zustand nähert, oder allgemein gesagt, daß die Verfestigung tieferer Schichten durch den Druck der lastenden Schichten herbeigeführt wird. „Die Wärme nimmt nämlich von Tiefenstufe zu

Tiefenstufe immer weniger zu, während der Druck umgekehrt immer mehr wächst, weil jede tiefere Schicht unter dem Drucke der überlastenden leidet, also dichter ist, als die hangende." Falb meint nun, daß ein solcher durch Druck verfestigter oder verdichteter Kern der Erde des Planeten sich mit seiner Theorie sehr gut vertrage, und er giebt sich Mühe zu zeigen, wie dieser Kern fort und fort Flüssiges in die Kanäle der Erdrinde senden könne; eine Einwirkung der Sonne und des Mondes auf einen solchen Kern ist aber im Sinne seiner Lehre nicht möglich. Die wechselnden Anziehungskräfte der Gestirne können nur einen verschwindenden Einfluß auf das Innere der Erde ausüben. Vergessen wir nicht, daß Falbs Erklärung der Bildung der Meeresfluth durch die anziehende Wirkung von Sonne und Mond sehr dazu geeignet ist, falsche Vorstellungen über die Größe der Fluthanziehung zu erzeugen, wodurch es kommt, daß er auch die Wirkung der Fluth und Ebbe des Erdinnern zu hoch anschlägt. Die Größe der Verschiedenheit in der Anziehungskraft des Mondes für verschiedene Punkte der Erde ist außerordentlich gering, sie beträgt für den dem Monde zunächst gelegenen, am Aequator befindlichen Oberflächenpunkt und den Mittelpunkt der Erde nur den neunmillionten Theil der irdischen Schwerkraft. Dementsprechend ist auch der Effekt in der Fluthbewegung des offenen Meeres klein (2—3 Fuß im pazifischen Ozean). Diese Thatsache, in Verbindung mit der Erwägung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das Innere der Erde einen hohen Grad von Starrheit besitzt, läßt die Falbsche Theorie allein schon als falsch erscheinen. Wollte man aber immer noch der Annahme einer dünnen festen Rinde und eines davon abgegrenzten flüssigen Kernes unseres Planeten folgen, so ergiebt die Rechnung einen viel zu geringen Niveauunterschied von Fluth und Ebbe eines solchen Kernes; er beträgt nämlich nur etwa den dritten Theil eines Meters. Bedenkt

man noch mit Heim, daß die größeren Fluthhöhen des Ozeans durch die Einengungen der Fluthwelle zwischen konvergirenden Küsten und übersteigendem Meeresboden bedingt sind, dergleichen aber beim flüssigen Erdkern wegen seiner Kontinuität nach unten nicht in Frage kommt, so kann sich Einem kaum eine andere Ansicht aufdrängen, als daß Falbs Theorie eines flüssigen, durch die Anziehung von Sonne und Mond fluthenden, ober- und unterirdische Vulkanausbrüche und Erdbeben bedingenden Erdinnern weder Grund noch Boden hat.

Falbs mehr als hypothetisches flüssiges Erdinnere soll nun, wie wir schon einmal berührt, durch schon vorhandene Spalten und Kanäle aus einem unterirdischen, tiefer liegenden Lavasee in andere „unterirdische vulkanische Hohlräume" gelangen; die Lava wird durch den Druck, welchen die erkaltende Erdrinde auf den flüssigen Kern ausübt, in die Kanäle gepreßt und gehoben und zeigt sich infolge wechselnden Druckes und der gleichfalls hebenden Thätigkeit der Gase in einem Schlote in beständiger, entweder steigender oder fallender Bewegung. Im Steigen trifft sie auf eingesickertes Wasser, dessen Dämpfe mithelfen, die Eruption zu ermöglichen. Ob diese nun oberirdisch oder unterirdisch sei, hänge nur von den Umständen ab. Woher diese, die Lava in den Schlot treibende und hebende Kraft kommen soll, ist uns unerklärlich, da, wie wir gesehen, Falb selbst zugiebt, daß infolge des Druckes der festen Erdrinde eine eigentliche Fluthwelle im Innern der Erde sich nicht bilden kann.

Diese unterirdischen Eruptionen müßten nun nach Falb massenhaft auf der Erde vorkommen, denn jedes fern von einem Vulkane auftretende Erdbeben hätte nach ihm eine solche Eruption als Ursache. Der Bau der Erdrinde beweist uns jedoch, daß solche Erscheinungen seltene Ausnahmen bilden; die letzteren beziehen sich auf die Batholiten und Laccolithen, in Form von halben Linsen oder großen Broden auftretenden Laven, die in die

Sedimente eingeschaltet sind. Man findet sie in den Rocky Mountains, in den Henry Mountains und in den Basin Ranges westlich vom Colorado-Plateau; sie begleiten Stellen der Versenkung von Gebirgsgliedern. Falbs unterirdische Eruptionen setzen nun große Hohlräume in großen Tiefen der Erde voraus; diese aber sind nicht bloß hypothetisch, es ist von ihnen sogar gezeigt worden, daß sie nicht vorhanden sein können. Die Schwerkraft läßt nämlich auf die Länge in größerer Tiefe keine bedeutenden Hohlräume mehr bestehen. In den leeren Bauen des Steinkohlengebirges bei Newcastle steigen die Böden zwischen den stehengebliebenen Pfeilern quellend empor, und im Salzkammergut füllen sich die verlassenen Stollen allmählich und ohne Bruch wieder an. Ein alter Stollen in Rammelsberg bei Goslar ist seit Karls des Großen Zeit so zusammengedrückt, daß kaum mehr eine Katze in das Loch kriechen kann. Beim Tunnel- und Bergbau hat man auf diese Erscheinung Rücksicht zu nehmen; die Tunnels z. B. mauert man aus, damit die Wände nicht langsam in sie hineinquellen. Wenn aber schon in solchen Tiefen größere Hohlräume auf die Länge nicht zu bestehen vermögen, wie viel weniger noch in jener Region, in welcher Falbs Lava aus einem Lavasee in andere unterirdische Hohlräume gelangen soll?

3. Wir kommen zu den **tektonischen** oder **Stauungsbeben**, auch **Dislokationsbeben** genannt. Sie bilden, wie wir heute mit Bestimmtheit sagen dürfen, die weitaus größte Zahl der Erdbeben und halten sich an die in der Lagerung mehr oder weniger stark gestörten Stellen der Erdrinde. Die tektonischen Beben haben nicht wie die vulkanischen Beben einen Punkt als Zentrum, sondern die Erschütterungen treten auf einer Linie oder Fläche auf; die Stoßpunkte wandern bald hierhin bald dorthin und können wieder an die Stelle zurückspringen, von der die Bewegung scheinbar allein ausgegangen war. Die Tiefe, von welcher ein solches tektonisches oder Dislokationsbeben ausgeht,

ist eine verhältnißmäßig geringe; in Bergwerken werden viele Beben gar nicht oder viel schwächer verspürt als an der Oberfläche. Man hat den Erschütterungsherd oft bis zu 20 km Tiefe angegeben; daß dieselbe aber keine so bedeutende sein kann, zeigt die Betrachtung über den Zustand der Gesteinstheilchen in der Tiefe; derselbe muß nämlich infolge allseitigen Druckes ein plastischer werden, wodurch die Leitungsfähigkeit und Fortpflanzungsgeschwindigkeit für Stöße, wie Heim hervorgehoben, sich wesentlich vermindern. Im allgemeinen ist die Geschwindigkeit der Fortpflanzung von Erdbebenwellen nur wenig größer als die des Schalles in der Luft (330 m); sie ist kleiner oder größer je nach der Natur des Gesteins, der Lagerung desselben und der Stärke der Erschütterung. In unzähligen Fällen erweist es sich, daß eine Erschütterung auf einem bestimmten Gebiete nicht von bestimmten Punkten oder einer Linie ausging und sich nicht mit der Geschwindigkeit, wie sie im Boden bei der elastischen Fortpflanzung vorkommt, fortbewegte, sondern daß nahezu gleichzeitig alle Punkte eines Schüttergebietes erzitterten. Dies, sowie die Betrachtung der Stoßrichtungen an den verschiedenen Schütterpunkten eines Erdbebengebietes, der an weit entfernten Orten gleichzeitig mit dem Stoße erschienene, daher überall primär erzeugte Schall und die Gleichförmigkeit im Auftreten der Intensität und der Bewegungsart eines Bebens auf einer ganzen großen Fläche zeigt, daß die Bewegung bei den tektonischen Beben sehr häufig von einer mächtigen Fläche ausgeht und daß ihre Ursache nichts anderes sein kann, als eine plötzliche Verschiebung von großen Gebirgstheilen auf dieser Fläche. Die Einheit und Natur dieser Beben zeigt sich z. B. bei allen wichtigen Erdbeben, welche in der Schweiz seit zehn Jahren beobachtet worden sind.

Dann sind es wieder ganz bestimmte Gebiete, in welchen die Erdbeben besonders häufig aufzutreten pflegen. In der Schweiz wären hier z. B. zu nennen das Rheinthal, die Thal-

linie des Engadin, die durch das Alpen- und Molassegebiet der Nordostschweiz von SO. nach NW. reichenden Achse, das untere Rhonethal und die Linien, welche den Winkel zwischen Alpen und Jura bilden. Man nennt solche Gebiete, auf welchen die Erschütterungen häufig wiederkehren, habituelle Stoßgebiete.

Alle diese Bewegungen dienen zur Auslösung von in den mehr oberflächlichen Schichten der Erdrinde vorhandenen Spannungen und beschränken sich fast ganz auf die Gebiete der Gebirge. In Gegenden mit wenig oder gar nicht gestörtem Schichtenbau, z. B. in Norddeutschland, in Rußland und Sibirien, sind Erdbeben eine Seltenheit. Sie treten ferner spärlich auf in alten, in der Ausbildung abgestorbenen Gebirgen, wie den Alleghanies und den Berggebieten Englands und Skandinaviens. In den Alpen treten sie meistens in den Regionen der sedimentären Schichten, also dem Gebiete der jüngern Falten, auf, die Gegenden der Zentralmassive berühren sie seltener. Fuchs untersuchte 74 Erdbeben, welche sich in den Jahren 1865—1873 in den Alpen ereigneten, und konnte alle den Regionen der jungen Falten zuzählen, während in diesem Zeitraume die aus Gneiß, Granit und Glimmerschiefer bestehende Zentralkette von keinem Erdbeben erschüttert wurde oder wenigstens nur einigemale sich die äußersten und schwächsten Erschütterungskreise der Beben in dieses Gebiet sich hinüberpflanzten. Da wir nun für alle diese Beben faltende oder schichtenstörende Vorgänge im Innern der Gebirge annehmen müssen, so erhellt aus der soeben erwähnten Beobachtung, daß in dem innern Theile der Alpen die Faltung jedenfalls aufgehört hat, während sie, der Häufigkeit der Erdbeben in den sedimentären äußern Ketten nach zu schließen, in den genannten Gebieten sehr wahrscheinlich noch fortdauert. Nach dem heutigen Stande der geologischen Forschung ist es in der That unzweifelhaft, daß die weitaus größte Zahl von Erdbeben Aeußerungen einer lagerungstörenden, die fortschreitende

Faltung der Schichten bewirkenden Kraft im Felsgerüste der Erde ist. Wir haben z. B. in der Schweiz direkte Beweise dafür, daß sich Gebirgstheile gegeneinander zu verstellen vermögen. Die Lägern ist dem Rigi und Napf in der Zeit von etwas mehr als dreißig Jahren, welche zwischen der ersten genauen Messung dieses Dreiecks und der spätern Revision der Triangulation lag, um zirka einen Meter näher gerückt. Die Verschiebung der drei Punkte gegeneinander ist da, sie kann unmöglich ihre Erklärung in den Beobachtungs- und Rechnungsfehlern finden. Im Jura giebt es zwei Dörfer, welche durch eine Jurafalte getrennt sind; gegen Ende des letzten Jahrhunderts sah man von dem einem Orte aus die Hausdächer der anderen Ortschaft, während sie früher unsichtbar waren. Heute sieht man von einem Dorfe aus die Häuser des Nachbarortes bis hinab zu ihrer Basis.

Die Erdbeben der Gebiete, die wir soeben näher berührt haben, pflanzen sich hauptsächlich in der Richtung ungeheurer Sprünge oder Klüfte im Gebirge fort. Diese Brüche sind entweder durch horizontale Stauung entstanden und heißen dann Faltungsbrüche, oder sie verdanken ihr Dasein einer vertikalen Verschiebung zweier Gebirgsschollen; dieses sind die Verwerfungsbrüche; die „Blätter" endlich sind durch horizontal-transversale Verschiebung entstanden. Eigentlich giebt es so viele Arten tektonischer Beben, als es Dislokationen giebt; sie lassen sich jedoch unschwer auf zwei einzige zurückführen, nämlich auf solche, die aus tangentialen Spannungen, und solche, die aus Senkung resp. Hebung hervorgehen. Oft können diese beiden Arten von Beben nicht mehr scharf auseinandergehalten werden.

Ein Blattbeben war z. B. die Erschütterung im St. Gallischen Rheinthale, Feldkirch und Friedrichshafen vom 23. April 1887, ferner das Erdbeben von Belluno vom 29. Juli 1873, das Falb natürlich auch als ein vulkanisches bezeichnete und von dem er behauptete, daß es eine glänzende Bestätigung seiner Theorie

sei. Besonders häufig treten die Erdbeben auf in Senkungsgebieten, wie am Mittelmeere, wo man auf allen Seiten ein Abbrechen der Gebirge trifft. Das ungeheure ligurische Beben vom 23. Februar 1887 z. B. hatte seinen Grund im plötzlichen Sinken einer unterseeischen Scholle nahe der ligurischen Küste, wie in den Veröffentlichungen der schweizerischen Erdbebenkommission des Näheren dargelegt wird. Die relative Bewegung der Gebirgsglieder bei solchen Vorgängen wird nur eine sehr geringe, vielleicht nur wenige Millimeter betragende sein; da die hierbei zu bewältigenden Massen aber kolossale sind, so kann auch bei jenem minimen Betrage die grandiose Wirkung des Phänomens eines Erdbebens erreicht werden.

Spalten und verschobene Schollenränder und durch den Stand des Wassers an Küsten- und Binnenseen dargethane Senkungen und Hebungen sind häufige Folgen der Erdbeben. In vielen Fällen freilich lassen sich jene Brüche und Spalten, als deren ruckweise Weiterbildung sich die meisten unserer Beben darstellen, nicht erkennen, sie müssen aber nichtsdestoweniger vorhanden sein.

Falbs Einwurf, daß Verschiebungen von Gebirgsmassen viel häufiger auftreten müßten, wenn sie als Ursache der Erdbeben anzusehen wären, ist wenig oder gar nicht ins Gewicht fallend, da wir gezeigt haben, daß solche Verschiebungen da und dort wirklich erkannt wurden. Im Jahre 1848 entstand während eines Erdbebens an der Südküste der Cookstraße in Neu-Seeland eine Kluft, welche parallel dem Laufe des Gebirges durch sechzig englische Meilen weit landeinwärts reichte. Es ist wohl anzunehmen, daß in häufig erschütterten Gebieten wie am Mittelmeere sich noch ein oder der andere Fall als eine in der historischen Zeit ausgebildete Dislokation herausstellen kann, auch wenn wir heute ihre Spuren noch nicht zu erkennen vermögen.

Wir kommen nun zur Vertheilung der Erdbeben nach der Zeit und zu Falbs Erdbebenstatistik. Aus den Zu-

sammenstellungen von Fuchs geht hervor, daß kein Tag, keine Stunde ohne Erdbeben verläuft und man ohne Uebertreibung behaupten kann, daß die Erdoberfläche ununterbrochen in jedem Augenblicke an irgend einer Stelle erschüttert wird und in Bewegung begriffen ist, von den zahllosen, fast beständigen Erschütterungen, die bloß mit Hülfe feiner Instrumente wahrgenommen werden, nicht zu reden. Daß bei dieser großen Häufigkeit der Beben sich solche auch zu den Zeiten ereignen müssen, wo durch eine bestimmte Stellung von Mond und Erde und die vermehrte Anziehung durch Sonne und Mond nach Falb Hochfluthen des Erdinnern entstehen, braucht Einen darum nicht zu wundern. Doch wir wollen auf seine Theorie einer doppelten Periodizität in der Vertheilung der Erdbeben näher eintreten.

Perrey fand zuerst, daß die Erdbeben zur Zeit des Vollmondes und Neumondes häufiger seien, als zu andern Zeiten, was ihn vermuthen ließ, daß die Erdbeben Springfluthwirkungen des flüssig gedachten Erdinnern darstellten. Später vertheidigte Perrey diese seine Theorie nicht mehr, Falb aber machte sich, obwohl ihm die erste Idee eines Zusammenhanges des Mondes und der Erdbeben unabhängig von Perrey gekommen war, an das Erbe und arbeitet nun in dieser Richtung seit 1868 mit einem Fleiße, der eine Riesenkraft voraussetzt, mit einer Leidenschaft, die in diesem Maße sonst meist nur Religionsstiftern eigen ist.

Das Prüfungsmittel, welches Falb bei seiner Theorie anwendet, ist die Statistik. Er verglich die vorzüglichsten Erschütterungen, welche in der Geschichte verzeichnet sind, mit den Stellungen des Mondes und fand nun, daß die größte Häufigkeit der Erdbeben im Monat Januar eintritt, daß sie dann abnimmt, im April wieder zu einem zweiten Maximum ansteigt und darauf im Juni ein absolutes Minimum zeigt. Im August erreicht die Häufigkeit ein schwaches, im Oktober aber ein hervorragendes Maximum, worauf die Zahl im November fällt, um

sich im Dezember wieder zu heben und zum ersten, dem Januarmaximum, anzusteigen. Falb folgte hier dem Erdbebenkatalog Mallets, aus welchem er vom Jahre 800 bis 1842 n. Chr. 5500 Erdbebentage für die nördliche Halbkugel herauszählte. Auf seiner südamerikanischen Reise beobachtete er die Vertheilung der Erdbeben auf der südlichen Hemisphäre; dieselbe schien ihm vollständig mit der Vertheilung auf der nördlichen Halbkugel übereinzustimmen, also auch ein Maximum im Januar und ein Minimum in den Sommermonaten zu zeigen. Er nennt hier für die Jahre 1862—1877 die Zahl von 501 Erdbebentagen für Copiapo, vertheilt diese auf die einzelnen Monate und setzt die Prozentualwerthe fest. Die letzteren stellt er den in ähnlicher Weise aus 5500 Erdbebentagen der nördlichen Hemisphäre erhaltenen Prozentualwerthen gegenüber, trotzdem jene Beobachtungen über Erdbeben der Südhemisphäre sich bloß auf fünfzehn Jahre erstrecken und sich nur auf einen einzigen Ort Südamerikas beziehen. Dann sagt er, daß die Kurve der 120 Erdbebentage, welche Mallets Katalog aus der südlichen Hemisphäre mittheilt, mit der Kurve von Copiapo übereinstimme. Hoernes hat sich nun die Mühe genommen, die drei genannten Prozentualkurven, also die der nördlichen Hemisphäre nach den 5500 Erdbebentagen Mallets, die der 120 Erdbebentage Mallets auf der südlichen Hemisphäre, und die auf 501 Erdbebentage gegründete Prozentualkurve von Copiapo graphisch darzustellen; das Ergebniß ist, daß sie gar nicht übereinstimmen, trotzdem Falb das Gegentheil behauptet. Darum kann Falbs Ansicht nicht die richtige sein. Noch ein Beispiel. Falb sagt („Umwälzungen im Weltall"): „Als wir die Vertheilung der Erdbeben nach den verschiedenen Monaten erforschten und jene Kurve fanden, nach welcher die meisten Erdbeben der nördlichen Halbkugel im Januar, April und Oktober eintreten, fragten wir uns, ob diese Vertheilung wirklich eine gesetzmäßige oder eine zufällige sei, d. h. ob die

Erdbeben im allgemeinen sich so vertheilen oder ob nicht etwa diese Vertheilungskurve nur gerade für die Zahl von 5500 Erdbebentagen gelte und eine andere Kurve sich herausstellen würde, wenn man 1000, und wieder eine andere, wenn man 10000 Erdbebentage untersuchen würde. Diese Frage war sehr wichtig, denn aus ihrer Bejahung oder Verneinung mußte hervorgehen, ob es in der Vertheilung der Erdbeben ein bestimmtes Gesetz gebe, welches uns zur Auffindung ihrer Ursache verhelfen könnte. Es machte keine großen Schwierigkeiten, die Antwort darauf zu erhalten. Wir theilten zu diesem Zwecke die 5500 Erdbebentage in zwei Hälften und erhielten so 2750 Erdbebentage der ersten und 2750 Erdbebentage der zweiten Periode.“ Auch hier glaubte Falb eine Uebereinstimmung zu sehen; er schloß daraus, daß eine hundertmal größere Zahl von Erdbebentagen gleichfalls keine andere Vertheilung ergeben würde. Von einem Parallelismus dieser beiden Kurven ist aber wieder, wie Hoernes gezeigt, keine Spur vorhanden; die eine hat ihr Maximum im Januar, die andere im Oktober, die eine ihr Minimum im August, die andere im Juni.

Ueberhaupt erscheinen die Prozentansätze der Erdbebentage, wie sie Falb für die einzelnen Monate festgesetzt hat, als wenig von der Durchschnittsziffer abweichend. Berücksichtigt man zahlreichere Erdbebentage, so wird die Summe der Abweichungen von der monatlichen Durchschnittsziffer, entgegen Falbs Behauptung, geringer; sie müßte gewiß auf Null herabsinken, wenn genügendes Material der Untersuchung zu Gebote stehen würde. Ferner zeigt sich Falbs Angabe, daß im April (nach dem Frühlingsäquinoktium) ein Maximum der Erdbebenhäufigkeit ähnlich jenem im Januar und Oktober eintrete, vollständig unbegründet. Die Erdbeben bleiben, wie aus der Zusammenstellung der Prozentualreihe der Erdbebentage von 800—1842 ersichtlich ist, im April und März unter der Durchschnittszahl; es ist somit

ein Einfluß des Frühlingsäquinoktiums vom 21. März auf die Erdbeben nicht vorhanden, während nach dem Herbstäquinoktium (23. September) anscheinend eine Steigerung der Häufigkeit eintritt. Von den sieben Fluthfaktoren, welche nach Falb eine Verstärkung der Hochfluthen im Innern der Erde erzeugen, nämlich 1. Nähe der Sonne (1. Januar), 2. Nähe des Mondes, 3. Syzygium, 4. Aequatorstand der Sonne (21. März und 23. September), 5. Aequatorstand des Mondes, 6. Quadratur (Revolutionsschwung), 7. Stellung des Mondes in der Ekliptik — von diesen Fluthfaktoren kann also der vierte, die Stellung der Sonne im Aequator, die an den Tag- und Nachtgleichen eintritt, von keinem Belang für die Häufigkeit der Erdbeben sein. Nebenbei gesagt, ist auch der sechste Hochfluthfaktor Falbs, nach welchem im ersten und letzten Mondviertel die Linie, welche von der Erde zum Mond geht, nahezu mit der Linie zusammenfällt, welche die Richtung des Revolutionsschwunges bezeichnet und wobei eine Verstärkung der Fluth stattfinden soll, nicht ins Gewicht fallend — arbeitet doch zur Zeit der Viertel ein viel mächtigerer Faktor der vom Monde erzeugten Fluth entgegen, nämlich der Einfluß der Sonne. Es scheint hier übrigens, wie Hoernes treffend bemerkt, die Behauptung, daß auch die Quadraturen einen Hochfluthfaktor darstellen, von Falb nur zu dem Zwecke aufgestellt worden zu sein, „um auch jene Erdbeben, die so rücksichtslos sind, zur Zeit der Quadraturen einzutreten, in den Rahmen der Erdbebentheorie einzwängen zu können“. Gegenwärtig können nach Falb freilich höchstens fünf Faktoren zusammentreffen; die Tage aber, an welchen eine der von ihm angesetzten Kombinationen stattfindet, z. B. Nähe der Sonne, Nähe des Mondes, Syzygium, Aequatorstand des Mondes, Stellung des Mondes in der Ekliptik — diese Tage sind es, auf die Falb sein Augenmerk richtet. Die Bedingungen, die Falb diesen Kombinationen zu Grunde legt, treten bei zwei derselben übrigens nicht einmal ein,

so z. B. in der soeben angeführten Kombination. Daß diese Fluthfaktoren, mit Ausnahme der Syzygien, nur eine unbedeutende Wirkung auszuüben vermögen, wollen wir hier nicht wiederholen.

Kehren wir zu Falbs Erdbebenstatistik zurück, so müssen wir betonen, daß seine drei Maxima zeigende Prozentualkurve der Erdbebentage in vielen einzelnen Fällen gar nicht ihre Bestätigung findet. Nach Süß zeigt die Zusammenstellung der Erdbeben vom Jahre 1000—1873 in Niederösterreich und den angrenzenden Gebieten eine große Zahl der Erdbebentage im Juni, was gar nicht mit Falbs Theorie übereinstimmt, ferner ein gänzliches Fehlen der von Falb verlangten April- und Oktobermaxima. Hingegen fanden allerdings zahlreiche Beben im Januar und Februar statt. Hoefer sammelte die Erdbebentage vom Jahre 1000—1877 für Kärnten und fand z. B. ein absolutes Minimum im April, das gar nicht mit Falbs Ansichten übereinstimmt, ferner eine geringe Zahl der Beben im Oktober, die von denen des Januar, dann des Februar, März, Juni, September und Dezember übertroffen wird. Die größte Zahl der Erdbebentage fällt hier ebenfalls in den Januar. Gewiß scheint nur zu sein, daß die Erdbeben in den Wintermonaten häufiger auftreten, als in den Sommermonaten, zur Zeit des Perihelium häufiger als im Aphelium. Ob diese größere Erdbebenzahl im Winter aber ihren wirklichen Grund im Perihelium hat oder bloß vom Temperaturminimum dieser Periode abhängt, soll hier dahingestellt bleiben. Sollte jedoch ersteres der Fall sein, die vermehrte Anziehung des Himmelskörpers in dieser Zeit also häufigere Erdbeben hervorrufen, so wäre dies immer noch nur als Begünstigung der Spannungsauslösungen in unserer Erdkruste, nicht aber als Ursache der Erdbeben zu betrachten. Von den 64 Stößen, die im Jahre 1887 in der Schweiz verspürt wurden, sprechen nur 24, d. h. 37,5% für den Einfluß des Mondes, 10 Stöße sprechen direkt gegen den Einfluß und

30 derselben oder nahezu 50% verhalten sich indifferent. Von den 44 Erdbebentagen des genannten Jahres ergeben sich 25% als für, 13,6% als gegen den Einfluß der Mondphasen sprechend, 61,1% als indifferent. Auch für die Stoßreihe, welche in den Südalpen, in Istrien und Dalmatien vom Oktober 1869 bis Juli 1870 sich darstellte, findet man die Häufigkeit der Beben nicht mit Falbs drei Maxima zusammenfallend, sondern sich auf den März und Mai beschränkend. Aehnliche Beispiele ließen sich leicht zu Dutzenden anführen. Das Alles dürfte nicht sein, wenn die Falbsche Erdbebentheorie richtig wäre.

So lassen sich in der Falbschen Erdbebenstatistik die auffallendsten Widersprüche auffinden. Er steht auch nicht an, Beben, welche zu seiner Theorie nicht passen, gar nicht in die Statistik aufzunehmen, so z. B. das große Erdbeben von Villach vom Jahre 1348. Von den allerstärksten Beben ereignen sich viele in einer Zeit, da ein Erdbebenminimum sein sollte, in den Quadraturen, so das spanische Erdbeben vom 25. Dezember 1884, das verheerende vom 21. Juni 1885 zu Kaschmir in Asien, das sogar noch in die Zeit der Erdferne fällt. Vom Belluner Erdbeben von 1873 behauptete Falb, daß es die glänzendste Bestätigung seiner Theorie sei, obwohl von den 29 Tagen mit stärkeren Stößen nur zwei mit Hochfluthtagen zusammenfielen und überdies die Stöße an Stärke und Anzahl 7 Tage früher oder später als die Hochfluthtage gerade so bedeutend waren, wie an den Hochfluthtagen, ja daß drei Tage nach der Hochfluth das Stoßmaximum stattfand. In dieser Bebengruppe hat Falb die sehr starken Stöße vom 1. August sogar ganz unbeachtet gelassen — sie mußten ihm sicher zu unbequem sein, da sie gerade in die Mitte zwischen den Hochfluthtagen zu fallen beliebten.

Um es sich bequem zu machen und möglichst viele Eruptionen und Erbeben in der Zeit seiner Hochfluthtage zu erhalten, nimmt Falb seine Zuflucht zu einer Verfrühung resp. Verspätung

der Beben um drei bis fünf Tage. Falb sagt, daß Verfrühungen und Verspätungen eintreten müssen: wenn es sich um einen unterirdischen Durchbruch handle, könne häufig erst einer später eintretenden geringen Fluth das gelingen, was die vorangehende stärkere nicht zu stande brachte. „Ueberall, wo in der Natur durch stufenweise Steigerung und Fall von Kräften, die dem frühern Gleichgewicht entgegenwirken, eine Summation der Materie erreicht wird,“ sagt er, „trifft das Maximum des Effektes nicht auf die höchste, sondern auf eine spätere, etwas niedriger liegende Stufe der Kraft, weil die zur vorhandenen Summe durch die verringerte Kraft hinzutretende Vermehrung noch ausreicht, um den durch das Gleichgewichtsbestreben eintretenden Defekt zu maskiren“ (Gedanken und Studien). Die aus den tiefsten unterirdischen Durchbrüchen entstehenden Erdbeben müßten also nicht gerade am Syzygiumtage, wo die Fluth am größten ist, auftreten, sondern erst 1—3 Tage später, oft gar erst bei der nächsten Hochfluth, also 14 oder 29 Tage später sich einstellen. Je stärker aber das Maximum selbst sei, desto geringer müsse die Verspätung des Durchbruches ausfallen, ja wenn die Fluthziffer eine besondere Höhe erreicht, sich sogar in eine Verfrühung verwandeln. So Falb. Wäre aber ein glühend flüssiges, dem Einflusse der Sonne und des Mondes unterworfenes, fluthendes und ebbendes Erdinnere vorhanden, dann müßte die Sache sich mit viel größerer Genauigkeit abwickeln: sobald die Kruste der Erde nicht so dick und schwer ist, daß sie jede Ebbe und Fluth des Kernes dadurch hindert, müßten regelmäßige Oszillationen an der starren Erdkruste sich bemerkbar machen, die Aequatorialgegenden würden zweimal täglich, wie Hoernes hervorgehoben, der Schauplatz lebhafter Bewegung der Erdoberfläche werden oder wenigstens zur Zeit der großen Fluthkonstellationen solche wahrnehmen lassen. Wir spüren nichts davon, daß dieses geschieht. Den Grundlagen nach jedoch, auf denen Falb seine Theorie aufbaut,

dürften wir dies genaue Eintreffen der Vulkanausbrüche und Erdbeben ohne jede Verfrühung oder Verspätung fordern. Doch es sei noch einmal davon erinnert, daß seine Annahme eines Emporhebens des flüssigen Erdinnern durch die unterirdische Fluth, welche Annahme bei der Theorie der Verfrühung und Verspätung mitspukt, durchaus unzulässig ist.

Wenn Falb aber Verfrühungen und Verspätungen der Erdbeben um 3—5 Tage zuläßt, so hat eine solche Statistik gar keinen Werth mehr. Vom Neumond oder Vollmond weg, zu deren Zeit Erdbeben häufiger auftreten sollen, bis zu einem Mondviertel hin sind es 7 Tage; ein Beben mit 5 Tagen Verspätung ist also nur 2 Tage von demjenigen Zeitpunkt entfernt, da die Beben am seltensten auftreten sollen (Heim). Dennoch registrirt es Falb, als ob es mit seiner Theorie passe. So kann man schließlich fast jedes Beben als seine Theorie bestätigend ansehen. Gestattet man, wie Heim bemerkt, auch den Erdbebenminima solche Verfrühungen und Verspätungen, so enthüllt sich diese Statistik als die reinste Spiegelfechterei. Es kann bei dieser Ausdehnung der Falbschen Theorie schließlich Jeder Erdbeben voraussagen und ihr Eintreffen bestätigt sehen, wie der große Meister in Leipzig. Jeden Tag ereignen sich im Durchschnitte auf der Erde zwei Erdbeben, die jedoch in sehr unvollständiger Zahl zur Kenntniß gelangen.

Uebereinstimmungen mit Falbs Prophezeiungen müssen sich daher oft nachweisen lassen. Prüft man die Vergleichung seiner kritischen Tage mit den wirklich stattfindenden Erdbeben jedoch strenger, so sieht man, daß nur ein Theil derselben harmonirt, der andere spricht gegen die Theorie, die mit einem Worte eine durchaus haltlose ist.

Es ist hier leider nicht mehr möglich, Beispiele aus der Geschichte der seismisch-prophetischen Thätigkeit Falbs herauszuheben und näher zu illustriren. Anführen möchten wir aber noch ein Stück einer Statistik der Grubenexplosionen, welch'

letztere Falb ebenfalls vorauszusagen pflegt. Die Bergbehörden wurden auf Falb's Theorie des Einflusses der Mondphasen auf die Ausströmung von Gasen aus dem Erdinnern aufmerksam und begannen, seine Schlagwetter-Voraussagungen näher zu prüfen. Die mit der Beobachtung dieser Verhältnisse betraute Zeche Shamrock bei Herne konstatirte nun nach einem in den Tagesblättern erschienenen Berliner Berichte vom 24. Juli 1889, daß die Falbschen diesbezüglichen Prophezeiungen während eines ganzen Jahres nicht eintrafen. Für die Zeit vom Oktober 1886 bis Oktober 1887 lagen sechs Prophezeiungen von Grubenexplosionen vor. Unter den von Falb für diese Zeit als „kritisch" bezeichneten Tagen hat sich kein einziger als irgendwie gefahrdrohend herausgestellt, was für die Falbsche Theorie gewiß ein sehr ungünstiges Zeugniß ist. Die während der genannten Zeit angestellten Wetterproben ergaben immer nur geringe Abweichungen vom Normalen.

In Bezug auf das Wetter sei folgendes über Falbs Theorie erwähnt. Er prophezeit für gewisse Tage, an welchen rechnungsmäßig die Fluthkraft des Mondes am stärksten ist, Stürme, Schneefälle, Wintergewitter 2c. Wie er bei seinen vorausgesagten Erdbeben nie angiebt, an welchem Punkte der Erde sie sich ereignen werden, so auch nicht beim Wetter; Falbs Prophezeiungen besagen immer nur, daß an den kritischen Tagen irgendwo auf unserm Planeten so etwas eintreten werde. Gewiß wird Niemand ein solches Verfahren exakt nennen. Wenn dann, was trotz dieser weiten Auffassung merkwürdigerweise noch immer geschieht, derartiges am sogenannten kritischen Tage eintritt, so wird dies schon als Beweis für den Einfluß des Mondes auf das Wetter gepriesen und gefeiert. Oberflächlicher, unwissenschaftlicher kann hier sicherlich nicht verfahren werden.

Falb hat sich trotz vielfacher Aufforderung von seiten der Fachgelehrten nie dazu herbeigelassen, den von ihm verfochtenen

Einfluß des Mondes auf das Wetter exakt zu begründen. Derweilen waren gerade die Letzteren so gutmüthig, auf Falbs unwissenschaftliche Methode einzugehen und das Eintreffen seiner Prophezeiungen an den vorausgesagten kritischen Tagen zu untersuchen. Ueber die bezüglichen Resultate folgen wir hier der Darstellung Dr. Pernters („Die modernen Wetterpropheten" in „Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien" 1889).

Nach Falbs Mondtheorie waren die Tage vom 17.—20. September 1887 die „kritischesten" seit Jahrzehnten, indem die Fluthfaktoren die größten waren. Der größte Sturm des Jahrhunderts war darum von Falb für diese Zeit vorausgesagt. Die genannten Tage waren jedoch in Europa wie in Amerika so normal und schön, wie sie nur selten sein können in einer Zeit, die nicht in den Verdacht gekommen, kritisch zu sein. Die kritischen Tage für 1884—1887, die der kosmisch gesinnte Falb übrigens vom Amerikaner Wiggins entlehnte, zeigten bei der Vergleichung mit dem thatsächlichen Wetter in jenen Perioden, daß keiner der als gefährlich verkündigten Tage ein der Mondtheorie günstiges Ergebniß lieferte; Windstärke und Windgeschwindigkeit waren die normale, gewöhnliche. Von den für 1888 angegebenen kritischen Tagen waren nach Falb 8 erster Ordnung, 7 zweiter und 9 dritter Ordnung. Will man einen sehr gütigen Kritiker spielen, sagt Pernter, so trafen von allen diesen 8 ein und 15 schlugen fehl. Von den 8 Tagen erster Ordnung trafen 4 ein und ebensoviele schlugen fehl. Von einem nachweisbaren Einfluß des Mondes kann hier darum nicht gesprochen werden. Daß einzelne Fälle eintreffen, darf Einen nicht wundern, ebensowenig als bei den Erdbeben. Und wie leicht ist es außerdem für Jeden, in gewissen Monaten des Jahres Stürme vorauszusagen!

Gerade aber darauf, daß einzelne Fälle eintreffen, stützt sich der das Publikum freilich nicht absichtlich, aber ungewollt

im Grunde wie sich selber gröblich täuschende Falb. „Man sage nicht," erklärte er einmal in Wien, „das sind einzelne Fälle! Hier beweisen eben einzelne Fälle!" Die einzelnen Fälle aber, die nicht eintreffen?! Wir haben gesehen, daß solche selbstverständlich sind. — Aber auch hier weiß sich der Autor aus der Schlinge zu ziehen, indem er in solchen Verhältnissen anerkennt, daß außer seinen Fluthfaktoren noch andere sehr starke Einflüsse vorhanden sind. Ist ein Fall nicht so gütig, einzutreten, so beweist dies nach Falb nur, daß die anderen Faktoren stärker waren, nicht aber, daß seine maßgebenden Fluthfaktoren keinen Einfluß hatten.

Es ist klar, daß es auf diese Weise rein unmöglich ist, jemals eine exakte Untersuchung über den Mondeinfluß durchzuführen. Wollte das Publikum sich genau alle Fälle der Falbschen Wetterprophezeiungen anmerken, so fände es sicherlich keine, welche die eintreffenden als beweisend hinstellen würden. Leider verschweigt man gewöhnlich die nicht eintreffenden Fälle und verkündigt dann die zufällig eintreffenden mit der lärmendsten Trommel. Vergesse man nicht, daß irgendwo auf der Erde an jedem Tage etwas los ist, was man dem Einflusse der Fluthfaktoren zuschreiben kann, und daß sich dann der nicht eintreffende Tag sofort in einen eintreffenden verwandeln kann.

Beigefügt möge noch werden, daß Falb nicht der Erste ist, welcher sich mit der Untersuchung befaßte, ob die Mondfluth im Luftmeere aus den Thatsachen nachweisbar sei, und der diese Forschungen auf die Mondviertel und die Syzygien bezogen hat. Schon Laplace hat sich mit diesem Gegenstand beschäftigt. Die heutige Meteorologie hat den Gesichtspunkt der kosmischen Einflüsse bei der Vorherbestimmung des Wetters durchaus nicht außer acht gelassen; wenn sie ihn aber endlich fallen ließ, so ist dies nicht ohne genaue und vielfältige Prüfung geschehen. Der diesbezügliche Einfluß des von altersgrauen Zeiten her als Wettermacher bekannten Mondes ist wirklich eingehend und

gründlich untersucht worden, das Resultat war aber, daß dieser Einfluß, dem z. B. allerdings ein sehr geringer Unterschied in der Stärke des Luftdruckes zur Zeit der Erdnähe und Erdferne zugeschrieben werden kann, so minim ist, daß man davon gar nicht Notiz zu nehmen braucht, wenn es sich um die Ursachen unseres Wetters handelt. Die auf die Zyklonentheorie sich gründende Wetterprognose, wie sie heute außer bei Zenger, Overzier, Falb und Friesenhof überall üblich ist, bleibt noch immer das Zuverlässigste, was in der Wetterprophezeiung geleistet werden kann. Ihre Grundlagen sind reell, thatsächlich und vertrauenerweckend. Die auf den großen Zentralstationen versuchte Wetterprognose sagt das Wetter freilich nur für vierundzwanzig Stunden voraus und giebt es einstweilen bloß muthmaßlich an: will man mehr, so muß man sich, wie Prenter sagt, an den Kalender halten oder ein altes Bäuerlein oder Rudolph Falb fragen. Wendet sich Jemand an Letztern, so möge er auch nachsehen, wie jämmerlich es um das Resultat der wirklichen Beobachtungen im Hinblick auf Falbs Theorie steht.

Wir sind am Ende der Besprechung der Falbschen Lehre angelangt. Wie sehr wir auch die mathematischen und besonders die astronomischen Kenntnisse Falbs bewundern, wie rückhaltlose Anerkennung wir seiner Darstellungskraft und seinem Fleiße zollen müssen, und wie hoch unsere Achtung ist vor dem Manne, der auf Gipfeln der Anden unermüdlich Tage und Nächte lang wissenschaftliche Beobachtungen anstellte in Höhen, wohin ihm kaum der Fuß eines Führers folgen wollte — so müssen wir doch das harte, aber wahre Wort unterschreiben, das Hoernes über Falb gesprochen: daß nämlich seine Erdbebentheorie „eine haltlose, faule und frivole Hypothese, ein wissenschaftlicher Humbug ist."

Die

Brutpflege der Thiere.

Vortrag,

gehalten zu Hamburg am 19. November 1890

von

Prof. Dr. K. Kraepelin
in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Unsere moderne Naturauffassung enthält in sich ein Element, welches verhältnißmäßig noch jungen Datums ist, nichtsdestoweniger aber schon jetzt von den breitesten Schichten des Volkes als unumstößliche Wahrheit erfaßt und verfochten wird: die Darwinsche Lehre vom Kampfe ums Dasein.

Das Wort des Dichters: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual", hat für die heutige Generation seine Geltung verloren. Wohin wir auch blicken mögen, auf blumiger Wiese, wie im schattigen Waldesdunkel, auf einsamer Bergeshöhe, wie in den unergründlichen Tiefen des Ozeans, allüberall sehen wir feindliche Gewalten einander gegenüberstehen, sehen wir sie ringen um das tägliche Brot, ums nackte Leben, sehen wir rücksichtslosesten Egoismus sich breitmachen in der Ausnutzung erworbener, in der Erwerbung neuer Vortheile fürs eigene Dasein.

Es war nur ein kleiner Schritt zu der alsbald mit immer größerer Klarheit in unser Bewußtsein sich eindrängenden Erkenntniß, daß auch in der menschlichen Gesellschaft der Einzelne nicht minder hart um seine Existenz zu ringen hat, wie die Thiere des Waldes. Wohl mag in dem gewaltigen Gefüge des modernen Kulturstaates die Liebe zum eigenen Ich in ihren brutalsten Aeußerungen bei Vielen gebändigt werden durch die

Macht und die Zuchtruthe der sozialen Gemeinschaft; der „Kampf ums Dasein“ drückt einem Jeden die Waffe in die Hand; es ist zum Schlagwort geworden für die Erklärung unserer gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse, zum Schlachtruf für weite Schichten des Volkes, welche nicht fürderhin als die Enterbten der Menschheit sich fühlen wollen.

Doch nicht für sich allein hat der Mensch im Zenith seines Daseins zu kämpfen. Zur Sorge um die eigene Existenz gesellt sich alsbald die nicht minder schwere um das Wohl und Wehe der Familie. Speise und Trank, Wohnung und Kleidung, Schutz gegen Fährlichkeiten aller Art, das sind die ersten und unabweisbaren Forderungen, welche das Kind an die Eltern stellt, und denen auch der Aermste als seiner heiligsten Pflicht zu genügen bestrebt ist. Und damit nicht genug. Glücklicher sollen unsere Kinder werden, als wir es selbst gewesen, besser gerüstet mit Kenntnissen, Charakterfestigkeit und materiellen Mitteln im großen Wettbewerbe des Lebens; die Sorge um die Erziehung der Kinder, um die Wahl ihres Berufs tritt in den Vordergrund, und nicht früher glauben die pflichtgetreuen Eltern ihre Aufgabe erfüllt zu haben, als bis die heranwachsende Generation aus eigener Kraft siegreich den Fährlichkeiten des Lebens zu trotzen vermag.

Wir sind nicht in der Lage, das redliche, auf Erziehung der Kinder gerichtete Streben des Vaters, die vielgepriesene Liebe der Mutter als einen spezifischen Vorzug des Menschengeschlechts in Anspruch nehmen zu können. Kaum minder mächtig, ja vielleicht oft elementarer noch und zwingender, zeigt sich dieser, auf Sicherung der kommenden Generation gerichtete Trieb im gesamten Reiche der Thierwelt, und indem ich versuche, in skizzenhaften Zügen ein Bild zu entrollen der Sorgen und Mühen, welche das Thier in der Pflege seiner Nachkommen auf sich zu nehmen hat, der Mittel, mit welchen dasselbe

seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden sucht, wage ich zu hoffen, daß diese Fülle treuer Elternliebe und rückhaltsloseste Aufopferung, von der ich berichten kann, auch in den Herzen der Großstädter ein klein wenig Sympathie für das nur zu oft mit Geringschätzung betrachtete Gethier des Waldes erwecken möge.

Nahrung und Schutz, das sind die beiden elementarsten Forderungen, welche auch das junge, ins Leben tretende Thier an die Eltern zu stellen hat; denn es ist schwach und klein und unerfahren und würde, sich selbst überlassen, gar bald zu Grunde gehen. Dennoch muß uns ein solches Eingreifen der Eltern in vielen Fällen zunächst geradezu unmöglich erscheinen, wenn wir erfahren, daß bei ausgedehnten Gruppen des Thierreiches die Eltern den Keim des Todes bereits in sich tragen, wenn sie zur Eiablage schreiten, daß es diesen Thierarten also niemals vergönnt ist, die dem Ei entschlüpfende Brut auch nur von Angesicht zu Angesicht zu schauen, geschweige denn, ihr helfend und schützend auf ihren ersten Lebenswegen zur Seite zu stehen. Unsere Schmetterlinge und Eintagsfliegen, unsere Libellen, Fliegen, Schlupfwespen und viele andere Insekten erblicken in der Regel als Waisenkinder das Licht der Welt, und es liegt der Schluß nahe, daß sie wohl nicht viel besser gestellt sein werden, als ihre Schicksalsgenossen in der menschlichen Gesellschaft. Dem ist indessen nicht so. Gerade das Heer der Insekten, so lehrt die tägliche Erfahrung, hat sich, wie keine andere Thiergruppe, im Haushalte der Natur eine imponirende Machtstellung erobert, und dies allein schon beweist, daß das Gedeihen der Nachkommen nicht durchaus an das Fortleben der Eltern gebunden ist. Auch die sterbende Thiermutter kann jenen beiden Forderungen der Brut nach Schutz und Nahrung gerecht werden, und sie wird ihnen gerecht einmal dadurch, daß sie ihre Eier in Verhältnisse bringt, unter denen die ausschlüpfende Brut ohne

weiteres gedeckten Tisch findet, und daß sie ferner, wo es noth thut, für schützende Hüllen sorgt gegen spähende Feinde und die Unbilden der Witterung. Der beschwingte Falter, welcher, von Blüthe zu Blüthe flatternd, sein lebelang nichts als süßen Honig genascht hat, er legt seine Eier ab auf den Blättern der Kohlstaude, weil ihm ein inneres Gefühl — Instinkt ist es wohl zur näheren „Erklärung" genannt worden — zu offenbaren scheint, daß eben dieses saftige Grünkraut den auskriechenden Räupchen als Nahrung willkommen sein wird. Schwirrend und summend durchstreifen zur Hochsommerzeit die geschäftigen Schmeißfliegen ihr weites Gebiet; kein Aas so versteckt, das sie nicht alsbald mit unglaublichem Spürsinne ausfindig gemacht, um ihre Eierchen daran zu legen und dadurch in erstaunlich kurzer Frist jenes unheimliche Gewimmel von bohrenden und springenden, von schlürfenden und knuspernden „Mädchen" hervorzuzaubern, das den Hausfrauen von je als vollendeter Hochverrath am sonntäglichen Braten erschienen ist. — Noch weniger ästhetisch dünkt uns die Art, wie das Heer der Mistkäfer seine Jungen versorgt. Deshalb thue ich nur des edelsten und vornehmsten Geschlechtes derselben Erwähnung, des heiligen Mistpillenkäfers der Mittelmeerländer, welcher bei den alten Aegyptern göttliche Verehrung genoß und als Sinnbild des Weltenschöpfers betrachtet wurde. Dieses seltsame Thier, dessen bildliche Darstellung an den Tempeln der Alten Ihnen unter dem Namen der Scarabaeen bekannt sein dürfte, und von dem einige Exemplare hier ausgestellt sind, formt aus dem Miste wunderbar regelmäßige Kugeln, welche bei einigen die Größe von Billardbällen erreichen, bringt in die Mitte derselben ein Ei und schleppt dann diesen Riesenball an einen sicheren Ort, wo er vergraben wird. — Nicht mit Unrecht ist dem deutschen Vertreter dieser Gruppe ob seiner Kraftleistung der Name Sisyphus zu theil geworden.

Soll ich die Beispiele noch weiter häufen, welche uns lehren, mit welcher Umsicht, ja mit welchem Raffinement die Thiere vielfach zu Werke gehen, wenn es gilt, den ausschlüpfenden Jungen günstige Lebensbedingungen zu sichern, so würde ich des weiteren der Schlupfwespen zu gedenken haben, welche nicht, wie die Fleischfliegen, den todten Kadaver erwählen, sondern in grausamer Lust ihren Legebohrer tief hineinsenken in den Leib ihrer lebenden Opfer, der Raupen und Larven mannigfacher Art, ihre Eier hineinlegen und so ihren Kindern den originellen Genuß verschaffen, gleich dem Adler des Prometheus am lebendigen Körper sich satt essen zu können. Ich müßte ferner die Bremen oder Biesfliegen nennen, welche in ähnlicher Weise unsere armen Schafe und Pferde als Opfer sich ausersehen. Die Schafbreme legt ihre Eier an die Nasenlöcher der Schafe; die ausschlüpfenden Jungen kriechen tief hinein in die Nasenhöhle, haken sich hier mit ihren gewaltigen Widerhaken fest und trotzen so kühnlich in diesem natürlich stark entzündeten und reichlich schleimigen Nahrungsstoff absondernden Schlupfwinkel allen Versuchen, durch forcirtes Niesen die unangenehmen Gäste los zu werden. Ganz ähnlich ist der Vorgang bei den Pferden, nur daß hier die Eier nicht an die Nase, sondern an die Vorderbeine gelegt werden, daß das Pferd in seinem Unverstand die Eier erst ablecken muß, und daß dann die Jungen nicht in der Nasenhöhle, sondern im Magen ihres Wirthes sich dauernd vor Anker legen.

In den vorbesprochenen Fällen ist, wie von vornherein klar, ein besonderer Schutz der Eier gewiß nicht von nöthen, da dieselben gleich anfangs in die denkbar geschütztesten Verhältnisse gebracht werden. Dem ist jedoch nicht immer so, und es kann uns daher nicht wunder nehmen, wenn wir unter anderen Bedingungen eine reiche Fülle von Vorkehrungen antreffen, welche alle auf den Schutz der frei in der Natur

abgelegten Eier gegen Witterungsunbilden sowohl wie gegen äußere Feinde gerichtet sind.

Vorab und in erster Linie ist es die schützende Mutter Erde, welcher beispielsweise die Heuschrecke, der Regenwurm, die Schnecke und viele, viele andere Thiere ihre Eier anvertrauen.

Die verborgensten Ritzen der Bäume, der hohle Schilfstengel, das zu zierlicher Düte gerollte Blatt, sie alle werden zu köstlichen Wiegen, in denen die jungen Prinzen ihre Auferstehung feiern. Und damit nicht genug. Vom eigenen Leibe rupft sich der Schwammspinner seinen zarten Flaum, um damit seine Eierchen zuzudecken; ihre ganze, bewunderungswürdige Kunstfertigkeit entfaltet die Spinne, wenn es gilt, ihr Liebstes vor Kälte und Späherauge zu schützen. Was soll ich weiter sprechen von den zierlichen Eikapseln der Küchenschaben und Fangheuschrecken, was von dem seltsamen, rettigartigen Gespinst unseres schwarzen Wasserkäfers mit seinen in Reihen gestellten Eipaketen und den sinnreichen Gatterthüren, durch welche die Jungen das Freie gewinnen; unerreichbar für unser menschliches Gefühl bleibt doch immer die schlichte, an jedem Oleanderstock zu beobachtende Thatsache, daß die Schar der jungen Schildläuse für die erste, schwerste Zeit ihres Daseins von dem hinsterbenden Leibe der eigenen Mutter gedeckt und geschützt wird. Fürwahr, die Sage der Niobe, der schönsten und menschlichsten eine, welche das Alterthum erdichtet, in der verachteten Schildlaus sehen wir sie verkörpert.

Die bisherigen Darlegungen haben uns gezeigt, daß thatsächlich in vielen Fällen die dem Ei entschlüpfenden Jungen durch die Fürsorge der Eltern von vornherein so günstig gestellt sind, daß sie allein ihren Weg durchs Leben zu finden vermögen. Was Wunder daher, wenn dieser Modus des „laisser aller“ nun auch häufig genug von solchen Thierarten befolgt wird, welche nach der Eiablage nicht sterben, sondern gemächlich

weiterleben, für ihre Kinder aber das Schicksal oder den lieben Herrgott sorgen lassen. Schon manche der früher erwähnten Thiere, wie die Spinnen, Schnecken und Würmer wären sehr wohl in der Lage, ihre Brut noch ein Weilchen zu bemuttern; aber nur sehr wenige thun es. Mehr noch könnten wir indes das Gros unserer Fische, Frösche, Schlangen, Eidechsen und Schildkröten der Lieblosigkeit anklagen, da sie fast alle nur bei der Unterbringung der Eier mit Sorgfalt zu Werke gehen, später aber ihre Elternpflichten in gröblicher Weise vernachlässigen. Allein wir wollen nicht vorschnell den Stab brechen. Das gewaltige, mit Millionen von Rädern und Rädchen arbeitende Getriebe der Natur ist viel zu gut ineinander gepaßt, als daß wir so gewissermaßen im Vorübergehen eine schadhafte Stelle entdecken könnten. Als oberstes Gesetz im Reiche des Organischen, welches alle anderen beherrscht, erkennen wir das der Erhaltung der Art. Die Art aber erscheint, von allem anderen abgesehen, in erster Linie dadurch am besten gesichert, daß möglichst viele junge Keime produzirt und der Entwickelung entgegengeführt werden. Diese Forderung involvirt aber sonder Zweifel eine Arbeitsleistung von seiten des elterlichen Organismus, und diese Arbeitsleistung, diese Produktion von Keimen wird um so größer sein, je weniger die dem Thiere innewohnende Kraftmenge durch andere, das ist durch Nebenleistungen, in Anspruch genommen wird. Wäre daher unsere gepriesene Mutter Erde jenes Eldorado des Friedens, in welchem jeder gewordene Keim sonder Fährlichkeit und Kampf, sonder Pflege und Schutz sich entwickeln könnte, so wäre die Brutpflege der Eltern eine Kraftvergeudung, ein Verrath an der heiligen Sache der Arterhaltung. Die Sorge der Eltern um ihre Jungen wird daher in jedem einzelnen Falle gerade nur soweit zu gehen haben, als bis die letzteren aus eigener Kraft den Kampf ums Dasein zu bestehen vermögen. — Will man

wissen, wie gewaltig einerseits der nothwendige Kraftverbrauch für die Aufzucht der Kinder am Körper zehrt, wie riesenhaft andererseits die Zahl der Keime anwachsen muß, wenn deren Verbringung in günstige Lebensbedingungen ausschließlich dem Zufall anheimgestellt ist, so lenke ich den Blick auf jene Thierformen, welche infolge der Existenzbedingungen, unter denen sie leben, nichts, aber auch rein gar nichts für die Pflege ihrer Brut zu thun in der Lage sind, auf die Eingeweidewürmer. Rudolf Leuckart hat es unternommen, die Masse von Körpersubstanz zu berechnen, welche etwa ein Spulwurm in einem gegebenen Zeitabschnitt zur Produktion von Eikeimen verwendet, und er kommt zu dem Schluß, daß diese Daten, auf menschliche Verhältnisse übertragen, einem Kindersegen von 70 kräftigen jungen Weltbürgern — pro Tag entsprechen würden.

Wenn unsere Fische und Eidechsen, unsere Frösche und Schlangen nach dem Gesagten meist in der glücklichen Lage sind, der weiteren Sorgen um die heranwachsende Nachkommenschaft sich entschlagen zu können, so soll damit nicht behauptet werden, daß dieses Verhalten im Thierreiche die Regel sei. In Tausenden und Abertausenden von Fällen erweist sich eben das einfache Aussetzen der jungen Brut auf einen besonders günstigen Platz an der großen Speisetafel der Natur als unzureichend, und es treten alsdann alle jene mannigfachen und wunderbaren Erscheinungen erweiterter Brutpflege ein, welche von jeher das Interesse des Naturfreundes in besonders hohem Maße erregt haben.

Schutz und Nahrung, so sagten wir, sind die beide Hauptbedürfnisse der werdenden Generation. Wie nun, wenn ein passender Schutz von selbst sich nicht darbietet, wenn das junge Geschöpf etwa nackt und wehrlos allen Unbilden der Witterung, allen Angriffen lüsterner Feinde preisgegeben, ja,

wenn es, vielleicht noch nicht einmal im Besitze des göttlichen Augenlichtes, völlig außer stande ist, das, was ihm dienlich, erkennen zu können?! Unter solchen Umständen wird es zur unabweisbaren Pflicht der Eltern, auch fürderhin helfend einzugreifen, und sie entledigen sich dieser Pflicht mit einer Treue, die sicher nicht zurücksteht hinter dem Wollen und Thun der Menschen. Soll ich erzählen von den unterirdischen Burgen der Dachse, Füchse, Maulwürfe und Hamster, von den luftigen Nestern unserer Vögel, den kunstvollen Prachtbauten unserer Bienen, Wespen, Termiten und Ameisen? Soll ich Sie einführen in diese Kinderstuben und schildern, wie man dort wärmt und bettet, wie man nudelt und stopft mit den schönsten Leckerbissen, welche die allgütige Mutter Natur zu spenden vermag? Es würde den Rahmen eines kurzen Vortrages um das Vielfache überschreiten, wollte ich auch nur einigermaßen eingehen auf das Detail aller dieser Wunderdinge. Deshalb möchte ich nur kurz skizziren, was zur Gewinnung einer flüchtigen Uebersicht über die Mannigfaltigkeit der bestehenden Einrichtungen geeignet erscheint.

Es ist bei dem vagirenden Jäger- und Räuberleben, welches die Thiere des Waldes zu führen gezwungen sind, für das Elternpaar selbstverständlich meistens unmöglich, die lieben Kleinen auf ihren Streifzügen mitzunehmen. Ein passender Unterschlupf muß gefunden oder geschaffen werden, in welchem das junge Leben sicher geborgen ruht, wenn Vater und Mutter auf den täglichen Broterwerb ausgehen. So entstehen als das Nächstliegendste die unterirdischen Höhlen vieler Säugethiere, die langen Röhrengänge der Uferschwalben, die senkrechten, baumförmig verzweigten Schachte der Grabbienen und anderer Insekten, die Nestbauten der Höhlenbrüter in Felsklüften und hohlen Baumstämmen. Zierlich mit Moos, dürrem Laub und Gras, mit Haaren und Federn werden sie ausgepolstert, aber es ist im übrigen nicht eben viel Kunst dabei, wenn wir nicht etwa die Accuratesse

bewundern wollen, mit welcher der Specht, unter Verschmähung des natürlichen Astloches, seine kreisrunden Fluglöcher in den Stamm meißelt. Anders bei jenen Kinder-Aufbewahrungs-anstalten, welche im lichten Sonnenschein aus eigens zusammen-getragenem Material von den Eltern erbaut werden müssen. — Schon die Baumnester unserer heimischen Säugethiere, der Eichhörnchen, Siebenschläfer, Zwergmäuse 2c. bieten des Interessanten genug; zu vollkommenster Kunstleistung aber haben es, wie allbekannt, unter den höheren Thieren die Vögel gebracht. Von dem Horste der Raubvögel, den Nestern der Krähen, Elstern, Wildtauben 2c. wissen wir, daß dieselben fast ausschließlich aus dürrem Reisig gefertigt sind; berichtet uns doch die Thierfabel von der Taube, daß sie im Nestbau von dem Habicht Unterweisung erhalten, wegen alsbald eingetretener Feindschaft aber nur bis zu den ersten Anfangsgründen dieser Kunst gediehen sei. Bei kleineren Vögeln pflegen trockene Grashalme, Pferdehaare, Flechten und Moos die Stelle des Reisigs zu ersetzen. Da wird mit dem Schnabel genäht und geschneidert, gewebt und gefilzt, daß es eine Lust ist. Große, unförmige Klumpen formt das eine, wie unser kleinster Wicht, der Zaunkönig; lange, retortenartige Röhren oder Beutel das andere, wie die Webervögel und Beutelmeisen. Wo aber die zarten, nackten Leiber der Kinderchen ruhen sollen, da kommt besonders weiches Material zur Verwendung: der zarte, seidige Flaum der Weidenkätzchen, die am Dorn hängengebliebene Flocke der Schafwolle, die ausgerupften Federn des eigenen Leibes. Wo an senkrechter Felswand, am Gesimse des Hauses ein Reisig oder Grashalmnest nicht wohl anzubringen, da heißt es, zu noch anderen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Trotz dem geschicktesten Maurer handhabt an solchen Stellen die Schwalbe ihren aus Rinnsteinkoth und Speichel gefertigten Mörtel, auf dicke, wagerechte Baumäste klebt der Töpfervogel seine gewaltige

Lehmkugel; ja auch da, wo jegliche Niststoffe zu fehlen scheinen, an den steilen Felsküsten Tonkins, weiß die Natur noch Rath, indem sie die Salangane befähigt, einzig und allein aus dem zähen, erhärtenden Schleim ihrer gewaltig entwickelten Speicheldrüsen ihre luftigen Kinderwiegen, die indischen oder eßbaren Vogelnester, herzurichten.

Man sollte meinen, daß so hochentwickelte Kunsttriebe nur da sich finden könnten, wo, wie beim Vogel, auch ein gewisses Maß von Kraft, eine hochstehende Intelligenz zur Verfügung stehe. Dem ist jedoch keineswegs so. Ein Blick in das Thun und Treiben der Insektenwelt belehrt uns, daß die Bauindustrie dieser Liliputaner unter den Thieren in ihrer Mannigfaltigkeit und Großartigkeit noch um vieles wunderbarer ist, als diejenige der Vögel. — Was zunächst das Baumaterial betrifft, so entspricht es natürlich häufig genug dem, was wir bei jenen in Verwendung fanden. Aus zusammengetragenem Mose bauen die Hummeln ihr Nest, aus zusammengenähten Blättern z. B. gewisse tropische Ameisen. Den Reisighaufen des Adlerhorstes finden wir wieder in dem aus winzigen Zweigbruchstücken zusammengetragenen Kegelbau unserer heimischen Waldameise; die Maurerarbeit der Schwalbe und des brasilianischen Töpfervogels wird übertroffen von den prächtigen Häuschen, welche die Mörtel- oder Mauerbienen, die Lehm- und Töpferwespen jede in ihrer Art aus Sand und Lehm und Mörtel für ihre Brut zu errichten wissen. Aber damit ist die Findigkeit der Insekten in Bezug auf das Baumaterial noch lange nicht erschöpft. Schon von der Drossel unter den Vögeln hätte ich erwähnen können, daß sie aus dem Mulm vermorschter Bäume mit Hülfe ihres Speichels eine Art Pappmasse zu fertigen weiß, mit welcher sie die innere Höhlung des Nestes auskleidet. Diese Papp- oder besser Papierfabrikation hat nun beispielsweise bei den Wespen einen hohen Grad von

Vollkommenheit erreicht. Pflanzenstoffe aller Art werden zu feinem Brei zerkaut, mit Speichel gemischt und so zu jenen gewaltigen Bauten verwendet, welche in der Mannigfaltigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Konstruktion schon allein einer eingehenden Betrachtung werth wären. Und wenn endlich die Salangane sich brüsten sollte, sie allein sei im stande, aus sich selbst heraus, ohne fremdes Baumaterial, die Brutstätte ihrer Kinder zu bereiten, so würde man ihr das Beispiel der unübertroffenen Biene entgegenhalten, welche aus winzigen Wachsplättchen, welche dem eigenen Leibe entquellen, ihre kunstreichen Waben zusammenschweißt.

Die bisher erwähnten Bauten gehörten sämtlich dem festen Lande an; man sollte es kaum für möglich halten, daß auch das Wasser für eine derartige Industrie sich eignen könnte. Und doch ist dies der Fall. Ich spreche hier nicht von den auf der Oberfläche schwimmenden Schilfnestern gewisser Wasservögel; ich spreche von Nestern, die tief unten im Gewirr der fluthenden Wasserpflanzen oder zwischen den Steinen am Grunde oder endlich nahe der Oberfläche frei schwimmend errichtet werden. Wenige Thiere freilich nur sind es, welche bis zu diesem Grade der Zärtlichkeit gegen die junge Brut sich verstiegen haben, denn das Wasser ist ein erhaltendes Element, seine Lebensbedingungen sind im allgemeinen so günstige, daß auch die hülflosesten Organismen in ihm noch Hoffnung auf gedeihliche Entwickelung hegen dürfen; aber die wenigen, die so handeln, sind doch zu wichtig, als daß wir sie gänzlich mit Stillschweigen übergehen könnten. Da sind in erster Reihe die Stichlinge, welche aus Gras und Kraut ihr rundliches Nest am Grunde des Wassers aufbauen und jedes Gethier mit Tollkühnheit attackiren, das in dem Bereiche dieses friedlichen Stilllebens sich sehen läßt. Da sind ferner die hochinteressanten Schleierschwanzfische oder Makropoden aus China, deren Männchen aus Luftblasen ein an

der Oberfläche des Wassers schwimmendes Schaumnest zusammenspuckt und die ausgeschlüpften Jungen durch eben diese Manipulation getreulich immer wieder in dasselbe zurückexpedirt, wenn sie zu kühn in die Weite sich vorgewagt. Da ist endlich die in unseren Gräben und Sümpfen hausende, den Aquariumliebhabern nicht genug zu empfehlende Wasserspinne, welche aus feinem Gespinst einen oben geschlossenen Glockenbau aufführt, in den sie Luft hineinträgt, wie in eine Taucherglocke, und so ihren Spinnenkindern das eigenartige Vergnügen bereitet, tief unten in der weiten Wasserwüste behaglich im Trockenen sitzen zu können.

Doch die junge Brut ist, wie wir schon früher betonten, nicht zufrieden mit der schützenden Behausung allein; sie bedarf auch der Nahrung, die ihr von den Eltern herzugetragen werden muß. Fragen wir, welcher Art diese Nahrung sei, so könnten wir uns kurz fassen und einfach antworten: Gegessen wird eben alles, was verdaulich ist. Aber die Sache ist doch bei näherer Betrachtung nicht ganz so einfach und immerhin werth, etwas genauer beleuchtet zu werden. Zunächst wäre hervorzuheben, daß es selbstverständlich einen großen Unterschied macht, ob eine Thierart vorwiegend von Pflanzen, oder aber von animalischen Stoffen sich nährt. Vegetabilische Kost ist überall zu beschaffen: Allenthalben sproßt es und grünt es, und das junge Häschen im Lager müßte doch gar zu beschränkt sein, wenn es nicht alsbald allein seinen Appetit an dem Gras und Kraut seiner nächsten Umgebung zu stillen versuchen sollte. Die thierische Nahrung will erst im weiteren Revier erspäht, überlistet und bewältigt sein; ihre Gewinnung stellt bedeutende Anforderungen an die Findigkeit, die List, die Kraft des Suchenden, Anforderungen, welche naturgemäß nur von den gewitzigten Alten erfüllt werden können. Es ist daher von vornherein klar, daß die Herbeischaffung von Nahrungsmaterial

für die junge Brut vornehmlich nur bei solchen Thieren in Frage kommen wird, welche lebender Thiere zu ihrer Ernährung bedürfen. Dennoch ist diese Regel nicht ohne Ausnahme. Namentlich in der Reihe der bienenartigen Insekten giebt es ausgesprochene Vegetarianer, welche auch ihren Kindern ganz ausschließlich Pflanzenstoffe vorlegen, allerdings die zartesten und delikatesten, die man finden kann, und die auch nicht so ohne weiteres von jeder einfältigen Bienenmade gesammelt werden könnten, nämlich den Blüthenstaub der Blüthen und deren Honig. Die Art und Weise, wie beispielsweise die Hummeln in dieser Hinsicht vorgehen, ist so originell und erinnert so sehr an das Sehnsuchtsziel unserer Kinderzeit, an das Schlaraffenland, daß ich mir nicht versagen kann, sie kurz zu schildern. In unterirdischer Höhle hat die Hummel ihr Nest aus weichem Moose, wie früher berichtet, zusammengetragen. Alsbald ist sie emsig beschäftigt, in den Haaren ihres Pelzes und an den Körbchen ihrer Beine reichliche Mengen von Blüthenstaub herbeizuschleppen, der, mit Honig bespieen, zum Klumpen geballt wird und so allmählich zu einem tüchtigen Kloß — dem Reisbrei des Schlaraffenlands — in der Mitte des Moosnestes heranwächst. Jetzt beginnt die Eiablage. Zierliche Nischen werden in den Kloß genagt, in jede ein Ei gelegt, die Nische verschlossen und nun das kleine ausschlüpfende Mädchen seinem Schicksale überlassen. Dasselbe hat dann keine weitere Aufgabe zu erfüllen, als sich möglichst tief in diesen Reisbrei von Blüthenstaub und Honigseim hineinzufressen. — In ganz ähnlicher Weise verfahren die Grabbienen, nur daß sie jedem Kleinen von vornherein seine Portion abmessen, damit keines zu kurz kommt, und dabei ein strenges Kabinensystem für nothwendig halten. Noch ausgeprägter ist dieses letztere endlich bei der Honigbiene, deren Zellen bekanntlich in erster Linie dem Zwecke dienen, die junge Brut, die bei ihrer Massenhaftigkeit

gewiß nicht ganz leicht zu übersehen, wohl geordnet, ich möchte sagen numerirt, vor Augen zu haben und so jedem Einzelnen seine tägliche Ration zuertheilen zu können. — Es wäre hier wohl der Ort, etwas näher auf die ungemein praktischen, wenn auch nicht immer ästhetischen Vorrichtungen einzugehen, mittelst derer die Bienen das kostbare Futter nach Hause tragen, ja wie sie es für die allerzartesten Jugendstadien zu leicht verdaulichem, weil eben schon halb verdautem Bienenbrote zu verarbeiten wissen; ich muß es mir in gleicher Weise versagen, wie eine zusammenhängende Schilderung des ganzen Umfanges der wunderbaren und großartigen Brutpflege, welche von den Honigbienen sowohl, wie von den verwandten Insektenformen der Wespen, Ameisen und Termiten ausgeübt und durch die unermüdlichen Forschungen eines Huber, Dzierzon, Forel, Lubbock und Anderer zu unserer Kenntniß gelangt ist. Nur den einen leitenden Gedanken, der uns das Verständniß dieser beispiellosen Erscheinungen näher rückt, möchte ich nicht unausgesprochen lassen. Bei allen den in Rede stehenden Insektengruppen sehen wir die beiden Grundprinzipien in Kraft, denen auch die menschliche Gesellschaft das Emporklimmen zu immer höheren Graden der Vollkommenheit, der Kultur verdankt: die Vereinigung zu Staaten und die dadurch ermöglichte Arbeitstheilung. „Viribus unitis", mit vereinten Kräften, das ist der Wahlspruch der Wespen, Termiten, Ameisen, wenn es gilt, jene riesenhaften Bauten auszuführen, gegen welche im Verhältniß die ägyptischen Königspyramiden als elende Maulwurfshügel sich darstellen; „Theilung der Arbeit", so lautet die Losung, wenn es gilt, zum Wohle des Ganzen die Kraft und das spezielle Können des Einzelnen in Dienst zu stellen. Dabei ist als ein noch besonders glücklicher Umstand hervorzuheben, daß in dem ununterbrochenen Lebenszustande dieser Staaten die persönlichen Erfahrungen des

Einzelnen direkt von Individuum zu Individuum übertragen und so zum Gemeingut Aller werden, während sonst im Reiche der Insektenwelt der frühzeitige Tod der Eltern eine Unterweisung der Kinder unmöglich macht. — So ungefähr lauten die Erklärungsversuche für die einzig dastehende Intelligenz der Bienen und Verwandten in der Pflege ihrer Brut. Es sind, ich wiederhole es, dieselben Faktoren, welche den Menschen aus seinem Urzustande emporgebracht, und darum können wir sie gelten lassen, so lange nicht andere Propheten Weiseres zu sagen wissen.

Bei unserem Exkurse über die gesellig lebenden Insekten haben wir stillschweigend auch schon solche Thiere mit einbegriffen, welche keineswegs die heranwachsende Brut ausschließlich mit Vegetabilien ernähren, sondern vorwiegend animalische Stoffe als Futter verwenden. Wer hätte es noch nicht beobachtet, wenn im nadelbestreuten Tannenwalde auf eigens gebahnten Wegen die Karawanen der Ameisen heranteuchen, beladen mit den dickleibigen Raupen der Kieferneule; wie das schiebt und zieht und hebt und wuchtet, bis alle Hindernisse siegreich genommen sind und das fette Beutestück versinkt in die geheimnißvolle Tiefe, wo Tausende von Mäulern seiner hoffend entgegenharren! Aehnliches ließe sich von den Termiten berichten, nur daß sie, das Tageslicht scheuend, ihre Raubzüge sorglich durch gedeckte Gänge maskiren und in der Wahl ihrer Beute nicht gar so wählerisch sind, als ihre einheimischen Vettern. Sind sie doch schon zufrieden, wenn etwa der schweinslederne Einband eines Buches oder eine alte Schuhsohle als Beutestück ihnen in die Hände fällt.

Die Larven der bienenartigen Thiere, die man wegen ihrer Beinlosigkeit besser als Maden bezeichnet, sind in Bezug auf ihre Beißorgane höchst mäßig gestellt. Sehr begreiflich daher, daß unsere Wespen und Ameisen ihre Beute in der Regel erst gehörig mit ihren Kiefern zerkleinern, ehe sie dieselbe als Futter

darbieten. Sehen wir doch darin nichts anderes, als wenn die sorgliche Menschenmutter dem zum ersten Male mit der Gabel hantirenden Kleinen das Fleisch vorschneidet oder die Kartoffeln in Mus zerdrückt. Abweichend hiervon sind die Gewohnheiten der Grabwespen. Sie leben nicht zu Staaten vereinigt, wie die Wespen, sondern einzeln. Es würde demnach das Wohl und Wehe der Brut bis zur vollständigen Reife einzig und allein auf die zwei Augen der Mutter gestellt sein, wenn diese die Methode der täglichen Rationen befolgte; ein unerwartetes Geschick, das die Mutter ereilte, müßte auch den sicheren Untergang ihrer gesamten, hülflosen Sippe nach sich ziehen. Die Grabwespe muß daher rationeller verfahren, um auf alle Fälle wenigstens einen Theil ihrer Nachkommen sicher zu stellen. Zu dem Ende schafft sie gleich anfangs für jedes Ei, welches sie ablegt, das ganze Quantum von Nahrung in die unterirdische Höhle, dessen die junge Larve bis zu ihrer vollständigen Entwickelung bedarf. Wochen müssen darüber hingehen; der angehäufte Fleischvorrath wird, so sollte man denken, während dieser Zeit verwesen und ungenießbar werden. Doch die sorgsame Mutter weiß Rath, wenn auch, wie wir bedauernd hinzufügen wollen, auf Kosten der Menschlichkeit. In das große Centrum der Bewegungsnerven trifft sie ihre Opfer mit haarscharfem Dolch, raubt ihnen auf diese Weise jede Möglichkeit der Bewegung, ohne sie zu tödten, und schleppt nun die armen, gelähmten, kraftlos weiter vegetirenden Geschöpfe fort in ihre kannibalische Räuberhöhle.

Ich darf es als allgemein bekannt voraussetzen, daß auch bei den höheren Wirbelthieren, den Vögeln und Säugern, die Herbeischaffung animalischer Nahrung für ihre Jungen weit verbreitet ist. Mit Kerbthieren, Larven, Würmern aller Art versorgt die Schwalbe, die Nachtigall ihre Brut; Tauben und Hühner trägt der Habicht zu Nest, und mit dem erwürgten

Häschen, der gestohlenen Gans stillt Meister Reineke den Hunger seiner zahlreichen Familie. — Aber bei diesen höheren Thieren findet sich noch eine andere Einrichtung, die bei den tiefer stehenden Geschöpfen kaum andeutungsweise hie und da in die Erscheinung tritt; das ist die wunderbare Fähigkeit der Mutter, für die ersten, hülflosesten Tage der Kindheit im eigenen Körper einen unübertroffenen Nahrungsstoff bereiten zu können, die Milch. Schon von den Tauben ist es bekannt, daß sie in ihrem Kropfe aus besonderen Drüsen eine rahmartige Masse absondern, mit welcher sie ihre Jungen ätzen; für die Säugethiere aber ist diese innige Beziehung zwischen Mutter und Kind eine ganz allgemeine; sie knüpft nicht nur das Wohl und Wehe des Kindes rückhaltslos an das Geschick der Mutter; sie ist auch vor allem dazu angethan, die schlummernden Funken der Kindesliebe zu leuchtender, beseligender Flamme anzufachen.

Wenn wir die im bisherigen vorgeführte Mannigfaltigkeit der Mittel, mit welchen die Thiere ihre Pflichten gegen die kommende Generation zu erfüllen bestrebt sind, noch einmal im Geiste durchmustern, so sollte man fast meinen, daß diese Mannigfaltigkeit in der That ausreiche, um unter allen Lebensverhältnissen den gewünschten Erfolg zu sichern. Dennoch zeigt sich bei allen jenen vortrefflichen Einrichtungen ein schwacher Punkt, der entschieden noch zu weitergehenden Bestrebungen veranlassen mußte, das ist die völlige Hülf- und Schutzlosigkeit der Brut während der Zeit, wo die Eltern zur Herbeischaffung des täglichen Brotes vom Hause entfernt sind. Es ist ja richtig, daß in Hinblick auf diesen Uebelstand ein abwechselndes Hüten des Hauses seitens der beiden Eltern die einfachste Lösung wäre, und bei vielen Vögeln finden wir diese Arbeitstheilung in der That durchgeführt. Aber es ist nun einmal leider nicht wegzuleugnen, daß oft genug der Herr Papa von den ernsteren Pflichten des Familienvaters nur sehr unklare

Vorstellungen hat, indem er entweder im krassen Egoismus nur auf sein eigenes Wohl bedacht ist oder, was schlimmer, sein liebebedürftiges Herz alsbald einer anderen zuwendet. Unter diesen Umständen ruht dann die eigentliche Sorge um das Gedeihen der Brut lediglich auf den Schultern der Mutter. Glücklich dieselbe, wenn ihre Sprößlinge gleich anfangs mit wunderbar entwickelten Fähigkeiten ins Leben treten, die sie befähigen, noch mit der Eischale auf dem Kopfe dem Lockrufe der Mutter zu folgen und der drohenden Gefahr unter dem Schutze ihrer ausgebreiteten Fittige zu trotzen. Wo aber dies nicht der Fall, nun, da bleibt der besorgten Mutter gar oft nichts weiter übrig, als ihre hülflosen Kleinen mit sich herumzuschleppen oder doch im Momente der Gefahr fliehend mit sich davonzutragen.

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß ein solches Tragen der Jungen, wie wir es beispielsweise von den Affen und Faulthieren kennen, eine gewaltige Behinderung der Mutter bedeutet, wenn nicht etwa das eigene Fell eine so vorzügliche Tragtasche bildet, wie bei den Beutelthieren. Nicht nur ein beträchtliches Quantum von Kraft wird hierdurch verbraucht, sondern es ist auch die Sicherheit von Mutter und Kindern gefährdet, wenn jene nicht mit der ganzen Spannkraft ihrer Glieder den Feind bekämpfen oder ihm entfliehen kann. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, wenn diese besondere Art der Brutpflege bei den Landthieren nur verhältnißmäßig selten zur Anwendung kommt und, abgesehen von den schon erwähnten Fällen, nur bei den Spinnen eine weitere Verbreitung gefunden hat.

Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse bei den Wasserthieren. Das nasse Element, so konnten wir schon früher behaupten, ist ein für die thierische Lebewelt ungleich günstigeres, als die Luft und das Land. Reichliche Mengen von Salzen sind in ihm aufgelöst, organische Stofftheilchen mannigfachster

Art, mikroskopische Pflänzchen und winzige Partikelchen abgestorbener Organismen sind in ihm suspendirt und werden durch Strömung und Wellenbewegung allüberall hingeführt. So begreifen wir die für das Leben auf trockenem Lande schlechterdings unmögliche Thatsache, daß ein ungeheurer Bruchtheil der gesamten Wasserbewohner immer, oder doch zeitweilig, der freien Ortsbewegung entbehrt, sich vielmehr ruhig irgendwo festlegt, um nun von der strömenden Fluth, fast möchte ich sagen die gebratenen Tauben sich in den Mund treiben zu lassen. So leben und so nähren sich die Korallen und Schwämme, die Moosthierchen, Mantelthiere, Meerlilien, Austern und viele andere. Ist aber in diesen Fällen die Eigenbewegung ganz oder doch nahezu verloren gegangen, gleichen diese Thiere somit in der Ständigkeit ihres Wohnsitzes mehr den Blumen des Feldes, als deren beschwingten Besuchern, nun so ist auch nicht einzusehen, warum sie nicht, gleich jenen, Knospen und Früchte tragen oder doch die heranwachsende Brut mit den mannigfachen Schutzmitteln ihres eigenen Körpers behüten sollten. Kaum eine festere Burg kann man sich ausdenken gegen die gefräßigen Räuber der Tiefe, als die steinharten Schalen der Auster, die mit gewaltiger Muskelkraft aufeinander schießen, wenn Gefahren im Anzuge. Und zwischen diesen Schalen, in dem zartmaschigen Gitterwerk der Kiemen, da haust die junge Austernbrut und läßt sich's wohl sein, bis auch sie der allmächtige Wandertrieb, der alles thierische und pflanzliche Leben gleichmäßig beherrscht, hinaustreibt ins feindliche Leben zur Gründung des eigenen Herdes.

Ich könnte die Beispiele häufen, bei welchen in ganz ähnlicher Weise die junge Nachkommenschaft von den machtvollen Schutzmitteln bewegungsarmer Meeresthiere umschlossen wird; ich könnte erzählen von den stachelstarrenden Bruttaschen der Seeigel, der zum Brutraum umgewandelten Mundhöhle mancher

Seesterne und anderem; allein, es gilt, noch eine zweite Thatsache ins Auge zu fassen, welche die so weit verbreitete Erscheinung der Brutpflege am eigenen Körper auch bei bewegungsreichen Thieren des Wassers begreiflich macht.

Die Thatsache, um die es sich handelt, ist das bereits von Archimedes formulirte Gesetz, daß jeder Körper im Wasser so viel an Eigengewicht verliert, als die Wassermenge wiegt, die er verdrängt. Von der fundamentalen Bedeutung, welche dieses Gesetz zunächst im allgemeinen auf die Formenentwickelung der gesamten organischen Lebewelt ausübt, kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß auf diese Weise die gegebene Kraftmenge eines Thieres nicht für das Heben und Tragen des eigenen Körpergewichts zum erheblichen Theile verbraucht, sondern nahezu ganz für andere Kraftleistungen freigemacht wird. Wie das Dampfroß unserer modernen Verkehrswege an Gewicht und Masse weit zurücksteht hinter dem transatlantischen Dampfer, so auch verschwindet der mächtige Elefant gegen die gewaltigen Riesen des Ozeans, die Walthiere, und es läßt sich mit Leichtigkeit zeigen, daß diese verschiedene Entwickelung der Körpermaße durch die Verschiedenheit der Medien bedingt ist, in welchen jene Thiere leben, daß sie ihre Erklärung findet in dem tief einschneidenden Grundgesetz des Archimedes.

Die Anwendung dieser Betrachtungen auf die Brutpflege der frei beweglichen Wasserthiere ergiebt sich von selbst. Nimmt mir, als organischem Körper, das Wasser die Bürde des eigenen Gewichts, ja wird auch alles, was ich trage und an mir habe, in gleicher Weise der Schwere gewissermaßen entkleidet, nun so ist es eben keine große Heldenthat, wenn ich das Liebste, was ich besitze, stets mit mir trage, um es in allen Lebenslagen durch die Kraft, die Erfahrung, die Intelligenz meines erwachsenen Ichs beschützen zu können. So ungefähr müßte das

Raisonnement einer wasserbewohnenden Thiermutter sein, wenn sie eben nach menschlicher Weise zu „raisonniren“ im stande wäre. Aber auch ohne dieses hat sie die Praxis der Sache durchaus erfaßt, wie uns eine flüchtige Umschau unter den Geschöpfen des nassen Elementes belehren mag.

Da ist vor allem das gewaltige Heer der Krebse, der Insekten des Ozeans, welche fast ausnahmslos ihre Eier, oft auch die junge Brut, auf lange Zeit mit sich herumschleppen. Ich brauche wohl kaum auf den gewöhnlichen Flußkrebs oder auf die den Küstenbewohnern so gut bekannten Krabben hinzuweisen, um hervorzuheben, daß wohl schon ein Jeder von Ihnen diesen armen Geschöpfen die sorglich an den Beinchen des Schwanztheiles festgeleimten Eierchen erbarmungslos abgegessen; ich müßte aber andererseits Ihre Geduld zu sehr in Anspruch nehmen, wollte ich auch nur ein flüchtiges Bild entrollen der mannigfachen Einrichtungen, welche für die zweckmäßigste Art der Verpackung, der Befestigung und des Schutzes der Eier bei den Krebsthieren sich entwickelt finden. Nur so viel sei gesagt, daß alle diese Einrichtungen darauf hinauslaufen, den Eltern möglichste Bewegungsfreiheit, den Jungen ausgiebigsten Schutz, sowie ständigen Wechsel der Wasserzufuhr und der Athmungsgase zu sichern.

Und was von den Krebsen gilt, das läßt sich in mehr oder minder hohem Grade auch von den übrigen frei lebenden Thieren des Wassers behaupten. Bald sind es Würmer, zwischen deren starrendem Stachelbesatz die jungen Sprößlinge fröhlich sich tummeln, bald Schnecken oder Seewalzen, welche in Taschen und Falten der Haut ihre Kinderchen mit sich tragen. Einem unentwirrbaren gordischen Knoten gleich, haben sich die jungen Asselspinnen der nordischen Meere mit ihren langen, dünnen Beinchen um die Mutter geschlungen; ein Kaviarbrötchen en miniature zeigt uns der tropische Wasserskorpion, wenn er

mit seinem breiten, in ganzer Fläche dicht mit Eiern belegten Rücken aus der Tiefe emporsteigt.

Doch auch die Fürsten des nassen Elementes, die Fische und Amphibien, haben sich den Vortheil des Wasserauftriebs für ihre Brutpflege nicht selten zu nutze gemacht. Unerhört fast ist es, aber wahr, daß bei den zierlichen Seenadeln und Seepferdchen des Meeres nicht etwa die Frauen, sondern die Männer in eigenen Bruttaschen die Eier mit sich herumschleppen, welche das Weibchen freundlichst hineingelegt hat. Eine heimische Kröte — Alytes ist ihr Name — erregt dadurch unser Interesse, daß der Gatte mit großer Sorgfalt die Eierschnüre des Weibchens als Schwimmgürtel sich um die Hüften legt und bis zum Ausschlüpfen bewahrt, während das Männchen einer anderen Krötenart, eines wahren Ausbundes von Häßlichkeit im fernen Surinam, dem Weibchen die Eier auf den Rücken streicht, wo sie alsbald in bienen-wabenartigen Wucherungen der Hautoberfläche sich entwickeln, so daß dann später aus diesen Wabenzellen eine ganze Kolonie von allerliebsten kleinen Kröten ihre Aermchen und Beinchen hervorstreckt.

Doch lassen wir es genug sein an diesen wenigen herausgegriffenen Beispielen. Was der heranwachsenden Generation in erster Linie noth thut, möglichster Schutz gegen die feindlichen Mächte des irdischen Daseins, treue und gewissenhafte Pflege in den Tagen der Hülflosigkeit, das wird, so hoffe ich gezeigt zu haben, allüberall im Reiche der Thierwelt mit einer überraschenden Mannigfaltigkeit von Mitteln und Einrichtungen erstrebt und geleistet. Muß ich noch darauf hinweisen, daß nun auch jene höheren Ziele menschlicher Fürsorge, die wir in ihrer Gesamtheit als Erziehung bezeichnen, wenigstens in ihren Anfängen bei den Thieren des Waldes sich wiederfinden?! Es hieße den Thatsachen Gewalt anthun, hieße, durch die Brille des Vorurtheils die Natur betrachten, wollten wir es anders

deuten, wenn die Henne ihre Küchlein in Hof und Garten spazieren führt, ihnen zeigt, wie man Körnlein sucht, und mit gellendem Warnruf die Nähe des Habichts verkündet; wenn die Schwalben, die Störche mit staunenswerther Hingabe und Geduld ihren halbflüggen Jungen die schwere Kunst des Fliegens lehren, oder wenn endlich der Fuchs seinen heranwachsenden Sprößlingen praktische Kurse im Erhaschen und Würgen der Beute ertheilt.

Nicht prinzipiell, so lehrt uns der Gang unserer Betrachtung, sondern nur dem Grade nach sind die Gefühle, das Wollen, die Thaten der Thiere von denen der Menschen verschieden; und wenn wir die selige Lust gewahren, die völlige Hingabe, mit welcher die blutdürstige Tigerin ihre Kleinen hegt und liebkost, wenn wir sehen, wie das schüchterne Reh, nicht achtend der tödtlichen Kugel des Jägers, klagend verweilt bei dem dahingemordeten Jungen und die Todeswunde leckt, dann erst begreifen wir ganz die allversöhnende, trotz Daseinskampf und Lebensnoth auch heute noch unerschütterte Wahrheit des herrlichen Bibelwortes: „Die Liebe, sie höret nimmer auf!“

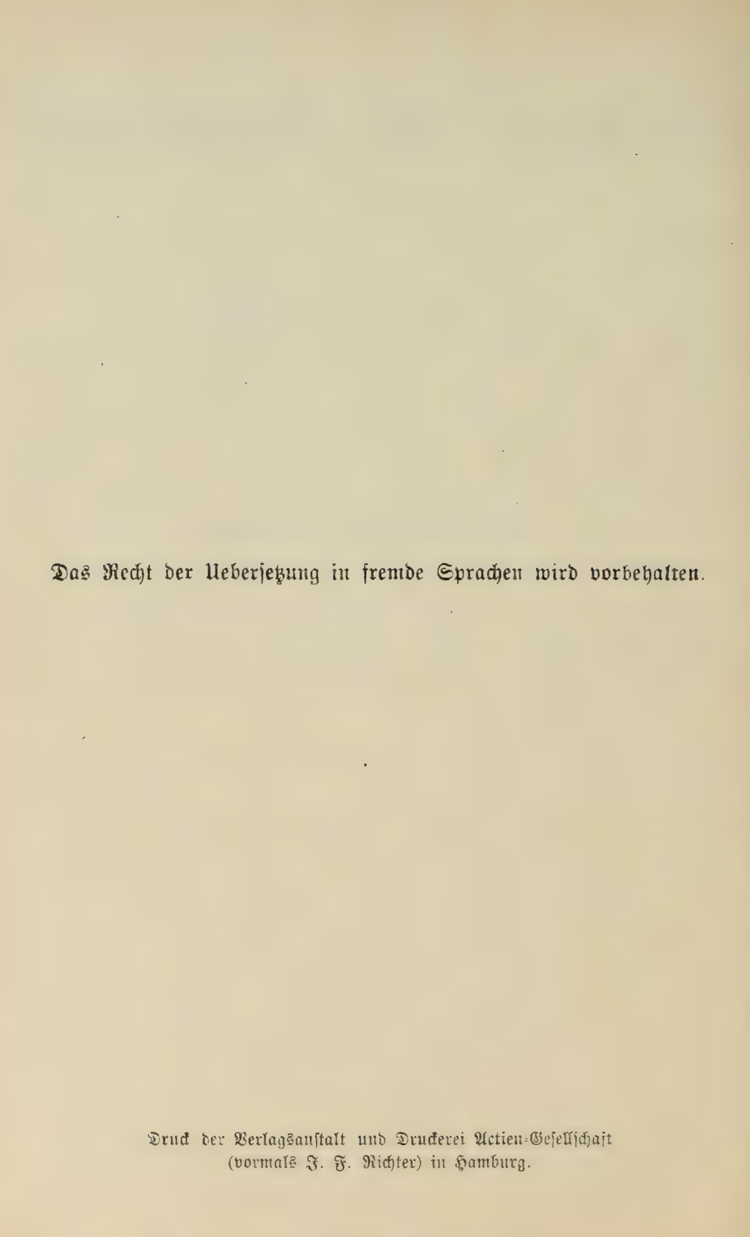
Prisenrecht und Flußschiffahrt.

Eine völkerrechtliche Studie

von

Dr. Heinrich Rettich
in Stuttgart.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Im Verlaufe der im Jahre 1889 stattgehabten englischen Flottenmanöver richtete der Kapitän J. M. Schiff „Collingwood" nachstehendes Schreiben[1] an den Bürgermeister der offenen Stadt Peterhead:

J. M. Schiff Collingwood
vor Peterhead, den 24. August 1889.

Sir, Auf Befehl des Vizeadmirals, Kommandirenden der II. Division der B. Flotte, bin ich angewiesen, eine Kontribution im Betrage von 150000 Pf. St. von ihrer Stadt zu erheben, für welche Summe Sie gefälligst die zur Gewährleistung ihrer prompten Bezahlung erforderliche Sicherheit dem Ueberbringer Dieses einhändigen wollen. Ich beklage die Nothwendigkeit, von Ihren friedlichen und fleißigen Einwohnern ein so schweres Lösegeld erheben zu müssen, aber die übertriebene Kontribution, welche Ihre Schiffe fast noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten von der blühenden Hafenstadt Belfast eingetrieben haben, läßt mir keine Wahl. Ich füge hinzu, daß ich, falls meine Offiziere nicht innerhalb zwei Stunden zurückkehren, Ihre Stadt einäschern, Ihre Schiffe zerstören, Ihre Fabriken und Werkstätten dem Erdboden gleichmachen werde. Ich habe die Ehre, Sir, zu zeichnen als gehorsamer Diener

R. H. Harris, Kapitän.

An den Lord Provost von Peterhead.

Mit auffallender Schnelligkeit und mit theilweiser Anwendung gesperrter Schrift beeilten sich die englischen Zeitungen, diese präsumtive Kriegspraxis der formidablen englischen Flotte aller Welt zur Kenntniß zu bringen. Die Ankündigung verfehlte denn auch nicht, in der Welt ohne England einiges Aufsehen zu erregen. Im Binnenländischen allerdings war man überall geneigt, unter Hinweis auf das moderne Völkerrecht über die schlechtstilisirten Bravaden der englischen Seeoffiziere sich lustig zu machen. Dagegen in den mehr interessirten Kreisen des überseeischen Handels nahm man die Sache sehr viel ernster, zumal da namhafte englische Zeitungen, wie „Standard" u. a. zwar ihrem humanen Bedauern über derartige Eventualitäten eines zukünftigen Krieges in wohlgesetzten Worten Ausdruck verliehen, aber nichts anderes, als den schwachen Trost hinzuzufügen wußten, daß ein solcher Krieg für absehbare Zeit wohl nicht zu gewärtigen sei. Nur einige wenige Blätter, und unter diesen insbesondere „Daily News", brandmarkten die angedrohten Brandschatzungen kurzweg als Verletzungen des modernen Völkerrechts, während ein bekannter englischer Philanthrop, Sir George Campbell, von der gleichen Voraussetzung ausgehend, die Sache zum Gegenstand einer Interpellation im Unterhause machte. Leider bewegte sich die hierdurch hervorgerufene Erklärung des ersten Lords der Admiralität in so wenig präziser Ausdrucksweise, daß die Welt nach wie vor über die Einzelheiten des in einem zukünftigen Seekriege englischerseits zu beobachtenden und für Recht gehaltenen Systems in ein düsteres Dunkel gehüllt ist und das Schlimmste befürchten mag.

Es ist die Absicht der folgenden Studie, das zu gewärtigende Verfahren der englischen Flotte, sowie die nothwendigerweise sich daran knüpfenden überaus bedeutsamen Eventualitäten im Lichte des gegenwärtigen positiven Völkerrechts zu betrachten. Man wird finden, wie wenig mit einer bloßen Berufung auf

dieses gegenwärtige Völkerrecht die Sache juristisch liquid und abgeurtheilt ist.

Darüber zunächst kann allerdings kein Zweifel herrschen, daß das von der englischen Flotte in den Manövern des Jahres 1889 mit einer gewissen Beflissenheit demonstrirte Verfahren im völkerrechtlichen Ernstfalle als Beuterei zu qualifiziren sein würde — nämlich als Beuterei, bethätigt in der besonderen Form der Brandschatzung. Der völkerrechtliche Begriff der Brandschatzung ist bekanntlich von einem ähnlichen Akte in der Sphäre des Kriegsrechts, nämlich von der Kontributionirung, wohl zu unterscheiden. Unter Kontributionirung versteht man die Auflage von Werthsummen an irgend welche Selbstverwaltungskörper — ländliche oder städtische Gemeinden, Distrikte, Provinzen — des occupirten feindlichen Landes durch die occupirende Kriegsgewalt. Die Kontributionirung hat demnach mit der Brandschatzung den Zwang durch militärische Gewalt gegen Nichtkombattanten behufs Perzeption von feindlichem Privateigenthum gemein, also sowohl die Art des Verfahrens, wie den Inhalt des Aktes. Dagegen beruht der wesentliche Unterschied der beiden Arten militärischer Zwangserhebungen aus feindlichem Privateigenthum in dem Zwecke, bezw. in der Absicht, in welcher sie erfolgen. Während die Kontributionirung lediglich als eine durch die besonderen Umstände bedingte Erscheinungsform des Nothrechts, als eine Verwaltungsmaßregel des die Regierungsgewalt augenblicklich de facto ausübenden Feindes angesehen werden muß und als Steueräquivalent, als Naturalleistung (Requisition) oder endlich als Strafe zur Erhebung kommt, ist die Brandschatzung nichts anderes, als die Benutzung der physischen Uebermacht zur privatrechtlichen Schädigung der feindlichen Unterthanen, bezw. zur eigenen Bereicherung. Die Brandschatzung ist also nach Inhalt und Zweck Beuterei, und zwar ist sie, im Bereiche der modernen Völkerrechtsgemeinschaft bethätigt, gewissermaßen

qualifizirte Beuterei. Denn sie ist nicht wie jene im gewöhnlichen Sinne eine unmittelbare und mehr oder minder zufällige Folge der aus anderen Gründen stattgehabten Gewaltanwendung, sondern sie droht diese Gewaltanwendung[2] erst an und droht sie in keiner anderen Absicht an, als in der, mittelst der augenblicklichen Uebermacht den feindlichen Privaten eine beliebige Summe von Werthen wegzunehmen. Im modernen Kriege ausgeübt, ist sie darum Raub während des Kriegszustandes und ein Ueberbleibsel aus der kriegerischen Bethätigung innerhalb jener historischen Völkerrechtsgemeinschaft, welche durch den gemeingültigen Rechtssatz: „quae ex hostibus capiuntur, jure gentium statim capientium fiunt“ geeint wurde.[3] Immer aber ist die Brandschatzung Beuterei, und diese Konstatirung ist die Grundlage aller weiteren Rechtsdeduktion.

Nach heutigem, zweifellos positivem, auf der gemeinsamen Rechtsüberzeugung aller gesitteten Nationen beruhenden Völkerrecht ist die Beuterei, d. h. die systematische Wegnahme des feindlichen Privateigenthums zum Zwecke der Bereicherung, verboten, und dieses internationale Verbot erfreut sich sogar, durch Vermittelung der nationalen Rechtsordnungen, welche den Thatbestand der Beuterei in ihre Strafakte aufgenommen haben, des physischen Schutzes. Aber es gilt bekanntlich nur für den Landkrieg, für den Seekrieg gilt es nicht. Im Seekrieg ist die Beuterei, ist die Wegnahme feindlichen Privateigenthums durch militärisch organisirte Streitkräfte gestattet und bislang geübt.

Wir setzen nun den Fall: Es findet zwischen einer befestigten Hafenstadt sowie den anschließenden Strandbatterien und einer Kriegsflotte ein Kampf statt: Ist dies nun Land- oder Seekrieg? Oder wir setzen geradenwegs den Ernstfall des Eingangs citirten Flottenmanövers: Ist hier Gewalt zu Land oder zur See?

Die Engländer, welche das Verbot der festländischen Beuterei gleichfalls ihrem nationalen Strafrecht einverleibt, welche gleichfalls der Brüsseler Deklaration beigetreten sind und dieselbe sogar eifrig gefördert haben, scheinen in der That der letzteren Meinung zu sein, andernfalls sie wohl kaum die Brandschatzung offener Städte in ihre Manöveridee aufgenommen haben würden. Und doch geschieht diese Gewalt einer Stadt, verwirklicht sich der Vollzug des Beuteaktes auf dem Festlande! Wer entscheidet nun hier und nach welchem Recht ist zu entscheiden?

Das völkerrechtliche Verbot der Landbeute erfreut sich gewissermaßen einer, in Gestalt eines Deklarations-Entwurfes zustande gekommenen, indes eben als bloßer Entwurf der formellen Sanktion noch entbehrenden Kodifizirung. Artikel 38 des Brüsseler Deklarations-Entwurfes lautet nämlich: „La propriété privée ne peut pas être confisquée“ und Artikel 39: „Le pillage est formellement interdit.“

Allein indem der lokale Geltungsbereich dieser Verbote lediglich durch die Worte gegeben ist: „lois de guerre sur terre“, ist eine unseren speziellen Fall klärende Interpretation des vorliegenden Textes nicht zu gewinnen, selbst wenn man seine internationalrechtlich verpflichtende Authentizität als feststehend annehmen wollte.

Ein Versuch der Ermittelung des Gewohnheitsrechtes würde sich gleichfalls als fruchtlos erweisen. Denn die historischen Fälle der Brandschatzung von Küstenstädten durch feindliche Flotten datiren aus einer Zeit, in welcher auch das Verbot der Landbeute noch keineswegs eine sichere Errungenschaft des internationalen Rechts war.

Es bliebe somit allein der Rekurs an die Theorie übrig. Aber sowohl die zahlreichen Systeme ebenso wie die vielen Spezialarbeiten über Kriegsrecht und Beuterecht insbesondere, bieten leider kaum mehr wie vage Andeutungen. Selbst

Perels in seinem internationalen öffentlichen Seerecht der Gegenwart, zweifelsohne weitaus der sorgfältigsten monographischen Bearbeitung des Seerechts in Kriegs- und Friedenszeiten, streift die Frage nur von weitem (S. 187), ohne jedoch auf sie einzugehen, oder auch nur sie aufzuwerfen. Am meisten bietet noch das Holtzendorffsche Handbuch, welches als neueste und eingehendste Gesamtdarstellung des modernen Völkerrechts ohnedies besondere Beachtung beansprucht. Dort heißt es nun zunächst in Band IV., S. 326 (Krieg und Kriegsrecht im allgemeinen von C. Lueder): „Unter Kriegsfeld oder Kriegsschauplatz, auch Kriegsbereich oder Kriegsraum oder auch Kriegsgebiet ist im gewöhnlichen Sinne derjenige Theil der Erdoberfläche zu verstehen, auf welchen faktisch gekriegt wird. Das ist in der Regel der Natur der Dinge nach — außer dem offenen Meere — das (Land- und See-) Gebiet der kriegführenden Mächte. Aber auch anderes neutrales Gebiet muß in jenem gewöhnlichen Sinne Kriegsfeld genannt werden, sobald faktisch Krieg auf ihm geführt wird."

„Im rechtlichen und engeren Sinne mit der Bedeutung, daß es zum Schauplatze des Krieges gemacht werden darf und der kriegsrechtlichen Behandlung untersteht, ist dagegen Kriegsfeld nur das Gebiet der Kriegführenden, dazu das offene Meer. Denn nur das Gebiet der Kriegführenden bildet rechtlich den Gegenstand des Angriffes und der kriegsrechtlichen Behandlung, d. i. der Duldung der durch den Krieg herbeigeführten Nachtheile, Lasten, Leiden und Gefahren. Das offene Meer gehört aber dazu, weil es für die beliebige Benutzung Aller frei ist, und deshalb soweit, als diese Freiheit nicht gewissen Beschränkungen im Interesse des Handels unterliegt, auch zur Benutzung als Kriegsfeld Allen offen steht."

Es liegt auf der Hand, daß diese Ausführung nur die allerweiteste Basis für die Erörterung unserer Spezialfrage

abzugeben geeignet ist. Schon näher zu unserem Ziele führt uns Geffcken im 29. Stück des Handbuchs, Das Seekriegsrecht, S. 547. Hier heißt es:

„Wenn der Seekrieg den allgemeinen Normen unterliegt, welche für den Krieg überhaupt gelten, so ergeben sich aus seiner Natur doch gewisse Unterschiede vom Landkrieg. Diese betreffen das Kriegsfeld, die Kriegsmittel und die Gegenstände, gegen welche der Angriff sich richtet. Der Schauplatz des Seekrieges ist nicht bloß das feindliche und das eigene Gebiet, also die beiderseitigen Küstengewässer, die als Theil des Staates gelten, sondern auch die gesamte hohe See, die nullius territorium ist; erst an der Grenze des neutralen Küstengewässers muß der Seekrieg Halt machen, innerhalb desselben darf kein Angriff, noch Vorbereitung dazu stattfinden, in dasselbe hinein darf keine Verfolgung sich erstrecken. Den neutralen Küstengewässern gleichgestellt sind neutrale Binnenmeere und gewisse vertragsmäßig neutralisirte Wassergebiete — Meere, Meerengen und Strommündungen, wovon näher bei der Neutralität."

Folgen wir nun dieser Verweisung in das dreißigste Stück des Handbuches: „Die Neutralität", so werden wir nach dem Studium langer und vortrefflicher Ausführungen doch zu unserem Bedauern konstatiren müssen, daß wir auch hier irgend etwas für unsere Zwecke relevantes nicht gefunden haben. Wohl aber in dem 29. Stück des Buches, „Das Seekriegsrecht" betitelt, einer höchst sorgfältigen Darstellung desselben Autors, heißt es in spezieller Beziehung auf die Beuterei (S. 588):

„Feindliche Schiffe und das auf denselben befindliche feindliche Privateigenthum werden weggenommen von den Kriegsschiffen des Gegners, und sofern einer der kriegführenden Theile nicht der Pariser Deklaration von 1856 beigetreten ist, wie die Vereinigten Staaten, auch von den autorisirten Kapern. Die Wegnahme kann überall erfolgen, wo der Seekrieg erlaubt ist,

also auf hoher See und in den Küstengewässern der kriegführenden Theile."

Dies ist nun aber auch alles, was der Autor, was das ganze Handbuch auf unseren Zweck bezügliches darbietet. Die spezielle und leider plötzlich höchst praktisch gewordene Frage, ob die feindliche Flotte, wenn sie die Stadt Peterhead brandschatzt, im See- oder Landkriege beutet, ist durch die angeführten Deduktionen nicht erledigt, ja nicht einmal gestreift.

Nun aber ergiebt sich für diese von der englischen Manöverflotte des Jahres 1889 eröffnete Kriegsperspektive noch ein weiterer geradezu unabsehbarer Hintergrund, sobald man sie vom Standpunkte moderner militärischer Eventualitäten aus betrachtet: Wie nämlich, wenn diese englische Armada, oder irgend eine Kriegsflotte zu Berg eines schiffbaren Stromes, oder durch die Linie eines Kanals fährt, brandschatzt sie dann die Uferstädte im Land- oder im Seekriege und nimmt sie die feindlichen Handelsschiffe auf diesem Strome als Seeprise oder als Landbeute? Mit anderen Worten: Beutet sie hier völkerrechtlich zulässig oder mit Verletzung des gegenwärtigen Völkerrechts? Unterliegt auf Strömen und Kanälen schwimmendes Privateigenthum dem Recht der guten Prise oder nicht?[4]

Auch für diese theoretisch bisher nicht zur Diskussion gekommene Frage wird die Ermittelung und Feststellung der Staatenpraxis, soweit eine solche in der internationalen Kriegsgeschichte, in Verträgen, Deklarationen 2c. in die Erscheinung getreten ist, den Ausgangspunkt aller dogmatischen Erörterungen bilden müssen. Ich habe mich an dieser Stelle mit einem ziemlich dürftigen Quellenmaterial zu bescheiden. Aber auch aus diesem werden sich in hohem Grade bedeutungsvolle Schlüsse ziehen lassen.

Während etwaige völkerrechtliche Abmachungen über die fragliche Materie, soweit nationale, d. h. von ein und demselben Staatsgebiete umschlossene Ströme in Betracht kommen könnten,

wohl überhaupt nicht zu vermuthen sind, da derartige Objekte regelmäßig nicht Gegenstand konventioneller Rechtsbildung zu werden pflegen, scheint in der Rechtsgeschichte der sogenannten internationalen Ströme, dieser bedeutsamen Objekte des Völkerrechts und der konventionellen Rechtssetzung, ganz besonders Platz für die zu ermittelnden Rechtsemanationen gegeben zu sein. Zunächst die europäischen Stromschiffahrtsinteressen haben bekanntlich verhältnißmäßig schon früher einen überaus lebendigen Rechtsverkehr zwischen den Mächten provozirt, bis dann zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Artikeln des Wiener Kongresses wenn nicht ein formaler, so doch ein prinzipieller Abschluß erreicht wurde. Während sich bis dahin das einzelstaatliche Hoheitsrecht, zumal auf dem Rhein und auf der Donau, zum wenigsten noch in der Form von Finanz-Schiffahrtsabgaben geltend machte, erhob der große Kongreß die Freiheit solcher Schiffahrt für Jedermann neben Beseitigung aller dieser Abgaben zum geltenden Rechte der mehrufrigen Ströme des Kontinents: In Hinsicht auf die Freiheit der Schiffahrt theilen sie seither mit dem Meere dasselbe Regime.

Allein die Wiener Fürstenversammlung vereinbarte keine Bestimmung über die Fortdauer, bezw. über das Schicksal dieses neuen Schiffahrtsrechtes dann, wenn die Uferstaaten sich im Kriegszustande befinden. Wohl erscheint schon in der deutsch-französischen Konvention über den Rhein-Schiffahrtsoctroi vom Jahre 1804 das bedeutende Wort „neutral", allein die hier stipulirte, in spätere Verträge übrigens nicht wieder aufgenommene Neutralität erstreckt sich nur auf die Kassen, die Fahrzeuge und die Beamten der Octroiverwaltung und zwar in demselben prinzipiellen Umfang, wie dies in einem anderen späteren Traktate, in Artikel 21 der Schiffahrtsakte von 1865, auch für die zu Zwecken der Donauschiffahrt geschaffenen internationalen Verwaltungsanstalten vereinbart ist und noch heute Geltung

besitzt. Wenn nun aber hier wie dort den betreffenden, theils an, theils auf dem Strome sich befindenden Objekten ausdrücklich eine militärische Sauve-garde für den Kriegsfall stipulirt wird — ähnlich etwa, wie eine solche auch den neutralen Objekten der Genfer Konvention zugestanden ist —, so scheint hieraus jedenfalls das mit Sicherheit hervorzugehen, daß die vertragenden Mächte beim Abschluß ihrer Konventionen die Möglichkeit militärischer Operationen auch auf diesen mit dem Rechte der freien Schiffahrt begabten Strömen keineswegs für ausgeschlossen hielten.

Ganz von derselben Voraussetzung ging offenbar das Wiener Kabinet aus, als es 1878 auf dem Berliner Kongreß zu wiederholten Malen den Vorschlag machte, das Donau-Delta, seine Inseln und Ufer zu neutralisiren — ein Vorschlag, welchem bekanntlich keine Folge gegeben wurde.

Hinsichtlich der interozeanischen Kanäle — es handelt sich zunächst nur um den Kanal von Suez — nöthigt die Thatsache der ausdrücklichen und bekanntlich erst nach überaus langwierigen Verhandlungen zu stande gekommenen Neutralisirung [5] zu demselben Schluß, daß dieselben nämlich, auch wenn auf ihnen, wie auf dem Suezkanal, von Anfang an völlig freie Schiffahrt vertragsmäßig erwirkt ist, ohne besondere, die ewige Neutralität stipulirende Abmachung von den Mächten als völkerrechtlich zulässiger Kriegsschauplatz präsumirt werden.

Nun ist aber schon aus bloßen militärisch-technischen Gründen nicht zu vermeiden, daß die solcherweise gestatteten kriegerischen Operationen auf dem Strome mehr oder weniger empfindliche Hinderungen für alle Schiffahrt mit sich bringen werden — zunächst unabhängig davon, ob diese Schiffahrt eine neutrale, oder ob sie die feindliche Flagge führt. Der Umfang moderner Kriegsoperationen und die Intensität und Tragweite moderner Zerstörungswerkzeuge schließen eine von vornherein

festgelegte Beschränkung der Operationen auf enge Grenzen völlig aus. Die eiserne Nothwendigkeit des Krieges wird hier immer selbst mit dem besten Willen in Konflikt kommen. So machte während des Krieges von 1866, in welchen vier Rheinuferstaaten verwickelt waren, die Koblenzer Behörde allerdings bekannt, daß der Kurs von Schiffen für den Handelsverkehr nicht gehindert sein sollte. Trotzdem kamen aber auf Seiten beider kriegführenden Theile Gewaltakte vor, über welche sich besonders die holländische Schiffahrt beklagen zu müssen glaubte. Und dazu war der Rhein in diesem Falle nichts weniger als ein Objekt von besonderer strategischer Bedeutung. Dagegen war dies in ganz eminenter Weise die Donau im letzten russisch-türkischen Kriege. Und hier wurde denn auch die Frage der neutralen Schiffahrt im höchsten Grade akut und führte zu lebhaften, völkerrechtlich überaus interessanten diplomatischen Erörterungen. Der türkische Kriegsminister hatte nämlich — „Le Danube étant considéré comme ligne de défense“ — jeglichen Verkehr auf der Donau überhaupt verboten, mit der Wirkung, daß „les bâtiments comme leur cargaisons seront saisis et confisqués“ (Proklamation des Serdars Ekrem vom 29. April 1877 Martens, N. R. S. II. S. Tom. III. S. 200). Gegen dieses Verbot erhob insbesondere Oesterreich energische Reklamationen. „Wir können,“ hieß es u. a. in einem Schreiben des Grafen Andrassy an den österreichischen Botschafter Grafen Zichy in Konstantinopel vom 22. Mai 1877 (Martens a. a. O. S. 202), „wir können vor allem nicht zugeben, daß die Donau von der Türkei einfach als ihre Vertheidigungslinie bezeichnet und angesehen werde. Die Donau ist in erster Reihe eine freie, dem Verkehre aller Handelsflaggen geöffnete Wasserstraße, und der freie Verkehr auf diesem Wege darf, mit Bezug auf den Handel, durch Niemanden und durch keinerlei Hindernisse eingeschränkt werden. Wir bestreiten nicht die territorialen

Hoheitsrechte, die von der Pforte als Ufermacht, innerhalb der durch die Verträge gezogenen Grenzen, über dieses Flußgebiet ausgeübt werden können. Durch die Verträge ist aber die Freiheit des Schiffahrtsverkehrs auf der Donau garantirt und die Prätension der Pforte, die Donau lediglich als ihre Vertheidigungslinie anzusehen und auf derselben beliebige Verfügungen zu treffen, stünde an und für sich schon mit der unter den Schutz des öffentlichen europäischen Rechtes gestellten Freiheit des Schiffahrtsverkehrs auf diesem Strom in Widerspruch oder könnte wenigstens zu durchaus unzulässigen Interpretationen der auf diesem Flußgebiete auszuübenden Hoheitsrechte führen."

Es kann nun aber im Gegensatz zu diesen Ausführungen gar keinem Zweifel unterliegen, daß wenn Rußland das Recht für sich in Anspruch nehmen durfte, die Donau mit militärischen Streitkräften zu überschreiten, auch die Türkei ihrerseits befugt war, dies mit militärischen Mitteln zu verhindern. Was dem Einen Recht ist, muß dem Anderen billig sein, und die Neutralität des Flusses — in diesem Falle das Verbot jeglicher kriegerischen Aktion auf demselben — war ja nirgends vereinbart. Schon aus diesem einen praktischen Falle mag man ersehen, wie schwierig es ist, die beiden aus so grundsätzlich verschiedenen Zuständen, wie es nun einmal Krieg und Frieden sind, entstammten Rechtsansprüche der kriegführenden Mächte und der neutralen Schiffe in einer allen Interessenten gerecht werdenden Weise zu versöhnen! Eine andere Frage ist freilich die, ob die Sperrung der Donau in dem Umfange, wie sie der türkische Kriegsminister anzuordnen für gut fand, eine Nothwendigkeit war, welche nach manchen Theoretikern gewisse an sich unzulässige Gewaltakte zu rechtfertigen vermag. Allein für den völkerrechtlichen Schutz der Schiffahrt ist damit wenig gewonnen. Die militärische Nothwendigkeit ist kein feststehender Begriff, sondern ein strategischer Zufall, den selbst die Herren vom

Generalstab im voraus kaum bestimmen können. War die türkische Maßregel im fraglichen Falle übertrieben, so würde sie in einem anderen es vielleicht nicht sein, während der Schaden für die Schiffahrt derselbe bliebe.

Indessen noch eine andere Ratio in dem österreichischen Exposé erweckt Bedenken. Es ist die Andeutung der Möglichkeit „unzulässiger Interpretationen der auf diesem Flußgebiete auszuübenden Hoheitsrechte". So vage diese Andeutung ist, so bedeutsam ist sie. Sie führt nämlich auf die praktisch und theoretisch gleich wichtige Frage: Auf welche Hoheitsrechte verzichten denn die Uferstaaten eines sogenannten internationalen Flusses, indem sie die Freiheit der Schiffahrt auf demselben vereinbaren?[6] Denn daß das internationale Rechtsgeschäft, welches sich in unserem Falle vollzieht, als vertragsmäßige Selbstbeschränkung in der Ausübung von Hoheitsrechten und somit als Verzicht juridisch zu qualifiziren ist, unterliegt keinem Zweifel. Dann aber finden auch die allgemeinen Rechtsgrundsätze Anwendung, daß Verzichte auf das Strengste, d. h. einschränkend ausgelegt werden müssen, wobei Prinzip ist, daß nur sofern der Zweck jene Beschränkung als Mittel erfordert, die Beschränkung als gewollt anzunehmen ist, daß im übrigen die Beschränkung ausdrücklich ausgesprochen werden muß. Interpretirt man nun unter Zugrundelegung dieser allgemeinen Rechtssätze die fraglichen Verträge, so ergiebt sich sofort, daß die Uferstaaten eben nur auf jenes Recht verzichtet haben, resp. verzichten wollten, zufolge dessen sie vor dem Vertragsschlusse befugt waren, jede fremde Flagge von dem in ihren Hoheitsbereich gehörigen Flußtheile entweder gänzlich fern zu halten, oder doch nur unter willkürlichen Bedingungen zuzulassen. Es ist also das nationale Vorrecht zur Benutzung des Stromtheiles zu friedlicher Schiffahrt zu Gunsten eines internationalen gleichen Rechtes für Alle aufgegeben worden, nicht mehr und nicht weniger.

Und eben dieses internationale Regime des gleichen Rechts für Alle war nicht nur Zweck, sondern auch Voraussetzung des geschehenen Verzichts. Es kann und muß darum auch der türkisch-österreichische Zwischenfall — ganz unabhängig von der Spezialfrage, welcher Einfluß dem Kriegszustand auf die Verwirklichung des konventionellen Schiffahrtsrechtes zugestanden werden dürfe — zunächst unter dem Gesichtspunkte der vollsten Gegenseitigkeit[7] betrachtet werden, und der österreichische Protest hatte sich darum zuerst an Rußland zu richten, dessen strategische Operationen jene beanstandeten Gegenmaßregeln der türkischen Kriegsleitung zur selbstverständlichen und nothwendigen Folge hatten. — Es ist eben erst und allein die Neutralisirung des Stromes, welche, indem sie wiederum gleiches Recht für Alle schafft, zugleich auch die Interessen der neutralen Schiffahrt wahrt und jede aus einem Kriegszustande zwischen den kontrahirenden Mächten etwa zu gewärtigende Behinderung der freien Stromschiffahrt rechtlich unmöglich macht. Erst der Neutralisationsvertrag involvirt den Verzicht der Ufermächte, die ihrer Hoheit unterstehenden Stromtheile zur Basis kriegerischer Operationen zu machen.

Eine Neutralisirung europäischer Ströme hat aber, wie wir gesehen, bislang nicht stattgefunden, und die für Friedenszeiten vereinbarte Freiheit der Schiffahrt ist darum in Kriegszeiten allen jenen Beschränkungen ausgesetzt, welche sich aus der Thatsache ergeben, daß die nationalen Theile des Stromes jederzeit in das Kriegsfeld einbezogen werden können. Das Kriegsrecht herrscht dann auch auf dem betreffenden Flußtheile.

In diesem Falle wird nun aber das Schiff unter feindlicher Flagge einem wesentlich anderen Schicksale entgegengehen, als das neutrale Fahrzeug. Für das letztere werden im allgemeinen die völkerrechtlichen Grundsätze über die Behandlung der Neutralen maßgebend sein. Es wird insbesondere im Belieben

der Militärbehörde stehen, der neutralen Flagge das Passiren des zum Kriegsfeld gewordenen nationalen Stromtheiles zu verbieten oder es im freundlichen Entgegenkommen zu gestatten. Im letzteren Falle aber wird das neutrale Schiff, solange es sich auf dem betreffenden Stromtheile befindet, zweifelsohne der Feldpolizei unterstehen[8] und sich alle jene Belästigungen gefallen lassen und allen jenen Gefahren sich aussetzen müssen, welche diese Kontrolle und das Passiren der Linien an sich im Gefolge haben.

Was dagegen die Behandlung des unter feindlicher Flagge fahrenden Schiffes betrifft, so befinden wir uns hier schon mit einer einzigen, naheliegenden Reflexion bedeutsamerweise im Gebiete des Seerechts: Die feindliche Schiffahrt auf dem nationalen zum Kriegsschauplatze gewordenen Stromtheile wird schon aus dem Grunde völlig unmöglich sein, weil keine Kriegsmacht ein feindliches Hoheitszeichen, wie es die Schiffsflagge ist, in ihrem Bezirke dulden, sondern dasselbe zu beseitigen und zwar unter Umständen gewaltsamerweise zu beseitigen suchen wird. Durch diese Gewaltanwendung ist aber das feindliche Schiff samt Ladung — der Natur der Gewaltmittel entsprechend — der Beschädigung und im schlimmsten Falle der völligen Zerstörung ausgesetzt — einer Zerstörung, welche keineswegs durch strategische Nothwendigkeit bedingt zu sein braucht. Hieraus ergiebt sich aber die bedeutsame Folgerung, daß das feindliche Schiff und seine Fracht, obgleich beides Privateigenthum ist, in Bezug auf seine Unverletzlichkeit in einem ganz anderen kriegsrechtlichen Verhältniß zum Feinde steht, als dasselbe Privateigenthum stehen würde, wenn es auf irgend eine Weise, zu Land verfrachtet, den festländischen Kriegsschauplatz passirte, wo es im schlimmsten Falle dem feindlichen Requisitionsrecht, der Zerstörung aber nur im Falle strategischer Nothwendigkeit ausgesetzt wäre.

Nun aber sind es direkte zur Sache gehörige Kundgebungen der Mächte, welche uns zu der Annahme nöthigen, daß diese letzteren solches auf internationalen Strömen unter feindlicher Flagge schwimmende Privateigenthum als nicht bloß der Zerstörung, sondern auch der Occupation kriegsrechtmäßigerweise ausgesetzt erachten. Zunächst bestimmt nämlich Artikel 12 einer am 23. Mai 1840 zwischen Spanien und Portugal abgeschlossenen Konvention, daß die bis zum Augenblick der Kriegserklärung auf dem Duero transportirten oder lagernden feindlichen Waren, sowie die Fahrzeuge, weder von Embargo noch von Konfiskation betroffen werden sollten. Indem nun diese Stipulation das Verbot der Konfiskation des feindlichen Privateigenthums vertragsmäßig erwirkt, gehen die Paktanten offenbar von der Voraussetzung aus, daß die Konfiskation ohne eine solche Klausel völkerrechtlich zulässig und zu gewärtigen gewesen sein würde; exceptio firmat regulam.

Bedeutsamer aber als diese Stipulation der beiden iberischen Mächte, weil aus einhelligem Willensschluß sämtlicher europäischen Mächte hervorgegangen, sind jene Bestimmungen der Berliner Kongokonferenz, welche die Schiffahrt auf den Strömen des Kongobeckens, insbesondere auf den gewaltigen Läufen des Kongo und des Niger regeln, in Verbindung mit dem ganzen System künstlicher Zufahrtstraßen, Kanäle ꝛc., welche in jenen natürlichen Wasserläufen ihren Ausgangspunkt finden. Zunächst bezüglich des Kongo bestimmt Artikel 25:

„Die Bestimmungen der gegenwärtigen Schiffahrtsakte sollen in Kriegszeiten in Kraft bleiben. Demgemäß soll auf dem Kongo, seinen Verzweigungen, Nebenflüssen, und Mündungen, sowie auf den, letzteren gegenüberliegenden Theilen des Küstenmeeres die Schiffahrt aller Nationen, neutraler wie kriegführender, zu jeder Zeit für den Gebrauch des Handels frei sein."

Der Handel soll gleichfalls, ungeachtet des Kriegszustandes,

freibleiben auf den in den Artikeln 15 und 16 erwähnten Straßen, Eisenbahnen, Seen und Kanälen.

Dieser Grundsatz erleidet eine Ausnahme nur bezüglich der Beförderung von Gegenständen, welche für einen Kriegführenden bestimmt und nach dem Völkerrecht als Kriegskontrabande anzusehen sind.

Alle in Ausführung der gegenwärtigen Akte geschaffenen Werke und Einrichtungen, namentlich die Hebestellen und ihre Kassen, sowie die bei diesen Einrichtungen dauernd angestellten Personen sollen den Gesetzen der Neutralität unterstellt sein und demgemäß von den Kriegführenden geachtet und geschützt werden.

Der fundamentale Unterschied zwischen diesen Bestimmungen der Kongoakte und den analogen des Rhein- und Donau-Schiffahrtsrechtes springt in die Augen. Zwar sind auch diese afrikanischen Wasserstraßen nicht unter das Regime ewiger Neutralität in dem Sinne gestellt, daß sie als neutrales Gebiet nicht in das Kriegsfeld einbezogen werden dürften; zwar wird demnach auch auf ihnen, gleichwie auf den europäischen Strömen, aller Handel jene Störungen zu Kriegszeiten sich gefallen lassen müssen, welche durch die strategische Benutzung der Wasserläufe bedingt sind, aber „kriegerische Hostilität" auf denselben gegen Handelsschiffe, Prisenrecht gegen schwimmendes Privateigenthum, soweit letzteres nicht etwa dem Kontrabande-Transport zuzuzählen, ist verboten."[9] Dieses Verbot aber, oder mit anderen Worten: Die Ausdehnung des den Landkrieg beherrschenden Beuterechts auch auf das schwimmende Eigenthum, wonach dasselbe ebenso wie das Privateigenthum auf dem Festlande vor Zerstörung und Besitzwechsel infolge kriegerischer Gewaltanwendung geschützt ist — dieses Verbot ist es, welches dem europäischen konventionellen Stromschiffahrtsrecht annoch fehlt und dasselbe in ebenso bedentsamer wie bedauerlicher Weise von dem

Stromrechte des dunklen Kontinents, soweit er im Bereich der Kongoakte belegen, unterscheidet.

Denn auch hier bestätigt die Ausnahme die Regel; auch die Kongoakte zwingt uns — in Erwägung der Thatsache, daß feststehende Prinzipien des Völkerrechts nicht vertragsmäßig proklamirt zu werden pflegen — die Schlußfolgerung ab, daß die Berliner Konferenz ein jus novum und ein Ausnahmerecht statuirte, indem sie die fraglichen Bestimmungen in die Kongoakte aufnahm.

Allein es sind noch weitere höchst bedeutsame, weil aktuelle Fälle betreffende Deklarationen an dieser Stelle zu produziren, welche sich direkt mit dem Schicksale des auf Stromgewässern schwimmenden feindlichen Privateigenthums beschäftigen. Während des letzten russisch-türkischen Krieges erhielt der Serdar Ekrem am 29. April 1877 folgende Instruktion von seiner Regierung: . . . pour les navires qui auront été retenus avant la proclamation régulière de ces mesures et qui, par conséquent, ne peuvent être censés avoir contrevenu aux ordres du commandant ottoman leurs cargaisons ne peuvent être confisquées, car si elles appartiennent à des sujets ottomans ou neutres, ceux-ci n'ont encouru aucune peine. Si elles appartiennent à des sujets russes, le Gouvernement n'ayant pas admis l'embargo ni la confiscation des biens des sujets russes en général, on ne saurait appliquer cette mesure exceptionnellement à ceux qui se trouvent sur le Danube." (Martens, N. R. S. II. Ser. Tom III., § 119).

Die Instruktion unterstellt also das auf der Donau schwimmende Eigenthum des russischen Feindes durchaus derselben kriegsrechtlichen Behandlung, wie das auf dem Meere befindliche, d. h. sie gewährt ihm in diesem Falle, da sie vom Prisenrecht überhaupt keinen Gebrauch machen will, den gleichen Schutz. Diese Motivirung aber ist es, welche der episodischen Maßregel der türkischen Regierung die besondere,

für die Klärung unserer Frage hochwichtige völkerrechtliche Bedeutung verleiht.

Der türkische Kriegsminister verfügte hierauf die völlige Sperrung der Donau für alle Schiffahrt, neutrale sowohl wie unter feindlicher Flagge dampfende, und provozirte dadurch jenes schon oben angezogene völkerrechtliche Exposé des Grafen Andrassy. Und hier vollends wird geradezu die Gleichartigkeit des stromrechtlichen Systems mit dem Seeschiffahrtsrechte behauptet, oder wenigstens ein wesentlicher Unterschied geleugnet. Denn es heißt daselbst weiter: „Außerdem müssen wir aber darauf bestehen, daß das Eigenthum unserer Staatsangehörigen auf der Donau und in deren Häfen, seien es Schiffe oder deren Ladung, wenn es nicht möglich war, dieselben vor Entfaltung der Kriegsoperationen und vor Verhängung der von den Kriegführenden angeordneten Maßregeln aus dem in Frage stehenden Flußgebiete zu entfernen, den allgemein angenommenen völkerrechtlichen Grundsätzen entsprechend respektirt werde. Der Schutz des Völkerrechts deckt das Eigenthum der Neutralen auf dem Lande und zur See, und es erscheint uns an und für sich vollkommen unzulässig, das Eigenthum unserer Staatsangehörigen in den Donauhäfen dieses Schutzes berauben zu wollen. Außerdem können wir aber auch nicht zugeben, daß zwischen der Schiffahrt auf einem internationalen Strome, wie die Donau, und dem Schiffahrtsverkehre auf dem Meere mit Bezug auf die Anwendbarkeit der durch die Pariser Deklaration vom 16. April 1856 formulirten, seerechtlichen Regeln ein wesentlicher Unterschied obwalte. Die Schiffe auf der Donau führen mit dem gleichen Rechte wie auf dem Meere ihre nationale Flagge. Vielfach sind es Seeschiffe selbst, welche die untere Donau befahren. Im wesentlichen herrscht eine volle Uebereinstimmung in den gesetzlichen Normen,

welche den Schiffahrtsverkehr auf der See und auf der unteren Donau regeln.[10] Ebenso wie Niemand behaupten wird, daß auf ein neutrales Schiff und seine Ladung in dem Seehafen einer kriegführenden Macht die Regeln der Pariser Deklaration nicht Anwendung zu finden hätten, obwohl diese Macht kraft ihrer territorialen Hoheitsrechte über die Küstengewässer und Häfen die unbeschränkte Souveränetät in noch weiterem Umfange als die Türkei auszuüben berechtigt ist; ebenso erscheint die von der Pforte aufgestellte Behauptung nicht stichhaltig, daß diese Regeln auf die Donauhäfen keine Anwendung zu finden hätten. . . ."

Indem nun diese, auch durch den Hinweis auf die Thatsache des Einfahrens von Seeschiffen in den Stromlauf charakteristische Ausführung die Anwendung seerechtlicher Normen auch für die Schiffahrt auf internationalen Strömen als dem gegenwärtigen Völkerrecht entsprechend vindizirt, indem sie insbesondere das Verhältniß eines neutralen Handelsfahrzeuges auf Strom zu den kriegführenden Parteien jenem auf See völlig gleichstellt, zwingt sie zu der nothwendigen und logischen Schlußfolgerung, daß auch die Behandlung feindlicher Fahrzeuge den hierfür zu See geltenden Grundsätzen unterliege, daß also auch Oesterreich die in den oben citirten Konventionen offenbar gewordene Präsumtion einer mangels anderweitiger Abmachungen auf internationalen Strömen zulässigen Beuteübung theile.

Setzt man nun mit diesen Rechtsanschauungen jene englische Annahme von der Zulässigkeit der Brandschatzung offener Küstenstädte durch maritime Gewaltmittel, wie sie in dem eingangs berichteten Verfahren der englischen Manöverflotte des Jahres 1889 mit verblüffender Unzweideutigkeit kundgegeben worden ist, in logische Beziehung, so wird man nicht umhin können zu bemerken, daß die bisher üblichen Bezeichnungen Seekrieg und Seekriegsrecht keineswegs dem lokalen Bereich der

durch sie zu begrenzenden Rechtssphäre entsprechen, und daß es somit nicht das Meer, die See an sich ist, welche die Unterscheidung zwischen See- und Landkriegsrecht räumlich bedingt, sondern ein anderer Begriff. Dieser Begriff aber, diese räumliche Unterlage des „See"kriegsrechts ist nichts anderes als das der Marinebehörde unterstellte Kriegsfahrzeug, gleichviel auf welchem nicht neutralen oder nicht neutralisirten Gewässer dasselbe schwimmt und in kriegerische Aktion tritt. Und die beutemäßige Wegnahme des privaten Eigenthums ist darum nicht allein im Seekriege völkerrechtlich zulässig, sondern überall da, wo dieselbe vermittelst Kriegsfahrzeugen bewerkstelligt werden kann — also auf Flüssen und Kanälen und an festländischen Plätzen, die im Bereiche der Schiffskanonen stehen.[11]

So auffallend nun auch diese Rechtsthatsache sein mag, so wenig ist dieselbe mit dem bloßen Hinweis darauf zu negieren und gegenstandslos zu machen, daß sie bislang weder im Ernstfalle durch die Praxis begründet noch durch die Wissenschaft erkannt und formulirt worden sei. Ob die Kriegspraxis dereinst einmal von dem Strombeuterecht Gebrauch machen wird, mag dahin stehen; es wäre vielleicht nicht einmal das Schlimmste, was pessimistische Gemüther von dem zukünftigen europäischen Weltkriege befürchten können. Was aber die Wissenschaft vom Völkerrecht betrifft, so ist eben gerade ihr System ein eminent fortschrittliches und jederzeit den umgestaltenden Einflüssen historischer Begriffswandlungen ausgesetzt Und diese Thatsache trifft auch in unserem Falle zu. Auch die im sogenannten Seekriege erscheinende Art des Völkerkrieges ist dem Zuge der, alle menschliche Bethätigung ins Große und Intensive treibenden Zeit gefolgt. Im Jahrhundert des Grotius, als die ersten Anfänge eines als wirthschaftlich und sittlich nothwendig empfundenen Völkerrechts sich entwickelten, und noch in der Epoche eines Klüber, der zum ersten Male in dem mit

besonderem Interesse von allen Nationen gepflegten neuen Rechtssysteme den Unterschied des See- und Landkrieges statuirte, war allerdings kaum ein anderer Schauplatz des Schiffskrieges gewöhnlich, ja möglich, als eben die See. Die Flußschiffahrt an sich schrumpfte vor der immensen Größe des eben aufblühenden überozeanischen Welthandels zur völligen Bedeutungslosigkeit zusammen. Es war noch immer die Zeit, wo der große Strom nicht sowohl zum Völkerverkehrsmittel, als zur Völkerscheidegrenze geschaffen geglaubt wurde. Alle die kleinen feudalen Staatengebilde, welche die Ufer der heutigen internationalen Ströme umsäumten, fochten ihre Händel regelmäßig zu Lande aus, weil ihr Interesse viel zu elementar war, als daß es sich von der Gebundenheit an die Scholle hätte lösen können. Dagegen die handelsmächtigen, Meerufer umbordenden Völker, die Venetianer, die Genueser, die Niederländer, die Engländer, fanden wenn nicht ihre Existenz, so doch die Bedingungen ihrer Macht und ihres Reichthums weit mehr auf dem Meere und an den transatlantischen Ufern, als auf dem vaterländischen Festlande gegeben. Hier war dann lediglich Seekrieg und der Name erfüllte in der That den möglichen Schauplatz. Allmählich aber wuchs der Welthandel von den Küsten in die Kontinente hinein und seine Zweige folgten den dienstwilligen Furchen des Wassers. Unendliche Saumpfade fingen an, zum Zwecke der Bergfahrt die Ufer zu begleiten, und das Dampfschiff vollends besiegte die thalwärts reißende Kraft des Stromes mit Leichtigkeit und erhob ihn bald zur vollen Höhe seines ethnischen Berufes, als natürliche Fortsetzung des Meeres gleich diesem das bequemste Transportmittel des Welthandels zu sein. So entstanden dem Völkerrechte neue Objekte von immenser Bedeutung. Hatte man auf dem Meere die Freiheit der Schiffahrt längst als selbstverständlich geübt und später gegen die Prätensionen Einzelner in siegreichem Kampfe behauptet, so

galt es nun auf dem gütlichen Wege humanerer Rechtsbildung, durch Vertrag, auch jene der Stromschiffahrt zu erreichen, und man erhielt bald, was vor Jahrhunderten unmöglich schien, die Befugniß unbehinderten Eindringens tief in die Adern der Kontinente von Land zu Land, als ob keine Grenzen existirten, wie auf dem Weltmeer.

Uebertrugen nun solcherweise die Staaten, mehr um die Einigung und Ausnützung der in der freien Stromschiffahrt begründeten Vortheile, als um die logische Vertiefung und Ausgestaltung des hierdurch entstandenen neuen Rechts bekümmert, das seerechtliche Friedensprinzip auf das Gebiet der Stromsysteme, so mochten sie wohl die Geltung auch der seerechtlichen Kriegssätze in dem neuen Bereich als eine selbstverständliche Folge des einmal zugelassenen Systems betrachten, ohne zu bedenken, daß eben hier dieses neue Recht mit älteren und bislang nicht derogirten Grundsätzen des Völkerrechts in Kollision gerathe.

Diese Kollision nachzuweisen und den Beweis anzutreten, daß die von den Mächten mehr oder minder unzweideutig acceptirte Generalisirung des Seeprisenrechts zum Schiffsprisenrecht ohne eine vollständige Verwirrung bislang als feststehend anerkannter Grundprinzipien des Völkerrechts nicht möglich ist, wird der Zweck der folgenden Erörterung sein.

Die Gegner der Seebeute — und zu ihnen zählt längst die Wissenschaft des weitaus größten Theiles der gesitteten Welt — pflegen insgemein die Thatsache der verschiedenen kriegsrechtlichen Behandlung des schwimmenden und des festländischen Privateigenthums als eine anomale Willkür zu bezeichnen. Man erklärt es als jeden vernünftigen Grundes bar, daß es verboten sein solle, die in Wohnungen und Magazinen aufgespeicherten Waren wegzunehmen, dagegen gestattet sein, sie zu rauben, sobald sie auf Schiffen verfrachtet seien. Zu einiger Erklärung

pflegt man — auch die ernsthafteste Theorie — auf die bedeutende Schädigung hinzuweisen, welche dem Feinde durch Schmälerung oder gar Vernichtung seines Handels zugefügt und wodurch seine Widerstandskraft um so bälder gebrochen werde. Als ob die Landbeute nicht durch die nämliche Reflexion, nur in noch viel höherem Grade gerechtfertigt werden könnte! Nicht minder bedenklich ist es, wenn zur Vertheidigung des Rechts der Gefangennahme der unbewaffneten Schiffsbesatzung geltend gemacht wird, daß diese in jedem Augenblick dem Feinde tüchtige Soldaten, bezw. Matrosen abgeben könne und darum unschädlich gemacht werden müsse. Ebensowohl ließe sich die Gefangennahme der ganzen nicht gerade kranken oder imbecillen männlichen Bevölkerung im Landkriege rechtfertigen, aus der am Ende doch noch mancher kampffähiger Soldat zu rekrutiren wäre. Das Prinzip der möglichsten Schädigung des Feindes sollte also von wissenschaftlicher Seite nicht ins Gefecht geführt werden; man setzt sich dabei Konsequenzen aus, für die man keine Verantwortung übernehmen möchte. Die Erklärung der vermeintlichen Anomalie ist vielmehr tiefer zu suchen; sie schwimmt nicht auf der seichten Oberfläche abstrakter Spekulationen über das sittliche Für und Wider moderner Kriegsräson.

Wer der Geschichte des Krieges in der Entwickelung der Menschheit nachspürt, wird bald finden, daß seine Funktion im Völkerleben ursprünglich eine rein wirthschaftliche war, und in der Gegenwart wird er ihn dementsprechend bei allen denjenigen Völkern am meisten geübt sehen, bei denen schon die niedere Kultur und das geringe Geistesleben ein anderes Interesse als das elementare der leiblichen Bedürfnißbefriedigung völlig ausschließt. Die ewigen Fehden der Bewohner des dunklen Kontinents sind rein wirthschaftliche und darum, vom Standpunkte ihrer Verhältnisse aus betrachtet, allerdings hoch vernünftige Kriege. Das Rauben der Früchte und Herden, das Rauben

der Weiber, das Rauben der Arbeits- und Handelssklaven, alle diese kriegerischen Unternehmungen sind nichts anderes als wirthschaftliche Verkehrsakte, vollzogen in der durch die herrschende Kultur bedingten Form. Vaterland und Freiheit wären in Timbuktu unverständliche Schlachtrufe! Steigt aber die Kultur und mit ihr die inländische Selbstproduktion, so tritt im gleichen Verhältniß das wirthschaftliche Moment als Anreiz zum Kriege zurück und die Genüsse, welche früher der Krieg verschaffte, werden in friedlicher Bethätigung leichter, reichlicher und sicherer erworben. Die ungeheuren, ihrer Form nach kriegsrechtlichen, ihrem Inhalte nach aber rein wirthschaftlichen Transaktionen, welche zur Zeit der Griechen und Römer, ja tief bis in unser Mittelalter hinein ganze Nationen zum Nutzungsobjekte der glücklichen Sieger an Leib und Leben stempelten, sind solcherweise heute im ergiebigsten Falle auf eine Verrückung der politischen Grenzpfähle reduzirt, welche jeder eigenthumsrechtlichen Folge ermangelt. Galt darum zu römischer Zeit der Satz: „pigrum et iners videtur sudore adquirere quod possis sanguine parare!“ so haben die Epigonen im Gegentheil allmählich das Bewußtsein und Verständniß dafür erlangt, daß dem im Frieden durch regelmäßige, geordnete Selbstprodnktion erworbenen Eigenthumsrecht der wirthschaftliche und sittliche Vorzug gebühre vor jenem im Kriege erworbenen, und schließlich, daß ihm ein Schutz geschafft werden müsse gegen die Angriffe durch kriegerische Gewalt. Die Allgemeinheit dieses Verständnisses und dieses Verlangens bei einer Anzahl von Nachbarvölkern erzeugte jene internationale Rechtsgemeinschaft, welche im gegenseitig zugesicherten Schutz des privaten Eigenthums vor kriegerischer Gewalt ein integrirendes Merkmal ihrer Rechtsgemeinschaft und eine starke Kette ihrer Verbindung erblickt. Sehr natürlicherweise aber — und damit kommen wir endlich auf unser Prisenrecht — trat das Schutzbedürfniß und die aus ihm

sich erzeugende Pflicht zum Schutze des Eigenthums dort am frühesten und am intensivsten zu Tage, wo der Genuß des sicheren Besitzes täglich am häufigsten und fröhlichsten in der reichen Mannigfaltigkeit seiner Formen sich verwirklichte: am häuslichen Herd, in der gemeinsamen Stadt, auf dem vaterländischen Boden, und wo zugleich auch weitaus am häufigsten, wenn nicht allein, die Störung durch brutale Gewalt der Nachbarn zu gewärtigen war. Es war also im Krieg auf dem Lande, im Landkrieg, wo die gewaltthätige Verletzung des Eigenthums am häufigsten sich ereignete, wo sie am schwersten empfunden wurde, wo sie die große Mehrzahl der Völker und wo sie die Ueberzahl des Volkes traf. Dem gegenüber war das schwimmende, regelmäßig nur in den Händen weniger reicher Kaufherren sich befindliche Eigenthum von geringer Bedeutung, bei allen Binnenvölkern überhaupt von keiner. Seine Verletzung war für die Gesamtheit des Volkes, wenn überhaupt zu gewärtigen, so doch immerhin zu ertragen; es war kein nationaler Nerv, dessen feindliche Berührung das Herz des Volkes erschütterte. Der überseeische Handel galt eher als ein Glücksspiel, dessen außerordentlicher Gewinn ein außerordentliches Risiko ertragen mochte. So konnte, zumal gerade bei den kriegsmächtigen binnenländischen Staaten, kein nationales Bedürfniß entstehen, auch die Sicherheit des Eigenthums auf dem Meere, die Sicherheit des waghalsigen, außerhalb der heimathlichen Grenzen erstrebten Gewinns, gleichwie des in der Heimath konsolidirten, internationalrechtlich zu erwirken. Die Furcht vor dem Schaden, den man bei Belassung des alten Rechtes gewärtigte, war nicht groß genug, um jene vor den Anstrengungen, welche seine Reform erforderte, aufzuwiegen. So werden denn auch nicht abstrakte Humanitätsprinzipien, sondern allein das genügend erstarkte, nüchterne Interesse Europas dem meergewaltigen England dereinst das Seebeuterecht entleiden, und insbesondere das acker-

bauende Deutschland wird auf dem Wege zum Industrie- und Handelsstaate noch sehr viel weiter voranschreiten müssen, ehe die Leiden eines unter dem Rechte der Seebeuterei wüthenden Krieges schwer genug sein werden, um nicht nur eine moralische Verurtheilung, sondern auch eine thatkräftige nationale Reaktion hervorzurufen. Inzwischen aber befinden wir uns nicht in einer Anomalie des Rechtes, sondern in einem natürlich begründeten, nothwendigen Entwickelungsstadium desselben, wenn wir die Beuterei zu Lande, wo wir hausen und herrschen, wo wir erzeugen und verzehren, zum Verbrechen stempeln, dagegen zur See sie annoch dulden.

Nun ist aber der Begriff „Land" als Begriff und Objekt des völkerrechtlichen Systems alles dasjenige Gebiet, gleichviel in welcher Form es geologisch erscheint, in welchem wir im stande sind, freie Herrschaft auszuüben, welches wir mit den mannigfachen Bethätigungen unserer Souveränetät erfüllen. Innerhalb dieser Grenzen lebt auch unsere nationale, innerhalb der Gesamtheit dieser Grenzen unsere internationale Pflicht zum Schutze alles privaten Eigenthums, auch des feindlichen. Und mit dieser Reflexion sind wir auf die feste Basis eines positiven Völkerrechtssatzes gelangt, den wir der Prätension des Schiffsbeuterechts als scheinbar historisch-nothwendiger Erweiterung des Seebeuterechts entgegenstellen. Denn diese Grenzen sind nicht auf festem Boden, sind nicht auf Stein und Humus, auf Wald und Feld beschränkt, sondern sie schließen auch Gewässer aller Art ein. Der See, der Strom und der Kanal, den unsere Grenzen umfangen, ist unser Macht- und Pflichtbereich so gut wie das Thal und die Höhen, die wir ohne Hülfe des Schiffes betreten. Aber auch der internationale Strom, dessen Thalweg unsere Grenze verfolgt, oder den sie in zweifachem Zuge thalwärts und bergwärts durchschneidet, auf dem wir unser ausschließliches Hoheitsrecht zu Gunsten freier Schiffahrt für Alle

vertragsmäßig freiwillig beschränkt haben, ist in allen anderen Beziehungen — soweit ihn unsere Grenzen uns zutheilen —, nicht minder unserer Herrschaft, unseren Rechten und unseren Pflichten unterstellt.[12] Kein Schiffahrtsvertrag konnte und wollte jemals den freien Strom zum territorium nullius machen: herrenloses Land ist allein das Meer. Hiermit ist aber der eigentliche Gegensatz des See- und Landkrieges gegeben, dieses ist der wahre und volle Inhalt des internationalen Rechtswillens, welchem einstens die Brüsseler Deklaration formalen Ausdruck zu geben berufen war, den sie aber zu finden nicht vermocht hat und zwar deshalb nicht, weil sie ihre termini technici aus dem Arsenale des Krieges entnahm, statt sie aus dem Geiste des Friedens zu erkennen, weil sie in Wahrheit den Schiffskrieg dem Landkrieg gegenüberstellte, da es doch der Wille der einberufenden Rechtsgemeinschaft war, die Pflicht zum Schutze alles privaten Eigenthums überall da zu statuiren, wo Herrschaftsbereich gesitteter Staatsgewalten wäre, gleichviel, ob der bedrohliche Kampf mit Schwertern oder Kanonen, auf Schiffen oder auf Pferden ausgefochten werde.

Wir verharren nun natürlich — und damit eilen wir zum Schlusse unserer Studie — in der solchermaßen gewonnenen Phase der Entwickelung nicht. Indem wir vielmehr fortfahren, unsere Friedensinteressen wie bisher stetig zu erweitern und zu verfeinern, werden wir auch unser gemeinsames Recht immer mehr humanisiren und der Gewalt immer weniger Wirkung verstatten. In der That haben wir, als die große Mehrheit der gesitteten Völker, längst auch vor der Seebeuterei unseren wohlbegründeten Abscheu, und dies annoch allerdings bloß platonisch sich regende Gefühl wird früher oder später zum energischen Wollen erstarken. Das Meer wird ja allerdings niemals zum Untergrund partikularer Hoheitsäußerung werden,

wir werden nach wie vor kein nationales Imperium auf ihm gestatten, aber wir haben schon längst begonnen, es einem internationalen zu unterstellen. Die staunenswerthe Entwickelung der Schiffahrt hat die Ozeane verengert und sie heimischer gemacht für alle Welt. Das Schiff, welches früher monatelang einsam und verlassen die Wasserwüste durcheilte, trifft heute täglich Genossen der Fahrt, die ihm Ziel und Heimath nahe-rücken, und die ihm Menschendasein und Menschenstreben auch auf dem Meere beweisen. Das Straßenrecht, das er kraft internationalen Gebotes auf dem Meere zu beobachten hat, legt dem Schiffer nahe, daß er keineswegs in vogelfreiem Raume weilt, sondern daß auch hier Gesetz und Rechte gelten. Gegen die Piraten auf dem Meere kämpfen wir nicht allein in der Nothwehr, sondern wir prozediren gegen sie als Sachwalter des gesitteten Völkerrechts, und indem wir vollends gegen den Sklavenhandel völkerrechtlich obligirt einschreiten, haben wir das dereinst staatenlose Meer, die terra nullius, zu einem internationalen Hoheitsbereich der gesitteten Welt erhoben, in welchem bald auch die kriegsrechtliche Wegnahme des schwimmenden privaten Eigenthums als unvereinbar mit der neuen Ordnung der Dinge beseitigt werden wird.

Anmerkungen.

[1] Nach „Daily News".

[2] Wörtlich: Das Brennen. Ob die Gewalt gerade in dieser Weise erfolgt, ist natürlich völlig gleichgültig. Es könnten z. B. auch Geiseln zu demselben Zwecke getödtet werden.

[3] Ueber die historische Entwickelung dieser Rechtsgemeinschaft vergl. meine Schrift: Zur Theorie und Geschichte des Rechts zum Kriege, völkerrechtliche Untersuchungen. Stuttgart 1888. S. 234 ff.

[4] Eine technische Bemerkung mag hier am Platze sein. Die Beschiffung großer Ströme durch Fahrzeuge der Kriegsmarine ist keineswegs aus Gründen des Tiefgangs ꝛc. ausgeschlossen, vielmehr lediglich eine Frage strategischer, nicht wohl von vornherein und ein für allemal zu bestimmender Zweckmäßigkeit. Amerikanische Korvetten befahren regelmäßig den Mississippi bis zur Mündung des Ohio; die allerdings wenig ruhmreiche Verwendung der türkischen Monitore auf der Donau im russisch-türkischen Feldzug ist noch in Aller Erinnerung; in jüngster Zeit besuchten unsere Panzer dasselbe Gewässer, und auf dem Rhein fahren neuerdings seegängige Fahrzeuge bis hinauf nach Köln. Endlich, und das scheint von nicht geringer Bedeutung, kann nach geltendem Recht jedes beliebige Fahrzeug, also jeder Handelsdampfer, durch bloße Adoption der Marinebehörde zum Kriegsfahrzeug qualifizirt werden — eine Möglichkeit, durch welche der lokale Bereich der Kriegsmarine vollends ins Unabsehbare ausgedehnt ist. Allerdings ist ja bei der Konstruktion und Armirung der modernen Kriegsfahrzeuge an eine Umwandlung von Flußdampfern in solche nicht zu denken. Demgegenüber darf jedoch nicht übersehen werden, daß eine derartige Konstruktion und Armirung zur Vernichtung stromfahrender Schiffe auch durchaus nicht erforderlich ist. Auch die Kaper entbehren regelmäßig dieser Rüstung, erreichen aber trotzdem nur zu häufig ihren Zweck. In

Hinsicht auf den Rechtsstandpunkt aber liegt es auf der Hand, daß irgend welche technische Eigenschaft vollkommen irrelevant zur Entscheidung der Frage darüber ist, ob ein Schiff rechtlich zur Kriegsmarine gehören soll oder nicht. Nicht das Schiff als solches qualifizirt sich zum Kriegsschiff, sondern die ihm von der Militärgewalt übertragene und durch die Art seiner Bemannung erstrebte Funktion. Ob freilich ein zukünftiger europäischer Krieg, dem übrigens Viele eine ganz besondere Ausdehnung und Erbitterung voraussagen zu müssen glauben, von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wird, ist eine andere Frage. (Ueber Seebeuterei auf dem Bodensee zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vergl. meine Schrift: Die völker- und staatsrechtlichen Verhältnisse des Bodensees, historisch und juristisch untersucht. S. 68 f.)

[5] Auf Grund dieser Neutralisirung dürfen an keinem den Lauf und den Zutritt zum Kanal beherrschenden Punkte Befestigungen angelegt und Truppen aufgestellt werden (Art. 4). Ferner soll kein kriegerischer Akt in den Zufahrtshäfen und an den Ufern des Kanals innerhalb einer bestimmten, von einer internationalen Kommission festzustellenden Zone stattfinden dürfen (Art. 5). Näheres hierüber siehe meine Schrift: Zur Theorie &c. S. 180–191.

[6] Vergl. die von Holtzendorff, Rumäniens Uferrechte an der Donau, S. 79, formulirte und von ihm in Berufung auf Art. 116 der Wiener Kongreßakte bejahte Frage: „Kommt die Ausführung des Schiffahrtsreglements und die Ausübung der Flußpolizei auf internationalen, mehrere Staaten durchströmenden Flüssen jedem Uferstaate kraft seiner Hoheitsrechte und seiner Verwaltungs- und Exekutivgewalt in seinen eigenen Gewässern zu?"

[7] Aus anderem Anlaß mit besonderem Nachdruck auch von Dahn, Eine Lanze für Rumänien, S. 43, hervorgehoben.

[8] Ebensowohl als dasselbe in Friedenszeiten der Strompolizei untersteht. Vergl. Art. 6 der Donauschiffahrtsakte vom 7. Nov. 1857: „Les conducteurs de ces bâtiments (qui viennent de la pleine mer) seront tenus d'exhiber leurs papiers de bord à la demande des autorités fluviales chargées de la surveillance de la navigation danubienne.

[9] v. Martitz, Das internationale System zur Unterdrückung des Sklavenhandels, im Archiv für öffentl. Recht I, 81 ff. Vergl. auch meine oben citirte Schrift: Zur Theorie &c. S. 207 ff.

[10] Vergl. dazu Art. 6 der Donauschiffahrtsakte vom 7. November 1857: „Pour les bâtiments qui viennent de la pleine mer ou y retournent, les papiers de bord dont ils doivent être munis pour la navigation maritime, leur serviront aussi d'actes de légitimation pendant leurs voyages sur le Danube."

[11] Auch der territoriale Bereich der Genfer Konvention von 1864 würde dadurch eine bedeutsame Verschiebung erfahren. Würde sie für den Fall eines Kampfes etwa zwischen einer russischen und einer türkischen Donauflottille Geltung behalten oder nicht? Im letzteren Falle könnte aber von einem Seekrieg doch wohl nicht die Rede sein. Es ist auffallend, daß keine der zahlreichen Interpretationen der Genfer Konvention solcher Möglichkeit gedacht hat. Das Vertragsinstrument ist bekanntlich betitelt: „Convention de Genève pour l'amélioration du sort des militaires blessés dans les armées en campagne.

[12] Ebenso v. Holtzendorff, Rumäniens Uferrechte an der Donau, S. 79: „Die Eigenschaft eines territorialen eigenen Gewässers wird in keiner Weise dadurch aufgehoben, daß in Hinsicht der Schiffahrt ein Strom gleichzeitig als internationale Verkehrsstraße gelten soll."

Ueber den Antheil der mathematischen Wissenschaften an der Kultur der Renaissance.

Vortrag,

gehalten im Rathhaus zu Zürich am 5. Februar 1891.

Von

Dr. F. Rudio,

Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1892.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Hochgeehrte Versammlung!

Wer die Entwickelung der Mathematik und der ihr verwandten Disziplinen vom kulturhistorischen Standpunkte aus verfolgt, für den wird das Zeitalter der Renaissance immer von ganz besonderem Interesse sein: vollzog sich doch in demselben der Konsolidationsprozeß, aus dem unsere moderne mathematische Wissenschaft als ein internationaler Kulturfaktor hervorgegangen ist.

Renaissance! Wiedergeburt der Künste und der Wissenschaften! Welche Fülle von Vorstellungen weckt dieses Wort in unserer Seele! Vor unserem Auge erheben sich die großen Meister der italienischen Kunst, wir glauben die Werke eines Lionardo da Vinci, eines Raphael, eines Michelangelo zu schauen, welche nun schon seit Jahrhunderten für die Kulturvölker des ganzen Erdballes eine gemeinsame und unerschöpfliche Quelle des reinsten und edelsten Genusses bilden. Wir fühlen uns im Geiste versetzt an die glänzenden Hofhaltungen der kunstliebenden italienischen Fürsten, vor allen der Mediceer, und nehmen theil an den litterarischen Bestrebungen, welche sich an die durch Dante, Petrarca, Boccaccio begründete italienische Nationallitteratur anknüpfen.

Und dann wiederum erinnern wir uns, daß die Zeit der Renaissance zugleich auch eine Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften, insbesondere der klassischen Studien ist, daß sie zusammenfällt mit der aufklärenden und befreienden Thätigkeit des Humanismus und der Reformation. Wir lassen unsere Blicke von Italien weg nach Norden schweifen und begegnen neben den markigen Gestalten eines Zwingli, eines Luther, den großen Humanisten Melanchthon, Erasmus von Rotterdam, Reuchlin — und mit Vorliebe verweilt die Erinnerung bei der Erscheinung des rastlosen Kämpfers, der auf der nahen Ufenau sein ruhm- und thatenreiches Leben beschloß und der uns durch David Friedrich Strauß und nicht zum wenigsten auch durch Konrad Ferdinand Meyers tiefempfundene Dichtung so menschlich nahe gerückt und so sympathisch geworden ist. Und indem wir diesen Vorstellungen Raum geben, sind wir plötzlich mitten in dem Kampfe, der die Völker von dem Banne des Mittelalters befreite, mitten in der großen, herrlichen humanistischen Bewegung. Allerorten regen sich die Geister, erblüht frisches wissenschaftliches Leben — es ist uns, als gehe ein warmer Frühlingshauch durch die Lande, als töne an unser Ohr der Jubelruf, mit welchem Ulrich von Hutten sein ewig denkwürdiges Sendschreiben an Wilibald Pirckheimer beschloß: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben!"

Und an all dieser Herrlichkeit — so höre ich fragen — soll auch diejenige Wissenschaft Antheil haben, der man zwar, schon allein mit Rücksicht auf die weithin imponirenden Vortheile, welche sie der modernen Technik gewährt, stets mit Achtung, aber doch nicht gerade immer mit Sympathie entgegentritt, die man so vielfach, und so sehr mit Unrecht, als eine trockene, nüchterne bezeichnet, welche wohl den Verstand, die Kritik, nicht aber das Gemüth, nicht die Phantasie

anzusprechen vermöge, und die man daher so gerne in einen gewissen Gegensatz zu bringen sucht zu künstlerischem Schaffen und Gestalten, oder gar zu idealem Streben überhaupt!

Wer sich die Mühe nehmen wollte, solche Vorurtheile zu zerstreuen, der brauchte nur gerade auf einen der berufensten — und zugleich phantasievollsten — Vertreter des klassischen Alterthumes hinzuweisen, auf Plato, der seine Vorträge in der Akademie mit den Worten eröffnete: „Kein der Geometrie Unkundiger trete unter mein Dach!" — auf Plato, der die Mathematik nicht materieller Vortheile wegen, sondern gerade darum so liebte und schätzte, weil sie vermöge der ihr innewohnenden Kraft der Abstraktion in besonderem Maße geeignet sei, den Geist von der Sinnenwelt abzuziehen und für das Ideale empfänglich zu machen. Und wer nicht aus dem Alterthume die Ueberzeugung entnehmen will, daß an den großen, idealen Aufgaben der Menschheit auch die mathematische Wissenschaft einen nicht zu unterschätzenden Antheil hat, dem wird sich diese Ueberzeugung aufdrängen bei einem sorgfältigen und allseitigen Studium der Kulturbestrebungen der Renaissance, von denen ich nur einige flüchtige Skizzen Ihnen heute entwerfen werde.

Es ist nicht wohl möglich, verehrte Damen und Herren, den Antheil, den eine so abstrakte Wissenschaft, wie die Mathematik, an der Kultur irgend einer Zeit gehabt hat, anders als im Zusammenhange mit der ganzen historischen Entwickelung dieser Disziplin zu verstehen. Denn die mathematische, wie überhaupt jede rein wissenschaftliche Forschung erblickt ihr Ziel weit mehr in der Befriedigung einer jeweilen ganz bestimmten idealen Forderung des reinen Intellektes, als in der Anwendbarkeit ihrer Resultate, von denen überdies nur selten mit Sicherheit vorausgesagt werden kann, wann, in welcher Form und in welchem Maße sie dereinst in die Kulturentwickelung

eingreifen werden. Unter diesen Umständen werden Sie es daher als selbstverständlich erachten, wenn ich die uns hier speziell interessirenden Kulturfaktoren des Zeitalters der Renaissance nicht isolirt, sondern als Produkte einer geschichtlichen Entwickelung darstelle. Und wenn ich dabei etwas weiter zurückgreife, als Ihnen vielleicht auf den ersten Blick erforderlich erscheinen möchte, so wollen Sie die Erklärung hierfür nicht sowohl in der Schwierigkeit erblicken, über mathematische Dinge zu reden ohne Voraussetzung von Spezialkenntnissen, als vielmehr in dem Umstande, daß die zunächst zu erörternden Fragen zeitlich zwar von der Renaissance weit abliegen, inhaltlich aber mit derselben in dem direktesten Zusammenhange stehen und daher für das Verständniß unumgänglich nothwendig sind.

Schon einmal waren in Italien die mathematischen Wissenschaften zu hoher Blüthe gelangt. Es war dies zur Zeit der griechischen Kolonien in Unteritalien und in Sizilien. Und der letzte griechische Mathematiker auf Italiens Boden, Archimedes von Syrakus, glänzt zugleich als hellster Stern an dem Mathematikerhimmel des Alterthums. Als er bei der Eroberung seiner Vaterstadt durch die Römer, im Jahre 212 v. Chr., den Todesstoß empfing, in dem Momente, da er, ganz vertieft in seine Untersuchungen, angesichts des auf ihn einstürmenden Kriegers keine andere Sorge kannte, als: „Zerstöre mir meine Kreise nicht!" da war auch das Schicksal der von ihm in so glänzender Weise vertretenen Wissenschaft besiegelt, da ward mit ihm die wissenschaftliche mathematische Forschung in Italien auf mehr als ein Jahrtausend vernichtet! Denn das große Volk der Römer hat im Laufe der Jahrhunderte, wenigstens mit griechischem Maße gemessen, auch nicht einen einzigen nennenswerthen Mathematiker hervorgebracht, und es ist gewiß nicht als ein Zufall zu betrachten, daß das in

künstlerischer wie in litterarischer Hinsicht so wenig eigenartige, von den Griechen durchweg abhängige Volk auch für wissenschaftliche mathematische Spekulation so unglaublich schlecht beanlagt war.

Die Pflege der mathematischen Wissenschaften in den letzten Jahrhunderten vor und den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt lag fast ausschließlich in den Händen der Gelehrten der Akademie von Alexandria. Hier hatte schon unter dem ersten Ptolemäer, ums Jahr 300 v. Chr., Euklid seine berühmten, Ihnen Allen bekannten „Elemente" geschrieben, die noch heute, seit der Renaissance, die Grundlage des geometrischen Unterrichtes bilden. Hier lebten Eratosthenes, der Geograph und Chronolog, dessen Name jedem Mathematiker durch das sogenannte „Sieb des Eratosthenes" bekannt ist; Apollonius, der große Geometer, der die Theorie der Kegelschnitte einer gründlichen Bearbeitung unterzog und die Namen Ellipse, Hyperbel, Parabel einführte; hier stellte, ums Jahr 150 v. Chr., Hipparch, der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Astronomie, dem wir namentlich auch die Einführung der geographischen Länge und Breite zur Bestimmung der Lage eines Punktes auf der Kugel verdanken, seine berühmten Mondbeobachtungen an und hier, in Alexandrien, schrieb, etwa 300 Jahre später, Klaudius Ptolemäus sein unsterbliches Werk „*μεγάλη σύνταξις*", die große Zusammenstellung.

Der Name des Ptolemäus, des Begründers der nach ihm benannten Weltanschauung, ist mit der Kultur eines Zeitraumes von fast ein und einem halben Jahrtausend und namentlich mit der Kultur der Renaissance so innig verwachsen, daß ich nicht umhin kann, einige Augenblicke bei dieser hervorragenden Erscheinung zu verweilen.

Sie Alle wissen, daß die ptolemäische Weltordnung, welche bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts allgemein wie ein Evangelium angesehen und verehrt wurde, auf dem geocentrischen

Prinzipe, d. h. auf der Grundanschauung beruht, daß die Erde bewegungslos im Mittelpunkte des Weltalles schwebe und daß die Gestirne mit Einschluß der Sonne sich um diesen Mittelpunkt drehen. Aber diese Anschauung, die sich ja schließlich jedem naiven Beobachter aufdrängt, wäre allein nicht ausreichend gewesen, um den unvergänglichen Ruhm des Ptolemäus zu begründen. Das hohe Verdienst dieses Mannes bestand vielmehr darin, daß er, auf Grund der von ihm zum größten Theile selbst geschaffenen und in ihrer Vollkommenheit jahrhundertelang nicht übertroffenen trigonometrischen Hülfsmittel, es unternahm, die Bewegungen der Gestirne mit größtmöglicher Vollständigkeit mathematisch zu beschreiben.

Schon Hipparch hatte, 300 Jahre vor Ptolemäus, die Beobachtung gemacht, daß dic Jahreszeiten ungleiche Längen haben, und hatte diese Thatsache nur durch die Annahme zu erklären vermocht, daß zwar die Sonne sich gleichförmig in einem Kreise um die Erde bewege, daß die letztere aber nicht genau in dem Mittelpunkte dieses Kreises sich befinde. Konnte nun auch Hipparch mit Hülfe dieses sogenannten excentrischen Kreises die scheinbare Sonnenbewegung hinreichend erklären, so boten ihm doch die weit verwickelteren Bewegungen des Mondes und der Planeten unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Die scheinbare, d. h. von der Erde aus gesehene, jährliche Bewegung der Planeten ist nämlich durch die Bildung einer Schleife ausgezeichnet, in der Weise, daß zwar die Planeten im großen und ganzen sich in einer und derselben Hauptrichtung, nämlich von Westen nach Osten, bewegen, aber einmal ihren Lauf verlangsamen, Halt machen, sich kurze Zeit rückwärts bewegen, abermals Halt machen, um dann wieder die Bewegung in der ursprünglichen Richtung fortzusetzen. Wie sollte man nun diese verwickelte Bewegung erklären, ohne gegen die im ganzen Alterthume, zum Theil aus metaphysischen Gründen, festgehaltene

Grundanschauung zu verstoßen, der zufolge zur Erklärung der himmlischen Bewegungen nur die gleichförmige Bewegung im Kreise herbeigezogen werden durfte? Ptolemäus löste diese Aufgabe, indem er jede Planetenbewegung als aus zwei kreisförmigen Bewegungen zusammengesetzt annahm. Nach Ptolemäus bewegt sich jeder Planet zunächst gleichförmig auf einem Kreise, dem sogenannten Epicykel, dessen Mittelpunkt selbst wieder auf einem zweiten, um die Erde excentrisch beschriebenen Kreise, dem sogenannten Deferenten, fortrückt. Indem also Ptolemäus die Planetenbahnen als sogenannte Epicykloiden darstellte, gelang es ihm, die namentlich durch die Rückläufigkeit so komplizirte Planetenbewegung zu erklären, ohne gegen das genannte Grundprinzip zu verstoßen.

Dies sind, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, die Grundlagen der berühmten, von bewunderungswürdigem Scharfsinne zeugenden Epicyklentheorie des Ptolemäus. Ich habe damit aber auch zugleich den mathematischen Inhalt derjenigen Weltanschauung berührt, welche noch während des größten Theiles der Renaissance die allgemein herrschende war und erst gegen das Ende derselben einer höheren Einsicht in die Weltordnung Platz zu machen begann. In welcher Weise sich dieser bedeutungsvolle Uebergang vollzog, davon wird später die Rede sein.

Es ist eine vielverbreitete Ansicht, daß nach der Eroberung Alexandriens durch die Araber, im Jahre 641, die griechische Kultur in Konstantinopel, wohin sich viele alexandrinische Gelehrten begeben hatten, eine neue Heimath gefunden habe und daß hier, in der Hauptstadt der oströmischen Kaiser und unter den Schutze derselben, die griechische Wissenschaft während des ganzen Mittelalters gepflegt und gefördert worden sei. Als dann, infolge des Vordringens der Türken und namentlich nach der Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453, gelehrte griechische Flüchtlinge die klassischen Handschriften nach Italien

retteten, sei durch die so vermittelte Bekanntschaft des Abendlandes mit dem kostbaren Schatze griechischer Kultur der Anstoß zu dem Wiederaufleben der Wissenschaften gegeben worden.

Soweit es sich um mathematische Verhältnisse handelt, ist diese Anschauung eine unrichtige. Nicht als sollte die Begeisterung und die mächtige Anregung in Abrede gestellt werden, welche durch jene unschätzbaren Handschriften hervorgerufen wurde. Mit welchem Enthusiasmus man dieselben begrüßte und wie groß das Verlangen der Gebildeten nach dem Besitze alter griechischer wie auch römischer Manuskripte damals war, geht aus der Erzählung hervor, nach welcher der bekannte italienische Humanist Pico della Mirandola einen einzigen Livius mit einem ganzen Landgute bezahlt habe! Aber die Kenntniß der griechischen Mathematik war den europäischen Kulturvölkern bereits auf einem anderen Wege vermittelt worden und überdies — um es gleich hier zu sagen: die Wissenschaft der Griechen bildete nur den *einen* Arm des gewaltigen mathematischen Gedankenstromes, der sich gegen das Ende des Mittelalters über das Abendland ergoß.

Das Erbe der Antike übernahmen zunächst die Araber. In unglaublich kurzer Zeit hatten dieselben bekanntlich ein Weltreich aufgerichtet, welches sich im Osten bis zum Indus, im Westen bis zum Ebro erstreckte. Was uns aber am meisten mit Bewunderung erfüllt, das ist die Elasticität des Geistes, welche diesem Volke innegewohnt haben mußte, um es zu befähigen, in einem Zeitraume von kaum 150 Jahren aus dem primitivsten Nomadenleben zu Kulturverhältnissen sich emporzuarbeiten, wie sie uns unter der glänzenden Regierung Hârûn Arraschîds entgegentreten. Unter diesem Herrscher, mit dessen Persönlichkeit wir schon als Kinder durch die farbenprächtigen Märchen von „Tausend und eine Nacht“ so vertraut sind, noch mehr aber unter dem Khalifen Almamûn begann jene fruchtbare

Uebersetzungsthätigkeit, der wir die Kenntniß so mancher griechischen Werke verdanken, die sonst vielleicht verloren gegangen wären. Die ersten mathematischen Schriften, welche aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt wurden, waren die σύνταξις des Ptolemäus, die Elemente des Euklid, die Kegelschnitte des Apollonius und die Abhandlungen des Archimedes über die Kreismessung und über Kugel und Cylinder. Bei dieser Uebertragung entstand auch der noch heute für das ptolemäische Werk übliche Name „Almagest“, hervorgegangen aus dem arabischen Artikel al und dem griechischen Superlativ μεγίστη (die größte), in welche die μεγάλη (die große) σύνταξις allmählich übergangen war.

In eigenthümlichen Widersprüchen, verehrte Anwesende, bewegt sich oft die Geschichte der Menschheit! Als im Anfange des achten Jahrhunderts die Araber im Siegeslaufe ganz Spanien erobert hatten und sogar über die Pyrenäen bis in das fränkische Reich vordrangen, da zitterte die Christenheit und jubelte nach der siegreichen Schlacht zwischen Tours und Poitiers dem heldenmüthigen Karl Martell als ihrem Befreier von den Barbaren entgegen. Und unter denselben Barbaren, insbesondere unter der Dynastie der Omajjaden, gelangten in Spanien im Laufe der Jahrhunderte Wissenschaften und Künste zur höchsten Blüthe, erlebte dieses Land sein goldenes Zeitalter. Ja noch mehr, aus den Händen dieses selben Volkes, in welchem sie die Vernichtung aller Kultur erblickt hatte, empfing die Christenheit die kostbarste Bereicherung ihrer eigenen geistigen Existenz!

Nach den hohen Schulen von Toledo, Sevilla, Cordova und Granada strömten im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die Gelehrten von ganz Europa, um die griechischen Klassiker kennen zu lernen und sie — was das Wichtigste war — aus dem Arabischen in das Lateinische zu übertragen. Auf diesem

Wege wurde, namentlich durch die unermüdliche Uebersetzungsthätigkeit eines Gerhard von Cremona, eines Atelhart von Bath und Anderer, dem christlichen Abendlande der allmähliche Einblick in die hohe mathematische Kultur des klassischen Alterthumes erschlossen.

Aber ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Mathematik der Griechen nur eine der Quellen bildete, aus deren Vereinigung unsere moderne mathematische Wissenschaft hervorgegangen ist. In der That war auch die wesentlich auf der Ideenvermittelung der Völker beruhende kulturgeschichtliche Bedeutung der Araber eine weit universellere als sie uns bisher erschienen. Denn neben der Kenntniß des klassischen Alterthumes verdanken wir ihnen auch den ersten Einblick in das Geistesleben eines Volkes, dessen mathematische Beanlagung zwar eine von derjenigen der Griechen völlig verschiedene, aber darum nicht minder hohe war und jene in der glücklichsten Weise ergänzte: ich meine das Volk der Inder.

Wurden die Griechen durch ihren hoch entwickelten Formensinn in der Mathematik fast ausschließlich auf solche Probleme hingewiesen, die im Bereiche direkter sinnlicher Anschauung lagen, d. h. auf Probleme der Geometrie, so führte im Gegensatze hierzu ein in ungewöhnlichem Maße ausgebildeter Zahlensinn, eine von alters her und durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete, ohne Beispiel dastehende Vorliebe für das Rechnen die Inder in ihren mathematischen Untersuchungen vorzugsweise auf das Gebiet der Arithmetik und der Algebra.

Ist doch Indien die Heimath des arithmetischen Spieles par excellence, des Schachspieles; gingen doch bei den Indern poetisches Sinnen und Träumen mit mathematischem Spekuliren so sehr Hand in Hand, daß ihre Dichter sich mit Vorliebe anmuthigen arithmetischen Gedankenspielen hingaben und umgekehrt

die Mathematiker gerne ihre Abhandlungen in poetisches Gewand kleideten; gehörten doch arithmetische Räthselspiele und Turniere zu den gesellschaftlichen Vergnügungen der Inder, ja, wird sogar von Buddha berichtet, er habe sich bei der Bewerbung um ein Mädchen einem arithmetischen Examen unterziehen müssen, um seinen Nebenbuhler zu schlagen!

Diesen unseren Stammverwandten am Ganges, deren hohe mathematische Kultur uns gleichzeitig mit derjenigen der Griechen durch die Araber erschlossen wurde, verdanken wir eine Erfindung, welche zwar schon mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts im Besitze der europäischen Gelehrten sich befand, deren Früchte aber der ganzen Menschheit doch nur sehr allmählich und namentlich erst seit dem gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgten allgemeinen geistigen Aufschwunge zu Gute kamen, eine Erfindung, die wir trotz — oder vielleicht gerade wegen — ihrer klassischen Einfachheit den mächtigen Kulturfaktoren an die Seite stellen dürfen, welche dem Zeitalter der Renaissance ihren Stempel aufgedrückt haben: ich spreche von der Erfindung der indischen Zahlzeichen und der indischen Positionsarithmetik.

Das Wesen der indischen Zahlenlehre beruht nicht etwa, wie man wohl vielfach glaubt, auf dem Umstande, daß die Zahl 10 die Basis des Zahlensystemes bildet, denn auch den Griechen und den Römern, wie überhaupt den Völkern des indogermanischen Sprachstammes, war das dekatische Zahlensystem eigenthümlich, und nach den Untersuchungen von Alexander von Humboldt und anderen Gelehrten dürfen wir behaupten, daß, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, alle Völker der Erde mit Rücksicht auf die Gliederung des menschlichen Körpers beim Zählen Normalgruppen zu 5, zu 10 oder zu 20 bilden. Das indische Ziffersystem ist vielmehr dadurch

ausgezeichnet, daß man jede beliebige, noch so große Zahl mit alleiniger Benutzung von zehn Zeichen, und zwar durch einfaches Nebeneinandersetzen derselben, darstellen kann. Das eine dieser Zeichen, die Null, ist ein Symbol für das Nichtvorhandensein, während die andern die Zahlen von 1 bis 9 bedeuten. Zur Darstellung einer beliebigen Zahl genügt dann die einfache Festsetzung, daß jedem dieser Zeichen außer seinem Zahlenwerth, noch ein durch seine Stelle bedingter Stellen- oder Positionswerth zukommt, in der Weise, daß, von rechts nach links gelesen, die erste Ziffer immer die Einer, die zweite die Zehner, die dritte die Hunderter u. s. f. bedeutet.

Sie werden vielleicht finden, verehrte Damen und Herren, daß es sich kaum verlohne, über so elementare Dinge zu reden, die Jedem von uns von der Schule her geläufig sind. Aber ich will gar nichteinmal daran erinnern, daß die unserem heutigen Rechnen zu Grunde liegende einfache Ueberlegung selbst einem mathematisch so hoch begabten Volke, wie dem griechischen, hat entgehen können — wir brauchen uns nur um einige Jahrhunderte zurückzubegeben, um in dieser Beziehung völlig fremdartigen Verhältnissen gegenüberzustehen, in denen wir uns kaum zurecht zu finden vermögen. In der That sind wir heute nur noch an Hand der Geschichte im stande, uns eine Vorstellung von der unendlichen Wohlthat der in alle Verhältnisse des wissenschaftlichen wie des praktischen Lebens tief eingreifenden indischen Erfindung zu bilden.

Daß es beispielsweise den Römern unmöglich war, mit ihren schwerfälligen Zahlzeichen, die Sie ja Alle kennen, in ähnlicher Weise zu rechnen, wie wir heute mit unseren Ziffern rechnen, davon können Sie sich sofort überzeugen, wenn Sie einmal den Versuch machen wollen, zwei beliebige größere Zahlen, in römischen Zeichen geschrieben, zu einander zu addiren oder gar miteinander zu multipliziren. Allerdings dürfte es

auch nicht leicht sein, eine kritiklosere und ungeschicktere Bezeichnung für die Zahlen zu erfinden, als die von den Römern benutzte. Von ganz anderem Range war da doch die Bezeichnungsweise der Griechen, welche für jeden Einer, für jeden Zehner und für jeden Hunderter ein besonderes Zeichen hatten, nämlich die Buchstaben ihres Alphabetes (mit Benutzung einzelner Buchstaben eines veralteten Alphabetes) und welche bei der Zusammenstellung dieser Zeichen bereits einen kleinen Anlauf zur Positionsarithmetik nahmen. Aber ein Rechnen in unserem Sinne war auch mit diesen Zeichen, namentlich wenn es sich um größere Zahlen handelte, nicht wohl denkbar oder doch nur Geistesheroen wie Archimedes oder Apollonius möglich. So waren denn die Völker des Alterthumes entweder auf das Fingerrechnen angewiesen, welches übrigens bei komplizirteren Rechnungen eine Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit erforderte, wie sie etwa heutzutage die Italiener bei dem bekannten Moraspiele entwickeln, oder aber auf das Rechnen auf dem Rechenbrette, dem sogenannten Abakus, einem Apparate, der im Prinzipe übereinstimmte mit dem Ihnen Allen wohlbekannten Zählrahmen unserer Elementarschulen. Und dies waren, abgesehen von einzelnen Modifikationen, die hier nicht weiter zu erörtern sind, im wesentlichen auch die Rechnungsmethoden, deren sich das Mittelalter bediente.

Drängt sich angesichts dieser primitiven Hülfsmittel nicht die Frage auf: Wäre unsere ganze moderne Kultur, unser wissenschaftliches und gesellschaftliches Leben, wären unsere vielgestaltigen Verkehrsverhältnisse überhaupt denkbar ohne jene unscheinbare Erfindung der indischen Ziffern?

Nach diesen Bemerkungen, die Ihnen eine ungefähre Vorstellung von der kulturgeschichtlichen Bedeutung des Zifferrechnens geben mögen, gestatten Sie mir vielleicht noch einige Notizen, die sich auf die Herkunft unserer Zahlzeichen beziehen.

Daß dieselben mit Einschluß der Null, ohne welche ein Ziffersystem mit Stellenwerth nicht denkbar wäre, aus Indien stammen, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Sie lassen sich mit Bestimmtheit im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nachweisen und sind höchst wahrscheinlich hervorgegangen aus den Anfangsbuchstaben der betreffenden neun Zahlwörter im Sanskrit. Die Erfindung der Null dürfte etwas späteren Datums sein, immerhin kann man das Auftreten derselben bis zum Jahre 400 zurückverfolgen. Von den Indern lernten dann die Araber das neue Rechnungsverfahren kennen, namentlich nachdem Muhammed ibn Mûsâ Alchwarizmî, ein im Anfange des neunten Jahrhunderts unter dem Khalifen Almamûn lebender Mathematiker, in mehreren Schriften seinen Landsleuten die indische Arithmetik zugänglich gemacht hatte. Der Beiname Alchwarizmî, welcher so viel bedeutet als „der aus Chwarizmî (im heutigen Chiwa) Stammende", hat sich noch, wie durch Reinaud und Boncompagni hat nachgewiesen werden können, in dem Worte „Algorismus" oder „Algorithmus" erhalten, womit man in der Mathematik jedes regelmäßige Rechnungsschema bezeichnet.

Auf welchem Wege endlich die indischen Zahlzeichen im zwölften Jahrhundert nach dem Abendlande gelangten, ist uns zum Theil schon bekannt. Ganz besonders aber müssen an dieser Stelle die hohen Verdienste hervorgehoben werden, die sich der unzweifelhaft bedeutendste Mathematiker des ganzen christlichen Mittelalters, Leonardo Pisano, genannt Fibonacci, namentlich durch sein im Jahre 1202 geschriebenes fundamentales Werk „Liber abaci" um die Einführung der indischen Ziffern erworben hat. Der Umstand, daß wir die Kenntniß derselben wesentlich der Vermittelung der Araber verdanken, hat später vielfach zu der irrthümlichen Bezeichnung „arabische Ziffern" geführt; die Araber selbst, wie auch noch die Italiener der

Renaissance, waren sich aber des indischen Ursprungs ihrer Arithmetik wohl bewußt.

So sehen wir denn mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das christliche Abendland im Besitze der mathematischen Kultur zweier hoch begabter Völker, von denen das eine, das Volk der Griechen, die Mathematik des Alterthums, das andere, das Volk der Inder, diejenige des Mittelalters repräsentirt. Ich füge übrigens gerne noch hinzu, daß die mathematischen Verdienste der Inder sich keineswegs auf das elementare Rechnen beschränkten, daß vielmehr ihre hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Algebra und der höheren Zahlentheorie (insbesondere der unbestimmten Gleichungen des ersten und zweiten Grades) zu suchen sind. Mit Recht werden Mathematiker, wie Âryabhaṭṭa, Brahmagupta und Bhâskara, den größten Zahlentheoretikern aller Zeiten an die Seite gestellt.

Man sollte nun glauben, daß auf so mächtige Anregungen, namentlich nach dem glänzenden Beispiele eines Fibonacci, ein gewaltiger geistiger Aufschwung, eine Epoche größter mathematischer Produktivität hätte folgen müssen. Davon war aber bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kaum die Rede. Man hat den Eindruck, als ob die Völker von der Masse des ihnen gebotenen geistigen Materiales fast erdrückt worden seien und nur ganz allmählich dasselbe hätten verarbeiten können.

Aber diese Verhältnisse änderten sich wie mit einem Schlage, als in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu der von Konstantinopel ausgegangenen, uns bereits bekannten folgenreichen Anregung noch die Erfindung der Buchdruckerkunst hinzutrat und in dem gesamten geistigen Leben der Völker eine Umwälzung hervorrief, wie sie in der Geschichte ohne Beispiel dasteht. Jetzt erst konnte von einem tieferen Eingreifen der mathematischen Wissenschaften in die abendländische Kultur,

von einem Wiedererwachen des griechischen und des indischen Geistes die Rede sein. Die Weisheit der Brahmanen beginnt nun ihre Früchte zu tragen. Die indische Positionsarithmetik bürgert sich unter Verhältnissen, die ich noch berühren werde, überall ein, um fortan einen integrirenden Bestandtheil des geistigen Besitzes aller Kulturvölker zu bilden. Und auf der anderen Seite bemerken wir, wie namentlich in Deutschland und in Italien die griechische, in der ptolemäischen Lehre gipfelnde Astronomie einen gewaltigen Aufschwung nimmt, und mit staunender Bewunderung verfolgen wir den weltgeschichtlichen wissenschaftlichen Prozeß, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem Uebergange der ptolemäischen in unsere moderne Weltanschauung ihren Abschluß findet. In diesen beiden Erscheinungen, in der Einbürgerung und dauernden Einverleibung der indischen Positionsarithmetik in unsere moderne Bildung — und in dem Ausklingen der ptolemäischen Weltanschauung und der daraus hervorgegangenen Begründung einer neuen Weltordnung dürfen wir wohl, insofern wir nur das Große und Ganze ins Auge fassen, die wichtigsten Beziehungen der mathematischen Wissenschaften zu der Kultur der Renaissance erblicken.

Sehen wir aber einmal für einen Augenblick von diesen beiden Hauptrichtungen mathematischer Bethätigung ab, so bietet sich der Betrachtung noch eine Fülle von Erscheinungen dar, welche Zeugniß davon ablegen, in welchem Maße die gesamte Kultur der Renaissance von dem wiedererwachten mathematischen Denken durchdrungen war. Es kann dies allerdings nicht Wunder nehmen bei einer Zeit, die, wie keine andere mehr, den Charakter der Universalität besaß. Und zwar nicht nur in dem Sinne, daß die einzelnen Wissenschaften sich eifrigster Pflege und Förderung erfreuten und überdies die Künste zur herrlichsten Blüthe sich entfalteten, sondern auch, daß diese allseitige,

harmonische Ausbildung der sämtlichen in dem Menschen schlummernden Kräfte sich in einzelnen Individuen wiederholte, die uns dann, als vollendete Repräsentanten ihrer Zeit, in ihrer Erscheinung ein in den kleinsten Theilen ähnliches Bild des Geistes der Renaissance darbieten.

Aber das Streben nach universeller Bildung allein war es nicht, was die großen Meister jener Zeit, wie Brunellesco, Lionardo da Vinci, Raphael, Michelangelo und namentlich auch Albrecht Dürer, mit unwiderstehlicher Macht zu den mathematischen Wissenschaften hinzog. Sie waren sich bewußt, daß, bei aller Freiheit individueller Phantasie, auch die Kunst ein Gesetz der Nothwendigkeit kennt und umgekehrt, bei aller Strenge des logischen Aufbaus auch die Mathematik dem Gesetze der Schönheit folgt. So fühlten sie in der mathematischen Wissenschaft etwas ihrer Kunst Verwandtes und wußten den Gewinn zu schätzen, der ihnen für diese aus der Beschäftigung mit jener erwuchs. Gerade das Jahr 1420, von dem man mit Recht die Renaissance der Architektur datirt, giebt ein Beispiel hierfür. Der Florentiner Dom war bis auf die Kuppel vollendet. Ein Kongreß von Architekten aller Nationen war zusammengetreten, um die Frage des Kuppelbaues zu studiren und zu lösen. Die abenteuerlichsten Vorschläge wurden gemacht, unter denen der, die ganze Kuppel, der geringeren Belastung wegen, aus Bimsstein aufzuführen, noch nicht der thörichtste war. Da trat Brunellesco, der sich seit frühester Jugend den gründlichsten mathematischen Studien gewidmet hatte, mit dem unerhörten Projekte hervor, durch ein freies Gewölbe, ohne jegliches Gerüste, die vorhandene ungeheure Oeffnung zu schließen. Der Vorschlag wurde verlacht, aber Brunellesco ließ nicht nach, bis ihm der Bau übertragen wurde, den er dann genau nach dem vorgelegten Plane ausführte. So löste er ein Problem, welches in architektonischer wie in mathematischer Hinsicht einen

ganzen Mann erforderte. In schöner elliptischer Linie steigt die schlanke Kuppel von Santa Maria del Fiore empor als ein unvergängliches Denkmal ihres genialen Erbauers.

So verlockend es für den Mathematiker ist, den Spuren jener großen Meister der Renaissance zu folgen, so glaube ich doch, mit Rücksicht auf das von mir gewählte Thema, dieser Zeit nur dadurch gerecht werden zu können, daß ich mich auf die Darlegung und die historische Entwickelung der großen leitenden Gedanken, an denen sie keinen Mangel hatte, beschränke. Leicht wird es mir allerdings nicht, an einem Manne vorübergehen, der durch den Zauber und die Macht seiner Persönlichkeit unwillkürlich die Erinnerung an Goethe wachruft und dessen mathematische Erfindungsgabe mit derjenigen eines Archimedes vergleichbar ist. Aber wenn ich es mir versagen muß, an dieser Stelle auf eine eingehendere Würdigung des Mathematikers Lionardo da Vinci einzutreten, so geschieht dies wahrlich nicht aus Mangel an Bewunderung für diesen allumfassenden Geist, sondern deshalb, weil seine großen wissenschaftlichen Gedanken, verborgen in handschriftlichen, nicht zur Veröffentlichung bestimmten Aufzeichnungen, seiner Zeit so gut wie unbekannt und daher leider ohne jeglichen Einfluß auf dieselbe geblieben sind. Erst unserem Jahrhundert war es vorbehalten, in Lionardo einen der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, sicherlich aber den größten Mechaniker und Physiker derselben zu entdecken. Lionardo kannte — ich will nur aufs Geradewohl und ganz zusammenhangslos einiges Wenige herausgreifen — Lionardo kannte vor Galilei die Gesetze des Falles auf der schiefen Ebene und das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten; er war der Erste, der, theoretisch und experimentell, den Einfluß des Reibungswiderstandes auf die Bewegung untersuchte; er sprach sich klar und bestimmt über die Unmöglichkeit eines Perpetuum Mobile und der Quadratur des Zirkels aus. Er ist

der Entdecker der Kapillarität, der Erfinder der Camera obscura und damit zugleich der Begründer eines wichtigen Theiles der Optik; er ist der Erfinder eines Apparates zur Bestimmung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft; er hat, ein volles Jahrhundert vor Francis Bacon, das wissenschaftliche Experiment als die eigentliche Quelle der Naturerkenntniß bezeichnet; er war — und dies dürfte vielleicht am bemerkenswerthesten sein — fast zwei Jahrhunderte vor Huygens im Besitze einer Wellentheorie, die er zur Erklärung der Erscheinungen des Schalles, ja sogar des Lichtes anwandte! Und alle diese wissenschaftlichen Leistungen sind nicht etwa in unbestimmten Andeutungen, sondern in klarer, schöner Sprache, unterstützt durch vortreffliche Zeichnungen, in seinen zu Mailand und Paris befindlichen Heften niedergelegt Wenn wir dann weiter erfahren, welche Thätigkeit Lionardo als Festungsingenieur, namentlich aber als Kulturingenieur und Wasserbaumeister entfaltete, wie er den großen Kanal von Martesana baute, der den Tessin mit der Adda verbindet und über 80 000 Morgen Landes bewässert, wie er Maschinen der verschiedensten Art und zu den verschiedensten Zwecken ersann und konstruirte, darunter Apparate der Luftschiffahrt, ja sogar ein durch Dampf getriebenes Schiff — und wenn wir dann plötzlich uns erinnern, daß dieser selbe Mann der Schöpfer des Abendmahles, der gottbegnadete Künstler gewesen ist, so werden wir unwillkürlich der Worte Jakob Burckhardts gedenken: „Die ungeheueren Umrisse von Lionardos Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können!"

Aber eine Errungenschaft, welche als Frucht der gegenseitigen Durchdringung künstlerischen und mathematischen Geistes so recht eigentlich ein Kind der Renaissance genannt werden darf, muß ich hier etwas ausführlicher besprechen, nämlich die Begründung und die Ausbildung der Lehre von der Perspektive. Um sich eine Vorstellung davon zu verschaffen, was man unter

einem perspektivisch richtigen Bilde irgend eines Gegenstandes zu verstehen habe, kann man folgendermaßen verfahren. Man bringe eine Glastafel zwischen das abzubildende Original und das eine Auge, welches sich an einem beliebig gewählten, aber unveränderlichen Punkte des Raumes, dem sogenannten Augenpunkte, befinden möge, während das andere Auge geschlossen ist. Nimmt man dann an, daß die Lichtstrahlen, welche von den Punkten des Originales durch die Glastafel hindurch nach diesem Augenpunkte hingehen, auf der Tafel eine sichtbare Spur zurücklassen, so werden sich alle diese Spuren zu einem Bilde vereinigen, welches man ein perspektivisches nennt. Die Lehre von der Perspektive ist dann einfach die Summe der Vorschriften, nach denen man ohne Benutzung einer solchen Glastafel ein perspektivisch richtiges Bild eines gegebenen Gegenstandes entwerfen kann.

Es ist eine viel besprochene Frage, ob die alten griechischen und römischen Maler die Kunst der Perspektive gekannt haben. Schon Lessing hat im „Laokoon" und in den „Briefen antiquarischen Inhaltes" diese Frage einer gründlichen Untersuchung unterworfen und mit den Worten: „Dieser Theil der Kunst ist den Alten gänzlich abzusprechen" zu Ungunsten derselben entschieden. Sein Zeitgenosse, Johann Heinrich Lambert, der berühmte Mathematiker und Architekt am Hofe Friedrichs des Großen, hat in seiner, hier in Zürich erschienenen „freien Perspektive" diese historisch-kritische Untersuchung fortgesetzt und sich dahin ausgesprochen, daß als „der Erste, der an die wahre Verfeinerung der Malerkunst und an die Perspektive gedacht" habe, Lionardo da Vinci bezeichnet werden müsse. Und wenn wir auch heute die Begründung der Perspektive und ihre bewußte Einführung in die Malerei nicht mehr ausschließlich mit einem einzigen Namen in Verbindung bringen, sondern gerne auch die Verdienste anerkennen, welche sich vor Lionardo

die Brüder Johann und Hubert van Eyck und in Italien namentlich der vielseitige Leon Battista Alberti in dieser Hinsicht erworben haben, so wird doch Jedem, der auch nur oberflächlich mit der Entwickelung der Malerei bekannt ist, klar vor Augen stehen, welchen Markstein in Bezug auf Handhabung der Linearperspektive, vor allem aber der sogenannten Luftperspektive der Name des großen Florentiners in der Geschichte der Kunst bedeutet.

Und was Lionardo und seine Vorgänger begonnen, das führte, mit gründlichem geometrischen Wissen ausgerüstet, sein großer Zeitgenosse Albrecht Dürer weiter, der gleich Jenem einen Ehrenplatz in der Geschichte der mathematischen Wissenschaften einnimmt. Das im Jahre 1525 in Nürnberg erschienene, dem Freunde und Gönner Wilibald Pirckheimer gewidmete grundlegende Werk Dürers: „Underweysung der Messung mit dem Zirckel und Richtscheyt" ist für die Entwickelung der Kunst, namentlich des Kunstgewerbes, von der größten Bedeutung gewesen.

Das Jahr 1525 darf noch nach einer anderen Richtung hin unser lebhaftes Interesse beanspruchen. Ich kehre damit zugleich zu einem früheren Thema zurück. Jenes Jahr bezeichnet nämlich die Einführung des mathematischen Unterrichtes in die deutsche Volksschule. Luther ist es namentlich gewesen, dem die Deutschen diese wichtige Reform des Volksunterrichtes zu verdanken haben. In der am Ende des Jahres 1524 veröffentlichten „Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", sagt er: „Ich rede für mich: Wenn ich Kinder hätte und vermöcht's, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen." Und Luthers Worte waren nicht in den Wind gesprochen. Noch im ganzen fünfzehnten Jahrhundert war die

Ansicht die herrschende gewesen, daß die Mathematik nicht Sache des öffentlichen, sondern des Privatunterrichtes sei. Die öffentlichen Schulen vermochten daher den Kindern nicht einmal das einfache Zifferrechnen beizubringen. Das änderte sich aber seit dem Auftreten Luthers von Grund auf.

Der reorganisirten Volksschule des sechzehnten Jahrhunderts war es beschieden, die Kulturaufgabe zu lösen, welche ich bereits früher angedeutet habe, die Aufgabe, die alten Rechnungsmethoden zu verdrängen und dafür das indische Zifferrechnen, in der Form, wie wir es heute kennen, zu einem integrirenden Bestandtheile des geistigen Besitzes eines Jeden zu gestalten. Gerne werden wir dabei dankbar der Männer gedenken, welche sich um die Lösung dieser bedeutungsvollen Aufgabe verdient gemacht haben. Unter diesen aber dürfte der dem Namen nach Ihnen Allen wohlbekannte, hochverdiente Adam Riese, der im Jahre 1559 sein arbeitsreiches Leben beschloß, das größte Anrecht darauf besitzen, ein Lehrer des deutschen Volkes genannt zu werden.

Aber nicht nur die Volksschule, auch die Mittelschulen und die Hochschulen — und nicht nur in Deutschland, sondern dank der unermüdlichen Thätigkeit Zwinglis auch in der Schweiz — erfuhren in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durchgreifende Reformen, in dem Sinne, daß überall die Mathematik als reguläres Unterrichtsfach aufgenommen und selbstständige mathematische Fachprofessuren an jenen Anstalten errichtet wurden. In Zürich ertheilte schon in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts an der Schule beim Fraumünster der Humanist Mykonius, der Freund Glareans, neben dem Unterrichte in den klassischen Sprachen auch solchen in der Mathematik. Konrad Geßner, der nachmalige vielseitige Gelehrte und berühmte Bibliograph, und Joachim Rhetikus, der spätere Wittenberger Professor und Freund des Kopernikus, waren seine

Schüler. In Deutschland ist der Aufschwung, den der mathematische Unterricht an den Mittelschulen und Hochschulen nahm, wesentlich mit dem Namen Melanchthon verknüpft, der, selbst ein vortrefflicher Mathematiker, sich durch Wort und Schrift um die Verbreitung mathematischer Kenntnisse die allergrößten Verdienste erwarb. Seinem Einflusse war es beispielsweise zu verdanken, daß bei der Gründung des Nürnberger Gymnasiums, im Jahre 1525, sofort auch eine besondere Stelle für Mathematik geschaffen wurde, die erste dieser Art in ganz Deutschland. Daß gerade Nürnberg in dieser Beziehung voranging, wird man verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Stadt im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nicht nur der Mittelpunkt der deutschen Kunst war, sondern auch in Bezug auf Handel und Industrie, wissenschaftliches und litterarisches Leben allen übrigen deutschen Städten voranleuchtete. War doch allein das gastliche Haus des einen und einzigen Wilibald Pirckheimer, dem Hutten in jenem herrlichen Sendschreiben das schönste Denkmal gesetzt hat, einer Akademie der Künste und Wissenschaften vergleichbar, welche einen ausgedehnten internationalen Gelehrtenverkehr vermittelte und in welcher alle idealen Bestrebungen jener Zeit die thatkräftigste Förderung fanden!

Das rege mathematische Interesse, welches nicht nur den Pirckheimerschen Künstler- und Gelehrtenkreis, sondern geradezu auch die Bürgerschaft Nürnbergs auszeichnete, war in dieser Stadt ein durch Tradition vererbtes. Man vergleiche nur, um sich hiervon eine Vorstellung zu bilden, die von Gabriel Doppelmayr im Jahre 1730 zusammengestellte umfangreiche „Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, welche fast von dreyen seculis her durch ihre Schrifften und Kunst-Bemühungen die Mathematic und mehreste Künste in Nürnberg vor andern trefflich befördert und sich um solche sehr wohl verdient gemacht.“ Gleich auf der ersten Seite

dieser interessanten Zusammenstellung stoßen wir auf den Namen des Mannes, der den mathematischen Ruf der Stadt Nürnberg begründet hat und der mit Recht als der thatkräftigste Reformator der exakten Wissenschaften des fünfzehnten Jahrhunderts bezeichnet worden ist, auf den Namen Regiomontanus. Indem ich Ihre Aufmerksamkeit, verehrte Anwesende, auf diese hervorragende Erscheinung lenke, betrete ich zugleich das Gebiet, welches uns nun noch zum Schlusse beschäftigen soll und dem ich daher, nicht ohne Absicht, schon am Anfange meines Vortrages einen großen Raum gewährt habe, das Gebiet der Astronomie.

Geboren im Jahre 1436 in dem fränkischen Städtchen Königsberg, war Johannes Müller, in der Wissenschaft unter dem Namen Regiomontanus bekannt, schon als fünfzehnjähriger Knabe nach Wien gekommen, um sich von Peurbach, dem damals berühmtesten Astronomen und ausgezeichneten Humanisten, der namentlich auch als Verfasser eines vortrefflichen, natürlich im ptolemäischen Geiste gehaltenen Lehrbuches der Planetentheorie in dem größten Ansehen stand, in die Mathematik und Astronomie einführen zu lassen. Wie innig sich bald bei gemeinsamer Arbeit das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler gestaltete, zeigte sich deutlich, als im Jahre 1460, bei einem Aufenthalte in Wien, der gelehrte Kardinal Bessarion, einer der griechischen Flüchtlinge, die von Konstantinopel nach Italien gekommen waren, Peurbach zur Fortsetzung seiner astronomischen Arbeiten nach Rom einlud und dieser die gerne zugestandene Bedingung stellte, seinen jungen Freund mitnehmen zu dürfen. Leider starb Peurbach, noch nicht 38 Jahre alt, bevor die Reise angetreten werden konnte. Bessarion aber hielt auch jetzt noch seine Zusage aufrecht, und als er im Jahre 1461 nach Rom zurückkehrte, durfte Regiomontanus ihn begleiten. Sieben arbeitsreiche Jahre verlebte Regiomontanus in Italien, in regem wissenschaftlichen Verkehre mit den dortigen Gelehrten, namentlich

auch mit dem Astronomen Bianchini, bei dem ehemals schon Peurbach studirt hatte. Mit Begeisterung versenkte er sich in das Studium der griechischen Mathematiker, die ja bisher, wie wir wissen, nur durch Uebersetzungen aus dem Arabischen in das Lateinische bekannt waren und die ihm jetzt im Originale zugänglich wurden. Als er daun im Jahre 1468 Italien verließ, war er im Besitze einer ganzen Sammlung kostbarer griechischer Handschriften, darunter namentlich auch das von Bessarion ihm überlassene Manuskript der σύνταξις des Ptolemäus. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Wien und Ofen wählte Regiomontanus seinen bleibenden Wohnsitz in Nürnberg, wo ihm Bernhard Walter, ein nicht nur durch Reichthum, sondern auch durch hohes wissenschaftliches Interesse ausgezeichneter Mann, eine Sternwarte, eine mechanische Werkstätte zur Anfertigung wissenschaftlicher Instrumente und sogar eine eigene Druckerei einrichtete. Hier in Nürnberg entfaltete nun Regiomontanus eine geradezu staunenerregende wissenschaftliche Thätigkeit. Großartige Pläne beschäftigten seinen Geist. So war es z. B. seine Absicht, alle die griechischen Schriften, die er aus Italien mitgebracht hatte, in sorgfältigen Originalausgaben durch den Druck zu veröffentlichen. Da trat im Jahre 1475 eine ehrenvolle Einladung an ihn heran, indem ihn der Papst, zugleich unter Verleihung des Titels eines Bischofs von Regensburg, nach Rom berief, wo er die allgemein als nothwendig erkannte Kalenderreform in die Hand nehmen sollte. Nur zögernd folgte Regiomontanus dieser Aufforderung, die für ihn und die Wissenschaft so verhängnißvoll werden sollte. Kaum in Rom angelangt, erlag er einem Anfalle der Pest im Alter von nur 40 Jahren.

Es ist hier nicht der Ort, die wissenschaftlichen Arbeiten von Regiomontanus zu besprechen und etwa zu zeigen, wie er durch Verbesserung der trigonometrischen Hülfsmittel und der

vorhandenen astronomischen Tafeln Kopernikus die Wege geebnet hat. Nur diejenigen Leistungen können hier erwähnt werden, denen wir einen direkten Antheil an der Kulturentwicklung jener Zeit zusprechen müssen. Unter diesen aber erscheint, neben den hohen Verdiensten, welche sich Regiomontanus um die Verbreitung mathematischer Kenntnisse erworben hat, am wichtigsten die Herausgabe des Kalenders und der sogenannten Ephemeriden. Wohl gab es schon vor Regiomontanus handschriftliche Verzeichnisse, in denen die Tage des Jahres nach Wochen und Monaten abgetheilt waren und aus welchen das Publikum z. B. die Lage der beweglichen Feste oder den Eintritt einer Finsterniß entnehmen konnte, aber die ganze Einrichtung des Kalenders in der vervollkommneten Form, in der wir ihn heute besitzen und nicht mehr entbehren können, rührt von Regiomontanus her. Im Jahre 1474 gab er in Nürnberg den ersten gedruckten deutschen Kalender heraus.

Noch bedeutungsvoller war die Veröffentlichung seiner Ephemeriden. Man kann dieselben etwa eine Art Himmelschronik nennen, in welcher Regiomontanus für den Zeitraum von 1475 bis 1506 in fortlaufender Reihenfolge alle am Himmel zu beobachtenden Erscheinungen, also namentlich den jeweiligen Ort der Gestirne, nach sorgfältiger Berechnung im voraus verzeichnet hatte. Diese Ephemeriden erregten sofort in ganz Europa das größte Aufsehen. Geradezu epochemachend aber wurden dieselben für die Schiffahrtskunde. Die Ephemeriden des Regiomontanus, im Vereine mit den ebenfalls von Regiomontanus konstruirten astronomischen Beobachtungsinstrumenten — den besten ihrer Art vor der Erfindung des Fernrohrs — waren es, welche dem Seefahrer nunmehr die Möglichkeit boten, auf offenem Meere den Ort des Schiffes nach dem Stande der Gestirne zu bestimmen. Der Ruhm eines Bartholomäus Diaz, eines Vasco de Gama und vor allen eines Christoph Kolumbus

wird durch die Thatsache nicht geschmälert, daß diese kühnen Männer die Ephemeriden des Regiomontanus, welche von Martin Behaim, dem berühmten Nürnberger Seefahrer und Kosmographen, in die portugiesische Marine eingeführt worden waren, an Bord hatten; aber die Berücksichtigung dieses Umstandes läßt die großen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr als isolirte Begebenheiten oder als Resultate verwegener Unternehmungen erscheinen, sondern als die Früchte einer kontinuirlichen, zielbewußten Gedankenarbeit, welche ihren Ursprung hatte in der Renaissance der exakten Wissenschaften.

Noch eine Arbeit von Regiomontanus, welche allerdings erst lange nach dem Tode ihres Verfassers veröffentlicht wurde, dürfte uns vielleicht hier interessiren, nämlich seine Schrift über die Kometen. Regiomontanus ist der Erste gewesen, der die Kometen in den Bereich wissenschaftlicher Untersuchung gezogen hat. Unbekümmert um den Aberglauben, der sich seit den ältesten Zeiten an die Kometen als gefürchtete Himmelserscheinungen knüpfte, verfiel Regiomontanus bei Gelegenheit des Kometen von 1472 auf den für jene Zeit völlig originellen Gedanken, diesen Schweifstern einmal wie jeden andern Himmelskörper zu behandeln und ihn astronomischen Messungen zu unterwerfen. Denn wer von Kometen sprechen wolle, so sagte er, sollte doch füglich zunächst einmal wissen, wo sich derselbe überhaupt befinde, welche Dimensionen er habe, wie weit er von der Erde entfernt sei u. dgl. Auch in Bezug auf die physikalische Beschaffenheit der Kometen äußerte Regiomontanus bereits Ansichten, die von der Folgezeit nur bestätigt wurden.

Wenn man sich eine vollständige und allseitig richtige Vorstellung von der mathematischen Kultur der Renaissance verschaffen will, wird man nicht umhin können, noch einer anderen, dem Kometenaberglauben verwandten Erscheinung zu gedenken, die vielfach als eine Krankheit jener Zeit bezeichnet worden ist.

Das Zeitalter der Renaissance bedeutet nämlich zugleich auch eine Blüthezeit der Astrologie, der angeblichen Kunst, aus der Stellung der Gestirne zukünftige Ereignisse vorauszusagen. Der Glaube an geheimnißvolle Beziehungen zwischen den Sternen und den Schicksalen der Menschen war noch bis in das siebzehnte Jahrhundert ein so allgemein verbreiteter, daß selbst die Astronomen der Universitäten sich dem Einflusse desselben in ihrer Lehrthätigkeit nicht zu entziehen vermochten. Nur Wenige wagten es, freilich ohne jeden Erfolg, gegen die Astrologie zu Felde zu ziehen. Unter Diesen aber darf, neben italienischen Gelehrten wie Paolo Toscanelli, Pico della Mirandola und Anderen, auch der viel verkannte schweizerische Arzt Theophrastus Paracelsus, ganz mit Unrecht Bombastus genannt, erwähnt werden und wäre es nur im Hinblick auf den schönen Ausspruch, der seiner edlen Einfachheit wegen wohl verdient, der Nachwelt überliefert zu werden: „Das Kind bedarf keines Gestirns noch Planeten, seine Mutter ist sein Planet und sein Stern.“

Aber wir wollen die Astrologie jenem Zeitalter überhaupt nicht zum Vorwurf machen. Denn ganz abgesehen davon, daß ihr die astronomische Wissenschaft manche werthvolle Anregung und Förderung verdankte, war doch die Astrologie vielfach nur eine Form des ungestümen Strebens nach Erkenntniß, des gewaltigen, wenn auch noch nicht immer richtig geleiteten Wissens- und Bildungsdranges jener Zeit, wie er sich z. B. in der Faustsage verkörpert findet. So lange überdies die Erde den unbeweglichen Mittelpunkt des Weltalls in dem Bewußtsein der Menschheit bildete, lag es ja auch, entsprechend der Bedeutung, die dieser dadurch zukam, nahe genug, die himmlischen Erscheinungen auf die irdischen Vorgänge zu beziehen und mit denselben in einen kausalen Zusammenhang zu bringen. Eine Aenderung dieser Anschauungen war nur möglich auf Grund einer völligen Umgestaltung der ganzen Weltauffassung.

Sie Alle kennen den unsterblichen Namen des Mannes, dem wir diese wahrhaft große That verdanken. Kaum wage ich es allerdings zu hoffen, in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung steht, den Verdiensten eines Nikolaus Kopernikus gerecht werden zu können.

Kopernikus wurde am 19. Februar 1473 zu Thorn in Westpreußen geboren. Nach genossenem Schulunterrichte bezog er die Universität Krakau, wo er sich durch humanistische, mathematische und medizinische Studien eine gediegene, vielseitige Bildung erwarb. Auch in den Künsten, im Zeichnen, Malen und in der Musik, war er wohlbewandert. Mit 23 Jahren ging er nach Italien, um sich zunächst in Bologna durch theologische und medizinische Studien auf die ihm von seinem Onkel, dem nachmaligen Bischof von Ermeland, zugedachte Stelle eines Domherrn in Frauenburg vorzubereiten. Zu den berühmtesten Lehrern der Universität Bologna gehörte damals der Astronom Domenico Maria di Novara. Kopernikus, dessen Lieblingsstudium von jeher die Astronomie gewesen war, wurde mit diesem hervorragenden Manne bekannt, und bald entwickelte sich zwischen Beiden dasselbe schöne Verhältniß, in welchem einst Regiomontanus zu Peurbach gestanden hatte. In dem anregenden wissenschaftlichen Verkehre, welchen Kopernikus in Bologna und später auch in Rom, Padua und Ferrara fand, dürfen wir wohl den Ursprung der kühnen Ideen suchen, denen wir unsere moderne Weltanschauung zu verdanken haben. Den ungewöhnlichen Formen- und Schönheitssinn aber, den Kopernikus bei der Begründung seines Systemes bekundete, werden wir dem Einflusse der italienischen Kunst zuschreiben, für welche der junge Astronom ein offenes Auge und ein feines Verständniß besaß.

Reich an wissenschaftlichen und künstlerischen Eindrücken, kehrte Kopernikus um das Jahr 1505 aus Italien zurück und übernahm bald darauf die Domherrnstelle in Frauenburg, welche

er bis zu seinem am 24. Mai 1543 erfolgten Tode bekleidete. Ruhig und heiter floß sein Leben dahin, ausgefüllt allein durch die Pflichten seines priesterlichen Amtes, die damit verbundene Armenpraxis und durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, denen er alle seine Mußestunden widmete. Erst am späten Abend seines Lebens entschloß er sich, auf das Drängen seiner Freunde, die reife Frucht dieser Arbeiten, sein großes Werk „Ueber die Umwälzungen“, welches er, um mit seinen eigenen Worten zu reden, nicht neun Jahre, sondern vier mal neun Jahre bei sich zurückgehalten hatte, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Als die ersten Druckbogen in Frauenburg anlangten, rang Kopernikus bereits mit dem Tode. Seine Hand soll sie noch berührt, sein Auge noch auf ihnen geruht haben, bald darauf sei er verschieden.

„Der Gründer unseres jetzigen Weltsystemes,“ sagt Alexander von Humboldt, „war durch seinen Muth und die Zuversicht, mit der er auftrat, fast noch ausgezeichneter als durch sein Wissen. Er verdiente in hohem Grade das schöne Lob, das ihm Kepler giebt, wenn er ihn den Mann freien Geistes nennt.“

In der That, welch' einer Kraft der wissenschaftlichen Ueberzeugung bedurfte es, um der durch vierzehn Jahrhunderte geheiligten ptolemäischen Ueberlieferung entgegenzutreten! Die Erde bewegt sich! Sie ist ein Planet, wie die anderen, wie Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn! Alle Planeten, also auch die Erde, bewegen sich um einen gemeinsamen, festen Mittelpunkt, die Sonne! Die Erde besitzt überdies außer dieser jährlichen Bewegung um die Sonne noch eine tägliche Bewegung um ihre Achse! Das sind die Sätze, durch welche Kopernikus damals die ganze Welt in Aufregung brachte und die sich heute so sehr mit unserem Denken verschmolzen haben, daß wir sie als einen Theil unseres geistigen Ichs betrachten.

Wohl war das ptolemäische System ein geistreich ausgearbeitetes, sobald man überhaupt das geocentrische Prinzip zu Grunde legen, d. h. die Bewegungen der Himmelskörper auf die Erde als festen Mittelpunkt beziehen wollte. Aber gerade die Voraussetzung dieses Prinzipes war es, welche bei der Erklärung der Planetenbewegungen zu den größten Verwickelungen und Unzuträglichkeiten geführt hatte. Ordnung, Einfachheit und Harmonie kehrten ein in dem Momente, da Kopernikus das geocentrische Prinzip gegen das heliocentrische vertauschte. „Durch keine andere Anordnung," sagt er begeistert, „habe ich eine so bewundernswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron gesetzt!"

Hochgeehrte Versammlung! Mit der Begründung des kopernikanischen Weltsystemes, welches in dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Menschheit den Beginn einer neuen, geistig freieren Zeit bedeutete, wird unsere Betrachtung abzuschließen haben. Auf Vollständigkeit kann dieselbe natürlich keinen Anspruch erheben; dafür ist das Zeitalter der Renaissance, auch in mathematischer Hinsicht, ein viel zu reiches gewesen.



Europäische Ansiedler in Niederländisch Ost-Indien.

Von

Ingenieur Emil Metzger

in Stuttgart, früher in Indien.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)

1892.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Frage der europäischen Kolonisation in den niederländisch-indischen Besitzungen ist eine sehr alte; ehe noch Batavia der Sitz der holländischen Macht geworden war, hatte die Staatsgewalt in Europa sowohl als in Indien den Gedanken gefaßt, den neuen Besitz mit Hülfe einer angesessenen europäischen Bevölkerung auszubreiten und zu befestigen. Das nächste Ziel, welches man sich hierbei stellte, war zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedenes: bald wollte man Gewerbetreibende und Kleinhändler, bald Landwirthe in Indien ansässig machen, welche den Boden mittelst Sklaven oder sonstiger farbiger Arbeiter bestellten, nie aber ist, von seiten der Regierung wenigstens, eine eigentliche Besiedlungskolonie, bei der die Auswanderer mit eigener Hand den Acker zu bebauen bestimmt gewesen wären, ins Auge gefaßt worden. Demnach werden wir im folgenden das Wort „Kolonist" im weitesten Sinne zu nehmen haben.

Bei einer Verwaltung, wie die der holl.-ind. Besitzungen, bei der seit dem ersten Anfang das Monopol der Regierung den hervorragendsten Zug bildete und man die Abgeschlossenheit, in welcher die Kolonien gehalten wurden, nur zögernd und Schritt für Schritt aufgab, kam es ja hauptsächlich auf die Regierung an; von ihr hing es überhaupt ab, ob von einer Einwanderung die Rede sein konnte. Und hierbei muß wieder ein Unterschied zwischen der Regierung im Mutterlande und der höchsten Staatsgewalt in den Kolonien gemacht werden; wie in

so vielen Fragen, herrschte auch in der vorliegenden sehr häufig Meinungsverschiedenheit zwischen beiden Autoritäten.

Selbstverständlich müssen wir uns bei der Betrachtung der Thatsachen auf das Allernothwendigste beschränken; denn das Material, welches über die Kolonisation vorliegt, ist ein sehr reiches, wie eine flüchtige Betrachtung der über dieselben handelnden Schriften zeigt.

Wir wollen im Folgenden drei Perioden unterscheiden, nämlich die Zeit der Ostindischen Compagnie, dann die Zeit nach dem Zusammenbruch derselben bis zur Einführung des Systems van den Bosch, und endlich die seither verflossene Zeit. Wir thun dies weniger, weil die einzelnen Perioden hinsichtlich der Kolonisationsfrage besonders charakteristisch gewesen, als vielmehr, weil die Grenze des zweiten und die des dritten Zeitraumes durch für die Kolonialpolitik überaus wichtige Ereignisse bezeichnet sind.

In der ersten Periode sehen wir, daß das Bestreben, eine europäische Kolonisation in Indien ins Leben zu rufen, zu drei verschiedenen Zeitpunkten stärker hervortritt, nämlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann noch einmal in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, endlich nach 1740 unter dem trefflichen Generalgouverneur Baron G. W. von Imhoff, als in Folge des Chinesenmordes zu Batavia die fleißigen Arme der Opfer fehlten.

Den ersten Stamm zu einer „freien", d. h. nicht im Dienst der Compagnie stehenden Bevölkerung suchte man aus solchen Leuten zu bilden, welche nach Erfüllung ihrer Dienstpflicht geneigt waren, sich in Indien niederzulassen; man war aber mit ihnen nicht sehr zufrieden. Nachdem schon 1604, 1606 und 1609 durch die Herren XVII. die Aussendung von Familien nach Mauritius ins Auge gefaßt worden war, wurden in dem zuletzt genannten Jahre wirklich 25 Haushaltungen nach Amboina

geschickt, wo sie 1611 von Pieter Both angesiedelt wurden. Auch in der „Corte Remonstrantie“, welche Jacques l'Hermite am 20. August 1620 den Herren XVII. einreichte, finden wir den Plan einer europäischen Ansiedlung, für welche speziell Banda ins Auge gefaßt war, eingehend auseinandergesetzt.

Namentlich aber hat Jan Pietersz Coen, der Gründer von Batavia, wiederholt nachdrücklich darauf hingewiesen, wie nothwendig es sei, europäische Familien nach Indien zu schicken.

Der Rath der XVII. kam diesen Forderungen nur in unvollkommener Weise nach; namentlich die Aussendung von Frauen stieß auf Schwierigkeiten. Als Coen nun die Bemerkung machte, „die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes ohne Frauen sei eine Unmöglichkeit“, schenkte man diesem, jedenfalls sehr berechtigten Einwurf Gehör und schickte verschiedene Frauen, die man auf der Straße aufgerafft hatte, die aber selbstverständlich auch nicht den von dem General-Gouverneur gestellten Anforderungen entsprachen, denn er meinte später: „von d e r Sorte haben wir schon genug hier.“ Wie ernst es ihm mit der Sache war, ergiebt sich daraus, daß, so streng er auch sonst die Verirrungen des Fleisches strafte, er doch Frauen kaufen ließ (s. Brief vom 11. Mai 1620 an die XVII.), die aber auch hinter den Erwartungen zurückblieben. Immer und immer wieder drang Coen auf die Erfüllung seiner Forderungen; endlich schlug er vor, einige hundert Waisenkinder, Knaben und Mädchen, im Alter von 10—12 Jahren nach Indien zu schicken, welche, dort zusammen erzogen, die Kolonien als zweites Vaterland betrachten und den Kern einer europäischen Bevölkerung bilden würden; der Vorschlag fand aber kein Gehör. Als dieser merkwürdige Mann 1623 vorübergehend in das Vaterland zurückgekehrt war, berichtete er ausführlich über die Mittel, welche zur Entwickelung der indischen Besitzungen beitragen könnten, natürlich wurde hierbei der Kolonisirung nicht vergessen. Er schlug vor, Auswanderer durch

günstige Bedingungen, Konzessionen, Freiheiten und Privilegien anzulocken; die für die Bewirthschaftung nöthigen Sklaven könnten seiner Ansicht nach in Indien beschafft werden.

Coen besaß einen, für seine Zeit sehr weiten Gesichtskreis; sein Plan war, eine blühende Handelskolonie in Indien zu stiften, welche gewissermaßen dem Monopolhandel der Compagnie zwischen Europa und Asien als Vermittler diente; diese Thätigkeit sollte durch Landbaukolonien ergänzt werden, in denen Niederländer und speziell niederländische Familien die Erziehung der Eingeborenen zu nützlicher Arbeit übernehmen würden. Die XVII. vermochten sich von dem beschränkten Geist des Monopols nicht zu befreien; es ergiebt sich dies schon aus den hinsichtlich der freien Leute gegebenen Vorschriften, welche in der Instruktion des General-Gouverneurs vom 22. August 1617[1] enthalten sind. Die Kolonisten sollten nur „limitirten" Handel treiben dürfen, d. h. nur wenige Artikel waren ihnen überlassen, die sie zum Theil von der Compagnie einkaufen mußten; auch mancherlei andere Bestimmungen beschränkten sie in ihrem Thun und Treiben, und namentlich war es ihnen verboten, direkt mit Europa zu verkehren.

Wiewohl über die von Coen gemachten Vorschläge im Rathe der XVII. lange Zeit berathen wurde, kam es zu keinen nachhaltigen Maßregeln; die Kolonisten wurden in ihren Handlungen beschränkt und im Jahre 1630 ein Gesetz veröffentlicht, daß nur für jeden Spezialfall besondere Licenzen ertheilt, im übrigen aber keine freien Händler mehr zugelassen werden sollten. 1627 wurden allerdings Perkeniers auf Banda angesiedelt, doch war das Ergebniß ein sehr ungünstiges.[2] Schon im Jahr 1631 zeigten sich die Folgen der 1630 getroffenen beschränkenden Maßregeln: viele Familien baten um die Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, was unter dem 11. November 1631 bewilligt wurde.

Ob Coens Nachfolger der Einwanderung freier Kolonisten feindlich gegenüberstanden, wie de Jonge behauptet,[3] was allerdings von anderer Seite bestritten wird,[4] ist ziemlich gleichgültig, denn die Verhältnisse waren an sich nicht angethan, die Kolonisation zu befördern. Die Herren XVII. blieben unentschieden, und einander widersprechende Maßregeln wurden genommen; man war nicht blind für die Vortheile einer gut geleiteten Kolonisation, nur konnte man sich über den zu befolgenden Weg nicht klar werden, namentlich scheute man sich, Leute, die im Besitz einiger Kapitalien waren, in das Land zu ziehen, weil die XVII. glaubten, jedes Privatunternehmen werde die Interessen der Compagnie schädigen. Indessen konnten sie den aus Indien gekommenen Klagen ihr Ohr nicht verschließen und trafen eine, wie de Jonge nachzuweisen sucht,[5] ziemlich unüberlegte Entscheidung,[6] da man nicht einmal die verschiedenen aus Indien entbotenen Gutachten abgewartet hatte und die Frage der freien Schiffahrt und des freien Handels unentschieden geblieben war. Leider fehlt uns der Raum, hier auf die aus Indien endlich empfangenen Berichte näher einzugehen; namentlich das Gutachten von Maetsuycker[7] zeigt einen solchen weiten Blick, daß man mit Verwunderung fragt, ob dasselbe um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch einen Mann geschrieben sein kann, der inmitten der engherzigen Monopolpolitik der Compagnie lebte und später durch letztere zu noch höherer Stellung erhoben wurde. Es muß hier noch eines Punktes gedacht werden, der allerdings nicht aktenmäßig bewiesen werden kann, doch aller Wahrscheinlichkeit nach[8] sehr viel dazu beigetragen hat, daß die Herren XVII. und die indischen Autoritäten sich über die Kolonisationsfragen nicht einigen konnten. Oben haben wir bereits darüber gesprochen, daß die XVII. fremdes Kapital fürchteten; sie hatten daher auch verboten, daß in dem Handel der Freibürger Geld benutzt werde, welches solchen Personen, die nicht Freibürger waren, gehörte. Und doch steht

es fest, daß auch viele Staatsdiener ihr Geld in solchen Unternehmungen anlegten; hieraus erklärt sich vielleicht manche Meinungsverschiedenheit zwischen den Autoritäten in Indien und denen in Holland. Um nicht zu weit abzuschweifen, erinnern wir nur an den Aufsatz Salomon Sweers (1644) über den Rath von Indien.[9]

Endlich wurde durch den Beschluß der XVII. vom 14. September 1662 verordnet, daß unter näher festzustellendem Vorbehalt der Handel in Indien für freie Leute und Bürger freigegeben werden solle, ferner sollte Auswanderern gegen Bezahlung der Kosten mit den Schiffen der Compagnie Passage nach Indien bewilligt werden und ihnen erlaubt sein, ihr Geld und ihre Juwelen, sowie alle nicht voluminösen Waaren, mit denen die Compagnie gewöhnlich keinen Handel trieb, gegen Bezahlung der Fracht nach Indien zu verschiffen, sowie auch Kostbarkeiten nach dem Mutterlande zu schicken.

Weitere Anregung zur Auswanderung ging im Jahre 1668 von dem damaligen Gouverneur von Ceylon, van Goens, aus, und wir begegnen nun in dem Register der Amtshandlungen der XVII. vielen auf diese Frage bezüglichen Beschlüssen. Das Kap, Mauritius, Ceylon werden vorzugsweise berücksichtigt, namentlich sind es französische und piemontesische Flüchtlinge, die zwischen 1680 und 1690 nach der zuerst genannten Besitzung auswanderten. Wenn auch nicht streng zur Sache gehörig, möge hier daran erinnert sein, daß 1672, als die Franzosen Holland überschwemmt hatten, der Plan in der Republik bestand, die Dämme zu durchstechen und die Bevölkerung nach Batavia zu versetzen. — Im Jahr 1679 begegnen wir wieder Klagen der Freibürger über die Handhabung der im Jahre 1676 erlassenen Bestimmung durch die Beamten und finden Andeutungen, daß nur durch den Handel eine größere Anzahl von Kolonisten ihren Lebensunterhalt erwerben könne, da Handwerksleute ihre Kunden

nur unter Europäern suchen müßten und daher auf eine beschränkte Zahl derselben angewiesen seien; von ackerbauenden Freibürgern wird nicht gesprochen.

Um diese Zeit muß Batavia übrigens, wie Mercklein in seiner „Ost-Indianischen Reisebeschreibung" berichtet, ein bedeutender Ort gewesen sein, in dem ein lebhaftes Leben pulsirte, doch der Zustand der Freibürger hatte gegen die Zeit Coens nur einen gewaltigen Rückschritt zu verzeichnen. Schon im Jahre 1622 hatte eine Gesellschaft Freibürger 3 Schiffe ausgerüstet, um für eigene Rechnung Handel zu treiben, ja sie hatte sogar Kaperbriefe gegen Portugiesen und Spanier erhalten, und wenige Jahre später konnte sich eine Kolonie von Freibürgern auf der Küste von Coromandel bilden, die allerdings 1635 auf ausdrücklichen Befehl der XVII. wieder eingezogen wurde; im Jahre 1633 hatten sie freiwillig mit einigen Schiffen an einer Expedition gegen Bantam theilgenommen. Alles das — gewiß ein Beweis dafür, daß die von Coen in Aussicht genommene Kolonisation sich zu einer trefflichen Stütze für die Regierung hätte entwickeln können — war wieder untergegangen, ohne bedeutende Spuren zurückzulassen, als G. W. von Imhoff vor seiner Abreise nach Indien, wo er als General-Gouverneur auftreten sollte, den XVII. im November 1741 seine Pläne vorlegte. Am 3. April 1742 wurde von ihnen ein wichtiger Beschluß in dieser Sache gefaßt; um die Batavische Kolonie besser zu bebauen, wurde den Kammern erlaubt, einige Leute, welche die Kost durch ihre Arbeit verdienen sollen, mit den Schiffen der Compagnie nach Indien zu schicken, und die weiteren zu nehmenden Maßregeln der indischen Regierung überlassen. Außerdem wurde letztere ermächtigt, den Kolonisten während der ersten fünf Jahre Vorschüsse zu geben „selbst bis zu 100 Reichsthaler". von Imhoff hob zunächst das Plakat vom 3. Juli 1641[10] auf, durch welches alle nach Europa zurückkehrenden Personen gezwungen waren,

ihren unbeweglichen Besitz, Hypotheken und andere Forderungen zu Gelde zu machen und den Ertrag an die Kasse der Compagnie abzuliefern; derselbe wurde dann in Holland wieder ausbezahlt; er glaubte auch in der Aufhebung dieser beengenden Maßregel ein neues Mittel zur Förderung der Kolonisation, welche durch die damaligen Verhältnisse, mehr als je vorher, dringend empfohlen wurde, gefunden zu haben.

Durch das schreckliche Morden unter den Chinesen, welches unter A. Valkenier stattgefunden hatte, waren dem Handel und dem Landbau Tausende fleißiger Hände entzogen worden dazu kam ferner, daß die Compagnie, obwohl sie noch an ihrem ursprünglichen Handelscharakter festhielt, doch einen großen Grundbesitz erworben hatte und sich nach und nach als Souverain fühlte; seitdem sie 1705 am 5. Oktober eine neue Gebietsvermehrung erlangt hatte, fing der Streit zwischen Kaufmann und Herrscher an, der mit dem vollständigen Untergange der Handelsgesellschaft endete.

Gegen Ende des Jahres 1743 kam die erste Auswandererfamilie auf Java an, ihr folgten bald mehrere; man hatte für die erwarteten Ackerbauer 20 in der Nähe von Batavia gelegene Loose, jedes von 100—150 Morgen bestimmt; 6 Monate lang sollten sie, soweit dies nöthig war, verpflegt werden. Imhoffs Nachfolger, Mossel, setzte die Kolonisation fort; aus einem Aufsatz von 1751 ergiebt sich, daß im ganzen 29 Parzellen für Auswanderer bestimmt waren, und interessant ist es, in verschiedenen Mittheilungen aus jener Zeit Näheres über die Verhältnisse der Kolonisten zu vernehmen.[11] Auch diese Versuche sind schließlich mißglückt, möglicherweise zum Theil wenigstens dadurch, daß die Regierung die Kolonisten zu sehr bevormundete, doch haben sie ihre Spuren hier und da auf Java hinterlassen.

Nur während der nach 1740 unternommenen Kolonisationsversuche hat man ausschließlich den Landbau ins Auge gefaßt,

der aber sowohl im 17. als im 18. Jahrhundert, was die eigentliche Handarbeit betrifft, unter der Leitung von Kolonisten nur durch Sklaven und durch chinesische Arbeiter betrieben wurde.

Wir wenden uns nun einer späteren Zeit zu, müssen aber zunächst ein Wort über die europäische Bevölkerung im Allgemeinen folgen lassen. Die Blüthezeit, welche die Stadt Batavia im Anfang ihres Bestehens hatte, war nur von sehr kurzer Dauer; ein eigenthümliches Geschick ist es gewiß, daß, je mehr die äußere Macht der Holländer zunahm, desto mehr Batavia die Folgen des inneren Verfalls der Compagnie empfand. Die Pracht verschwand, die Bevölkerung nahm ab, und dies in um so höherem Maße, je mehr man ihre Zunahme hätte erwarten sollen [12]; unter der Zahl der Bewohner stehen die Europäer mit der geringsten, kaum einige Hunderte erreichenden Zahl weit zurück. Und von diesen bestand kaum die Hälfte aus Holländern. Wohl ein gewaltiger Unterschied gegen die Zeit, wo die Freibürger drei bewaffnete Compagnien zur Vertheidigung der Stadt stellten! Die Compagnie hatte im Jahre 1771 in allen ihren Niederlassungen (d. h. nach damaligem Besitzstande) etwa 20000 Europäer im Dienst. Dirk van Hagendorp schätzte 1801 die jährlich ausgesendeten Mannschaften auf 8—9000, während nur 22—2300 Mann zurückkehrten. Es muß auffallen, daß ein so starker Ersatz keine zahlreichere Bevölkerung, sei es auch von gemischtem Blute, erweckt hatte; die Ergründung der Ursachen ist wichtig für die Frage der Kolonisation in tropischen Gegenden überhaupt.

Die äußeren Umstände, die Folgen des Klimas sind diejenigen Ursachen, die uns sofort als wichtig erscheinen. Daß namentlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Gesundheitszustand zu Batavia ungünstiger, die Sterblichkeit größer geworden, als vorher der Fall war, steht fest, und der Name „Grab der Europäer" war nicht unverdient. Dabei kann man

allerdings hinzufügen, daß die Bewohner selbst die Vorschriften einer gesunden Lebensregel, Mäßigkeit und Einfachheit, nicht befolgten und recht viel dazu beitrugen, ihr „Grab“ selbst zu schaufeln. Luxus, Unehrlichkeit, laxe Moral waren in alle Stände eingedrungen; durch zahlreiche Plakate hatte die Regierung vergeblich dem zu steuern gesucht. Die Gesellschaft war untergraben bis in die höchsten Stände hinein. In einer zu Batavia ohne Angabe des Jahres, vermuthlich 1780, erschienenen Schrift: Nederlandsch Indie in haren tegenwoordigen toestand beschouwd findet man p. 26 folgenden Satz: „Großer Gott! nie ist ein Holländer unter dem spanischen Joch mehr unterdrückt und verachtet gewesen, als unter dieser gemeinen Brut, welche in Indien die Gewalt in Händen hat. Abschaum, den man in Holland zu der Canaille rechnet, kommt hier vorwärts und spielt den großen Herrn! Kein Trost, keine Hülfe, keine Reflexion für einen unglücklichen, ordentlichen Mann, den ein grausames Geschick in dieses Land geführt hat; ja, wie manchen braven Mann sieht man hier untergehen und ein Leben voller Sorgen, welches an seinem Herzen nagt, in Verachtung und Armuth führen“. Mag hier vielleicht, wie zuweilen behauptet wird, das Bild zu dunkel gefärbt sein, da die angeführte Gelegenheitsschrift anonym ist und von Bitterkeiten wimmelt, so möge hier eben noch, wenn auch streng genommen nicht zu unserem Thema gehörig, eine authentische Skizze aus dem Leben jener Tage berührt sein. Es sind Mittheilungen aus alten Familienbriefen, aus denen Prof. Naber im „Gids“ (1873, VIII.) sehr interessante Auszüge giebt. Der Verfasser, Dr. P. Valckenaar, war um die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Indien gegangen, um sein Glück zu machen. Familienverbindungen unterstützten seine Bemühungen, eine reiche Heirath verbesserte seine Verhältnisse nisse. Von dem Luxus, der damals herrschte, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß von dem Heirathsgut,

(75000 Gld.) 25000 Gld. auf die Einrichtung der Haushaltung verwendet wurden; man hatte allerdings 25 Sklaven, worunter zwei Violinspieler. Dabei betrug das Jahreseinkommen 1600 Gld. und das zu Batavia, wo der Reichsthaler nicht mehr Werth besaß, als in Holland der Gulden! Wir können an dieser Stelle selbstverständlich den Lebensgang unseres Helden nicht Schritt für Schritt verfolgen und begnügen uns mit der Mittheilung, daß er endlich Gouverneur von Ternate wurde; das ihm dadurch zufallende Einkommen schlug er zu 18000 Gulden an. Aber als Antrittsgeschenk mußte er dem Sekretär und dem ersten Schreiber der Regierung 550 Reichsthaler geben. Für seine Haushaltung brauchte er jährlich 8 Fässer Bier und mehr als 2000 Flaschen rothen Wein. Ein einziges Fest, bei der Geburt des Erbprinzen gegeben, kostete ihn 3700 Gld.; — 1780 verunglückte er bei der Rückkehr nach Holland. Geistige Genüsse gab es beinahe gar nicht; was in dieser Richtung etwa bestanden hatte, verschwand in dem Materialismus, der alles beherrschte, und Wunder muß es nehmen, wie von Wurmb schreibt (Briefe), daß überhaupt eine Gesellschaft, wie die „Bataviasch Genootschap“, die ihren alten Ruhm auch jetzt nach hundert Jahren noch handhabt, sich in einer solchen Umgebung hat bilden können. Dabei war das Leben nicht eigentlich luxuriös, sondern im Gegentheil ziemlich wenig von der Kultur beleckt. Wir lassen aus der oben angeführten Schrift: Nederlandsch Indie ꝛc. die Beschreibung einer Abendgesellschaft bei dem General-Gouverneur folgen. Es heißt da:

„Tafel hält der General-Gouverneur nicht, wenigstens nicht, was man Tafel nennen kann; alle Abende um 6 Uhr wird zur Abendgesellschaft zugelassen. Dieselbe besteht aus solchen Herren und Damen, welche zwei Tage vorher ersucht hatten, dabei Zutritt zu haben. An der Thür auf der Schwelle sitzend, in eine schwarze Jacke gekleidet und mit einer steifen leinenen Mütze

auf dem Kopfe, wird die Gesellschaft (vom General-Gouverneur) empfangen, und wenn einmal alle gekommen sind, sagt er: Freunde, zieht die Röcke aus, worauf Jeder seinen Rock, Hut und Degen ablegt; dann nimmt man Platz auf Stühlen, die in einer Reihe auf dem Vorplatz stehen, Jeder aber nach seinem Rang, und kommt es einmal vor, daß Einer da ist, der dies nicht beachtet, so wird ihm dies durch den Gebieter gesagt: da ist Euer Wohlgeboren Platz nicht; ferner bekommt man ein Glas Bier, und der Trinkspruch ist: „Ich wünsche euch eine angenehme Abendstunde“; ferner erhält Jeder eine Pfeife Tabak, und das Gespräch nimmt seinen Anfang; doch in der Art, daß man nur mit seinem Nachbar spricht, ohne es zu wagen, so laut zu werden, daß es der hohe Gebieter hören könnte, der sich mit den neben ihm sitzenden Personen, also auch den höchsten im Rang, den ganzen Abend hindurch ausschließlich unterhält, und alles, was der General-Gouverneur laut spricht, besteht in den folgenden Trinksprüchen, die er ausbringt: „Die Gesundheit der Frauen“, und sobald er das sagt, springt Jeder von seinem Stuhl mit dem Glase Wein, welches er dann schon in der Hand hat, und Alle bilden zusammen einen großen Halbkreis, und mit geneigtem Kopf rufen sie aus: „Der Frau General-Gouverneur ihre Gesundheit“. Dann folgt die Gesundheit eines Jeden der Anwesenden, wobei jeder, wenn seine Gesundheit getrunken wird, aufsteht und sich tief verbeugt.

„Diese Trinksprüche zieht der General-Gouverneur so lange hin, bis es neun Uhr schlägt, worauf man aufsteht, seinen Rock und Degen wieder nimmt und sich beeilt, auf die Gesundheit des Gebieters zu trinken, der dies mit den Worten beantwortet: „Danke für meine Gesundheit“; nun nimmt die Gesellschaft Abschied, und in dieser Art bringt der ostindische General (Gouverneur) jeden Abend seine Zeit zu“.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu der Geschichte der Kolonisten zurück.

Die Compagnie war gefallen, in Holland selbst stritten sich die Parteien; die Begebenheiten folgten einander so schnell, daß die wechselnden Ansichten nicht die nöthige Zeit hatten, zu Thatsachen zu werden. Eine „Kommission für die Ostindischen Sachen", welche im November 1802 ernannt wurde, erstattete am 31. August 1803 Rapport. Die in demselben ausgesprochene Ansicht, welche allerdings nie Gesetzeskraft erhielt, stand der europäischen Einwanderung durchaus nicht wohlwollend gegenüber; keine Privatperson, kein aus dem Dienst ausscheidender Beamter oder Militär durfte länger in den Besitzungen bleiben, als der General-Gouverneur es erlaubte; Jeder, der sich niederlassen wollte, bedurfte dazu der Genehmigung der betreffenden Autoritäten, welche immer nur für einen bestimmten Ort gegeben wurde; wie wir, dem Folgenden vorausgreifend, bemerken wollen, sind ähnliche Bestimmungen auch in die Reglements, welche nach 1815 gegeben sind, aufgenommen. Uebrigens wurden auch Stimmen laut, welche die Heranziehung von Europäern befürworteten, und selbst Daendels sagt in seinem Staat der Oost-Indische Bezittingen, daß, sobald man sich von dem Gedanken losgemacht, die Bevölkerung Indiens ausschließlich aus Staatsdienern zu bilden, es nicht zu übersehen ist, welche ungeheure Ausdehnung an Landbau und Industrie dort beschieden sein wird. Thatsächlich bestand übrigens hinsichtlich der Zulassung von Europäern in Indien dasselbe Gesetz, wie früher schon unter der Compagnie; die englische Zwischenregierung legte ihnen die Verpflichtung auf, sich in jedem einzelnen Falle die Erlaubniß zum Aufenthalt in den Kolonien zu verschaffen. Diese Maßregel wurde aber erst genommen[1], als die Rückgabe der Kolonien an Holland bereits beschlossene Sache war.

In das Regierungs-Reglement von 1815 wurden die oben

schon erwähnten, im Jahre 1803 in Vorschlag gebrachten Beschränkungen hinsichtlich der Zulassung von Europäern aufgenommen, dagegen im Reglement von 1818 bestimmt, daß es der Regierung (in Indien) überlassen sei, selbst Mittel zu suchen oder solche dem Ministerium der Kolonien in Vorschlag zu bringen, um den Landbau durch Abtretung von Ländereien und Vermehrung der europäischen Bevölkerung einer höheren Entwickelung entgegenzuführen. Hierbei lag der Gedanke zu Grunde, Indien, speziell Java, durch festere Bande als durch einige tausend Staatsdiener mit den Niederlanden zu einem Ganzen zu verbinden.[13] Bald aber änderten sich die Ansichten; bereits im Jahre 1822 erhielt der Besitzer von ausgedehnten Ländereien auf Java, A. de Wilde, welcher einige Hundert Pfälzer Bauern, die auf dem Wege nach Amerika nach Amsterdam verschlagen waren, als Kolonisten nach Java bringen wollte, auf sein Gesuch eine abweisende Verfügung. In demselben Jahre hatte die indische Regierung sich entschieden gegen Niederlassung von Europäern erklärt, ja man wünschte selbst nicht, daß europäisches Kapital vorübergehend nach Indien gebracht werden und zur Entwickelung der Industrie Verwendung finden sollte; auch die Landverpachtung in den sogenannten Fürstenländern wurde 1823 eingeschränkt, dagegen zeigte sich der General-Gouverneur van der Capellen einer Kolonisirung in den Molukken nicht abgeneigt.

Bald aber machte sich der in Indien so häufig tief empfundene Wechsel der Personen und Absichten fühlbar. Elont, der Minister geworden war, hatte schon früher der Kolonisation Interesse bewiesen, jetzt, vielleicht auch unter dem Eindruck einiger in demselben Sinne abgefaßten Publikationen, wurde dem nach Indien bestimmten Königlichen Kommissar, Vicomte du Bus de Gisignies, durch seine Instruktion aufgetragen, zu untersuchen, ob europäische Kolonisation (event. unter den nöthigen Beschränkungen)

oder vollständiger Ausschluß der Niederlassung von Europäern mehr zu empfehlen sei. Ferner wurde ihm aufgetragen, die Verpachtung in den Fürstenländern wieder einzuführen. Hinsichtlich des ersten Punktes befragte du Bus verschiedene Autoritäten auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik. Bei Behandlung dieser Fragen wurden drei Arten der Kolonisation scharf unterschieden: 1. Ansiedlung von Ackerbauern, die selbst Hand anzulegen bestimmt sind; 2. unbegrenzte Zulassung einheimischen und fremden Kapitals; 3. Ausschluß des fremden Kapitals, Zulassung von Niederländern oder solchen Fremden, welche durch persönliche Verhältnisse in engeren Beziehungen zu den Kolonien stehen. Im Allgemeinen war man, wie sich aus den Antworten ergiebt, der Kolonisation nicht abgeneigt. Der unter 1. angeregte Gedanke wurde allgemein verworfen, die unbeschränkte Zulassung von fremdem Kapital für nicht unbedenklich gehalten, und dem sub 3. erwähnten Verfahren durch die Mehrzahl der befragten Personen Anerkennung gezollt; nur wenige Stimmen sprachen sich gegen die Kolonisation im allgemeinen aus.

Der Königliche Kommissar empfahl die Sache sehr warm und nahm selbst in den von ihm verfaßten Entwurf eines Reglements für die Regierung die Bestimmung auf, daß die Autoritäten verpflichtet sein sollten, die Ueberlassung von Ländereien an Europäer möglichst zu befördern. Die Vorschläge fanden anfangs in den Niederlanden ein geneigtes Gehör, doch später, als man der dringenden Geldnoth wegen Heil in dem System van den Bosch zu finden suchte, wurde der Gedanke an eine europäische Kolonisation in größerem Maßstabe ausgeschlossen. In der Politik der Regierung lag es, jeden Betrieb so viel wie möglich in ihrer Hand zu behalten; die Europäer, welche sie bei der Anwendung des Systems zu verwenden gezwungen war, nahm sie in ihre Dienste, oder sie schoß ihnen

das nöthige Kapital vor, um dieselben dadurch in einer gewissen Abhängigkeit zu halten. Gleichwohl bestand europäische Kolonisation in gewissen Grenzen neben dem Kultursystem der Regierung in verschiedenen Formen, nämlich 1. als Verpachtung von Ländereien, namentlich in den Ländern der unabhängigen Fürsten, mit Anspruch auf Dienstleistungen der Bewohner; 2. als volles Eigenthum früher von der Regierung veräußerter Ländereien, mit zum Theil souveränen Rechten; 3. als Verpachtung von Ländereien durch die Regierung ohne weitere Rechte; hierzu war im Jahre 1831 die Befugniß ertheilt.

Das System van den Bosch, welches 1830 eingeführt wurde, beherrschte die ganze Wirthschaftspolitik, und durch dasselbe war selbstverständlich eine jede von der Regierung unabhängige Macht, also auch die Macht des europäischen Kapitals, ganz und gar ausgeschlossen. So sehr das System übrigens im Auslande und in den Niederlanden bewundert wurde, so war man in Indien selbst doch von Anfang an nicht ebensosehr für dasselbe eingenommen, und es bedurfte des ganzen energischen Willes eines van den Bosch, der an seinem Souverän eine mächtige Stütze fand, um die gegen sein System geäußerten Kundgebungen zu unterdrücken. Auch der Gedanke einer europäischen Kolonisation wurde immer wieder angeregt; den bestehenden Gesetzen nach war sie ja immer noch möglich, und 1838 erließ auch die Regierung Bestimmungen über die Verpachtung von unbebauten Ländereien, um hierdurch der Königlichen Verordnung vom Jahre 1831 Ausführung zu geben. Thatsächlich aber waren die Bedingungen, unter denen das geschehen sollte, so engherzig abgefaßt, daß sie, abgesehen von allen anderen Hindernissen, welche das bestehende System den Unternehmern in den Weg legen mußte, gewiß auf die Kolonisation nicht ermuthigend wirken konnten.

Im Jahr 1839 trat van den Bosch in Holland als Minister

ab, und mit diesem Zeitpunkt sehen wir eine Periode heftigen Streites über die Kolonisation eröffnet. In demselben Jahre noch war dem König eine Denkschrift vorgelegt worden, in welcher der Vorschlag gemacht wurde, europäischen Kolonisten Ländereien auf Java zu verkaufen, und im nächsten Jahre erschien eine anonyme Flugschrift, als deren Verfasser van den Bosch allgemein betrachtet wurde, welche den Plan befürwortete, die Nutznießung derjenigen Distrikte auf Java, welche Landbauprodukte (für den europäischen Markt) erzeugten, europäischen Unternehmern zu überlassen. Wir wollen den Streit, der jetzt entstand, nicht in seinen Einzelheiten verfolgen, sondern denselben nur in allgemeinen Zügen charakterisiren.

Die Vertreter der Kolonisationspläne machten es vielfach ihren Gegnern durch ihre Unkenntniß der indischen Zustände leicht, Waffen gegen sie zu finden; zudem schien der hohe Ertrag, welchen das Kultursystem auf Java abwarf, zu befriedigend, als daß es nicht im Interesse der Staatskasse gelegen hätte, jeden Mitbewerb wenigstens von dieser Insel fern zu halten. Umgekehrt aber wirkte gerade dieses vielversprechende Beispiel, und schon 1846 wurden in den Generalstaaten Stimmen laut, welche die Ausnutzung der Besitzungen außerhalb Java dringend empfahlen.

Auch die Regierung sah sich aus eigener Bewegung veranlaßt, die Kolonisationsfrage aufs neue zu untersuchen; der Minister der Kolonien legte 1847 der indischen Regierung folgende Fragen vor:

1. Ist der Gedanke, Ländereien auf Java zu verkaufen, um mit dem Ertrage die Staatsschuld zu tilgen, ausführbar?

2. Können, unter Berücksichtigung des der eingeborenen Bevölkerung zu gewährenden Schutzes, welcher die erste Pflicht der Regierung ist, noch Inseln im indischen Archipel angewiesen werden, wo eine europäische Kolonisation mit Aussicht auf Erfolg verwirklicht werden kann?

Die erste Frage wurde 1848 unbedingt verneint, die zweite ebenso 1849, nachdem hinsichtlich einiger Inseln eine nähere Untersuchung vorgenommen worden war.

Indessen war 1848 das Grundgesetz des Königreichs der Niederlande und damit auch das Verhältniß desselben zu den Kolonien verändert worden. Die Partei des Fortschrittes regte den Verkauf von Ländereien schon gegen Ende 1848 in den Generalstaaten wieder an, und bei der Berathung des Budgets von 1850 wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht rathsam und möglich sei, den Strom der Auswanderung, der auch in Holland immer wuchs, nach Indien zu lenken. Indessen waren auch von anderer Seite Kolonisationspläne angeregt worden, doch die Regierung verhielt sich ablehnend. Sie glaubte, daß es nicht möglich sein werde, den Strom der Auswanderung nach Indien zu lenken; sie versprach sich jedenfalls kein den hohen Kosten eines Versuches entsprechendes Resultat; die vielbestrittene Frage, ob der Europäer in einem tropischen Klima zu Feldarbeit geschickt ist, wurde von verschiedenen Seiten besprochen, blieb jedoch selbstverständlich unentschieden.

1850 wurde (die 2.) Staatskommission ernannt, welche noch in demselben Jahre Bericht erstattete; sie wies darauf hin, daß die Ursache der in Indien bestehenden, noch so geringen Entwickelung in dem Regierungssystem zu suchen sei, welches alle Industrie in den Händen des Staates vereinigen wollte. Wiewohl man erkannt hatte, daß die Mittel der Regierung nicht ausreichten, dies in den Besitzungen außerhalb Java in derselben Weise wie auf dieser Insel zu thun, wollte man in dieser Richtung, wie es scheint, nicht zu weit gehen, und empfahl in erster Linie, nur die Bergwerke der Privatindustrie zu überlassen. Demzufolge wurde noch in demselben Jahre ein Reglement festgestellt, in welchem die bei der Verleihung von Konzessionen für Bergwerke, mit Ausnahme der

Inseln Banka und Java, maßgebenden Bedingungen aufgenommen waren.

Hiermit gab man sich nicht zufrieden; zahlreiche Schriften erschienen für und gegen die Kolonisation. In den Generalstaaten trat man der Sache wieder näher, als im Jahre 1853 ein Reglement für die Regierung der ostindischen Besitzungen zur Berathung kam; hierbei wurde, und zwar ausschließlich im Hinblick auf Java, der Wunsch geäußert, das niederländische Element möge verstärkt werden, wovon man sich auch Nutzen für den Eingeborenen versprach. Eine eigentliche europäische Kolonisation, d. h. Ansiedlung von Auswanderern, welche selbst den Ackerbau betreiben sollten, kam ebenfalls zur Sprache, wurde aber schon damals nicht nur wegen der Gesundheitsverhältnisse, sondern auch mit Rücksicht auf die vermuthlichen wirthschaftlichen Ergebnisse bekämpft. Die Regierung aber verwarf, als sie den verbesserten Entwurf zu einem Regierungsreglement den Kammern vorlegte, jeden Vorschlag einer Kolonisation auf Java, in welcher Form auch, namentlich auch mit Rücksicht auf die für das Verwaltungssystem und für das Verhältniß zu den Eingeborenen zu erwartenden Schwierigkeiten. Die Kommission der Generalstaaten vermochte sich den von der Regierung erhobenen Bedenken nicht in ihrer ganzen Ausdehnung anzuschließen, namentlich glaubte sie an die Möglichkeit einer Kolonisation auf einer der Besitzungen außerhalb Java. Noch möge bemerkt sein, daß bei der Behandlung im Plenum die Freunde der Kolonisation erklärten, daß sie nicht eine solche im engeren Sinne — daß nämlich die Auswanderer selbst die Arbeiten des Landbaues verrichteten — im Auge hatten.

Die Frage blieb vorläufig unerledigt (nur hinsichtlich der Verpachtung von unbebauten Ländereien wurde eine Bestimmung getroffen), wurde aber in der Oeffentlichkeit immerfort lebhaft besprochen, bis endlich im Jahre 1857 F. H. van Vlissingen

mit 9 anderen Personen sich an den König wendete, um eine europäische Kolonisation in den niederländisch-indischen Besitzungen außerhalb Java und Madura zu empfehlen. Infolge dieser Bitte wurde eine Kommission ernannt, um die Sache zu untersuchen; nachdem Herrn van Vlissingen Gelegenheit gegeben worden war, einige undeutlich gebliebene Punkte näher zu erläutern und verschiedene Bedenken der Kommission zu widerlegen, erstattete die letztere am 24. Dezember 1857 einen ausführlichen Bericht.

Der ganze Vorgang hat für die Kolonisationsgeschichte eine so große Bedeutung, daß wir denselben etwas ausführlicher ins Auge fassen müssen. Die Kommission machte einen scharfen Unterschied zwischen Besiedelungs- und Wirthschaftskolonisation; die Bittsteller wünschten, erstere in den Besitzungen außerhalb Java und Madura ins Leben zu rufen, letztere auf den eben genannten Inseln beizubehalten. Die Kommission war der Ansicht, der Staat solle keinerlei Kolonisation unterstützen, sondern nur die Erlaubniß zu einem, auf eigene Kosten in Aussicht zu nehmenden Versuch geben, zu welchem Zweck Niederländern, welche auf eigene Kosten sich auf bestimmten, von der Regierung anzuweisenden Inseln ansiedeln wollten, dies erlaubt werden sollte. Dadurch, daß die Kommission sich hier so abweisend verhielt, war die Aufgabe an sie herangetreten, ihre eigenen Ansichten über das mitzutheilen, was sie für die Entwickelung der Besitzungen außerhalb Java als zweckmäßig betrachtete. Sie entledigte sich ihres Auftrages in einem ausführlichen Bericht, in welchem sie die Aufgabe der Regierung umschrieb als: „die Sorge für die Zunahme der Bevölkerung, die moralische und soziale Entwicklung, die Beförderung des Sinnes für Arbeit, Industrie und Handel". Im Interesse dieser ziemlich allgemein gehaltenen frommen Wünsche wurde eine ganze Reihe, den Umständen der einzelnen Besitzungen angepaßter Maßregeln angedeutet;

die wichtigste aber, deren Nichtbefolgung von jeher der Krebsschaden gewesen ist, an welchem die indischen Besitzungen gekrankt haben, welche am Schluß ihres Berichtes vorkommt: „man solle die einmal angenommenen Grundsätze als feststehend betrachten und von denselben nur aus sehr wichtigen Gründen abweichen“, ist leider bisher ebensowenig befolgt worden, als dies früher der Fall war.

Den Gedanken einer eigentlichen Kolonisation hat man seither beinahe ganz fallen lassen; nur vereinzelt sind von Zeit zu Zeit Vorschläge dazu wieder aufgetaucht. Das unbekannte Innere von Neu-Guinea, die Hochlande um den Tobasee wurden in Vorschlag gebracht, die auf den letzteren anzusiedelnden Kolonisten sollten selbst dem Kriege in Atjeh ein Ende machen! Nun, in einem Lande, wo das Interesse für die Tagesfragen so lebhaft ist, und wo so viele Personen dasselbe durch die Presse zum Ausdruck bringen, darf man sich in dieser Hinsicht über die seltsamsten Blüthen nicht wundern. Im Ganzen aber hat man, und wohl mit Recht, die Ansiedelungsfrage ganz fallen lassen und sich darauf beschränkt, den Kampf um die Zulassung europäischen Kapitals und europäischer Energie im Innern der Besitzungen auszukämpfen; die Entscheidung blieb lange aus, der Streit war schwer; die Geschichte desselben ist so bezeichnend für die Zustände, daß wir sie in möglichster Kürze hier folgen lassen.

Nachdem schon 1848 der Sieg des Fortschritts errungen war, dauerte es doch lange, bis letzterer denselben ausnutzen konnte. Im Jahr 1862 übernahm der Führer der Partei das Ministerium der Kolonien und entwarf ein umfassendes Gesetz, welches die ganze Frage regeln sollte; den Eingeborenen wurde Besitzrecht auf den von ihnen bebauten Boden eingeräumt und den Europäern in liberaler Weise die Gelegenheit zum Plantagenbau gegeben. An der zuerst erwähnten Bestimmung scheiterte

das Gesetz; die Kammer hatte ein Amendement angenommen, welches den Eingeborenen nur die erbliche individuelle Nutznießung sicherte, worauf die Regierung den Entwurf zurückzog und abtrat. Die Sachen waren schon zu weit gediehen, als daß das nachfolgende konservative Ministerium sich den Forderungen der Zeit hätte entziehen können. Noch in demselben Jahre legte es den Generalstaaten einen Gesetzentwurf vor, demzufolge Europäern gestattet wurde, Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht zu nehmen. Die nunmehrige Opposition brachte jetzt einen Antrag durch, demzufolge Eingeborene das gleiche Recht erlangen konnten. Das Ministerium trat ab und wurde durch ein noch mehr nach rechts stehendes ersetzt. Die Frage ganz ruhen zu lassen, konnte man nicht wagen, und so suchte man sie auf die lange Bank zu schieben; man erklärte, sie sei noch nicht genügend untersucht, und verwies sie nach Indien zurück, wo ein Heer von Beamten einige Jahre lang an Ort und Stelle untersuchen mußte, welche Rechte eigentlich die eingeborene Bevölkerung auf die von ihr bebauten Ländereien besitzt. Endlich kam 1870, ziemlich schnell, und ohne daß sich über die einzelnen Bestimmungen ein heftiger Streit entsponnen hatte, ein agrarisches Gesetz zu stande, welches den europäischen Pflanzern die Gelegenheit eröffnete, unter nicht gar zu ungünstigen Umständen in der Kolonie thätig zu sein.

Die jetzt bestehenden Bestimmungen über die Zulassung innerhalb des Gebietes der niederländisch-indischen Besitzungen sind kurz zusammengefaßt folgende: Mit Ausnahme der Personen welche durch die Regierung dorthin geschickt werden, darf Niemand sich auf Java und Madura ohne Erlaubniß des General-Gouverneurs, in den anderen Besitzungen ohne die der höchsten Autorität, welche dort besteht, niederlassen.

Jeder Fremde, der das Kolonialreich betritt, muß sich innerhalb dreier Tage nach Ankunft bei der Ortsbehörde ausweisen;

er bekommt dann eine für 6 Monate gültige Karte, welche ihn zu dem Aufenthalt in den dem allgemeinen Handel geöffneten Häfen oder in den von ihm angegebenen Gegenden berechtigt; ebenso kann Erlaubniß zu Reisen in einer oder mehreren Provinzen gegeben und die Zeit des Aufenthaltes verlängert werden. Wer sich dauernd niederlassen will, muß die nöthigen Existenzmittel nachweisen, worauf ihm die jederzeit widerrufliche Erlaubniß zur Niederlassung ertheilt wird.

Diese Bedingungen sind thatsächlich nicht schwer zu erfüllen und sind bei weitem milder, als die Bedingungen, welche bis 1872 bestanden haben.

Anmerkungen.

[1] Siehe den Wortlaut bei v. d. Chijs in Ned.-Ind. Plakkatboek I. p. 28.

[2] Valentijn III, 2 p. 13 und 96.

[3] Verslag der Staats-Commissie, ingesteld 16 VI, 1857 p. 136.

[4] van Deventer, Nederlanders op Java I, 166.

[5] Versl. p. 137.

[6] Brief der XVII. aan G. G. en Rade 26. IV. 1650, bei de Jonge „apkomst“ VI, p. 13.

[7] So schreibt er selbst, sonst gewöhnlich Maatsuicker; sein Gutachten s. in „Verslag“ p. 157.

[8] van Deventer l. c. p. 167.

[9] Bijdr. tot Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde III reeks VIII, p. 35.

[10] Siehe van der Chijs, Ind. Plakkatboek I. S. 460.

[11] D. W. Schiff, Kolonisatie op Java; Tijds. Ind. Taal-, Land en Volkenkunde XVII.

[12] Die Bevölkerung von Batavia wird 1760 auf 16000, 1780 auf 12000, 1790 auf 8000 Seelen angegeben.

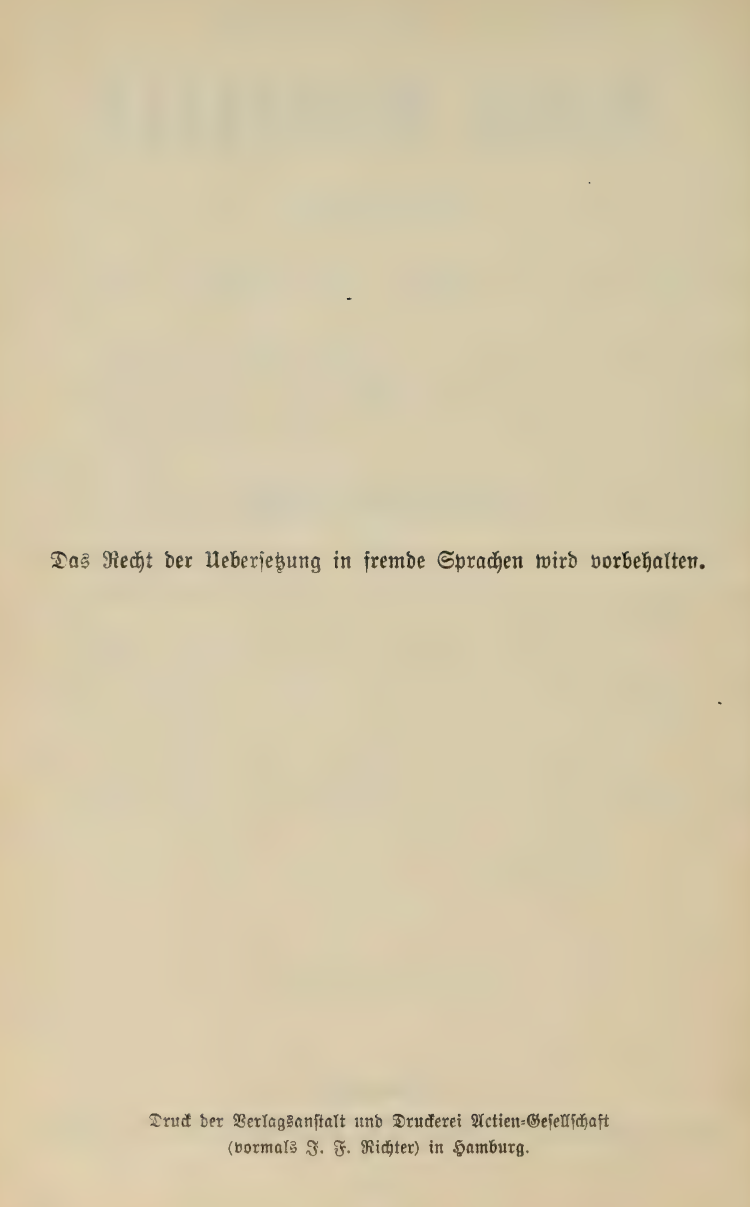
[13] P. J. Elout. Bijdragen tot de Kennis van het Koloniale Beheer etc. 1851.

Amos Komenius.

Von

Direktor **Dr. Zechlin**
in Stade.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1892.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Bekanntlich hat sich im Herbst 1891 eine Komeniusgesellschaft gebildet, um den dreihundertjährigen Geburtstag des Amos Komenius am 28. März 1892 durch eine Erinnerungsfeier auszuzeichnen. In dem Aufruf, den jene Gesellschaft erlassen hat, wird hervorgehoben, daß er sich durch sein Denken wie durch sein Leben eine universelle Bedeutung erworben habe. Als Philosoph und Gottesgelehrter habe er im Bunde mit Männern wie Andreä, Milton und Anderen sein Leben einem Friedenswerk gewidmet. Indem er das Heil der Menschheit höher stellte als das Ansehen der Sprachen, Personen und Sekten, wäre sein Bemühen dahin gerichtet gewesen, die streitenden Kirchen auf dem Grunde altchristlicher Weltanschauung zu Frieden und Versöhnung zu leiten. Als Schulmann sei er einer der Väter der Volksschule geworden und habe, angeregt durch Bako, den Erfahrungswissenschaften ihr Recht erkämpft, die Muttersprache in den Kreis der Unterrichtsgegenstände eingeführt und den Gedanken der Körperbildung in den Begriff der Schule aufgenommen. Die Gesellschaft bezeichnet es als nächsten Zweck ihrer Aufgabe, die Schriften und Briefe des Komenius sowie seiner Vorgänger, Lehrer und Gesinnungsgenossen herauszugeben, auch Dokumente zur Geschichte der böhmischen Brüder zu sammeln und zu veröffentlichen.

Wenn es sich hierbei auch nicht ausschließlich um Komenius handelt, so steht doch seine Person im Vordergrund, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, auf Grund der bereits vorliegenden Arbeiten ein Bild des Lebens und Wirkens dieses merkwürdigen Mannes zu entwerfen, das ja allerdings nur unvollkommen ausfallen kann, da mancher Punkt in seinem Leben der Aufklärung bedarf.

Komenius war im siebzehnten Jahrhundert eine gefeierte Persönlichkeit, wenn auch wegen seiner theologischen Richtung wiederholentlich angegriffen, z. B. von dem französischen Gelehrten des Marets in dessen Schrift Antirheticus sive defensio contra Comenium. Ebenso schrieb Arnauld, Professor in Franecker, in seinem Discursus theologicus gegen ihn. Im großen und ganzen war er nach seinem Tode bald vergessen und verkannt. Daniel Morhof erwähnt ihn in seinem Polyhistor (Lübeck 1688) nur kurz und weiß von ihm weiter nichts zu sagen, als daß er eine gewisse Neuerungssucht an den Tag lege und die gesamte Wissenschaft und Philosophie von Kopf bis zu Fuß reformiren wolle. Ungefähr um dieselbe Zeit (1695) erkennt Bayle im Diktionär zwar an, daß seine Janua linguarum hinreiche, ihn unsterblich zu machen: quand Comenius n'auroit publié que ce livre là, il se seroit immortalisé, urtheilt aber sonst abschätzig über ihn und bespöttelt seine Vorliebe für Weissagungen. 43 Jahre nach Bayle erhebt Konrad Rieger in seinen „Böhmischen Brüdern" seine Stimme für den letzten Bischof der Brüdergemeinde und nimmt ihn mit warmen Worten in Schutz gegen das Verdammungsurtheil Derer, die dazu durch seine chiliastischen und prophetischen Bemühungen veranlaßt wurden. Diese Verirrungen des Komenius entschuldigt er mit der furchtbaren Noth der Zeit. Wer diese bedenke, der werde mit Komenius wegen dieser Hoffnungen mehr Mitleid als Tadel haben.

Das ungünstige Urtheil, welches lange Zeit über Komenius

herrschte, hat hauptsächlich Adelung veranlaßt, der ihm in der Geschichte der menschlichen Narrheit 1785 einen Platz anwies. Er faßt sein Urtheil über ihn folgendermaßen zusammen: „Daß Komenius um den Schulunterricht Verdienste hatte, ist nicht zu leugnen, aber ebenso wenig ist zu leugnen, daß sie von Vielen gar sehr übertrieben sind und in ein allzuvortheilhaftes Licht gestellt worden. Er sah, daß sich die Erlernung der Worte sehr bequem mit Sachkenntnissen verbinden ließ, und das war ihm rühmlich. Aber daß er sich nun seine ganze Lebenszeit um diesen Punkt drehte, diese Methode in einer großen Menge von Schriften unaufhörlich widerkaute und ein Geschrei davon machte, als wenn das zeitliche und ewige Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts davon abhinge, zeigt nicht bloß einen schwachen, eingeschränkten Kopf, sondern einen Marktschreier und Charlatan." Um so erfreulicher ist es, wenn zehn Jahre später ein kongenialer Geist, nämlich Herder, in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität für Komenius in die Schranken trat.

Erst in unserm Jahrhundert wurde Komenius eingehend gewürdigt. Sein Landsmann, der böhmische Historiker Palacky, widmete ihm 1829 im Jahrbuch des böhmischen Museums eine genaue Arbeit. Bahnbrechend wirkte der Aufsatz von Gindely: Ueber des Amos Komenius Leben und Wirksamkeit in der Fremde (Sitzungsbericht der Wiener Akad. phil.-hist. Kl. 1853). Es folgt G. Bauer, Komenius, in Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungswesens. Viel Material über ihn brachte Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik und lenkte die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ihn. Seine Darstellung ist die Grundlage für alle folgenden Arbeiten. Da man glaubte, Komenius sei 1671 gestorben, erschienen 1871, als dem vermeinten zweiten Säkulartodesjahr, zwei Biographien: E. Pappenheim: A. Komenius, der Begründer der neueren Pädagogik, Berlin, und Seiffarth: Joh. A. Komenius nach seinem Leben und seiner

pädagogischen Bedeutung. In den letzten zwanzig Jahren ist das Interesse für unsern Helden recht rege geworden. Von theologischer Seite ist Komenius von Kleinert in den Theolog. Studien und Kritiken 1878 und von Criegern in der Schrift: Komenius als Theologe, Leipzig 1881, behandelt worden. Von pädagogischer Seite enthält die dritte Auflage von Karl Schmidt, Geschichte der Pädagogik, eine längere Abhandlung über Komenius. Außerdem haben die drei pädagogischen Bibliotheken von Richter, Lindner und Beier Uebersetzungen der wichtigsten pädagogischen Schriften des Komenius gegeben. Einleitend ist jedesmal seine Biographie gebracht, am vollständigsten ist die von J. Berger und Fr. Zoubeck (A. Komenius nach seinem Leben und seinen Schriften 1883). Hier finden sich auch auf S. 55 die Schriften des Komenius, welche hundert Nummern umfassen, zusammengestellt. Mit seiner Pädagogik beschäftigen sich ferner noch: Gottsched: Die pädagogischen Grundgedanken des Komenius, Magdeburg 1879; R. Hiller: Die Lateinmethode des Komenius 1884, und W. Müller: Komenius ein Systematiker der Pädagogik, Dresden 1887. Ueber seine Philosophie hat der Ungar Kvacsala (A. Komenius' Philosophie, insbesondere Physik, 1881) geschrieben. Endlich ist noch die Monographie des Engländers S. Laurie zu nennen: A. Comenius, Bishop of the Moravians, his life and educational works. II. Ed. Cambridge 1885.

Des A. Komenius Leben ist reich an Wechselfällen und Schicksalsschlägen. Er wurde geboren zu Ungarisch Brod, einem Dorfe in Mähren, am 28. März 1592. Seine Eltern, welche sich zu den böhmischen Brüdern bekannten, verlor er früh, und seine Vormünder bekümmerten sich nur wenig um seine Erziehung. Daher entschloß er sich erst im 16. Jahre zum Besuch einer lateinischen Schule, später klagend: o mihi praeteritos Jupiter si referat annos. Da die böhmischen Brüder in ihrem Glauben

mehr zu den Reformirten als zu den Utraquisten hinneigten, besuchten ihre Anhänger lieber deutsche Universitäten als Prag. So ging Komenius zuerst nach Herborn in Nassau, wo der Theologe Alstedt auf ihn besonders einwirkte, dessen Richtung durch die Schrift Triumphus bibliorum sacrorum charakterisirt wird. Von hier ging er nach Heidelberg, der Metropole des reformirten Bekenntnisses, wo er die Originalhandschrift des Kopernikanischen Hauptwerks an sich brachte.

22 Jahre alt, kehrte er 1614 in sein Vaterland zurück und übernahm die Leitung der Schule in Prerau. Nachdem er einige Jahre später zum Priester geweiht war, übertrug ihm 1618 die Gemeinde Fulnek das dortige Pfarrer- und Lehreramt. Hier gründete er einen Hausstand nnd verlebte drei glückliche Jahre, bis sich das Unglück des Religionskrieges über ihn entlud. 1621 kam ein spanisches Heer nach Fulnek, plünderte die Stadt und steckte sie in Brand, wobei Komenius seine ganze Habe und seine Büchersammlung verlor. Eine Seuche raubte ihm Weib und Kind. Persönlich nicht mehr sicher in jener Gegend, mußte er sich bei mehreren böhmischen Edelleuten versteckt halten, unter denen besonders Karl von Zierotin ihm seinen Schutz angedeihen ließ. In dieser Einsamkeit und Zeit der Verfolgung veröffentlichte er mehrere religiös erbauliche Schriften, so das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens. Ersteres ist eine religiös-satyrische Allegorie, in welcher die gesamte Zeitkultur, Wissenschaft, Kirche und Staat in ihrer Entartung geschildert wird. Rein religiöse Erbauungsschriften aus dieser Zeit sind: „Ueber das Waisenthum und die Tiefe der Sicherheit.“ Ein katholischer Beurtheiler (Gindely) sagt unter dem Eindruck dieser Schriften, daß sie auch ein Heiliger nicht anders geschrieben haben könnte. Während dieser Zeit der Verfolgungen trat Komenius mit mehreren falschen Propheten und Visionären seiner Zeit in Berührung,

die sämtlich zur Brüderkirche gehörten, der ja ein Zug zur Mystik eigenthümlich war. Diese Propheten, deren göttliche Sendung er nicht bezweifelte, schauten den Gang der Weltereignisse in Visionen voraus. Die spätere Herausgabe dieser Visionen unter dem Titel Lux in tenebris hat ihm bei Mit- und Nachwelt viel Spott und Mißachtung eingetragen.

Doch auch seinen stillen Zufluchtsort in Böhmen mußte er aufgeben. 1627 erschien ein kaiserliches Patent, wonach Alle, die nicht zum Katholizismus übertreten wollten, Böhmen verlassen mußten. Im ganzen wurden aus Böhmen über 30000 Familien vertrieben, darunter 500 edle Geschlechter. Er wandte sich mit vielen Anhängern nach Polnisch Lissa. Am dortigen Gymnasium ertheilte er Unterricht, bekleidete fünf Jahre das Rektorat und reorganisirte dasselbe. Hier arbeitete er diejenigen pädagogischen Werke aus, welche in der Folge seinen Ruf begründeten. Zuerst die Didactica, in böhmischer Sprache geschrieben, später ins Lateinische von ihm umgearbeitet und 1657 zu Amsterdam gedruckt. Damit seine Unterrichtsweise in den Schulen zur Einführung gelangen könne, verfaßte er eine Reihe von Schul- und Uebungsbüchern. Besondere Anerkennung fand seine Janua linguarum reserata, die ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte. Diese Schrift erlebte unzählige Auflagen und wurde in die verschiedensten Sprachen übersetzt. Die Bibel ausgenommen, gab es nach zehn Jahren keine Schrift, die so verbreitet war als die Sprachenpforte des Komenius. Dieser Schrift folgten andere Schulbücher, wie die „Vorhalle zur Sprachenpforte“, der „Sprachenpalast“ u. a. Zur selben Zeit veröffentlichte er eine philosophische Schrift: Physicae synopsis. „Der sachliche Universalismus seiner Pädagogik erhob sich aus der Enge der Schulstube zur Weite einer absoluten Erkenntniß.“ Anregung empfing er durch das Studium der Schriften von Bako, Vives und Kampanella. Seine gesamten philosophischen Studien

beschloß er in einer Pansophie niederzulegen, in der alles Wissenswerthe nach festen, klaren Grundbegriffen zusammengeordnet werden sollte. Es beweist das Interesse damaliger Zeit für diese Ideen, daß, als der Plan dieser Pansophie in England bekannt wurde, Komenius allgemeine Bewunderung erregte. Ja als sein Freund Hartlieb diesen Plan unter dem Titel Pansophiae prodromus, London 1639, veröffentlichte, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Glückwunschschreiben von Gelehrten aller Länder gelangten an Komenius. Die Engländer beeilten sich den Prodromus in ihre Sprache zu übersetzen, und sogar das Parlament lud Komenius unter günstigen Bedingungen nach England ein. Komenius folgte dem Ruf 1641 und wurde in England mit großen Ehren empfangen. Das Parlament bestimmte sogar, daß auf Kosten des Staates mehrere Gelehrte unter Leitung des Komenius zusammentreten sollten, um die angeregten Ideen zu verwirklichen. Während seines Aufenthalts in London verfaßte er mehrere pansophische Schriften, welche aber erst bedeutend später veröffentlicht wurden.

Sein Bleiben in England wurde ihm bald durch die irischen Unruhen und den ausbrechenden Bürgerkrieg verleidet; er sah sich nach einem ruhigeren Wohnsitz um. Verschiedene Anerbietungen schlug er aus und nahm dann eine Einladung eines in Schweden ansässigen unermeßlich reichen Holländers, Ludwig van Geer, an, den Komenius den großen Almosenspender Europas nannte. Durch Vermittelung van Geers hatte er eine Unterredung mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna, der ihn aus den ätherischen Gefilden der Pansophie in die nüchterne Wirklichkeit des praktischen Schullebens zurückzuführen versuchte und ihn veranlaßte, mehrere Schulbücher für Schweden nach seiner Methode zu schreiben. Da jedoch den Schweden seine pansophische Gesinnung verdächtig wurde, wählte er zum Aufenthalt die Stadt Elbing, wohl auch, um den böhmischen Brüdern nahe zu

sein. Van Geer bestritt nun für eine Reihe von Jahren den Lebensunterhalt für Komenius und dessen Mitarbeiter, verlangte aber bald eine fertige Pansophie, die Komenius wegen der eingegangenen Verpflichtungen mit Schweden und wegen anderer Schwierigkeiten nicht so rasch vollenden konnte. Doch wurden wenigstens die verlangten Schulbücher, welche sich auf die lateinische Sprache bezogen, fertig gestellt.

Im Jahre 1648 wurde Komenius zum Bischof der Brüdergemeinde gewählt; infolgedessen verlegte er seinen Wohnsitz wieder nach Lissa. Er war der letzte Bischof der Unität, denn zu seinem großen Schmerze war die Brüdergemeinde nicht in den Religionsfrieden miteingeschlossen, sie mußte, um Duldung zu erlangen, sich den Evangelischen anschließen. Bitter beklagt er sich bei Oxenstierna, daß man seine Landsleute im Traktate von Osnabrück aufgeopfert habe, und seine Stimmung spiegelt sich in der in diesem Jahr erschienenen Schrift: Das Testament der sterbenden Mutter, „geweihte Worte einer bis zum Tode betrübten Seele“, die noch heute niemand ohne Bewegung lesen wird.[1] Von der Zeit ab zerstreuten sich die böhmischen Brüder über das ganze protestantische Europa. Kaum ein Land wurde gefunden, wo sie nicht als Erzieher, Lehrer, Künstler, Geistliche wirkten.

Im Jahre 1650 fand sich Gelegenheit für Komenius, seine Idee über Schulorganisation praktisch verwirklichen zu können. Er wurde von dem Fürsten Rakoczi nach Siebenbürgen eingeladen, um dort pansophische Schulen zu gründen. In Saros-Patak wurde der Anfang gemacht. Er theilte die pansophische Schule in sieben Klassen, von denen zuerst drei ins Leben traten, und errichtete dort eine Bibliothek und eine Buchdruckerei. Zum ersten Male wurden hier gymnastische Uebungen in den Lehrplan aufgenommen; doch es blieb bei jenen drei Klassen, der ungarische Adel wollte nicht recht studiren, die Lehrer gaben sich

nicht Mühe, seinen methodischen Anleitungen zu folgen, dazu kam der Tod seines Gönners, und so kehrte er nach vierjähriger Wirksamkeit nach Lissa zurück. Die Frucht seines ungarischen Aufenthalts war der Orbis pictus, sein verbreitetstes Werk, welches am meisten dazu beigetragen hat, seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen; er selbst erlebte noch 4—5 Auflagen, seitdem ist der Orbis pictus allerdings in anderen Gewändern bis auf unsere Tage in unzähligen Auflagen erschienen.

In Lissa brach die letzte und schwerste Katastrophe über den vielgeprüften Mann aus. 1656 überzog Karl Gustav von Schweden Polen mit Krieg. Von den Schweden wurde Lissa verschont, vielleicht aus Rücksicht[2] für Komenius, der den Schwedenkönig mit einem Panegyrikus begrüßte und dadurch den Zorn der Polen entflammte. Die eigenen Landsleute überfielen das Ketzernest und äscherten es ein. Er verlor abermals sein Habe, seine Bibliothek und Handschriften. Die Frucht vierzigjährigen Fleißes und fünfundzwanzigjähriger pansophischer Studien ging zu Grunde. Besonders beklagt er den Verlust der Sylva pansophiae, noch mehr ist jedenfalls zu bedauern daß auch sein großes böhmisch-lateinisches Lexikon, für welches er schon seit seiner Studienzeit gesammelt hatte, vernichtet wurde.

Nackt, wie er selbst schreibt, flüchtete er unter vielen Mühsalen nach Schlesien, von da durch Brandenburg weiter über Hamburg nach Amsterdam. Hier wurde er von einer Deputation des Rathes feierlich begrüßt, von dem Sohne seines früheren Gönners, Ludwig van Geer, aufs freundlichste aufgenommen und aufs liberalste unterstützt. So verflossen seine letzten vierzehn Lebensjahre friedlich und ohne äußere Sorgen. Er gab auf Kosten seines Gönners seine Werke in vier Foliobänden heraus,[3] veröffentlichte noch mehrere Schriften gegen verschiedene Gegner und sorgte für seine zerstreute Brüdergemeinde, die er auch am Abend seines Lebens nicht aus den Augen verlor. Seine letzte

Schrift war Unum necessarium (1668), in welcher er die Summe seines Lebens zieht. Er rechtfertigt seine Bestrebungen und dankt Gott, daß er, ein Mann der Sehnsucht, nun bald in den Hafen des ewigen Friedens gelangt sei. Still und ruhig schied er aus dem irdischen Leben am 15. November 1670 im 78. Jahre, fern vom Vaterlande wie Jakob, er, der zwanzigste und letzte Bischof der Brüdergemeinde; in der Kirche zu Naarden ist er begraben.

Komenius ist eine Gestalt von dem größten kulturhistorischen Interesse. Verfolgt und heimathlos während jener entsetzlichen dreißig Kriegsjahre, verzweifelte er nicht an dem Heil der Menschheit, sondern suchte die Keime für eine bessere Zukunft in die Gemüther der Jugend und der Erwachsenen zu pflanzen. Ueber den streitenden Parteien hinweg stand er, wenig verstanden, ein Priester der Humanität. Im Umgang mit Menschen, urtheilt Palacky, freundlich und bescheiden, zeigte sich auch in seinem Wandel rechtschaffene Gottesfurcht. Niemals vergalt er seinem Gegner mit gleichem Maß, niemals verurtheilte er Jemand, was für Unrecht auch immer er von ihm erduldete.

Er war ein gläubiger Christ und ein treuer Anhänger der böhmischen Brüder. Und wenn wir auch nicht in Komenius als Theologen den Kern seines Wesens und seine Bedeutung zu suchen haben, so müssen wir doch zunächst auf seine religiöse Ueberzeugung kurz eingehen, denn aus seiner religiösen Grund- und Herzensstimmung heraus stammt seine Pädagogik und seine Liebe zur Jugend. Ihm war die Religion vorzüglich Sache des Herzens. Er konnte nicht begreifen, wie gerade das, was die Menschen verbrüdern soll, die gemeinsame Liebe zu Gott, zu der heftigsten Entzweiung und grausamsten Verfolgungen führen könne. „Das Chaos der Streitigkeiten im Gebiet der Religion,“ klagt er in seiner Panegersis, kann niemand ohne Schrecken ansehen. Nicht einmal in der Anschauung Gottes findet sich hinlängliche Uebereinstimmung. Von den vier Hauptsekten der

Erde, der jüdischen, christlichen, mohammedanischen und heidnischen theilt sich eine jede wiederum in mehrere Sekten. Und keine unter ihnen ist mit sich selbst so uneinig als die, die sich des meisten Lichtes erfreut, die christliche, auf daß sie den übrigen zum Aergerniß, sich selbst aber zum stärksten Hinderniß werde. Suchten nur die Menschen die rechte Gottesverehrung, so würde die traurige Dissonanz der Religionsparteien verschwinden." Seine Gesinnung war eben eine eminent irenische, und jeder Hader war ihm ein Greuel. Diese religiöse Verträglichkeit entging selbst dem gelehrten Jesuiten Balbin nicht, der ihm nachrühmte, daß er zwar viel herausgegeben hätte, aber nichts, was gegen den katholischen Glauben verstieße, weshalb ihm auch die reformirten Professoren Arnold und Maresius seinen zu geringen Glaubenseifer gegen Rom vorwarfen. Seine Friedensliebe zeigte er auch darin, daß er an dem Religionsgespräch zu Thorn theilnahm, welches Wratislaw IX. zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten berufen hatte. Noch als Greis ermahnt er die Menschen zum religiösen Frieden; im Nothwendigen Einigkeit, im Nichtnothwendigen Freiheit, in allem Liebe.

Dabei entsprang seine friedliche Stimmung nicht etwa religiösem Indifferentismus. Fast jede Seite seiner Werke überzeugt uns von seinem innigen Gottvertrauen und läßt uns seine tiefe und innige Liebe zu seinem Heiland erkennen, der ihn mit seinem Blute erlöst und ihn wiedergeboren hat zum ewigen Leben. Frömmigkeit ist die Wurzel seines Charakters. Daher durfte er in seinem 77. Jahr frei von sich bekennen: „Ich habe gesagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn und seiner Jünger willen aus Liebe übernommen habe; ein anderes ist mir nicht bewußt, und verflucht sei jede Stunde und jeder Augenblick, der in irgend einer Thätigkeit anders angewandt wurde." In seiner letzten Schrift Unum necessarium legt er sein Glaubensbekenntniß ab:

„Fragt Jemand nach meiner Theologie, so will ich die Bibel nehmen und mit Herz und Mund sagen: Ich glaube, was in diesem Buch geschrieben steht; fragt er genauer nach meinem Glaubensbekenntniß, so will ich ihm das apostolische nennen, da ich kein kürzeres und nachdrücklicheres weiß. Fragt er nach meiner Gebetsformel, so will ich ihm das Gebet des Herrn weisen; fragt man nach meinen Lebensregeln, so sind es die zehn Gebote." Mit einem Wort, sein Standpunkt war das biblische, nicht das konfessionelle Christenthum.

Nicht mit allen Lehren der damaligen Orthodoxie stimmte er überein. So ist ihm die einseitige Ueberspannung des Schriftprinzips fremd, was sich darin zeigt, daß er sowohl die Apokryphen citirt als auch darin, daß er in dem Streit über die Authenticität des masorethischen Textes keineswegs für die Buxtorfe Partei nimmt. Auch weist er der Vernunft in Glaubenssachen eine ziemlich hohe Stellung zu. Dagegen vertheidigt er die Grundwahrheiten des Christenthums gegen den Socinianer Zwicker, der ihn für einen Gesinnungsgenossen zu halten schien, in der Schrift Speculum Socinisimi; er wirft hauptsächlich dem Socinianismus vor, daß der Unterschied von Gesetz und Evangelium, Gebot und Glaube nicht erkannt sei und daher das persönliche Verhältniß der Gläubigen zu Christo als Centralpunkt der Religion nicht zur Geltung komme, auch sei die grundlegende Bedeutung des hohenpriesterlichen Amtes Jesu Christi gänzlich verkannt.

Damit der Schatten dem Licht nicht fehle, müssen wir noch einer Schwäche des Komenius gedenken, die wir schon bei dem biographischen Abriß erwähnten und die ihm viel Verdruß und Aerger bereitete, nämlich seiner Beziehungen zu den schwärmerischen Propheten jener Tage, deren Weissagungen er, wie erwähnt, in dem Buche Lux in tenebris herausgegeben hatte. Es waren dies besonders die Prophezeihungen des Gerbers

Kotter zu Sprottau, der Christiane Poniatowia, die in seinem Hause zu Lissa lebte, und des Mähren Dravik.[4] Sie waren in ihrem Kern gegen den Papst und das Haus Oesterreich gerichtet und in ihren speziellen Ausführungen ganz verfehlt, z. B. daß die Türken Wien und Rom erobern würden, daß 1672 der Anfang des tausendjährigen Reiches eintreten werde u. s. w.; auch wurden sie öfters nach den Zeitverhältnissen umgeändert, so daß der spöttische Bayle bemerkte: Il étoit toujours alerte sur les événements de l'Europe, afin de les raporter au Système de ses Visions. C'est le propre de ces gens-là, comme on le sait par des exemples récens, de rajuster les pièces de leurs prédictions selon les nouvelles de la gazette. Diese Verirrung kann ihm jedoch nicht hoch angerechnet und muß mit dem entsetzlichen Noth der Zeit entschuldigt werden. Je trostloser dieselbe war, je mehr Schwert, Hunger und Pest wütheten, desto mehr sehnten sich die Gemüther nach einer bessern Zukunft und versenkten sich in die prophetischen Bücher der heiligen Schrift, deren Bilder sie der Gegenwart anpaßten. Solche visionären Anwandlungen sind, wie Kleinert treffend bemerkt, eine gemeinsame Erscheinung aller Nothzeiten der Kirche. Komenius selbst giebt in seinem Unum necessarium zu, daß er durch die Herausgabe dieser Offenbarungen in ein ungewöhnliches Labyrinth gerathen sei, was ihm viel Mühe und Arbeit, viel Furcht, Neid und Gefahr verursacht hätte.

Noch einige Worte über seine Philosophie. Schon früh beschäftigte er sich, durch Bako angeregt, mit derselben. Wir erfahren von einer Silva pansophiae. Silva ist hier die wörtliche Uebersetzung des griechischen ὕλη im Sinn von Stoff. Von den früheren Philosophen stellt Komenius Plato am höchsten; an den übrigen tadelt er, daß der Eine dies, der Andere jenes Prinzip hervorhebe, wodurch eine große Disharmonie entstanden sei, außerdem sei die Darstellungsweise zu gelehrt und schwer verständlich,

daher beabsichtige er eine Pansophie zu schaffen, welche die Weisheit zum Gemeingut Aller erhöbe. Von den naturphilosophischen Schriften ist seine Physik die wichtigste. Was nun das Ganze seiner Philosophie betrifft, so steht sie wohl bedeutend hinter Bako zurück. Die Induktion erkennt er zwar im Prinzip als die richtige Methode der Naturforschung an, ersetzt sie aber thatsächlich durch Spekulationen. Er nimmt drei Erkenntnißquellen an: Sinne, Vernunft und Offenbarung, von diesen genügt keine allein. Die Ordnung ist die, daß man mit den Sinnen anfängt und mit der Offenbarung abschließt. Während Bako streng Philosophie und Theologie schied, strebte Komenius die Harmonie des Glaubens und Wissens an, und mit Scharfsinn und ausgedehnten philosophischen Kenntnissen sucht er die Offenbarung mit den Naturwissenschaften in Einklang zu bringen, immer jedoch so, daß der normative Charakter der Schrift unbedingt anerkannt wird, denn das Christenthum, sagt er in seiner Pansophie, ist die wahre Philosophie.

Etwas anders als mit seiner Naturphilosophie steht es mit seinen praktischen Bestrebungen, die auf das Heil der Menschheit gerichtet waren. In diesem Streben hat er bis auf unsere Tage viel Anerkennung gefunden, und noch heute leben seine Ideen in manchen Kreisen fort. Das Hauptwerk, in welchem er seine Ansichten begründet, ist die Panegersis.[5] Sein Plan war, einen allgemeinen Menschheitsbund zu gründen, der über die verschiedenen Religionen und Konfessionen, Nationalitäten und Sprachen hinaus um die ganze Menschheit ein allgemeines Band schlingen sollte. Von welcher Gesinnung er dabei beseelt war, mag folgende schöne Stelle zeigen: „Die Welt ist natürlich (naturaliter) ein Ganzes, warum sollte sie es nicht moralisch werden? Wohl ist Europa von Asien, Asien von Afrika, Afrika von Amerika getrennt; wohl sind Reiche und Provinzen durch Berg und Thal, durch Flüsse

und Meere getheilt, daß wir nicht alle allen persönlich gegenwärtig sein können. Doch die Mutter Erde trägt und nährt uns Alle, derselbe Himmel deckt uns Alle, dieselbe Sonne mit allen Sternen umwandelt und erleuchtet uns abwechselnd Alle. Ein Lebenshauch durchglüht uns Alle. Wir sind Alle Mitbürger einer Welt; was will uns wehren, in ein Gemeinwesen unter denselben Gesetzen uns zu versammeln". In diesem idealen Bunde herrscht kein Parteigeist, kein Streit, kein Neid, treue Freundschaft wird von den Mitgliedern geübt, und alle streben nach Wahrheit, Friede und Frömmigkeit des Herzens.

Eine seiner vorzüglichsten Bemühungen bezog sich nach seinem eigenen Ausdruck auf die Schulverbesserungen, die er aus dem Verlangen, die Jugend aus dem beschwerlichen Labyrinthe, worin sie verwickelt worden war, herauszuführen, über sich nahm und viele Jahre fortsetzte. Indem wir nun dazu übergehen, die pädagogische Bedeutung des Komenius uns klar zu machen, können wir bei der reichen Fülle des Materials nur die wesentlichsten Gesichtspunkte hervorheben.

Komenius hat zuerst eine vollständige Theorie der Erziehung aufgestellt und den Unterricht den allgemeinen Prinzipien derselben untergeordnet. Wozu soll der Mensch erzogen werden, ist seine erste Frage, welche er dahin beantwortet, daß das Hauptziel des Menschen der Genuß der ewigen Seligkeit in und mit Gott ist. Er entspricht nur dann dem Begriff „Mensch", wenn er dies Ziel erreicht. Durch die Aufstellung dieses Zieles erhält seine Pädagogik ein ideales, christliches Prinzip. Dieser höchsten Zweckbestimmung sind diejenigen Erziehungszwecke, welche dem irdischen Durchgangsleben dienen, untergeordnet und dürfen daher nur als Vorbereitung für jenes himmlische gelten. Infolge seiner Bestimmung, selig zu werden, erwachsen dem Menschen drei Aufgaben für sein irdisches Leben, nämlich nach Bildung, Tugend und Sitte und nach Frömmigkeit zu streben. Die

Samenkörner hierzu, nämlich der Erkenntniß, Sittlichkeit und Religion, hat Gott in die menschliche Brust gelegt; sie bedürfen aber, weil der Mensch ein sinnliches Wesen ist und oft strauchelt, der rechten Ausbildung. Daran hat es bis jetzt gefehlt. Es würde nicht so viel Elend, so viel Schäden in der Welt sein, wenn die Menschen durch Lehre und Beispiel ausgebildet worden wären. „Wenn wir wohl eingerichtete und blühende Kirchen, Staaten und Haushaltungen wünschen, so müssen wir vor allem Schulen wohl einrichten und erblühen lassen, damit sie wahre und lebendige Werkstätten der Menschen und Saatschulen der Kirchen, Staaten und Haushaltungen seien. So werden wir endlich unser Ziel erreichen, anders nimmermehr." Schulen müssen angelegt werden, denn der Mensch ist ein „schulbares Geschöpf". Die Zeit der Bildungsfähigkeit ist die Jugend, wo der Mensch zu andern Dingen unfähig, zur Ausbildung allein geeignet ist. „Denn wie alle organischen Geschöpfe als zarte Wesen sehr leicht können gebogen werden, in abgehärtetem Zustand die Willfährigkeit verweigern, so ist auch der Mensch am besten in der Jugend zu bilden".[6]

So hatte Komenius die Nothwendigkeit des Jugendunterrichts — das war damals noch nöthig — erwiesen. Schulen müßten nun in jedem geordneten Zusammensein von Menschen, heiße es Flecken, Dorf oder Stadt, errichtet werden. In diesen Schulen seien Alle zu unterrichten, sowohl die männliche als auch die weibliche Jugend. Für die letztere, mit deren Bildung es im 17. Jahrhundert traurig aussah, tritt er im 9. Kapitel seiner Didactica ein. „Eben so wenig kann ein genügender Grund vorgebracht werden, warum das weibliche Geschlecht von den Studien der Weisheit überhaupt ausgeschlossen werden solle. Denn sie sind gleichfalls Gottes Ebenbild, gleichfalls Theilhaber der Gnade und des zukünftigen Reiches, gleichfalls mit regsamem, für die Weisheit empfänglichem Geiste (oft mehr als unser Geschlecht) ausgestattet."

Wie in Bezug auf das Geschlecht kein Unterschied gemacht werden dürfe, so auch in Bezug auf den Stand. Reiche und Arme müßten unterrichtet werden, denn wer als Mensch geboren ist, ist zu demselben Hauptzweck geboren, daß er Mensch sein soll. Der Reiche ohne Weisheit gleiche einem mit Kleie gemästeten Schweine; der Arme, dem das Verständniß der Dinge abgehe, einem mit Lasten bepackten Esel. Alle müßten dahin gebracht werden, daß sie, in Wissenschaften, Tugend und Religion recht eingeweiht, das gegenwärtige Leben nützlich hinbrächten. Schwachbegabte dürften nicht ausgeschlossen werden. Damit ist das Prinzip der allgemeinen Volksschule begründet und aufgestellt. Auch in der Praxis wußte Komenius diesen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. So betonen die Schulgesetze von Patak die vollständige Gleichstellung der Adligen und Nichtadligen mit der einzigen Ausnahme, daß die nach ungarischer Sitte von den Adligen unterhaltenen Famuli das Schulzimmer reinigen sollten. Treffend lautet der Schluß dieser Gesetze: Einen verderbten Menschen unter den Schülern zu dulden, etwa weil er reich und adlig ist oder weil man ihn oder seine Eltern aus andern Rücksichten nicht erbittern will, ist das untrügliche Kennzeichen einer zerrütteten Schulzucht und des Verfalles der Schule.

Für die gesamte Jugend nun plante Komenius eine großartige Schulorganisation, welche einen einheitlichen Organismus bildet, dessen verschiedene Schulsysteme aufeinander folgen und ineinander greifen. Vier Arten von Schulen sind es: 1. die Mutterschule, 2. die deutsche Schule, 3. die lateinische Schule und 4. die Universität. Eine Mutterschule soll sich in jedem Hause befinden, eine Volksschule in jeder Gemeinde und jedem Dorf, ein Gymnasium in jeder größeren Stadt.

Die Mutterschule umfaßt die ersten 6 Lebensjahre, in denselben wird der Grund für das spätere Glück des Kindes gelegt. Die Eltern, besonders die Mütter, sind die natürlichen

Lehrer des Kindes. Sie sollen bei Zeiten Hand anlegen und die Erziehung ihrer Kinder nicht bis auf die Präceptoren und Prediger aufschieben, denn einen krumm gemachten Baum gerade zu machen, ist fast unmögliche Arbeit. Begeistert schildert Komenius in der Schola infantiae, einer der am meisten zu Herzen gehenden Schriften, welche Kleinodien und welche Gottesgaben Kinder sind; er kann die Eltern nicht genug ermahnen, mit diesen anvertrauten Pfändern sorgsam umzugehen, und giebt genaue und beherzigenswerthe Vorschriften für die leibliche und geistige Ausbildung der Kinder. Z. B. Kap. V. 16. „Darum, liebe Eltern, seid vernünftig, haltet die Arznei von euren Kindern fern wie Gift, wenn sie nicht nöthig ist, ebenso auch hitzige und gepfefferte Speisen und Getränke, als da sind gewürzte und gesalzene Speisen, Wein, Branntwein. Wer mit solchen Dingen seine Kinder speiset und tränket, der macht's ebenso wie ein unvorsichtiger Gärtner, welcher aus Begierde, seinen Baum geschwinde zum Wachsen und Blühen zu bringen, auf die Wurzel Kalk schüttet, daß sie desto eher erwärmt werde." Andererseits eifert er auch gegen die Affenliebe und zu große Verzärtelung der Kinder von Seiten der Eltern. Durch die Idee dieser Mutterschule wurde später Fröbel direkt beeinflußt.

Haben die Kinder das sechste Lebensjahr vollendet, so werden sie in die Volksschule geschickt, in welcher die gesamte Jugend weiter gebildet wird. Thöricht haben die Eltern gehandelt, welche die Kinder über die Strenge des Lehrers und über die Schulzucht ängstlich gemacht haben: ich werde dich in die Schule schicken, da werden sie dich bald kirr machen, dich mit Ruthen züchtigen, warte nur,[7] vielmehr soll man von der Schule wie von einem Jahrmarkt reden, soll den Kindern schöne Sachen versprechen und sagen: Mein liebes Kind, bete fleißig, daß die Zeit bald komme, daß du in die Schule wandern mögest.

Da der Unterrrichtskursus nur einmal zu Ostern jährlich seinen Anfang nimmt, sind auch die Kinder zu diesem Termine in die Schule zu schicken,[8] eine Forderung, der wir erst im letzten Jahrzehnt nachgekommen sind.

Die Schule selbst sei ein angenehmer Ort, der von innen und außen den Augen Anlockendes darbietet. Im Innern sei sie ein helles, sauberes, allenthalben mit Bildern geschmücktes Gemach; mögen diese Bilder nun Porträts berühmter Männer enthalten oder geographische Darstellungen sein oder geschichtliche Ereignisse vorführen, oder Ornamente darbieten. Außerhalb soll sich bei der Schule ein freier Platz zum Spazierengehen und Spielen befinden, denn das ist den Kindern durchaus nicht zu versagen, und außerdem ein Garten, in den die Schüler bisweilen gelassen und wo sie angehalten werden, ihre Augen an dem Anblick der Bäume, Blumen und Kräuter zu weiden. Wenn die Sache so eingerichtet ist, so werden die Schüler wahrscheinlich mit nicht geringerer Lust zur Schule gehen, als sonst zu den Jahrmärkten, wo sie immer etwas Neues zu sehen und zu hören hoffen.[9] Erst die gegenwärtige Zeit hat den Wünschen des Komenius theilweise entsprochen.

Die Schule der Muttersprache oder der Volksschule behält die Kinder vom 6.—12. Lebensjahr und zerfällt in sechs aufsteigende Klassen mit einjährigem Kursus. Die Klassen sollen womöglich räumlich getrennt sein. So viel Klassen, so viel Lehrzimmer, heißt es in der Scholae pansophicae delineatio und ebendaselbst: So viel Zehntschaften, so viel Subsellien. Komenius hat demnach Schulsysteme im Auge, die sich nur an größeren Orten verwirklichen lassen. Wie viel Lehrer an solcher sechsklassigen Schule unterrichten, darüber findet sich nichts; allzuviel werden es nicht sein brauchen, da in der Didactica gesagt wird, daß ein Lehrer bequem 100 Schüler gleichzeitig unterrichten kann. Vielleicht hat Komenius auch schon die Durchführung

der Klassen von unten nach oben, die neuerdings Propaganda macht, durch einzelne Lehrer im Auge, wenn er sagt: Es kann der Knabe nicht von mehreren Lehrern gleichzeitig mit Erfolg unterrichtet werden.

Für jede Klasse ist ein Buch in der Muttersprache zu schreiben, das alles enthält, was in dieser Klasse gelehrt wird, so daß die Schüler weiter keine Bücher brauchen. Diese sechs Bücher unterscheiden sich also nicht dem Stoff, sondern nur der Form nach. Wunderlich sind die Namen dieser Bücher. Das Buch für die 6. Klasse, welches die ABC-Schützen in die Hand bekommen, führt den Namen: violarium (Veilchenbeet), die folgenden: rosarium, viridarium, labyrinthus, balsamentum, paradisus animae. Alle Schüler derselben Klasse müssen dasselbe Buch und dieselben Schulutensilien haben. Wenn Komenius noch dabei die Bemerkung macht: Gut wird auch ferner sein, wenn die Bücher auch von derselben Ausgabe sind, so daß Seite, Zeile und alles übereinstimmt, so sind wir auch damit einverstanden. Die Pensen aus den einzelnen Büchern müssen genau vertheilt werden, so daß jedem Jahr, jedem Monat, jedem Tage, sogar jeder Stunde sein abgesonderter Stoff zukommt. Er verwirft es, daß in den Schulen Verschiedenes auf einmal zu gleicher Zeit gelehrt wird. „Es muß dahin kommen, daß die Schüler zu einer Zeit nur von einem Lehrfach in Anspruch genommen werden, denn wer wüßte es nicht, daß in den Schulen beinahe in den einzelnen Stunden den Tag über der Stoff der Lektionen und Uebungen wechselt. Aber was heißt noch Verwirrung, wenn das keine ist?“ Den gesunden Kern dieser Gedanken hat die neuere Herbart-Zillersche Pädagogik sich zu eigen gemacht, indem sie einen sogenannten Gesinnungsstoff in das Centrum des Unterrichts jeder Klasse stellt, um den sich die anderen Unterrichtsgegenstände gruppiren. Beherzigenswerth ist auch des Komenius Forderung, daß täglich nur vier Stunden Unterricht

ertheilt werden sollen; erst in neuester Zeit werden ja einige Konzessionen der öffentlichen Meinung gegenüber in dieser Beziehung gemacht. Es sei eine Marter, meint unser Priester der Humanität, täglich 6—8 Stunden bei Unterricht und Uebungen zu verweilen, wie er auch will, daß der erwachsene Mensch nicht mehr als 8 Stunden — also achtstündiger Normalarbeitstag — seinen geschäftlichen Verrichtungen zuwende. 8 Stunden seien für Pflege der Gesundheit, Mahlzeiten, Erholung, 8 Stunden für Schlaf. Man denke sich diese Forderungen im siebzehnten Jahrhundert, die vielleicht im zwanzigsten erfüllt werden. In den beiden Morgenstunden ist der Verstand und das Gedächtniß, in den beiden Nachmittagsstunden Hand und Stimme zu üben.

Für die Kinder des Volkes ist damit die Bildung abgeschlossen, während die lateinische Schule die Jünglinge, deren Streben höher als auf Handwerk gerichtet ist, ausbildet. Sie umfaßt in 6 Klassen das 13.—18. Lebensjahr. Die Klassen erhalten den Namen nach den Wissenschaften, die zuerst auftreten. Sie heißen der Reihe nach die grammatische, physische, mathematische, ethische, dialektische und rhetorische Klasse. Für jede Klasse ist ebenfalls ein besonderes Buch bestimmt. So z. B. in der grammatischen Klasse ein kurzer Auszug der biblischen Geschichte, in der physischen die Geschichte der natürlichen Dinge u. s. w. In der pansophischen Schule zu Patak erhöhte er die Zahl der täglichen Schulstunden auf 6, zwischen zweien trat aber immer eine halbstündliche Pause ein. In den Vormittagsstunden sollen vorzugsweise Geist, Urtheil, Scharfsinn, Gedächtniß, in den Nachmittagsstunden Hand, Stimme, Stil und Geberdenspiel geübt werden. Darnach stellt er folgenden Stundenplan auf:

6—7 Lesen und Wiederholung des Liedes und der Schrift und Gebet.

1/2 8—1/2 9 Hauptaufgabe der Klasse, mehr theoretisch (die

Wissenschaft, wovon die Klasse den Namen hat, also Gesinnungsstoff).

9—10 Dasselbe mehr praktisch.

1—2 Musik oder eine angenehme mathematische Uebung.

½3—½4 Geschichte.

4—5 Stilübungen.

Dagegen sollen häusliche Arbeiten prinzipiell nicht aufgegeben werden, was er folgendermaßen motivirt: „1. Die Schule heißt eine wissenschaftliche Werkstatt; hier ist also zu treiben, was einen wissenschaftlichen Fortschritt bewirkt, nicht außerhalb. 2. Befiehl, wie du willst, daß sie dies oder jenes außer der Schule machen sollen, sie werden es doch — die Jugend bringt es so mit sich — nur oberflächlich, nachlässig und fehlerhaft thun; es ist aber besser, gar nichts zu thun, als es fehlerhaft machen.“[10] Die Schulgesetze von Patak fügen dann noch hinzu, daß der Unterricht am Sonntag und Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag ausfällt. Zu den 3 Hauptfesten sind je 14 Tage Ferien, zur Weinlese 4 Wochen Ferien zu geben.

Nachdem die jungen Leute den sechsjährigen Kursus absolvirt haben, beziehen sie die Universität, auf welcher wirklich universale Studien betrieben werden.

So faßt Komenius das ganze öffentliche Schulwesen in einen einheitlichen Organismus zusammen. Gehen wir nun näher darauf ein, was in seinen Schulen gelehrt werden soll. Wir sahen, daß Komenius als Hauptziel der Erziehung die ewige Seligkeit mit Gott hinstellte. Daher sucht er in erster Linie die Schulen zu Pflanzstätten der Tugend und Frömmigkeit zu machen, wobei wir allerdings dahingestellt sein lassen wollen, ob sich seine Trennung von Tugend und Frömmigkeit rechtfertigen läßt. „Für den Himmel geboren und wiedergeboren sind unsere Kinder, für den Himmel sind sie als Bürger

zu bilden und beizubringen ist ihnen die Bekanntschaft mit dem Himmlischen, mit Gott und Christus."[11] Diesem Zweck sind Wissenschaften und Künste untergeordnet. Ueberall sollen die Kinder klar durchschauen können, alles, was sich nicht auf Gott und das ewige Leben bezieht, sei leerer Schein. Von früher Jugend müssen sich die Kinder am meisten mit dem beschäftigen, was unmittelbar zu Gott führt, mit Lesen der heiligen Schrift, den Uebungen in der Gottesverehrung und äußeren guten Werken. Die heilige Schrift ist das A und das O. Bei jedem Lehrstoff ist gelegentlich kurz auf Höheres und Höchstes hinzuweisen und durch die ganze Lehrart das Ziel der göttlichen Berufung im Auge zu behalten. Auf den Verstand und die Konfession komme es dabei nicht an, sondern auf das Herz und das Handeln. Mit demselben Eifer müssen alle Tugenden der Jugend eingepflanzt werden. Vor allem die Kardinaltugenden: Klugheit, Mäßigung, Stärke und Gerechtigkeit. Ebenso wird die Frömmigkeit als Ziel des Jugendunterrichts in der obersten Klasse der Schule zu Patak hingestellt.[12] Hier werden die Schüler unterwiesen, Gottes Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit zu erkennen und zu verehren, so daß sie sich, von der Schule ins Leben entlassen, überall, wohin sie sich wenden, von göttlichem Lichte umflossen fühlen und unter dem Himmel bereits durch himmlischen Ruhm untereinander zu leuchten anfangen.

Während wir prinzipiell mit Komenius in dieser Beziehung einverstanden sein können, ist doch der Weg, der zu diesem Ziele führen soll, mit den pädagogischen Anschauungen unseres Jahrhunderts nicht vereinbar, und Komenius trägt entweder zu sehr den Anschauungen seiner Zeit Rechnung oder irrt, indem er gegen seine eignen Grundsätze verstößt. Zwar, daß die Kinder vom ersten Gebrauch der Augen, der Zunge, der Hände, der Füße nach dem Himmel blicken sollen, die Hände erheben, Gott und Christum nennen, vor der unsichtbaren Majestät Gottes die

Kniee beugen und ihn fürchten lernen, möchte noch hingehen. Ebenso, daß Gott Speise und Trank ihnen giebt und die Gottlosen mit dem Tode bestrafe.[13] Aber man lese das 10. Kap. der Schule der Kindheit: Schon im dritten Jahre sollen die Kinder außer einigen kleinen Gebeten das Vaterunser lernen und morgens und abends beten. Vor Ablauf des Jahres den christlichen Glauben (!) lernen und morgens und abends hersagen. Im 4. Jahre ist der Dekalog zu lernen und in Gegenwart des Vaters oder der Mutter dreimal täglich aufmerksam herzusagen; sind sie dabei nicht andächtig, so sind die Kinder zuerst zu ermahnen. Hilft das nicht, zu züchtigen oder bisweilen ihnen das Frühstück zu entziehen. Im 5. und 6. Lebensjahr wurde der religiöse Stoff entsprechend vermehrt. Heißt das nicht gegen seine eigenen Grundsätze: „Die Natur wartet bei ihren Werken auf die passende Zeit" oder „die Natur überstürzt sich nicht, sondern geht langsam vorwärts" oder, „die Natur treibt nichts gewaltsam vorwärts als was, innerlich gereift, hervorzubrechen trachtet" verstoßen? Und wo bleibt sein Wahlspruch: omnia sponte fluant, absit violentia rebus?

Nicht minder übertrieben waren die Religionsübungen für erwachsene Knaben in der Schule zu Patak. Nur einiges davon.[14] Der Reihe nach beteten die Schüler die zahlreichen Gebete, welche aus den Psalmen und anderen Seufzern der Heiligen zusammengestellt waren, mit frommer Geberde sprachen sie dieselben, wobei sie an nichts anderes als an Gott denken sollten,[15] während ein Luther von sich gestand, daß er kein ganzes Vaterunser mit Andacht beten könnte. In den täglichen Religionsstunden wurden selbstverständlich eine große Anzahl von Gedichten, Sprüchen und Liedern hergesagt. Keiner durfte sich vom Gesange geistlicher Lieder in und außer der Schule ausschließen, damit die Schüler es verständen, sich selbst zu lehren und zu ermahnen mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern. Hat Jemand

eine katechetische Uebung, Predigt oder Schriftvorlesung versäumt, trifft ihn die strengste Züchtigung. Nachdem der Lehrer seine Klasse sorgfältig auf den Sonntag vorbereitet hatte, führt er sie zur Kirche, wo die Schüler die Predigt nachschreiben, welche Montags in der ersten Stunde abgehört wird. Selbst auf dem Spaziergange oder nach dem Abendessen sollten die Schüler ihre Erholung und Freude darin finden, Gott in Liedern zu preisen, ihn stets loben und um Hülfe anrufen. Zur Ueberwachung der Frömmigkeit der Schüler wurde denselben noch ein Pädagoge zur Aufsicht beigegeben.

Auch für das irdische Leben braucht der Christ mancherlei Kenntnisse, die ihm in der Schule beigebracht werden müssen. Alle Bildung soll aber nicht blendend, sondern wahr, nicht oberflächlich, sondern gediegen sein. Nicht ein Schatten wahrer Gelehrsamkeit, klagt er, werde in den damaligen Schulen gelehrt; auch sein Frühling sei mit Schulfuchsereien elendiglich verloren gegangen. Nach großen Gesichtspunkten theilt er den gesamten Unterrichtsstoff für die verschiedenen Schulen in konzentrische Kreise ein, zwar nicht dem Ausdruck, aber der Sache nach.[16] In den niederen Schulen soll alles mehr allgemein und in Umrissen, in den höhern spezieller und ausführlicher gelehrt werden.

Schon in der Mutterschule lernen die Kinder die Elemente fast aller Wissenschaften kennen. Doch ist auch hier manches nach unsern Begriffen verfrüht. Zum Beweise seien seine Ansprüche in der Arithmetik angeführt. „Die Anfänge dieser Wissenschaft lernen die Kinder im dritten Lebensjahr kennen, in dem sie zuerst bis 5, dann bis 10 zählen lernen. Vom 4.—6. Jahr, in denen sie bis 20 der Reihe nach zählen, mögen sie merken, daß 7 mehr als 5, 15 mehr als 13 sind. Welche Zahlen grade und ungrade sind, werden sie leicht aus dem Spiel, das wir „gleich und ungleich“ (par impar) nennen, ohne Schwierigkeit einsehen können.“

Bei der Auswahl der Unterrichtsgegenstände für die Volksschule ist es unseres Komenius Hauptverdienst, die Muttersprache in ihre unvergänglichen Rechte eingesetzt zu haben, damals wirklich eine hervorragende That. Jedes Kind soll sie geschrieben oder gedruckt fertig lesen, auch sie entsprechend den Gesetzen der Grammatik schreiben können. Im Rechnen und in der Geometrie betont er die praktische Seite, in letzterer Wissenschaft ist hauptsächlich das Messen verschiedener Ausdehnungen zu üben. Ferner führt er die Realien in der Volksschule ein und macht die Schulen dadurch dem praktischen Leben dienstbar. Die allgemeine Geschichte der Welt nach ihrer Erschaffung, Verderbniß und Wiederherstellung muß getrieben werden, desgleichen das Wichtigste aus der Weltkunde, insbesondere die Rundung des Himmels, Kugelgestalt der Erde, was damals noch nicht allgemein anerkannt war, kurz mathematische und politische Geographie. Im Gesangunterricht die gebräuchlichsten Melodien und leichtere Gesangstücke. Viel hinausgekommen sind wir noch heute nicht über die Forderungen des Komenius, im Gegentheil zählt er noch zwei Unterrichtsgegenstände auf, die erst in unseren Tagen Anklang und theilweise Aufnahme gefunden haben, nämlich erstens Staats- und Wirthschaftslehre, von der die Kinder so viel kennen lernen sollen, um die täglichen Vorgänge im Hause und Staate zu verstehen, und zweitens sollen sie von den Handwerken die allerwichtigsten kennen lernen — also moderner Handfertigkeitsunterricht.

Die Studien der Lateinschule theilt er in primäre, sekundäre und tertiäre ein. Zu den ersteren gehören Sprachen, Philosophie und Theologie. Eine hervorragende Stelle nimmt die lateinische Sprache, „die maßlos geliebte Nymphe jener Tage“ ein. Wenn dieselbe auch etwas in den Schulen des Komenius zurücktritt, so soll sie doch allgemeine Umgangs- und Weltsprache werden. Darum fordert er täglich lateinische Stilübungen und ein stetes

Lateinsprechen in und außer der Schule. Selbst beim Spiel sollen die Knaben lateinisch sprechen, damit dasselbe einen doppelten Nutzen habe, nämlich die Pflege des Körpers und den Fortschritt der Wissenschaften.[17] Damit verkennt er allerdings die psychologische Bedeutung des Spiels, erinnert aber an neuzeitliche Bestrebungen, die ja auch das Spiel unter Kommando stellen. Aus dieser Bevorzugung des Lateinischen erklären sich auch seine zahlreichen lateinischen Schulbücher, in denen die Methode des lateinischen Unterrichts bis ins einzelne ausgearbeitet und Sprach- und Sachunterricht verbunden ist. Der größte Theil seiner pädagogischen Werke bezieht sich auf diesen Gegenstand. Unsere Jungen können übrigens froh sein, daß sie das Lateinische nicht nach der Methode des Komenius zu lernen brauchen, obwohl er in seinem Vestibulum sagt: „Komm her, du Knab, oder wer du auch seist, der du begehrst zu lernen die lateinische Sprach, dieselbe will ich dich lehren durch kurzen und lustigen Weg". Wenn die Knaben auch eifrig die lateinischen Schriftsteller studiren sollen, so eifert er doch in der Didactica gegen das Lesen der heidnischen Schriftsteller, denn es erlaubt des Christen Würde nicht, mit den profanen Heiden so enge Gemeinschaft zu haben und an denselben sich zu ergötzen. „Wir erröthen nicht, den jungen Christen einen scherzhaften Plautus, einen schlüpfrigen Catull, einen unreinen Ovid, einen frevlerischen Lucian in die Hand zu geben. Daher sind unsere Schulen nur dem Namen nach christliche." In seiner Methodus novissima urtheilt er allerdings nicht so rigoros und empfiehlt die heidnischen Schriftsteller, selbst Terenz und Plautus, welche zum Lateinsprechen die Besten seien. „Er war," bemerkt Raumer,[18] „in Bezug auf das Lesen der Alten in derselben Verlegenheit wie andere christliche Pädagogen. Er fürchtete den Einfluß heidnischer Bücher auf die christliche Jugend — dieselbe christliche Jugend sollte aber durchaus Latein schreiben und sprechen lernen. Latein sprechen

lernt sie unstreitig am besten durch wiederholtes Lesen des Terenz und dieser ist so unzüchtig. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?"

Von anderen Sprachen wird in der Lateinschule noch die Muttersprache, Griechisch und Hebräisch gelehrt. Jede Sprache muß aber für sich allein gelernt werden und einen gewissen Zeitraum beanspruchen. So setzt er für das Studium des Griechischen ein Jahr fest. Aerzte sollen sogar Arabisch lernen.

Außer den Sprachen wird in der Schule das übliche Trivium und Quadrivium, besonders aber Geschichte, welche er zu den sekundären Studien rechnet, getrieben. Er vertheilte den Stoff auf die verschiedenen Klassen und nahm auf die Fassungsgabe der Schüler Rücksicht. Auch hier war er wieder über 100 Jahre seiner Zeit voraus, denn noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Geschichte und Geographie in Privatstunden gelehrt.[19] In einer Stunde wöchentlich sollte eine Zeitung vorgelesen werden und zwar der Mercurius-Gallo-Belgicus.

Es möchte nicht überflüssig und der Anschaulichkeit förderlich sein, wenn der gesamte Lehrstoff einer Klasse im Auszuge aufgeführt würde. Wir wählen dazu die zweitunterste Klasse der pansophischen Schule zu Patak, die ja wirklich ins Leben trat. Sie heißt janualis und das Motto: *οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω.* 1. Zwei Wände der Klasse sind mit Bildern der im Buch dieser Klasse beschriebenen Dinge geschmückt. Die andern beiden Seiten nehmen grammatikalische Erinnerungen in Bezug auf die Muttersprache ein. 2. Religion: Ein Wäldchen Frömmigkeitsübungen ist hinzuzufügen nebst den in dieser Klasse zu erlernenden Katechismuslehren. 3. Als klassisches Buch wird hier angewendet der zweite Theil des Schulunterrichts (die Janua nämlich), enthaltend die äußere Anordnung der Dinge und der Sprache in dreieiniger Zusammenstellung, nämlich das lateinisch-muttersprachliche Lexikon, die volle und deutliche Grammatik und den Janualtext sachgeschichtlich. 4. Mathematik: Vom Rechnen

sollen sie Addition und Subtraktion lernen, aus der Geometrie die Flächenfiguren, aus der Musik die Solmisation [20] perfekt. 5. Als historisches Buch dient auch hier nichts anderes als der Text der Janua. Wenn der Lehrer diesen in einer für die Geschichte bestimmten Stunde wiederholt und aus irgend einem Stoffe, den sie bereits in einer Frühstunde so durchgegangen haben, daß Worte und Inhalt gefaßt worden sind, bei passender Gelegenheit einige nützliche Sachen den Schülern in angenehmer Weise erzählt, so wird es ihm leicht gelingen, das Verlangen zu entzünden, öfter Geschichtliches zu hören. 6. Die Stilübungen umfassen auf dieser Stufe den mündlichen Ausdruck, den Bau der Sätze und Perioden. Sie sollen bei jedem Worte (Hauptwort, Zeitwort u. s. w.) die von ihm abhängigen Worte und nach den Regeln aufzubauen verstehen. Im letzten Vierteljahr mögen sie sich üben, Perioden aufzulösen und zu bilden. 7. Nebenfächer sollen auch hier nicht getrieben werden, damit die zarten Naturen nicht zersplittert werden. 8. Die Arten der Spiele mag der Lehrer bestimmen. 9. Theatralische Uebungen werden darin bestehen, daß der Text der Janua in schlichten Fragen und Antworten aufgelöst und diese Gespräche dann auf der Bühne von Einigen aufgeführt werden.

Neben der religiösen, sittlichen und intellektuellen Bildung betont Komenius auch die physische Bildung — wiederum ein Novum —, welche er zu den tertiären Studien rechnet. In den Grundsätzen der Lebensverlängerung [21] verlangt er, daß der Körper in Lebensfrische erhalten werde. Dies geschieht durch eine mäßige und einfache Nahrung, durch die nothwendige Bewegung und Uebung, ernste sowohl wie kurzweilige. Mäßigung zu üben im Essen und Trinken, im Schlafen und Wachen, in Arbeit und Erholung, im Sprechen und Schweigen sollen die Schüler während der ganzen Zeit ihrer Ausbildung gelehrt und gewöhnt werden. Turnen müsse getrieben werden, wie Laufen,

Springen, Ringen, Ballspiel, Kegel.[22] Wie lange hat es noch nach Komenius' Tode gedauert, ehe das Turnen in den Schulen heimisch wurde? Daß die Jugend spielen sollte, wurde oben erwähnt. Selbst die modernen Ausflüge kennt er schon. „Auch Ausgänge mache man mit den Schülern, um Aecker, Wiesen und Weinberge und die Arbeiten zu betrachten, welche daselbst verrichtet werden. Auch können die Pläne und Stilarten der Bauwerke[23] erklärt und die Arbeiten der dabei beschäftigten Gewerke in Augenschein genommen werden." Hierhin mag auch die Aufführung von Schauspielen gerechnet werden, die alle Vierteljahre eine Woche lang von den besten Schülern jeder Klasse mit festlicher Musik und nachfolgendem Mahle veranstaltet werden sollen. Doch verwirft er die unsauberen Stücke der Alten und verfaßt selbst einige, welche aber nach dem Urtheil von Kennern mit unübertrefflicher Nüchternheit geschrieben sind, wie ihm denn überhaupt Poesielosigkeit zum Vorwurf gemacht wird.[24]

Nachdem wir nun die Organisation der Schulen, ihre Unterrichtsziele- und Stoffe betrachtet haben, kommen wir zu seinen methodischen Grundsätzen, denen er seinen pädagogischen Ruhm vornehmlich verdankt. Und wirklich enthalten dieselben so viel Wahres und Richtiges, daß wir in dieser Beziehung kaum über Komenius hinausgekommen sind und daß sich wenig hinzusetzen lassen wird. Doch beschränkt sich dieses Lob auf die allgemeinen Unterrichtsgrundsätze, nicht auf die spezielle Methodik. Erstere sind in allen Pädagogiken mehr oder weniger ausführlich behandelt worden, so daß wir diesen Punkt kürzer fassen und auf die Darstellungen bei Raumer, Schmidt, Seiffarth verweisen können. Der Mensch ist von den Philosophen Mikrokosmos genannt worden. Es kann also nichts in den Menschen von außen hineingetragen werden, sondern, was er in sich selbst zusammengefaltet besitzt, das allein muß entwickelt und entfaltet

werden. Daher ist seine Kardinalforderung, die Methode soll natürlich sein. Man erwartet aber nach obigem Grundsatz, daß er nun die Natur des Menschen erforschen würde. Statt dessen belauscht er das Leben der Vögel, das Wachsen der Bäume und das stille Wirken der Sonne und zieht aus diesen Prozessen Schlüsse für die richtige Unterrichtsmethode. Es liegt der Einwand nahe, daß nimmermehr das negative und animalische Leben der Natur ein Vorbild für das intellektuelle und geistige Leben des Menschen sein kann, mögen immerhin auch Analogien vorhanden sein, denn similia illustrant quidem, sed non probant. Auch abgesehen davon, ist die Deduktion aus der objektiven Natur mitunter eine gezwungene. Einige Beispiele mögen dies klar machen. Aus dem Vorgang, daß, wenn der Vogel die Eier zu brüten anfängt, er nicht eher davon abläßt, bis die Jungen ausgekrochen sind, wird gefolgert, daß der der Schule Uebergebene darin so lange erhalten werden muß, bis er als kenntnißreicher, gesitteter und religiöser Mensch daraus hervorgegangen ist. Und aus dem Vorgang, daß der Vogel das Ei nicht eher verläßt, bevor nicht die Gliedmaßen ordentlich geformt und gefestigt sind, folgert Komenius: Man lasse nichts gedächtnißmäßig lernen, außer was mit dem Verstande richtig erfaßt ist. Sehen wir aber von dieser augenscheinlichen Liebhaberei ab und entkleiden wir seine Theorie dieses aus der Natur herbeigeholten Schmuckes, so bleibt noch eine wahre Fundgrube pädagogischer Goldkörner übrig.

Trotz des oben gemachten Einwandes gewinnt er doch eine auf die Natur des kindlichen Geistes gegründete sichere Methode, denn die Sinne sind ihm das Fundament der Erkenntniß, daher müssen die Jüngsten in sinnlichen Dingen unterrichtet werden. Dann ist das Gedächtniß zu üben, welches die Aufgabe hat, einzuprägen, festzuhalten und zu erinnern. Es folgt der Verstand, zuletzt das Urtheil.

Der natürlichen Methode entspricht es, wenn man stufenweise lehrt, wenn man vom Leichten zum Schweren, vom Wenigen zum Vielen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Näheren zum Entfernteren, vom Regelmäßigen zum Anomalischen geht. Alle Disziplinen sind nach einer naturgemäßen Methode zu lehren und nach gleichförmigen Lehrbüchern. Verkehrt ist es, Anfängern der lateinischen Sprache die Regeln lateinisch mitzutheilen. Eine fremde Sprache lehren zu wollen, bevor man der eigenen mächtig ist, heißt seinen Sohn im Reiten unterrichten, bevor er gehen kann. Die ersten Uebungen der Anfänger müssen an bekannten Stoffen vorgenommen werden. Jede Sprache, Wissenschaft und Kunst muß zuerst mit dem einfachsten Rudiment beginnen, damit die Idee des Ganzen entstehe.

Die lückenlose Stufenfolge des Unterrichts ist eine von den drei Hauptstücken seiner Methode. Als die beiden andern stellt er in seiner Methodus den Parallelismus der Dinge und der Worte hin und das leichte, angenehme, schnell fördernde Verfahren bei dem Unterricht. Die Menschen müssen gelehrt werden, so weit wie möglich nicht aus Büchern ihre Einsicht zu schöpfen, sondern aus Himmel und Erde, aus Eichen und Buchen. Schon in der Janua reserata beklagt sich Komenius, daß die Jugend mit weitläufigen grammatikalischen Regeln aufgehalten und mit Wörtern der Dinge ohne die Dinge ausgestopft würde. Die Hauptsache sei, die Dinge zu begreifen, welche mit den Wörtern sollten ausgesprochen werden. Diesem Mangel sucht er namentlich im Orbis pictus abzuhelfen, so gut es sich eben durch Bilder machen ließ. Nach der Vorrede dient dies Büchlein dazu, den Sachen nachzuhelfen, den Verstand zu schärfen und die Knaben leichter lesen zu lehren. Unsere Fibeln sind nach den darin enthaltenen Vorschlägen gearbeitet, denn der Hauptgrundsatz alles elementaren Unterrichts, der der Anschauung, ist darin zur Geltung gebracht und konnte seitdem nicht verdrängt

werden. Dabei verschlägt es nicht, wenn Komenius ab und zu gegen das Prinzip verstößt, so z. B., wenn er den Kindern die Thätigkeiten der Künste in bildlicher Redeform und die Konstellationen und Umlaufszeiten der Planeten erklärt; auch finden sich viele überflüssige technische Ausdrücke darin. Mit dem Prinzip der Anschauung hängen dann andere Grundsätze zusammen. Alles unter sich Verbundene muß auch beim Unterricht verbunden bleiben. Wort und Sache, Lesen und Schreiben, Uebung des Stils und Gedankens, Lernen und Lehren, Spiel und Ernst müssen stets verbunden bleiben. Lesen und Schreiben werde zu gleicher Zeit gelehrt. Hätte man letzteres eher beherzigt, würde man sich manche falsche Lesemethode haben sparen können. Die Sprache darf nicht aus der Grammatik, sondern aus geeigneten Schriftstellern gelehrt werden. Beispiele müssen den abstrakten Regeln, kurz überall muß die Materie der Form vorangehen. Jede Regel ist mit den kürzesten, aber klarsten Worten zu geben. Man treibe nicht vielerlei zu gleicher Zeit, sondern eins nach dem andern. Das Unnöthige, das Fremde, das Besondere ist im Unterricht bei Seite zu lassen. Sehr beachtenswerth ist auch das Wort: „Man darf nicht Zweifel an einer Sache erheben, welche von dem Geiste erst erfaßt werden soll". Jede Kunst wird durch Ueben gelernt, Schreibkunst durch Schreiben, Singkunst durch Singen u. s. w. Die vollkommenste Kunstlehre ist synthetisch und analytisch. Die Synthesis ist die Hauptsache; jedes Ding und Kunstwerk tritt uns in seiner Synthesis entgegen, wir analysiren es, suchen es in seinem Organismus zu erkennen und setzen es wieder zusammen. Wiederholen ist eine Hauptsache; man gehe nicht auf ein Zweites über, bevor man des Ersten mächtig ist; beim Zweiten wiederhole man das Erste. Diese wenigen ohne Begründung gegebenen Sätze zeigen uns die Höhe, auf welcher Komenius steht und welche bedeutende Stelle er in der Entwickelung der Pädagogik einnimmt.

Spezielle Anweisungen, welche sich auf die Lehrweise beziehen, sind in seinen Schriften spärlich vertreten und entsprechen nicht dem Ideal eines guten Unterrichts. In der Didactica sagt er darüber: Der Lehrer hat das Pensum der betreffenden Stunde, während Alle zuhören, vorzulesen und wiederholt zu lesen und, wenn etwas der Erklärung bedarf, diese möglichst leichtverständlich zu geben, daß nichts unverstanden bleiben kann. Hierauf läßt er dies der Reihe nach wieder lesen, und während der Eine deutlich und verständlich vorliest, haben die Andern in ihr Buch zu sehen und stillschweigend nachzulesen; hat man das eine halbe Stunde oder darüber fortgesetzt, so wird es geschehn, daß die Fähigeren das Gelesene ohne Buch zu wiederholen versuchen werden, schließlich auch die langsamen Köpfe. An einer andern Stelle führt er aus: In jeder Stunde läßt der Lehrer, nachdem der Lernstoff kurz vorgetragen und der Sinn der Worte klar erläutert, alsbald einen Schüler aufstehen, der alles von dem Lehrer Gesagte in derselben Ordnung (gleichsam selbst als Lehrer der Andern) zu wiederholen, die Lehren mit denselben Worten zu erläutern hat und der berichtigt wird, sobald er abirrt. Dann wird ein Anderer aufgerufen, der dasselbe zu leisten hat, während die übrigen zuhören, hierauf ein Dritter u. s. w. Aus dieser methodischen Anweisung ergiebt sich, daß diese Methode das ersetzen sollte, was den Lehrern an Ausbildung fehlte; es treten gewissermaßen die Bücher an Stelle der Lehrer, woraus man bei der damaligen schlechten Vorbildung der Lehrer dem Komenius keinen Vorwurf machen kann. Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß alles zu sehr nach der Schablone zugeschnitten war. Nach einer Schablone waren die Lehrbücher abgefaßt, nach einer Schablone wurde das Pensum absolvirt, gleichviel ob in der Klasse vestibularis oder atrialis, nach einer Schablone die verschiedensten Lehrgegenstände behandelt, nach einer Schablone Glauben und Wissen eingeübt, nach einer

Schablone große und kleine Knaben unterrichtet und behandelt. „Wo bot," fragt Gottsched,[25] „unserm feinfühligen Beobachter die Natur nur ein Beispiel eines trockenen Systems und einer langweiligen Schablone, sie, die sich nach Kraft und Vermögen ihrer Gebilde richtet, die auf allerlei Weise fördert und die kein Blatt und kein Haar dem andern gleich formt."

Wenn auch die Persönlichkeit des Lehrers bei diesem Ueberwiegen der Methode zurücktrat, so legt er doch auch Werth auf dieselbe. Die Lehrer sollen den Schülern ein gutes Beispiel geben, sollen fromme, ehrenhafte und thätige Männer sein. Faulheit des Schülers muß durch Fleiß des Lehrers ersetzt werden. Um den Beruf möglichst zu heben, verlangt er, daß nicht, wie bisher, Kandidaten des Predigtamts vorübergehend die Stellung eines Lehrers bekleideten, sondern daß von Gott mit besonderen Gaben ausgestattete Didaktiker sich dieses Amt als Lebensaufgabe wählen möchten. Einschränkend fügt er in der Methodus hinzu, daß der Lehrer ein nicht zu guter Kopf sein möchte, ist er's, so lerne er Geduld.[26] Auch führt er den Ausspruch des Fortius an: Von seinen Lehrern habe er viel gelernt, mehr von seinen Mitschülern, am meisten von seinen Schülern.

In der Schule zu Patak wurde der Lehrer noch durch Gehülfen in seinem Amt unterstützt. Aus der Mitte der Schüler wurden nach der Sitte der damaligen Zeit sogenannte Zehntmänner ausgewählt, die die Ordnung aufrechthalten und das Lesen, Schreiben und gegenseitige Abfragen beaufsichtigen sollten. Sie erhielten die Ehre und das Ansehen eines Hypodidaskalos. Ebenso waren aus der Mitte der Schüler sogenannte Pädagogen bestellt, die zugleich Philopaeden sind, das heißt nicht bloß Führer ihrer Zöglinge, sondern auch ihre Freunde. Ueber der ganzen Schule steht der Rektor, gleichsam ihr Licht und ihre Säule, und da er keine eigene Klasse hat, muß er täglich alle Klassen durchwandern und als eine Sonne ihren Himmel überall

erleuchten. Interessant ist, daß schon zu Komenius' Zeit der Rektor eine Chronik führen muß.[27]

Es erübrigt noch, auf die Behandlung der Schüler von Seiten der Lehrer einzugehen. Selbstverständlich ist, daß Komenius, der das Schulzimmer freundlich geschmückt wissen und den Unterricht so leicht als möglich gemacht haben wollte, kein Freund war von der rigorosen Behandlung in jenen rauhen Zeiten, welche die Schule zu Folter- und Marterkammern machte. Was er darüber im 26. Kapitel der Didactica sagt, zählt Zoubeck mit Recht zu dem Schönsten im ganzen Werke. Nicht als ob er keine Zucht wollte. Eine Schule ohne Zucht ist wie eine Mühle ohne Wasser. Daraus folgt jedoch nicht, daß sie erfüllt sein müsse von Klagen, Streichen und Schwielen. Denn wie die himmlische Sonne beständig Licht und Wärme, oft Regen und Wind, selten Blitze und Donner darbietet, so ist es auch mit der Disziplin. Am besten sei es, durch ein gutes Beispiel zu wirken, durch freundliche Worte und durch ein allezeit aufrichtiges und offenes Wohlwollen — durch ein rauhes Blitzen und Donnern aber nur manchmal und ausnahmsweise und dann zugleich mit der Absicht, daß die Strenge immer in Liebe auslaufe. Aufmerksamkeit und Wachsamkeit des Lehrers würden viele Strafen überflüssig machen. Seien die Lehrer leutselig und gewinnend, dann würden sie nicht durch finsteres Wesen die Gemüther von sich abschrecken, sondern durch väterliche Gesinnung, Haltung und Worte an sich locken. Golden sind folgende Worte: „Wir Lehrer müssen wie geschickte Goldschmiede die Figürchen des lebendigen Gottes, das vernünftige Geschöpf, leise klopfen und behutsam heilen, aber nicht mit unvernünftigem Ungestüm darauf loshämmern, wir müssen genaue Stufen in der Zucht beobachten, einen Verstoß gegen die Grammatik anders bestrafen als ein Vergehen gegen die Mitschüler und dieses wieder anders als eine Sünde gegen Gott."

Ueberhaupt sind um des Unterrichts und der Studien willen keine Schläge anzuwenden, sagt er wiederholentlich in seinen pädagogischen Werken.[28] Nur wer in der Sittlichkeit auf Abwege geräth, gegen den muß eine strenge und rücksichtslose Disziplin geübt werden. Denn wer sich mit Andern zankt, schlägt, wer schwört oder flucht, muß mit strengem Schelten und, wenn Worte nichts verfangen, mit der Ruthe und zwar immer auf frischer That bestraft werden. Ebenso ist Widerspenstigkeit mit Strenge zu brechen, Verleumdung, Lästerung und Unflätherei mit der schärfsten Züchtigung zu sühnen.

So hätten wir das System unseres großen Pädagogen, sein Leben und Wirken uns in großen Zügen vorgeführt, indem wir uns nach Kräften bemüht haben, die Fortschritte desselben ins gehörige Licht zu setzen, ohne jedoch die Irrthümer zu verschweigen. Auf dem Titelblatt seiner didaktischen Werke sehen wir die stattliche und ernste Gestalt des sinnigen Denkers sitzen, angethan mit einem langen Talar, die rechte Hand liegt auf der Bibel, die linke zeigt nach dem Globus. Das Auge blickt milde und sanft, die hohe Stirn verräth den Denker, und ein langer Bart wallt herab — fürwahr der alten Propheten einer. Wehmuth ergreift uns, wenn wir der Tragik seines Lebens gedenken: ein Vaterland, das ihn verstieß; eine Kirche, die vor seinen Augen unterging; Lebensziele, welche erst eine ferne Zukunft verwirklichte. Keine andere Genugthuung können wir ihm gewähren, als wenn wir denselben Eifer, dieselbe Treue, dieselbe Liebe, welche er ein halbes Jahrhundert in Trübsal, Noth und Verfolgung gezeigt hat, der uns anvertrauten Jugend beweisen.

Anmerkungen.

[1] Kleinert, a. a. O. S. 22.

[2] Anders urtheilt Seiffarth, a. a. O. S. 43.

[3] Dieselben sind schwer zu bekommen. Zoubeck und andere Autoren bedanken sich bei der Universitäts-Bibliothek in Göttingen für die Uebersendung derselben, dem sich Verfasser dieser Skizze anschließt.

[4] Näheres über diese drei Propheten bei Herzog, Realencyklopädie, Bd. III., S. 3.

[5] Abgedruckt bei Krause, Tageblatt des Menschheitlebens, Dresden 1811, und Leonardi, Der Philosophenkongreß als Versöhnungsrath, Prag 1819.

[6] Didactica magna VII., 4.

[7] Schola infantiae XII.; mittam te in scholam, mittam, mitesces, virgis te caedent, expecta modo.

[8] Didactica magna XIX., 39.

[9] Didactica XVII., 17.

[10] Scholae pansophicae delineatio 57.

[11] Didactica XXIV., 3.

[12] Scholae pansophicae delineatio pars II.

[13] Monstrato iis coelo: dices deus ibi habitat, monstrato sole: ecce nobis deus lucet, cum tonat; ecce impiis minatur. Schola infantiae.

[14] Ausführlich geschildert bei Gottsched a. a. O. S. 41.

[15] Precibus sacris attenta mente quisque adesto neque tum aliud quam deum cogitato. Si quis irreligiosae mentis indicium dederit, castigator. Leges scholae.

[16] Studia omnia sic disponantur, ut posteriora semper in prioribus fundentur, priora a posterioribus firmentur.

[17] Praecepta morum XXV.: Colloquia inter ludendum latine sint, ut lusus binam (!) habeat utilitatem, vegetationem (!) nempe corporis et animi et profectum in literis.

[18] A. a. O. Theil 2, 4. Aufl.

[19] Kehr, Geschichte der Methodik I., S. 177.

[20] Nach Beeger (Richtersche Bibliothek Bd. XI. S. 343) versteht man unter Solmisation die Benennung der Töne in der Tonleiter nach den in Italien erfundenen Bezeichnungen ut, re, mi, fa, sol, la, unter Solmisiren das Singen auf diese Silben.

[21] Didactica cap. XV.

[22] Scholae pansophicae delineatio.

[23] Also kunstgeschichtlicher Anschauungsunterricht.

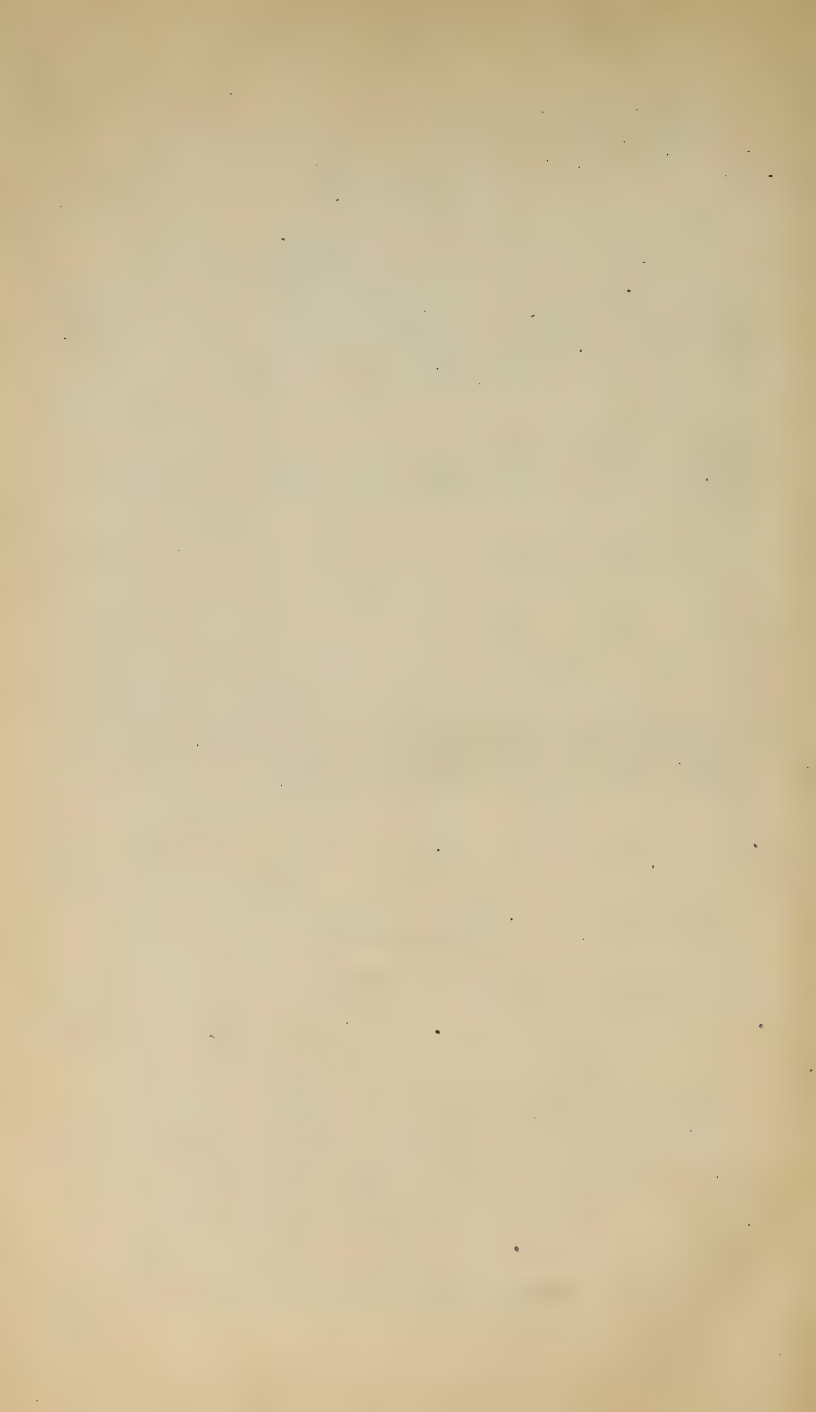
[24] Gottsched, a. a. O. S. 63.

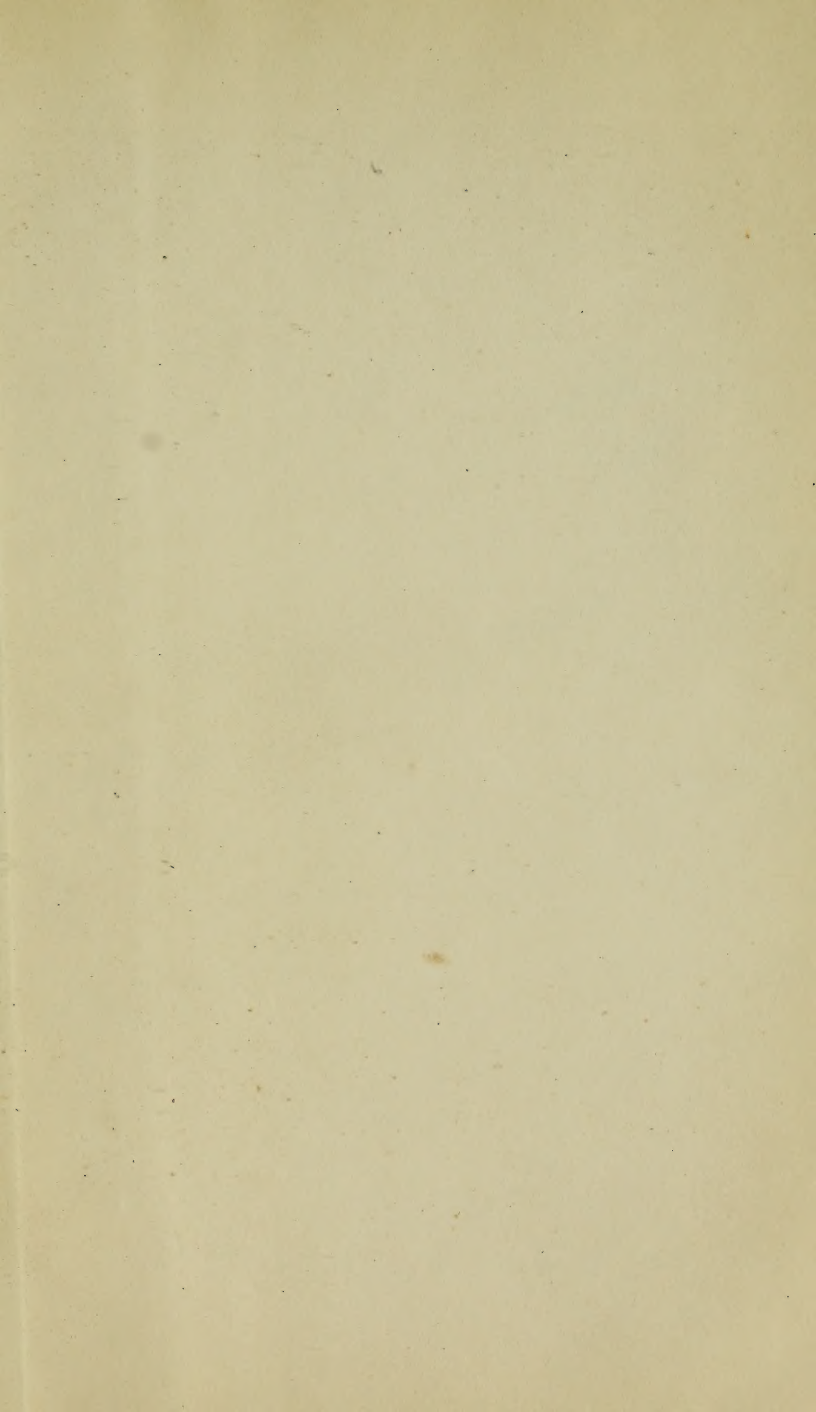
[25] Gottsched, a. a. O. S. 63.

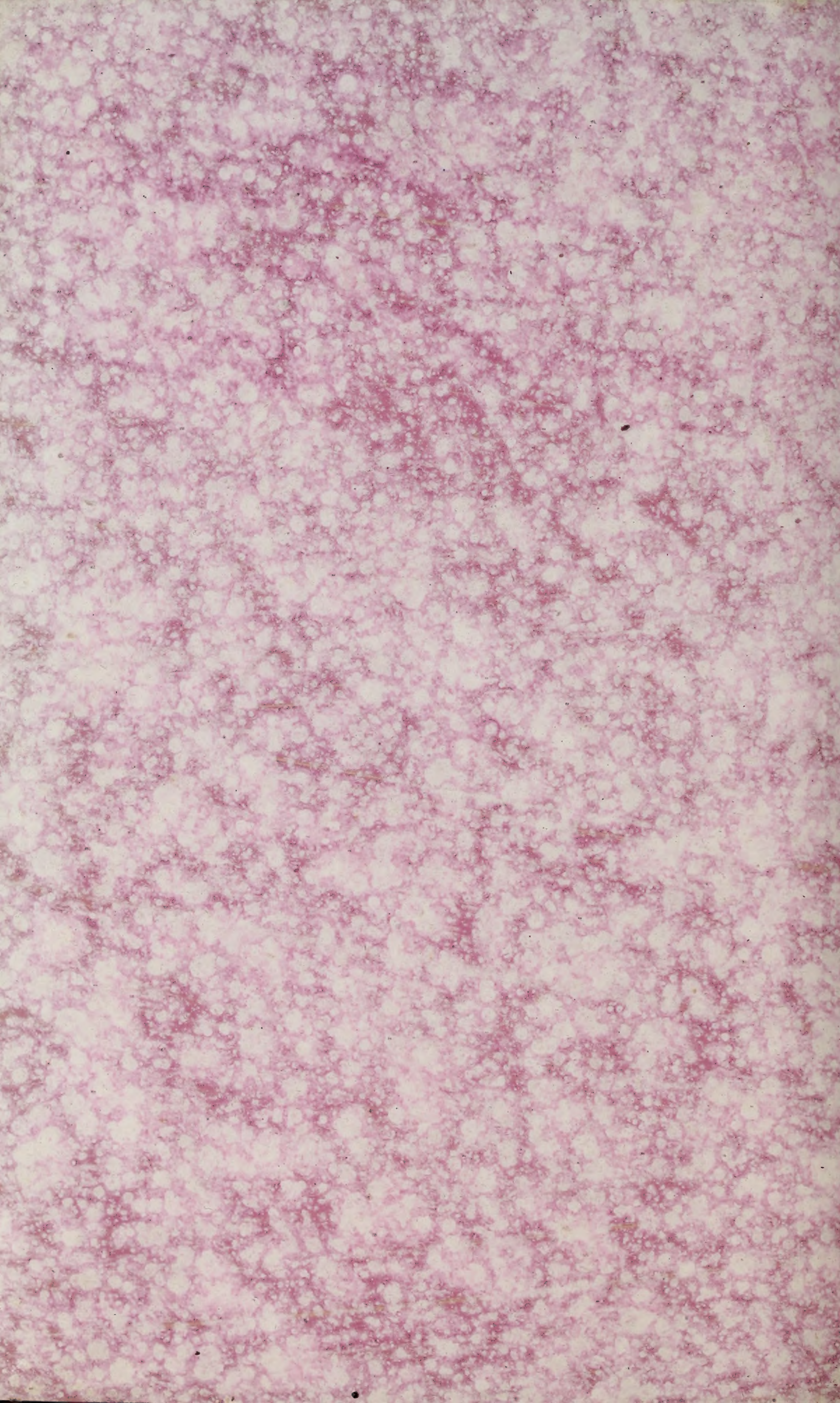
[26] 117. Docens aut ne sit nimis ingeniosus aut sit patientiam doctus.

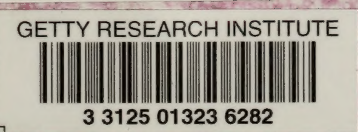
[27] Leges scholae: historicum scholae agito, omnia praecipua acta in annales referto. Also Salomo hat auch hierin Recht.

[28] Wir müssen ihn hier gegen Gottsched in Schutz nehmen, der ihn der Inkonsequenz zeiht und ihn auch bei Verstößen gegen die Grammatik Schläge anwenden läßt. Gottsched wird nämlich durch den Ausdruck „Priscianpeitsche" verleitet, an eine wirkliche Peitsche zu denken, denn er sagt auf S. 49. „Wer einen Fehler im Lateinischen zum zweiten oder gar zum dritten Male begeht, bekommt die Priscianpeitsche schärfer und sehr viel schärfer zu fühlen als beim ersten Mal." Es ist aber von einer Art Fehlerverzeichniß die Rede. Die betreffende Stelle befindet sich in der Scholae pansophicae delineatio § 79 und lautet: diligentiae hic custodem, quem signum emendationis vocant, constituimus, libellum e charta pura compactum, Priscianomastix appelandum, ei qui in Priscianum peccaverit disciplinae gratia in manus dandum: eidem libello mox inscripto, quid contra Latinitatem peccavit. Also zu deutsch: Wir bestimmen hier als Wächter des Fleißes, welchen man Verbesserungszeichen nennt, ein Büchlein aus weißem Papier angefertigt, Priscianspeitsche genannt, welches dem, der gegen den Priscian (Grammatik) verstoßen hat, als Zuchtmittel in die Hand zu geben ist. In dies Büchelchen hat er einzutragen, was er gegen die Latinität gefehlt hat.








GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01323 6282

